Nicht ausleihbar

+4999 674 01

6

DÜSSELDORFER

MONATHEFTE

mit Illustrationen von

Camphausen, Canton, Lorenz Clasen, Fröhlich, Hasenclever, Hildebrandt, Hosemann (in Berlin,) Hübner, Jordan, Krafft, Lessing, Leutze, Lillotte, Meyer (von Bremen,) von Normann, Ritter, Saal, Scheuren, Schrödter, Schwingen, Sonderland, Tidemand, Wieschebrink und mehreren Andern.

Redigirt von Lorenz Clasen.

BAND I. / II

Druck und Verlag von Arnz & Comp. in Düsseldorf.

708

Düsseldorfer Monathefte.

Mit Illustrationen

von

Camphausen, Canton, Lorenz Clasen, Fröhlich, Hasenclever, Hildebrandt, Hosemann (in Berlin,) Hübner, Jordan, Krafft, Lessing, Leutze, Lillotte, Meyer (von Bremen,) von Normann, Ritter, Saal, Scheuren, Schrödter, Schwingen, Sonderland, Tiedemand, Wieschebrink und mehreren Andern.

Redigirt von

Lorenz Clasen.

Erster Band.

[1844/48]
[und Bd 2. 1848/49]

Rara
zb
6666

LANDES- UND STADT-BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Nicht ausleihbar

Druck und Verlag von Arnz et Comp. in Düsseldorf.

3666.60010

0001

14.1225

Zueignung.

Es wurde am Rheine ein Knäblein geboren,
Gar freundlichen Sinnes, und dazu erkoren
Euch stets zu erheitern. Zwar ist es noch klein,
Doch scheint es fürwahr schon ein Schelmchen zu sein.

Die Eltern: sie heißen Humor und Satyre.
Damit es den Zweck seines Daseins vollführe,
Verliehen die Pathen dem Kinde schon früh
Die herrliche Gabe der Phantasie.

Es zeigt sich mit kräftig gerötheten Bäckchen,
Gehüllt in der Komik reichfaltiges Jäckchen.
Es lächelt mit fröhlichem, heiterem Sinn,
Und reichet die Händchen mit Freuden Euch hin.

So nehmet es auf denn mit offenen Armen,
Seid stets ihm gewogen und sucht's zu erwarmen
Durch liebliche Pflege; auch tadelt es nicht,
Wenn's ohne Bedenken die Wahrheit oft spricht.

Denn wie es auch spöttelt, und wie es auch witzelt,
Und was auch sein treffender Griffel oft kritzelt,
Sein Streben ist immer, Euch nur zu erfreu'n,
Denn Jemand zu kränken, das fällt ihm nicht ein.

Was Weit'res zu sagen, das wäre unnöthig:
Dazu ist das Knäblein gern selber erbötig.
Gefällt's Euch in Worten, im Liede und Bild —
Alsdann ist sein Wünschen und Hoffen erfüllt!

J. B. S.

Das Leben ist so ernsthaft, daß es auch dem ernsthaftesten Menschen mitunter zu toll wird. Dann sehnt er sich nach einer Erholung, und sucht den Dingen eine andere Seite abzuwinnen, indem er nach Laune mit ihnen spielt. Nicht selten kommt alsdann erst die wahre Seite zum Vorschein, öfter noch die schwache, faßbare; denn Alles in der Welt hat seine schwache Seite. — Ja, lieber Leser, wenn wir uns die geistige Beweglichkeit erhalten, die Erscheinungen des Lebens von verschiedenen Standpunkten zu betrachten, bald in der Nähe, bald aus der Ferne, bald von vorne, bald vom Rücken, bald von oben, bald von unten, so ereignet es sich nicht selten, daß Dasjenige, welches uns vorher unüberwindlich riesenhaft erschien, in die Kathegorie des Gewöhnlichen rückt. Kehren wir z. B. in später Nacht nach Hause und erblicken in der räthselhaften Dunkelheit ein Ungeheuer mit glühenden Augen, langen Mähnen und einem furchtbaren Schweife, so verwandelt sich dasselbe, wenn wir den Muth haben, es von verschiedenen Seiten zu betrachten, nicht selten entweder in die bekannte gutmüthige Hauskatze oder gar in den leblosen Staubbesen, der diesmal an ungewöhnlicher Stelle aufgestellt wurde. Ich selbst hielt einmal in unheimlicher Mitternacht den zurückgelassenen Farbtopf eines Anstreichers für einen ruhelosen Geist, bis ich ihm vermittelst eines in der Nähe befindlichen Stiefels einige Verletzungen beibrachte, und er so ein anderes Ansehen gewann.

Ereignet sich dies beim Schauerlichen und Grausigen, so geht es in anderer Art dem fabelhaft Schönen, dem unbegreiflich Reizenden, dem blendend Herrlichen nicht besser. Ich hatte einen Freund und der hatte eine Geliebte. Sie war aber nur seine Geliebte, er nicht ihr Geliebter. Die wunderbarsten Vorstellungen hatte er sich von ihrer Schönheit gemacht. Alle reizenden Wesen der griechischen Mythologie waren ihr gegenüber nichts. Es kam nun darauf an, meinem Freunde einen andern Standpunkt der Anschauung zu verleihen, wenn nicht eines frühen Morgens seine fünf Sinne mit dem Postillon aus dem Thore fahren sollten. Er hatte die Angebetete bis dahin nur beim Kerzen-, respective Gas- und Sternenlicht gesehen, hatte ihr nur auf Thees und Bällen gegenübergestanden. Liebster, sagte ich, das geht nicht, Du mußt sie durchaus einmal beim hellen Tageslicht und wo möglich am Morgen sehen. Abraham a St. Clara sagt: Die Liebe ist erfinderisch — und so wußten wir es denn einzurichten. Er sah sie bei Tage, sah sie noch dazu vor ihrer Toilette, und war total von jeder Imagination geheilt.

Ein andermal machte ich selbst eine merkwürdige Erfahrung. Oefter begegnete ich einem wohlbeleibten Herrn mit starken, wichtig aufgezogenen Augenbraunen. Nicht leicht konnte Jemand imponirender über die Straße gehen und fast Jedermann grüßte ihn, ob seines bedeutenden Aussehens. Sollte

es etwa der Verfasser der Broschüre: „von dem Wiedersehen nach unserm Tode“ sein? Oder ist es etwa der Geheime-Finanzrath X., den das Fremdenblatt als hier anwesend bezeichnet? Jedenfalls sieht dieser Mann vielversprechend aus. Da veranlaßte der Zufall eines Tages ein näheres Rencontre und ich lernte den ehemaligen Polizeidiener Hampelmann kennen, welcher im vorigen Jahre in der Lotterie gewonnen und nun von seinen Renten lebte. Und ich gewann eine ganz andere Vorstellung von diesem Manne.

So gibt es denn Vieles in der Welt, das anders aussieht, als es seinem Wesen nach ist. Sollen wir darüber erschrecken? Sollen wir uns darüber ärgern? Bewahre der Himmel! Liegt nicht vielmehr in diesem neckenden Spiel ein gewisser Humor? Humor heißt ja der lachende Weltweise, der einzige Philosoph, welcher wirklich nicht eitel ist, welcher nicht mit dünkelhafter Unfehlbarkeit Systeme baut, die sein jüngster Schüler sich berufen fühlt, umzuwerfen. Dahinaus wollte ich eigentlich, wollte beweisen, daß der Humor die wahre Lebensweisheit ist, und habe es bereits eher bewiesen, als ich selbst es bemerkte.

Wissen wir uns den Humor im Leben zu erhalten, so haben wir uns alles erhalten, denn er bedingt einen gewissen Muth und eine gewisse Freiheit der Anschauung. Zum Humor gehört auch eine Art geisterseherisches Talent. Wie das? fragt Ihr. So laßt's Euch sagen: Nichts in der Welt ereignet sich einseitig und ganz für sich abgeschlossen. Alles trägt vielmehr sein Gegensätzliches bei sich oder hat es in seinem Gefolge; oder ist es nicht in seinem Gefolge, so ging es ihm vorher, und ging es ihm nicht unmittelbar vorher, so treffen wir es als ein Bekanntes aller Orten, oder könnten es doch antreffen, wenn wir überhaupt einen Treffer für diese geistigen Bemühungen besäßen, wenn wir den geisterseherischen Blick hätten, mit welchem der Humor die Dinge ansieht. — Der Humor ist aber auch ein Diplomat. Er wägt und erwägt Eines und das Andere, ist räthselhaft in seinen Aussprüchen und mitunter sogar sich selbst ein Räthsel. Und sind die größten Diplomaten sich nicht oft selbst ein Räthsel? Sind sie nicht oft selbst über sich in Zweifel, was sie an sich haben? Doch genug davon. Ich komme am Ende auf das Anfangs Gesagte zurück, daß, jemehr uns der Ernst des Lebens anfaßt, desto mehr es zu unserer Erholung dient, die Erscheinungen des Lebens von Zeit zu Zeit einmal von einer andern als der gewöhnlichen Seite zu betrachten. So sollen denn Humor und dessen Spießgesellen: Scherz, Witz und Satyre das Ihre thun und redlich am großen Werke der Bildung und des Fortschrittes mitarbeiten. Und sicher wird hier Manches ein anderes Aussehen haben, als wir sonst an ihm zu bemerken pflegten.

L. G.

Etymologische Erklärung der Ehe

oder:

Variationen in Dur über ein altes Thema.

Soll ich systematisch zu Werke gehn, — ja so! da fällt mir ein, daß ich wohl ein kleines Präludium vorausschicken muß, um wo möglich den Angriffen vorzubeugen, die mich wegen dieser Abhandlung, von der Hand derjenigen, die da

„— — flechten und weben
Wollene Socken für's frostige Leben!"

treffen möchten.

Gegen Dich, lieber Leser, der Du bist ein wirklicher Leser, id est ein generis masculini, brauche ich mich nicht zu entschuldigen; denn Du weißt es mit mir, daß wir Männer Alles das, was wir gegen die Frauen reden und schreiben, durch unsere Handlungen, die gerade das Gegentheil unserer Worte sind, Lügen strafen.

Für Dich aber, mein holder Leser, der Du eigentlich bist kein Leser, sondern eine Leserin, für Dich habe ich einen Zornablenker in der Bitte: „Lies diese Abhandlung nicht!" Dein zartes Herzlein möchte hie und da durch ein spitzes Wörtchen verletzt werden. Lies mich nicht! Du hast dann auch eine Gelegenheit, die Jahrtausende alte Beschuldigung weiblicher Neugierde von dir abzuwälzen, und hast den Vortheil, nicht beleidigt zu werden.

Aber was seh' ich? Du liesest doch? Nun, ich habe Dich gewarnt! Ich wasche meine Hände in Unschuld? Zur Sache denn!!

Soll ich systematisch zu Werke gehen, dann muß ich zuerst das Thema aufspielen, muß das Uebel — ich meine die Ehe — bei der Wurzel fassen. Sehen Sie, meine Damen, da haben Sie gleich schon eine Beleidigung! Also das Uebel bei der Wurzel fassen, und mit Adam anfangen ....

Der Adam war im Paradiese, und er muß sehr glücklich gewesen sein; denn er wußte noch nichts von Gardinenpredigten, vom Kinderspektakel, vom Putze ꝛc.

Aber, wie das wohl so kommt, die Glücklichen denken selten an Gott; das mag Adam auch gethan haben. Und das sah der Herr und sann auf ein Mittel, den alten Jungen auf bessere Wege zu bringen. Er versenkte ihn in einen tiefen Schlaf, nahm ihm eine Rippe — metamorphosirte die — und als Adam erwachte, da glaubte er an Gott! er hatte ein Weib! — — — —

Du armer Adam! Wohl mit Recht kann man sagen: Dein erster Schlaf war Deine letzte Ruhe! — Doch ließ er sich gerne die Verwandlung seiner Rippe in ein liebespendendes, liebefordernes Weib gefallen; er ehelichte sie. Und siehe da, gelöst ist die Frage: Wie entstand die Ehe?!

Adam's Ehe muß glücklich gewesen sein, denn wir finden in der ganzen heil. Schrift, die doch sonst selbst die Chronique scandaleuse nicht verschweigt, keine Behauptung vom Gegentheil. Nicht war Er ein Freund von nächtlichen Banketten, vom Trunk, vom Spiel und von der Veränderung. Nicht liebte Sie die Klatschwassergesellschaften, die Gardinenpredigten, den Putz! — Erlauben Sie, meine verehrtesten Leserinnen, ich sage kein Wort davon, daß die heutigen Damen dies lieben; ich spreche bloß von Madam Adam, geborne Rippe. Also glücklich war die Ehe! Das mag auch den Papa veranlaßt haben, zu sagen: sie seien Fleisch von seinem Fleisch, Bein von seinem Beine gewesen.

Und Adam's Ehehandlung fand Nachahmer. Und seit Adam hat es sich so fortgeerbt und fortgewälzt durch Jahrtausende durch die ganze Mannwelt — das Gefühl und das Verlangen, wiederzu-

suchen und wiederzufinden die schon vor der Geburt verlorne Rippe, um mitzuspielen im Drama des ehelichen Lebens. Das ist dann ein Rennen, ein blindes Zugreifen, unbekümmert, ob die gefundene Rippe auch die rechte sei.

Meine verehrten Leser und Leserinnen, habt Ihr wohl gehört von dem Schmerz des Aermsten, der durch Unglück ein Bein oder einen Arm zerbrochen und sich das zerbrochene Glied durch Hülfe des Arztes hat wieder anflicken lassen? Wißt Ihr, wie der Schmerz ihn verzehrt und durchwühlt, wenn Stürme den Horizont bedrohen? Und das war sein wirkliches, eigenes Bein, was man ihm angeflickt! Nun denkt Euch den Schmerz des Aermsten, der herz- und geistbefangen eine Rippe fand, dieselbe sich, zwar nicht durch die medizinische, sondern durch die theologische und juridische Fakultät hat anflicken lassen, wenn der nachher fühlt, daß es nicht seine rechte Rippe ist, sondern ein ganz wildfremder Knochen! Wißt Ihr, wie der Schmerz ihn durchwühlt, wenn Stürme seinen Ehehorizont bedrohen? Ach! der Aermste ist dann nicht bloß krank an der fremden Rippe; er fühlt dann die Ehe in jedem Gliede.

Ich nannte vorhin die Ehe ein Drama. Wohl ist sie das; ein Melodrama mit sehr vielen Verwandelungen und kostspieligen Kostümen. Und wenn die Ehe ein Drama, so möchte ich den Brautstand, resp. Bräutigamsstand, die Ouvertüre zu demselben nennen; denn da hängt der Himmel voller Geigen, die Braut flötet lieblich und süß, und der Bräutigam ist bemüht, jeden Tag andere Saiten aufzuspannen. Und wie im Leben vor der Ouvertüre das Stimmen der Geigen angeht, so möchte ich die Zeit vor dem Brautstande, also die Zeit der Rippesucherei, die Zeit der Stimmung nennen. Ja wahrlich, Stimmung mit allen möglichen und unmöglichen Variationen. Denn der junge Mann sucht, weil er ganz bestimmt glaubt, es sei seine Bestimmung, daß er die ihm Bestimmte suche. Und er sucht und findet nicht, dann wird er verstimmt; oder er findet und glaubt, es sei die ihm Bestimmte, die da stimmen werde in der Harmonie seines Lebens und umstimmen die Dissonanzen desselben: und er beut ihr Herz und Ring zum feierlichen Verlöbniß und fühlt sich nachher getäuscht — dann wird er mißgestimmt. Und fragt man ihn dann: „Wann werden Sie endlich einmal Hymens Fackel anzünden?“ dann zuckt er die Achseln und stimmt ein in den alten Refrain: „Das ist noch unbestimmt.“

Doch lassen wir das! Hören wir lieber etwas von der Ouvertüre, das ist von dem Brautstande. So folgt mir denn und ich führe Euch zum Verlobungsschmause in ein reinliches, räumliches Zimmer, und hinter einer Barrikade von Torten, Kuchen, Pöckelfleisch, sauern Gurken und Batterien

von Weinflaschen sehen wir: einen Papa und eine Mama, und dito Papa und Mama, Brüder, Schwestern, Basen, Vettern, eine Menge Volk und ein Paar in süßer Umarmung (Armseligkeit)! Alles hat sich erhoben, natürlich das Pöckelfleisch und die sauern Gurken nicht, und ruft: „Victoria! es lebe Bräutigam und Braut!“

Dem Himmel Dank, daß ich endlich so weit bin! Seht, die Worte „Bräutigam“ und „Braut“ sollten die ersten sein, mit welchen ich meine etymologischen Erklärungen beginnen wollte. Es ging mir aber hier, wie im bürgerlichen Leben: es wurde mir schwer, an die Braut zu kommen; bei den Haaren konnte ich sie doch nicht herbeiziehen. Jetzt aber habe ich dieselbe, Dank dem Himmel und Ihrer Geduld, erwischt, — und jetzt soll es schnell vomStap el gehen.

Was heißt Braut? Braut als Substantiv heißt gar nichts. Das Wort ist ein Verbum und kommt her von „brauen.“ Ich will Ihnen die Sache handgreiflich machen. Sind Sie schon in einer Brauerei gewesen? Bon! So wissen Sie also, daß in einer solchen sich ein großer Bottig befindet, worin lauter Ingredienzien, die geeignet sind, den Geist zu beleben, den Körper in Spannung zu erhalten. — In dem Herzensbottig einer liebenden Jungfrau, die ihr Geschick an das eines liebenden Mannes gebunden, da birgt sie die Liebe, das Verlangen, die Sehnsucht, das Entsagen, den Trotz, das Schmollen, die Versöhnung, kurz lauter Ingredienzien, die geeignet sind, den Geist zu beleben, den Körper in Spannung zu erhalten. Diese Massen sind in einem beständigen chemischen Prozesse, in stetem brauenden Zustande. Das hat denn wohl Veranlassung gegeben, daß man, als einst ein solches Mädchen über die Straße ging, mit Fingern nach ihr wies, bezeichnend: „Die — braut!“ Das Wort fand Anklang, erhielt das Bürgerrecht, und von dem Augenblicke an heißt eine Jede, die in diesem Zustande: Braut.

Ich kann Ihnen dieses durch den Nachsatz deutlicher machen. Wenn Sie in einer Brauerei waren, dann wissen Sie auch, mit welcher Vor- und Umsicht der Brauknecht den Bottig überwachen und bewahren, wie er stets die Flamme schüren und unterhalten muß, daß das Gebräu nicht schaal werde, nicht trübe, noch versauere: gerade so bei der Herzensbrauerei. Der Brauknecht — zwar nennt ihn die Liebe nicht so, das würde zu profan klingen; sie nennt ihn Bräutigam — also der Brauknecht-Bräutigam muß von früh bis spät die Flamme der Liebe schüren und unterhalten, er muß sorgen, daß sein Ge-bräutlein nicht schaal werde, nicht trübe, noch versauere. Denn das weiß er: ist das der Fall, dann geht es wie in der profanen Brauerei — dann mag der eigene Brauknecht es nicht mehr genießen.

Aber auf die Dauer versiegt das größte Kohlenmagazin und geht der bedeutendste Holzvorrath zur Neige! Woher dann die Gluth? Und auf die Dauer erlahmt auch dem solidesten Brauknecht die Geduld, und wer bürgt dann für ein gutes Gebräu? Da also dieser reizbare „Brauzustand“ nie früh genug aufgelöst werden kann, und es immer die höchste Zeit ist, ihn aufzulösen, so nennt man eben die Handlung, die dem „Brauzustande“ ein Ende macht — die Hochzeits-Handlung.

Jetzt aber, schöne Leserinnen, beginnt das eigentliche Drama. Der al-breve-Takt in dem Finale der Ouvertüre verkündet, daß es mit derselben gleich zu Ende geht. Schon steht der Bräutigam, der in dem Drama monologisirend zuerst die Bretter zu betreten hat, hinter den Koulissen, vor Verlangen brennend, den Vorhang zu heben.

Also das Drama beginnt. Der Bräutigam tritt zuerst auf! Er ist etwas befangen; doch ist das nicht zu verwundern; es ist ja eine neue Rolle, die er jetzt spielen soll, und da der „Hausfreund“ erst in den spätern Acten des Drama's auftritt, so kann er sich von Dem jetzt keinen Rath holen. Er greift deßhalb zum Lexicon. Er blättert darin, und findet das Wort Braut, er findet Bräutigam, er blättert weiter und findet das Wort: „Ehe!“ — Er prallt erschrocken zurück. Er fühlt, das Wort sei ihm ein lebendes Warnungszeichen. Es scheint ihm zuzurufen: „Ehe du ein fremdes Leben an dein eignes bindest, — ehe du hingiebst den Jugendsinn desselben, ehe du die Handlung begehst, von welcher ich den Namen führe — überlege!!“

Betrachte mich! In der heiligen deutschen Sprache giebt's kein Wort, bezeichnender für die

Handlung, wie eben „ehe," geformt aus drei Lauten e, h, e. Aber lies sie von vorn, von hinten, rechts oder links, es bleibt ewig derselbe Refrain: „Ehe — Ehe!" —

Und wie das Wort, so die Handlung. Hast du sie in's Leben gerufen, so kannst du sie nimmer ungeschehen machen; es bleibt immer, von welcher Seite du sie auch beleuchtest und betrachtest, „Ehe!"

Und der junge Mann scheint das zu fühlen, er geht in sich, und er grübelt. Siehe, da erscheint Sie, geschmückt und bräutlich mit allem ihr zu Gebote stehenden Liebreiz, und Sie lispelt mit dem Tone leisen Vorwurfes: „Du mein Einziger, Du traust mir nicht!?" Da durchzuckt ein Blitz seinen nächt'gen Geist, es wird Tag in demselben, er geräth in Extase und fängt an zu conjugiren: „Ich traue Dir, Du traust mir, ich traue Dich, Du traust mich, wir trauen uns, er (der Pastor) soll uns trauen! Komm' zur Trauung!"

Diese Trauung schließt den ersten Act: es ist der Hauptact, und unterscheidet sich dadurch das Drama der Ehe vom gewöhnlichen Drama, wo der erste Act so bedeutungsvoll nicht sein kann, noch darf. Und wie überhaupt jeder Vergleich hinkt, so möchte auch wohl die Parallele der Ehe mit einem Drama noch vielfach nicht stichhaltend sein. Bei einem Drama z. B. da erhält man gleich Eingangs das Verzeichniß aller mitwirkenden Personen bis auf die Kinder herab. Nicht so beim Beginne des Ehedramas. Da verschweigt es der Dichter, das Schicksal mit Namen, wieviel Personen darin auftreten sollen. Beim Drama tritt oft alle fünf Minnten ein neuer Acteur auf die Bühne. Beim Ehedrama, — wenn man die Hausfreunde, Kammermädchen, Diener, Schneider und Putzmamsells abrechnet, — in der Regel nur erst nach Jahresfrist. Beim gewöhnlichen Drama führt der Held des Stücks consequent seine Hauptrolle bis zum Ende durch. Bei der Ehe ist das nicht so. Die Hauptrolle, die vielleicht jahrelang die Hausfrau gespielt, spielt häufig später das liebliche Kammermädchen. Die poetische Gerechtigkeit, der Nervus rerum des Dramas, wird im Ehedrama nicht selten heute vom Gemahl und morgen von der Gattin mit Füßen getreten.

In allem Uebrigen aber, was Handlung, Ver- und Entwickelung derselben, was die durch das Stück sich ziehende Intrigue betrifft, so ist die Ehe ein Drama, und ich würde dieses näher beweisen, wenn das überhaupt meine Aufgabe wäre, und ich Eure Geduld noch länger auf die Probe stellen dürfte.

Ich eile deßhalb wieder zu dem oben verlassenen Pärlein, sehe, daß aus dem Bräutigam und der Braut jetzt ein Mann und eine Frau geworden, und fahre in meiner etymologischen Zergliederung fort.

Ich will, honneur aux dames, mit der Frau anfangen!

Das Wort Frau ist altdeutsch und hieß ursprünglich „Frowe." So finden wir es verzeichnet in alten Chroniken und Handschriften. Es war also früher zweisilbig oder zweiwörtlich und hieß „froh — weh." Das Weib verpflichtete sich durch die Ehehandlung Froh und Weh mit dem Manne ihrer Wahl zu theilen und zu tragen. Ein schöner, bedeutungsvoller, aber schwerer Beruf.

Ja schwer! Das fühlte denn auch einst ein Weib — und Millionen Weiber fühlten es mit ihr, — daß es doch anmaßend von der Mannsperſonage sei, dem schwachen, zarten Weibe, — welche schon so viel zu tragen habe, eben diese Schwäche zu bemänteln, eben die Mäntel, Kazowekas, Blonden, Kragen, Hauben, Shawls, Pellerinen und Tellerinen und wie das Zeug alle heißt, — also diesem zarten Wesen noch zuzumuthen, auch noch Froh und Weh zu tragen; und so wickelte sie sich denn in all' ihren Liebeszauber und sprach zu dem Gatten also: „Du mein Abgott, mein Alles, du Sonne meiner Tage, Planet meiner Lebensbahn, — ich habe Dir schon so oft betheuert, in der schönen Zeit, als ich noch „braute," daß ich Alles mit Dir theilen wolle! Ich mache mein Wort jetzt wahr! Ich theile mit Dir mein eigenes „Ich," meinen Namen! Siehe man nennt mich „froh-weh." Ich schenke großmüthig Dir die Hälfte meines Namens und behalte bescheiden für mich nur die andere Hälfte. Ich schenke Dir das „Weh" und behalte das „Froh." Hier diesen Kuß zum Draufgelde." Fort hüpfte sie . . . —

Da stand der arme Mann und faßte sich unwillkührlich an den Kopf, um sich zu vergewissern, ob seine Ohren in dem Momente nicht länger geworden.

Sie aber in ihrer Siegesfreude rief, parodirend die Elisabeth in Maria Stuart:

„Jetzt endlich bin ich froh des Erdenlebens,
Und froh mit mir sei jedes Weib hienieden!"

Von der Zeit an nennen sich die Weiber statt Frohwen Frohen, woraus nachher „Frauen" gebildet wurde. Denn „Frau" und „Froh" ist noch heute im Plattdeutschen identisch.

Jetzt aber komme ich an ein Wort, das ich ungern erläutere, weil es uns Söhne Adams in unserer ganzen Nichtigkeit darstellt. Doch — „fluchwürdiges Amt, das mir geworden," — ich muß. Nun wohlan, es sei! Es ist das Wörtlein — „Mann."

Sie Alle wissen noch aus der Jugend Schulzeit, daß es dreierlei Personen giebt, die erste Person, das ist das „ich," das eigentlich Positive, Bestehende. Die zweite, die mit uns befreundete, vertraute, das „du," und dann die Person oder Personen dritter Klasse, als da sind: „er, sie, es, man." Es ist die Domestikenklasse, und ihre Prädikate klingen gar nicht schmeichelhaft. Aber das unbedeutendste, das unbezeichnendste von Allen ist gerade das „man," und von diesem haben wir den Namen.

Wenden Sie nicht ein, meine verehrtesten Leserinnen, das sei nicht möglich; auch würde das ja ganz anders geschrieben. Das ist eben die Malice. Sehen Sie, das zarte Weib denkt und fühlt nicht so psychologisch richtig, wie der Mann, und verwechselt nicht selten Person mit Sache. Nun hat aber das Weib von Jugend auf gehört, sie gehöre zum andern Geschlechte. Zum andern, d. h. zweiten, und nicht zum ersten. Soll das nicht schmerzen!? Kann man es nun der Frau verargen, wenn sie Person mit Geschlecht verwechselt, und wenn sie Furcht trägt, daß sie in der Ehe auch nur die zweite Person sein solle, und kann man es tadeln, wenn sie strebt, die erste zu werden?

In dem goldenen Ehereife aber steckt die Kraft des weiland Salomonischen Ringes, und in dem Momente, wo das Weib dieses Reiflein am Finger spürt, da durchzuckt es sie mit Allgewalt, und mit eminenter Kraft nimmt sie den erwählten Gatten, reißt ihn herunter vom Throne des Egoismus, des „ichs," wirft ihn vorbei der zweiten Person und wirft ihn — bis tief hinten in die Domestikenstube. Und zum Zeichen ihres Sieges drückt sie ein großes „M" als Brandmark vor seine Stirne, und um anzudeuten, daß er jetzt nichts mehr zu sagen habe und eine Null sei, giebt sie ihm als Appendix ein kleines „n," den Anfangslaut von Null und Nichts.

Das wurmt den Aermsten, und er raisonnirt inwendig. Da herrscht sie ihn gebieterisch an und spricht verachtend und höhnisch: „man sei nicht so albern!" O es ist gräßlich, sie nennt ihn nicht du, nicht einmal er, was doch grob genug gewesen wäre, sie nennt ihn „man." Drob wird sein Unmuth stärker, er giebt ihm Worte, — da aber trifft ihn der Blitz aus ihrem Zornesauge, und sie spricht über die Achsel weg: „man schweige!" Da spannt er andere Saiten auf, er holt hervor ihre Billionen Liebesschwüre, und siehe da — ein Lächeln umspielt ihren Mund, und es ist ungewiß, ist es Hohn, ist es Liebe, — und sie spricht, und es ist ungewiß, ist es Hohn, ist es Liebe, sie spricht das Wörtlein: „mänchen!"

O! es ist um aus der Haut zu fahren — jetzt spricht sie gar im Diminutiv, jetzt ist er noch weniger wie man, ist jetzt nur ein mänchen!

Ich kann den Faden nicht ferner fortspinnen; ich bin zu erbost über diese unsere Schmach.

Jedoch bevor ich schließe, muß ich noch einiger Floskeln und Redensarten erwähnen, die in der Ehe heimisch sind. Redensarten, zweisinnig, vielsinnig und unsinnig, wie die ganze Handlung.

Da nennt z. B. mancher Mann seine Frau — seine theuere Frau. Das ist offenbar Malice; das soll heißen, ihr Unterhalt koste ihn viel! Ein anderer spricht von seiner rechtlichen Frau. Das ist Verläumdung; er will damit ausdrücken, seine Frau wolle immer Recht haben. Dem ist nicht also. Die Frauen wollen nicht immer Recht, sie wollen nur kein Unrecht haben. Haben sie da nicht Recht?

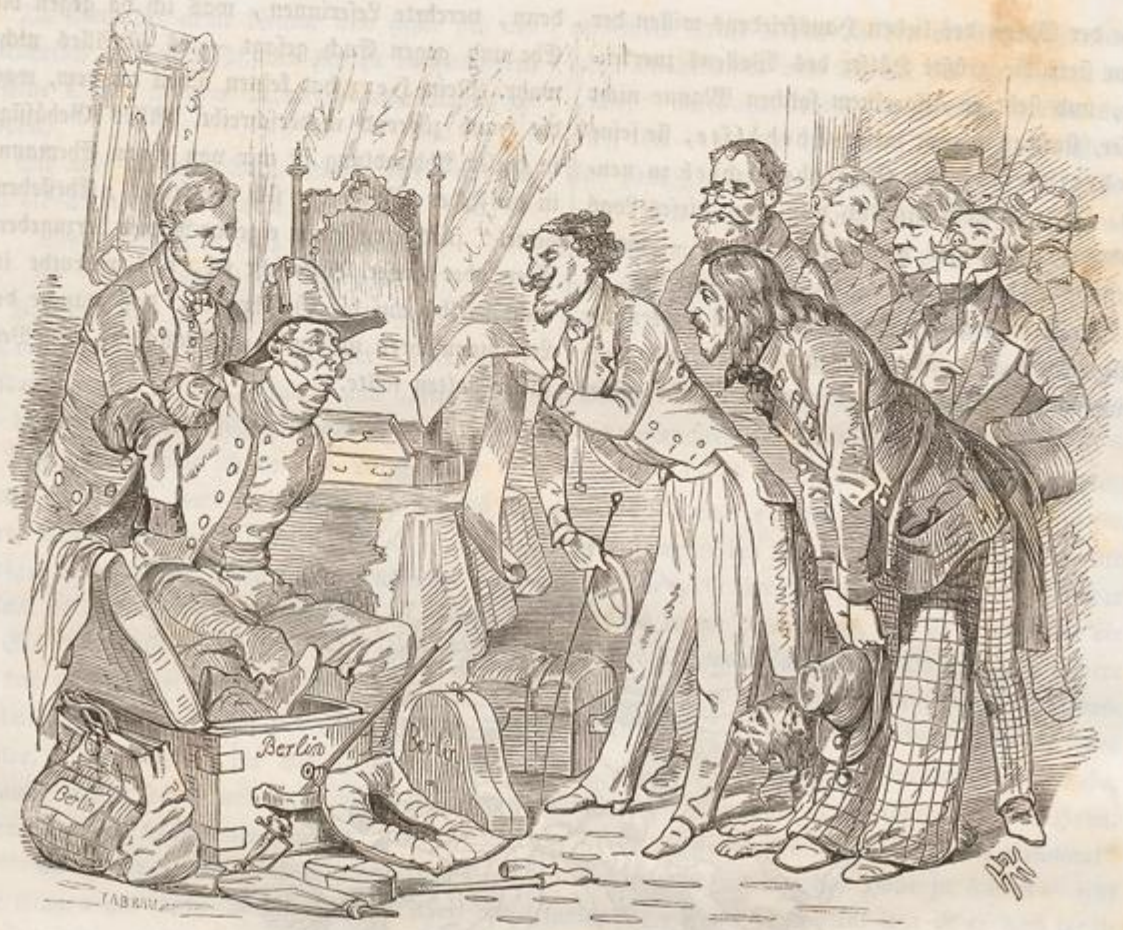
Wieder ein Anderer nennt seine Frau seine Ehehälfte. Welcher Unsinn! Wo giebt es denn Ehen, in welchen Wollen und Begehren, Entsagen und Verlangen so gleichmäßig vertheilt sind, daß auf jeden Theil die mathemathische Hälfte kommt? Muß

nicht der Mann des lieben Hausfriedens willen der Frau stets die größte Hälfte des Wollens zuerkennen, und steht es also einem solchen Manne nicht besser, statt zu sagen: meine Ehehälfte, sie seine Ehedreiviertel oder Ehesiebenachtel zu nennen. Ja, und noch glücklich der, dem dieses Loos geworden; Mancher muß leider sagen: — meine Ehegans (z!). —

Doch jetzt genug der Verstellung! Herunter reiße ich die mir aufgedrungene Maske und zeige mein wahres Gesicht, — mein reuiges! So wisset denn, verehrte Leserinnen, was ich da gegen die Ehe und gegen Euch gesagt — es ist Alles nicht wahr. Mein Herz hat keinen Theil an dem, was die Hand zögernd niederschreibt. Alles Gehässige in dieser Abhandlung ist mir von einem Ehemanne in die Feder diktirt, der sich vor seiner „Ehesiebenachtel" fürchtete, seinen eigenen Namen herzugeben. Wer aber dieser Bösewicht sei, das verrathe ich nicht, selbst auf die Gefahr hin, daß manche der Leserinnen ihren unschuldigen Mann für den Verfasser halten sollte.

Um Euch, liebenswürdige Leserinnen, einigermaßen wieder zu versöhnen, und um mein Unrecht, die Hand zu solch' frevelhaftem Spiel geboten zu haben, so viel wie möglich wieder gut zu machen, versichere ich darum feierlichst, daß ich recht gut weiß, daß die Frauen der Jetztzeit, noch wie ihre Vorgängerinnen, die Frohwen sind; daß sie eingedenk des Bibelspruchs: „Und er soll dein Herr sein!" durchaus kein Verlangen nach dem Hausscepter haben. — Ich behaupte, daß, will man das Schöne, Erhabene, Beglückende personificiren, man nur das Weib hinzustellen braucht. Ja ich gehe noch weiter: das weibliche Wesen, welches sich durch diese Abhandlung gearbeitet, ohne die Geduld zu verlieren, und welches trotz alle dem mich noch mit einem freundlichen Blicke beschenkt, das — ist ein Engel!

Louis Bacherach.



Künstler-Adresse

an einen Landtags-Abgeordneten der Ritterschaft.

P. P.

Obgleich Sie eigentlich Abgeordneter der Ritter,
So scheint es uns dennoch nicht bitter,
Es zu riskiren,
Unsere Wünsche an Sie zu adressiren;
Erstens: weil die Ritter ohne Fragen
Am meisten beim Landtag haben zu sagen;
Und zweitens: es auch bekannt ist uns Allen,
Daß Sie, Herr Abgeordneter, durchaus nicht auf den Mund gefallen.
Indem wir nun in diesem Vertrauen
Uns an Ihren künftigen Heldenthaten bereits erbauen,
Wollen Sie gütigst auf nachfolgende Proposita schauen.

§. I.

Jedermann weiß, daß bei all' solchen Affairen
Die Preßfreiheit zuerst ist zu begehren.

Wir sind übrigens loyale Bürger,
Und keineswegs phantastische Gedankenwürger,
Drum sprechen wir zwar für die Presse, aber nicht für die schlechte;
Sondern für die ergiebige und rechte.
Und so erbitten wir, da einmal auf Erden
Alles muß gepreßt und erpreßt werden,
Vollkommene Freiheit einen Jeden zu pressen,
Bei dem nach unserm Ermessen
Ueberhaupt etwas ist zu erpressen. —
Dahin gehören nun zuerst die Banquiers mit ihren Goldschläuchen,
Ferner die Bäcker mit ihren Mehlbäuchen;
Dann die Minister, sammt den Stabsoffizieren,
Welche vom Einkommen etwas könnten verlieren;
Endlich auch die Weinwirthe mit ihren Fässern,
An denen noch Manches zu verbessern.
Wir bitten, vor allen Sachen
Diesen Antrag zu dem Ihrigen zu machen. —

§. II.

Wider Verhoffen
Wird im Lande noch keine Gewissensfreiheit angetroffen;
Dies ist sehr übel,
Man hält die Geister, wie die Stockfische, im Kübel,
Während sie wie die Laberdane möchten schwimmen; —
Dies muß jeden Vernünftigen ergrimmen;
Weßhalb wir darauf antragen müssen,
Allerhöchsten Orts den Gewissensbissen
Durch Cabinets-Ordre den Paß abzuschneiden,
Damit Jeder lebe in Ueppigkeit und Freuden.
Die Gewissensbisse sind die geheime Censur,
Und das empört jede vernünftige Creatur.

§. III.

Wir haben durch die Zeitung vernommen,
Daß die Franzosen von der Ehrenlegion abgekommen,
Und statt dessen sich sehnen nach dem Grafentitel.
Als gute Deutsche legen wir uns gleich ins Mittel,
Das heißt, wir machen ihnen alles nach,
Und bringen so auch den Grafentitel zur Sprach.
Der Titel: Grafen soll nämlich nach Grimm von greifen kommen,
Und alle Grafen hätten, was sie haben, früher genommen:
Drum möchten auch wir gerne Grafen werden,
Um uns etwas nehmen zu dürfen auf Erden.
Ferner wäre dieß der gescheiteste von allen Streichen
Um die Standesunterschiede auszugleichen,
Hat Jeder ein Wappen und eine Krone,
Dann hören von selber auf die Barone.

§. IV.

Jetzt müssen wir auch kommen auf das Vertrauen,
An welchem die Unterthanen sich sollen erbauen,
Allein belieben Herr Abgeordneter zurück zu schauen.
Seit einigen Jahren
Kann man von Vertrauen nichts mehr sagen,
Ohne an wenigstens Ein Fragezeichen zu denken.
Dies muß jeden Vertrauungsvollen kränken.
Diesen Uebelstand bringt man jedoch alsbald zum Purzel,
Legt man die Art an des Baumes Wurzel;
Drum bitten wir zu des Landes Heil und Segen,
Und auch der Demagogie und Orthographie wegen,
Künftig alle deutschen Fragezeichen zu streichen,
Und das alte Vertrauen wird blühen ohne Gleichen.

§. V.

Auch dem Fortschritt wollen
Sie gütigst nützen,
Und ihn durch folgenden Antrag unterstützen.
In Erwägung, daß von beständigem
Schreiten und Gehen
Dem Fortschritte aus den Stiefeln gukken die Zehen;
Daß ferner die Beinkleider ihm stark
zerrissen,
Wodurch wir den Anstand bei ihm öfter vermissen;
In Erwägung, daß die Idee sich könnte
verbreiten,
Der Fortschritt bestehe nur aus pauvren
Leuten;
In Erwägung, daß der Fortschritt gehört zum größten Gute,
Wenn er mit Rücksicht geschieht und
ruhigem Blute;
In Erwägung, daß auch die hohen
Potentaten
Ohne Fortschritt sicher zum Rückschritt
gerathen;
In Erwägung von diesen und and'ren
Gründen
Wolle Se. Majestät es geeignet finden,
Jedem, den man im Fortschritt thut
erblicken,

Einen Frack, eine Hose und ein Paar Stiefel zu schicken.
Der Frack wird jene Leute ohne Weit'res bilden,
Die Hose schützt gegen Sansculotten und Wilden,
Und die Stiefel, besonders wenn sie etwas drücken,
Werden zum mäßigen Fortschritt sich schicken. —
Sollte sich dennoch Einer übereilen,
So kann man ihm ja eine Pension ertheilen,
Mit dem Bemerken,
Nähm' er sie nicht an, so würd' man sie — verstärken.

§. VI.

Ohne Zweifel werden Herr Abgeordneter wissen,
Daß man ein Ständehaus zu bauen beflissen.
Von Außen wird dasselbe bald fertig,
Doch ist man jetzt sehr auf das Innere gewärtig.
Es könnte sein, die Regierung wollte uns dort etwas malen,
Sie kennen diesen Ausdruck, den fatalen,
Wäre es nicht gut, wenn Sie die Sache so auftischten,
Daß wir das Malen für uns erwischten? —
Unsere Malerei, so schön wie die der Alten,
Würde vielleicht auch noch besser halten;
Auch schreckten uns nicht als Gespenster
Früher dagewesene Fenster,
Wie dies beim Aachener Rathhaus geschehen,
Das man gänzlich um möchte drehen,
Um den Bildern zu entgehen,
Wie aus der dortigen Zeitung zu sehen.
Besonders dies wollen Sie notiren,
Sonst möchte der König die Lust verlieren.

§. VII.

Noch ferner haben wir eine Ansicht,
Welche entbehrt der Begründung durchaus nicht:
Die Concurrenz mit den auswärtigen Bildern
Macht den Kunstsinn total verwildern.
Dies thun aber nach unserm Vermuthen
Vielweniger die schlechten als die guten;
Drum wünschten wir den Vorschlag angenommen,
Daß nur schlechte Bilder ins Land dürfen kommen,
Die guten dagegen
Wären mit schwerem Eingangszoll zu belegen.
Dadurch würde die heimische Waare steigen
Und sich bald eine neue Kunstblüthe zeigen, —
Besonders da die deutschen Fürsten
Sonst zu sehr verfallen auf ausländische Bürsten.

§. VIII.

Nun müssen wir noch der Juden erwähnen,
Welche sich nicht mehr nach der Beschneidung sehnen.
Der Zustand der Kultur hat sich sehr geändert;
Als die Juden die Dukaten, schön berändert,
Noch durften beschneiden,
Da mochten sie es auch an sich selber leiden;
Nun aber wehren sie sich mit Recht,
Denn die Dukaten holte der Specht,
Und jene will man noch immer beschneiden;
Weil nun die größte Sympathie zwischen beiden,
So wollen Sie gütigst den Antrag unterstützen:
Die Beschneidung bei den Juden kann jetzt nichts mehr nützen.

§. IX.

In Wien wußte Einer die Nuß zu knacken,
Aus Oelkuchen Brod zu backen.
Die Erfindung ist gewiß sehr schön für's Leben,
Doch könnte es noch eine bessere geben,
Besonders für uns, denn im Künstlerreich
Giebt es unendlich mehr Pech als Oelkuchenteich.
Wollte nun der Staat geruhen,
Auch für uns Künstler etwas zu thun,
So könnte er ein Preis-Erfinden einleiten,
Wie aus diesem Pech Brod zu bereiten,
Erfände aber Einer zu machen daraus Biscuit,
So sollte er haben die Hälfte mit;
Auch könnte man ohne Bedenken
Dem Lippmann*) die Pension nehmen und sie Jenem schenken.

§. X.

Was die Anleihe betrifft, von der man thut phantasiren,
Als hätten die Stände sie zu creiren,
So möchten wir in allen Fällen
Dabei eine Vorsichtsbedingung stellen.
Nämlich, wenn der Einzelne sein soll parat,
Zu bezahlen an den Schulden vom Staat,
So können wir dies nur dulden,
Wenn der Staat bezahlt auch unsere Schulden. —
Nur dadurch bleiben im ganzen Lande
Die Privat- und öffentlichen Kassen im Stande.
Unter diesen Umständen sollte es uns freuen,
Würde der Staat recht viel anleihen.

*) Der Erfinder des Ölbilder-Drucks.

§. XI.

Einige gute Lehren
Werden zum Schlusse Sie uns
nicht verwehren.
a. Hüten Sie sich, daß beim
Abstimmungs-Modus
Sie nicht allein stehen, wie
der Koloß von Rhodus.
b. Müssen Sie wirklich sprechen
und zwar laut,
Denn so ein Murmeler hat noch
Keinen erbaut.
Erhören Sie unser höfliches Er-
suchen,
So bekommen Sie nachher einen
Fackelzug mit Kuchen.
c. Seien Sie mäßig mit
ihren Diäten,
Und verderben Sie sich nicht den
Magen an Pasteten;
So daß Sie gesund und munter
In Düsseldorf wieder kommen
unter.

(Folgen die Unterschriften.)

Lorenz Clasen.

Thierquälerei.

Gnade, Gnade vor dir selber,
Und Mitleid, Mitleid vor mir!

Große Arie aus Robert der Teufel.

Fräulein. 150,000 Menschen brodlos! Unglückliches Irland! Erschrecklich! Es muß eine Subscription eröffnet werden!

Diener. Gnädiges Fräulein, die arme Frau bittet um die versprochene Unterstützung! —

Fräulein. Sag' Er ihr, ich könnte ohnmöglich die Schatzmeisterin einer jeden armen Frau sein!

Zum stillen Vergnügen!

(Zur idyllischen Landschaft von C. Scheuren.)

Wer rühmt nicht das Wirthshaus, an das er gewohnt!
Der lobt sich die Sonne, Der lobt sich den Mond;
Ob im Bär, ob im Schwanen am Besten es sei,
Ich zieh' an Planeten und Thieren vorbei
In die Kneipe zum stillen Vergnügen!

Unfern von dem Dorf liegt gemüthlich das Haus,
Der Weg grad so weit, man kommt durstig heraus,
Man reibt sich die Stirn, man wischt sich den Mund,
Die Leute sind freundlich, der Wein ist gesund
In der Kneipe zum stillen Vergnügen.

Der Storch baut am Schornstein, die Schwalbe am Dach,
Die Tauben umfliegen den Giebel gemach,
Die Hühner und Enten umplaudern den Mist,
Nun seht mir doch Alle, wie wohnlich es ist
In der Kneipe zum stillen Vergnügen!

Wie trinkt sich der Sechsundvierziger süß!
Man schlürft sich so leis in das Paradies;
Man glaubt sich zu Gott und Englein verirrt,
Wenn die Wirthin nicht keift, wenn nicht schimpfet der Wirth
In der Kneipe zum stillen Vergnügen.

Doch kommt es dazu, dann erwachen sie All,
Das giebt Euch den herrlichsten Sonntagskrawall,
Da nehmen sie hüben und drüben Partei,
Der Hans und der Kunz, das giebt ein Geschrei
In der Kneipe zum stillen Vergnügen!

Erst bleibt es beim Wort, erst bleibt es beim Zank,
Dann geht's über Tisch, dann geht's über Bank,
Blau zeichnet manch Auge die stämmige Faust;
Es lästert und wirbelt und tobet und braust
In der Kneipe zum stillen Vergnügen!

Mistgabeln führt Der und Jener den Krug,
Die Weiber, sie schwingen den Besen mit Fug,
Das fährt aus dem Fenster, das fällt aus der Thür!
Wo kommen doch alle die Menschen herfür
In der Kneipe zum stillen Vergnügen? —

Es schnattert die Ente, es gackert das Huhn,
Sie können bei Hahn und bei Entrich nicht ruhn;
Doch mischt sich der Spitz gar keck in den Braus,
Reißt dem Peter den Boden zur Hose heraus
In der Kneipe zum stillen Vergnügen.

Die Margret vom Speicher ergreifet den Topf,
Und gießt ihn der keilenden Schaar auf den Kopf;
Und sind wie begossene Pudel sie naß,
Dann geht erst vorüber der herrliche Spaß
In der Kneipe zum stillen Vergnügen.

Nach der Arbeit schmeckt es noch einmal so süß:
Man schlürft sich so leis in das Paradies,
Man hört die Baßgeigen der Engelein;
Das All' thut der sechsundvierziger Wein
In der Kneipe zum stillen Vergnügen!

Wolfgang Müller.

Wie Herr Jodocus Kritzler, der Poete, seinen schönsten Gedanken denkt.

Fragment eines Frieses am Tempel der Emancipation.

Schlagschatten.

Eine höchſt tragiſche Geſchichte von Mosje Billikens und Jungfer Nettchen.

THE DISMAL DIRGE OF BILLIKEN and NANCY.

In London wohnt'
Ein Kaufmann, der
En gros verkauft'
Liköre.
Sein Stolz, das war
Ein Töchterlein
Wie Milch und Blut,
Auf Ehre!

There was a rich
Liquor merchant
In London
Did dwell,
He had but
One daughter,
A most beautiful
Young girl.

Sie war ſehr ſchön
Und tugendhaft,
Und röthlich blond
Von Haaren;
Dazu ſteinreich,
So wie man ſagt,
Und dreißig erſt
An Jahren.

She was handsome
And modest,
Just thirty
Years old;
And had a large
Fortune
In silver
And gold.

(Fortſetzung folgt.)

(To be continued.)

— „Es beliebt zu regnen, wollen der Herr Lieutenant sich nicht in's Quartier zurück begeben?“ —

Merkwürdiger Fortschritt im Postwesen!

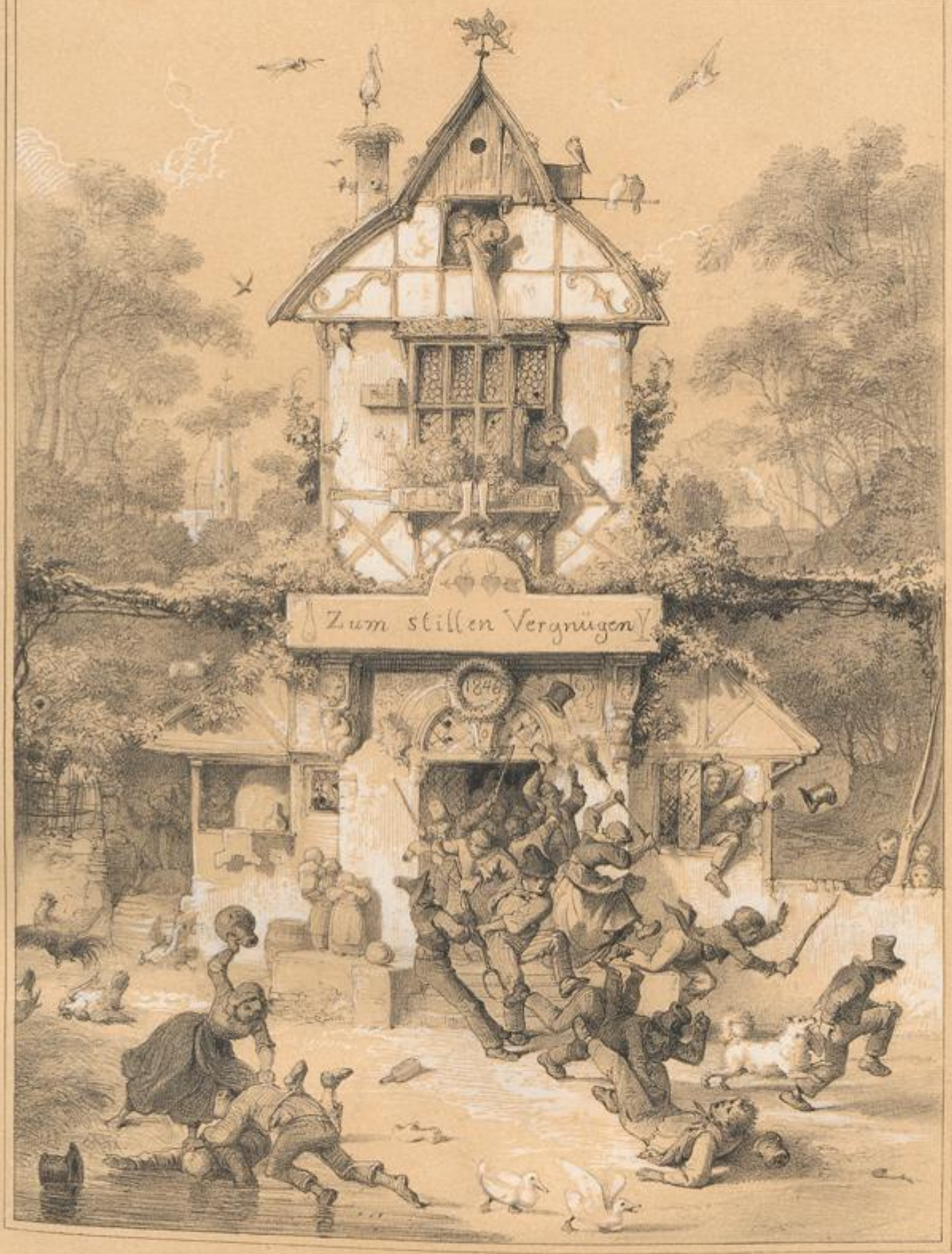
Wahre Begebenheit aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

(Schattenriß in Müller's Manier.)

Wie die Schwäbischen Buchhändler auf der Reise nach Leipzig im Jahre 1847 zu Münchberg durch **28** Ochsen weiterbefördert werden!!!

Berichtigung. Seite **VI** Zeile 20 von Oben lies Berührungen statt Bemühungen.

C. SCHEUREN.



Lith. Institut von Arnz & Cº in Düsseldorf

Idyllische Landschaft.

Lith Inst. von Arnz & Cº in Düsseldorf.

— Was für ein Schritt — welch eine strafbare,
Tollkühne Ueberraschung! Stehn Sie auf!
Wir sind entdeckt. Mein Hof ist in der Nähe.

— Ich steh' nicht auf — hier will ich ewig knien,
Auf diesem Platz will ich verzaubert liegen,
In dieser Stellung angewurzelt —

Schillers Don Carlos

Lith. Inst. von Arnz & Cº in Düsseldorf.

—Habt ihr mich nun begriffen, lieben Leute, könnt ihr euch jetzt die Wirkung der Dampfkraft, diese grofse Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts, wodurch diese Maschine in Bewegung gesetzt wird, erklären?—

—Jo, Herr Pastor, ävver ehr könnt sage, wat ehr wellt, e Pähd setzt doch dren!—

(ein Pferd sitzt doch drin!)

Dramatische Fragmente.

Erster Aufzug.

Mondschein. Die Düsseldorfer Monathefte sitzen in Gedanken versunken am Fenster und halten einen ernsthaften Monolog.

Die Monathefte.

Wer sind wir? — Was sind wir? — Wir sind die Düsseldorfer Monathefte, diejenigen, welche demjenigen etwas am Zeuge heften, d. h. flicken, der noch physisch und moralisch in Morpheus bettfederweichen Armen ruht, oder die Schätze des Crösus, oder die Ahnen des Mittelalters mit seinem — Unnennbaren bedeckt — und sich selbst nicht kennt. — Woher aber diese ernsthafte Schwächlichkeit und diese schwächliche Ernsthaftigkeit, welche uns befällt? O, dies sind wieder die Symptome unseres gesegneten Umstandes, welche gleich Zahnschmerzen und Gelüsten bald vorübergehen. — Ja, der höchste Berg in Europa ist der Mont Blanc, der höchste in Asien der Dhawalageri, der höchste in Afrika der Mondsberg und der höchste in Amerika der Nevado de Sorata, und dennoch, wollte man sie wie Papierdüten auf einander setzen — oder wie leere Cigarrenkisten — so wären sie doch nicht so erhaben wie wir. — — — Wie dort der Mond langweilig durch die Wolken wandelt, wie eine Schildwache, die nicht reden darf! — O diese aristophaneischen Wolken, sie gleichen Dunst- und Hochmuthgeschwollenen Menschen, welche an uns nichtssagend vorübergehen und uns zu verdunkeln meinen. Uns verdunkeln? Arme Windgestalten in modernen Westen!

(Die Monatheste nehmen gedankenvoll den Kopf in die Hand.)

Was sind wir? Wir sind Alles, und Alles, was vor uns erschienen — Alles, was gleichzeitig mit uns erscheint — und Alles, was nach uns erscheinen wird — ist nichts — gar nichts — durchaus nichts — ist das Diminutivum von Nichts uns gegenüber! (Mit Pathos.) So ist es, wollte man Shakspeare, Rothschild, Schiller, Abdel Kader, Byron, König Otto, Freiligrath, Victor Hugo, Gustav Adolph und den seligen Minister Scheele zu einem Ragout hacken, es würde nicht den pikant-angenehmen, den süß-sauern, den bitter-milden Beigeschmack haben, den wir in jeder göttlichen Zeile mit uns führen: denn uns sind die drei Musen und die neun Grazien hold, oder umgekehrt.

(Die Monatheste machen einen Gang durchs Zimmer.)

O Bescheidenheit, du bist anspruchslos wie eine Buchhändleranzeige und unbefangen, wie eine verliebte Jungfrau! Süße Bescheidenheit, du erste Tugend der Banquiers und der Generale in Friedenszeiten, mache unser gutes Herz nicht zu weich, damit keiner jener Hallunken, die da unter Krumm- Dumm- und Schummelmachern leben, ungestraft unserer milden Züchtigung entgeht! — (In Gedanken versunken.) Wahrlich, es gibt Viele, die da berufen sind, und wir werden Mehrere davon zu lieblichen Conterfeis aufziehen, als da sind: Wucherer, Heuchler, Waarenzahler und ähnliche Ritter p. p., welche bis jetzt nur gewohnt waren, selbst niederzudrücken und abzumucken. — — — Ha, was seh' ich? Dort, noch spät zur Nachtzeit, kommt unser Subscribentensammler!

Der Subscribentensammler
(mit einer Laterne.)

Ach, wie bin ich hundemüde!!!

Die Monathefte.

Wie das, mein Söhnchen?

Der Subscribentensammler.

Dies verfluchte Wiederbestellen, so zehnmal hintereinander! Dann sitzt der Herr beim Kaffe —

dann zieht er die Stiefel an — dann muß er gleich ausgehen — dann ist er wieder bei Tisch — dann schläft er wieder — dann ist er bei der Frau — dann trinkt er wieder Kaffe — dann ist er wieder ausgegangen — dann ist er nicht zu sprechen — dann zieht er die Stiefel wieder aus — und dann liegt er wieder im Bette! — Und dann noch alle die Redensarten! Sage ich: Sehen Sie, ist dies nicht zum Todtlachen? — so sagt der Eine: „Geht zum Teufel, ich kann nicht mehr lachen, seitdem die Frucht abschlägt!" — Der Andere sagt: „Lieber Freund, ich habe heute keine Zeit zum Lachen, wir haben heute Thée dansant, und da darf man nicht lachen!" Ein Dritter sagt: „Wenn Ihr Euch nicht gleich abmacht, so werf' ich Euch hinaus, denn ich habe schon gehört, wie man mich persiflirt hat!" Aber keiner war so grob wie ein großer Banquier. „Monathefte?" sagte er, „geht mir aus den Augen!" Ich bemerkte ihm, daß die ersten Künstler Beiträge dazu geliefert hätten. „Ei, was gehen mich die ersten Künstler an!" — So könnten Sie doch einmal ansehen — — „Nein!" schrie er, „ich habe in meinem Leben nichts angesehen, als Frucht- und Geldsäcke, d. h. volle, und mag auch jetzt nichts anders sehen!" Da trollte ich ab.

Die Monathefte
(in die Liste sehend, laut lachend.)

O, vortrefflich! Mein Söhnchen, das mußt Du Dir gefallen lassen. Unter ein paar hundert gescheidten Leuten giebt's allemal einige Bornirte.

(Der Subscribentensammler seufzt.)

Die Monathefte.

Lieber Mond, du gehst so stille
Durch die Abendwolken hin,
Sänftige Du meinen Zorn,
Daß ich nicht zu hitzig bin!

O wie wird mir! Subscribentensammler, höre mich: ich glaube, ich komme mit dem zweiten Heft sogleich in Wochen; gieb acht, Du sollst gerächt werden, Du sollst jenen haarsträubenden Profanisten von der Rückseite dem Publikum zur Schau bieten — einstweilen von der bessern Rückseite; — bessert er sich indessen nicht, so soll er das nächste Mal mit seinen Gesinnungsgenossen sich von der häßlichern Vorderseite präsentiren. — Jetzt rufe die Verleger und gehe zu Bett.

(Abeunt omnes.)

Zweiter Aufzug.

(Straße in Düsseldorf.)

Der Subscribentensammler.

(Er blättert in dem zweiten Hefte und kann nicht aus dem Lachen kommen.)

Wahrhaftig, das ist er, mit Leib und ohne Seele!

Der guten Gesellen Noth, Kampf und erschröcklich Ende.

Zu der Zeit, da man im Elsaß begunnte Mangel an gut und auch schlecht Gewächs zu merken wegen des vielen Kriegsvolkes das da hin und wider zog und schier durstig Kehlen hatte, und die Algäuer Fuhrleut nit mochten fahren, es seye denn aus Franken mit thewren Freybriefen die Fässerlein gen Niederland und Coellen — da machte der Wein in denen Fässern gar bedrohliche Gesichter, rumorirte, und wollt' sich nit lassen beikommen von denen Kellermeistern und Schrötern, verachtete schier all Heber, Beil und Bandmesser und hielten den Spunt gar eigensinnig und feindlich geschlossen, so daß niemand nicht mochte einer Kannen mächtig werden, und die brav Gesellen in Gefähr und Noth fielen, verschmachteten auch ihrer etliche.

Sollich frevelhafter Aufruhr und Unmuth war aber kommen über den Wein durch die Trauerpilze und die unfrohen Knaben, so nur schlemmen wollen, mit unzüchtiglich Begehr die Fässerlein anfielen ohn Manierlichkeit und Vernunft und die doch unrüstig sind wo es fein brav Schwenken gilt und Gottes wort schier unwissend, — wasmaßen sie jämmerlich darniedergeworfen und die Flucht haben nehmen müssen, darob sich die Fäßlein so wie die schweren Kannen und Paßgläser im Uebermuthe verschantzten und höhnische Ausforderungen in großem Trotz gegen alle schickten, so sich beikommen ließen, sie mit Krahnen und Heber ꝛc. anzufallen. Und wunderte sich jedermänniglich baß über sollich Beginnen des Weinen.

Es stunden aber die von Franken und die vom Rheine im Centrum und hatten zu ihrem Obristen Feldhauptmann gewählet den gestrengen und erbaren Herren Fürsten zu Johannisberg und zum Befelchhaber der schweren Reuterey den vesten und edlen Herren Caspar Bocksbeutel zu einem General-Provoß. Wellich Ding sie all gleichwohl nit dorfften, inmaßen Kaiserl. Mandat vom letzten Land-

frieden Rottirungen und Meuterungen mit grausamen Leibs- und Lebensstrafen verhänget.

Es währet auch nit lang, so stießen zu ihnen die leichte Reuterey von der Mosel, so gar blank und munter anzuschauen, wie auch die Hackenschützen vom Neckar, und hätten alle Bagage und Heeresstroß genug mit ihnen.

Ob sollicher Ungebühr und Abtrünnigkeit verfielen die prav Gesellen in groß Unruh und Zoren, und begunnten sich schier zu forchten es ginge ihnen an das Leben, wann sie der Fässerlein nit mochten obsiegen und wiedergewinnen, dahero sie sich zusammenthäten und ins Feld ruckten mit Hellparten und Glenen wie die guten teutschen Landsknecht gewohnt sind zu führen, auch Blechhauben, Ringe und Schaalen. Waren gleichwol noch gar ungewillt, alsobald loszuschlagen, maßen der Feind noch stark und gewaltig im Feld stund, als sie durch einen Bingener Spion kundnahmen, daß ein Fähnlein von der Nahe im Anmarsch und auf Schleichwegen zum Hauptkorps des Feindes zu ziehen vermeinten; da verlegten sie ihnen den Paß nit weit von der Buch-Mühle und nahmen ihrer viele gefangen, so nachhero jämmerlich gemassakriert wurden; ein kleiner Haufen allein mit ihrem Anführer,

dem Hauptmann von Scharlachsberg, vermochte sich mit Unsal und Beschwernuß über die Berge zu rollen, und kamen erschöpft und schier brochen im Läger an.

Die guten Gesellen hielten aber nit lang hiernach einen Tag zu Miltenberg am Maine, und verredeten ihnen einander, wie daß sie wollten mit der gantzen Macht und Gewalt in guter Verbindung miteinander losgehn und treulich und mannlich dem Feind anstehn und werfen möchten; schicketen jedoch, da sie des an der Buch-Mühle erfochtenen gloriösen Treffens noch unvergessen waren ein Fähnlein prave Gurgeln vorab, des Sinnes, den Herren Grafen von Hochheim mit seinem Bruder, den Domdechanten, so baide ein dapfer und reich Gesinde führten, abzuschneiden, und wo ihnen möglich, einzubringen. Der Graf war aber ein stolzer und schlau Mann, der hatt ihnen ein Hinderhalt gelegt und da die gut Gesellen über ihrer etlich Fässerlein herfielen, und sie vermeinten die Glory in Händen zu haben, da kurzweilte der Graf nit länger, und brach herfür und erschlug ihrer Viele.

Es waren aber auf St. Florianstag die praven Gesellen in hellem Haufen vor'm Hauptläger des Feindes arriviret und schickten ihnen ohnverzogen an zur Bataille. Die Wässerlein kamen dahergeflossen aus den süßen Wiesen und den Hagebüschen fast klar und erquicklich — es mochte aber denen vesten Gesellen nichts keine Letze sein, denn der Wein, nach denen allein ihr treu Begehren stunde, ohne ihn wollent nit leben, auf ihm nur sterben, und hatten ein Begier ohnmaßen seiner balde zu überkommen, schickten dahero einen Trompeter zu dem Feind, der Weisung, sich schleunigst zu ergeben, oder es ihm an die Krausen gehen sollte, und weder Faß noch Glas, noch Kanne noch Pfanne heil bleiben sollte. — Ob sollicher greulicher Drohung hätten die Fäßlein wenig Forcht und bedauchte ihnen gar gering, wasmaßen sie in Stoltz und Trotz gegenredeten, wie daß sie es allzeit mit den lustigen Gesellen gar wohl aufnehmen und Begehr trügen, ein ritterlich Stechen mit ihnen zu halten.

Drauf ruckten die Gesellen, so sollicher Antwort sich gewärtiget waren, in geschlossenen Rotten mannlich heran und erhoben ein hell Kriegsgeschreie, und stachen feindlichen in die leichten Reiter von der Mosel, so ihnen als Avantgarde erstlich entgegengeschickt war. Und wenn auch der Hauptmann von Brauneberg und der von Zeltingen sich weidlich wehreten, so mußten sie dennoch entweichen vor der großen Dapferkeit derer Angreiffer, so nun ihrerseits auch mit Kämpfen pausirten.

Es war aber ein heiß Jahr und die gut Gesellen lobesam lechzten fast sehr, welcher Ding sie beschlossen, den Abend und Mondschein abzuwarten für einen neuen Angriff.

Da kam des Weges daher gezogen ein glänzender Troß von Reitern und Rossen so in der Mitten eine hohe und edle Frawe führten, die minniglich und stolz von ihrem Thier in den klaren Mondschein herniederschauete, und recht hertzwonniglich anzublicken war; — das war die Liebfrawe von Wormbs mit ihrem Gesinde und Vasallen worunder der Herr Oberst Marschalk von Nierenstein, Herr Boos von Rauenthal, Herr Voigt Deidesheim und andre lobesam.

Alsbald die gut Gesellen des inne wurden, überkam ihnen groß Verlangen und sie eileten herbei, der süßen Frawe Minnedienste darzubieten mit artlichen und höfenlichen Geberden und Reverenz. Sie wollt' sich deß aber nit annehmen, sondern sprach: Ihr lieben Gesellen gut, wollent Euch nit beschweret han, so der Euren einer aber nach meiner Minne Gefallen trägt möge er vorerst seinen

Schädel wahren, daß ihm nit Unglimpf darein geschehe. Und sprengte fürbas mit dem Troß in das Läger und ließe ihnen das Nachsehen.

Da war aber viel Freude ob des guten Besuches, und eilte der Ehrwürdige Herr Domdechant ihr dienstlich entgegen und empfing sie mit vielen Freuden und lieblichen Reden; und geleitete die edle Frawe ins Läger, da sie denn von denen Herren und Grafen freundlich willkomm geheißen ward. Und sie bote jedem der ehrenvesten Herren ihr süßes Mündlein zum Kusse dar. — Aber sie hielten mit ihr einen Rath wohl undereinander, welchergestalt sie den Feinden, so unzweifelhaft stark und wehrhaft war, angreiffen möchten, und sprach der vom Johannisberg fast weise, und stellt' ihnen für, wie daß man sogleich denen gut Gesellen die alten Kriegsknecht' und geharnischt schweren Reuter entgegenschicken solle damit sie ihnen die Häupt' brummen machen könnten, wie denn ohne Zweifel sei, daß der Feind sich in einem Treffen mit den leichten Völkern an den Kampf gewöhne und erstarke und am End unschwer obsiegen möchte.

Es wollte aber sollichs Wort's der von Markebrunn nnd der Marschalk von Nierenstein so wie auch Truchseß Forster von Tramin nit wohl Glauben han, vermeinende, daß sie dem Feind vorerst sollich junge leichte Mannschaften von der Mosel und von der Lahn, so ihnen die Zähn verstumpfe, oder gar die schier verkappten und verstutzten Ritter von Bingen so den gut Gesellen nimmer zum Guten gedeihen dürfften — gegenstellen solle, damit ihnen ein Abschmack und Unlust zu der Bataille gemacht werden möge, worauf dann die schweren Reuter sie schier durch bloßem Geruch ihres Spuntes obsiegen möchten.

Aber die Herren Grafen von Hochheim, von Asmanshausen, der Erb-Schenk von Steinberg und der Edle von Kosakenberg fuhren hitzig heraus und sprachen, daß es seie eine Schande so sie wollten denen Schwächlingen lassen den ersten harten

Kampf und selbsten wollten dahindenstehen stehen, bis der Feind sein Geschmack verderbet und unlustig seie; so auch hielten sie vor ein Unruhm mit Panzer und Schild zu fechten, wolleten sich solliches Schutzes gar begeben.

Die Herren konnten nit fürder reden, maßen der Feind bereits im Sturmschritt mit einem grausamen Kriegsgesang anruckte, und schon die Vorposten geworffen und dabei den von Piesport fast sehr abgezapft hatten. Da kamen ihme zween Fähnlein von der Ahr zu Hülfe, so den Feind mannlich aufhielten in seinem raschen Vordringen, und schmiß insunder der Häuptmann von Walportzheim so feindlich drein, daß den gut Gesellen schier die Hosen rissen und ihrer manche ihr Heil under die Bänk suchen mußten.

So wollten sie die Fäßlein umbgehn, und von der Seit packen, vermeinend da leicht Spiel zu haben an denen von der Nahe, die aber waren gut Bogenschützen und sendeten viel feurig Bolzen in die Gesellen und machten sie weidlich schwitzen; als aber der Obrist von Scharlachsberg fiele, da brachen die gut Gesellen durch die Reihen und stachen alles an was sich ihnen widersatzte und riefen: Gloria! Prosiceat Ihr Herren!

Ob sollichen kühnen Herandringens des Feindes ergrimmte aber der Feldhauptmann und die andern Herren, insonders ward der von Rüdesheim gar schellig und schwure, es solle kein von dem Feind auf gesunden Beinen stehen bleiben! — Nun aber stunden die alten Ritter vom Oberrhein und die fränkischen gleich als eine Mauer mit großer Gewalt da und sahen bedrohlich und erschrecklich aus, und hätte darob wohl mannig der ungeübt jungen Gesellen sich vom Platz hinweg und hinner den Ofen bei der Fraw Mutter gewünscht, da fasseten aber die alt Gesellen ein kühnes Hertz, strichen sich die Bärt und schrieen:

Ob ihm soll uns nit grausen
in einer neuen Krausen wolln wir ihn nehmen an;
bis uns der Kopf thut sausen,
nit eh' gehn wir davon!

Und damit fuhren die beiden Parthein gegeneinander, wie zwo Hagelwetter, daß der Gotts Erdboden erschutterte und der Krach von denen ungefügen Fäßlein gegen die Speer und Schwerdter der dapfer Gesellen die Ohren schier betaubte; so sank gleich manch thewrer Mann darnieder, der fast hitzig eingedrungen war, und was noch am Feind kein besonder Verlust zu wahrnehmen, ohne denn, daß der edle von Muskateller mit manchem guten Mann tödtlich darnieder gebohrt wurde. Aber ganz erschröcklich hieben und stachen der Feldhauptmann Fürst Johannisberg, Schenk von Steinberg, Obrist von Rüdesheim und von Markebrunn vereint in die gut Gesellen, daß denselben der Schweiß hernieder rennete und sie von Wunden troffen, und in harte Bedrängniß geriethen; — underdessen aber hatten die Würzburger und übrigen Franken des Feindes rechten Flügel zurückgetrieben, und gingen nun dem Feldhauptmann, so gar arg bedränget stunde zu Hülf, und schlugen viel der Gesellen zu Boden, daß selbe fast matt und übel wurden; doch allein was ihre Arbait nit gar umbsunst, sintmalen der ehrenveste von Rüdesheim arg zugericht, und sein dapfere Seel nahezu erschöpft war und ihm sein Schwerdt entfiel; —

Da eilete seine Jungfraw Base von Wormbs ihm an die Seite und gab ihren eignen süßen Leib den Schwerdtstreichen preis, umb allein des Herren Vetters willen, sein gänzlich Verscheiden zu hindern.

Als aber die gut Gesellen wahrnahmen, daß die hohe edle Frawe mit ihrem überaus dapferen Gesinde sich auch der Sachen annahme und kühnlich und stark dreinschauete aus den lichten Augen, —

da störmten sie gleich Stieren mit den Hörnern heran, und thäten schreckhaftig umb sich schmeißen, daß zu beiden Seiten des Schadens viel geschach, und der Edle von Nierenstein, ihr Hof-Marschalk, auch schon gesunken war nach mannlichen Thaten;

Was söllen wir aber heben an vom Edlen Fürsten vom Johannisberg, dem Graven vom Stein, von dem Edlen von Kosakenberg, Rodenberg, und von Hochheim dem thewren Mann, so sich all nach dieser Seite wenden thäten, des Willens, die liebe Fraw von Wormbs zu erretten; — da gab es ein verzweifelt Stechen und Hauen, daß die Helme klungen, die Hellparten brachen und die Bärt' flogen! Auf den Flanken drängete auch der ehrsame vom Steg und gewaltig der wehrkundige Herr Dom-Dechant, des Herren Grafen von Hochheim Bruder, daß den prav Gesellen die Victory schier begunnte zweifelhaftig zu werden, und etliche den Rucken zeigen wollten; alsobald satzten sie ihre letzte Kraft ein und riefen:

Frisch Gesellen, auf und dran,
Das Fäßlein hat kein Panzer an!

und mit Macht stacke auch sogleich ein Speer tief im Leibe des überaus dapferen vom Stein, daß sein Leben dahinflosse, und auch der edle Fürst, so scharpf und mannlich er sich auch wehren mochte, ward baß überwältiget und überkommen; und so erlagen bald — hilf Gott — viel der andern Edlen, vesten und erbaren Herren! Da ließen die gut prav Gesellen die übrigen entfliehen, maßen sie doch wie sie wohl vermeineten die Glory erkämpfet. So pflanzeten sie siegestrunken die Fahnen mitten under den Gefallenen auf und sucheten umbher nach guter Beut.

Es hatte sich aber der General-Provost von Bocksbeutel, so ein tückisch und hinderlistig Mann was, und die ganze Bataille im Hindertreffen gestanden, um den Rucken zu wahren, im Versteck gelegt, und fegete also über die prav Gesellen letztlich her, so noch überblieben waren und schmiß sie allesammt elendiglich darnieder, daß auch nit Einer nach Haus gehn mochte ohne schwere Wunden.

Da schauete der Herr General-Provoß, so selbsten noch hart und wiederdrießlich behandelt war, umb ihme und sahe das Feld gepflastert mit Todten nnd stark Plessirten und die süßen Fässerlein under einander gerollet, und war auch nit Ein Tröpflein Leben in ihnen verblieben. Da wollt' es ihm schier wehe werden und das Lachen entschwinden.

Daraus die jung gut Gesellen sich fein merken söllen, wie der Wein doch am End sein Mucken und Hinderlist übt, und ein Bein understellt, wann sie sich seiner nit fein mit Verständniß und Zierlichkeit genießen wöllen.

A. Schrödter.

Schmuggler-Petition

an den

vereinigten Landtag.

Hochverehrte Herren!

Ein harter Schlag — o, es ist verflucht! —
Hat die Endesunterzeichneten heimgesucht.
Wir fühlen uns daher nothgedrungen,
Und sind gewissermassen moralisch gezwungen,
Dem hohen Landtag vorzulegen die Bitte,
Er möge als barmherziger Samarite
Auch mit unserer Angelegenheit die Stenographen
Eine kleine halbe Stunde strafen.

Dadurch daß, wie bewußt,
Die Mahlsteuer aufgehoben worden bis zum August,
Ist das Schmuggeln nicht mehr unerlaubt,
Und wir fühlen uns unserer Existenz beraubt.
Derjenige, welcher weiß,
Wie viele Menschen Studium und Fleiß
Auf dies Geschäft mit Sorgfalt verwandten,
Wie sie bei Tag schliefen und Nachts rannten,
Wie sie ihr ganzes Dasein d'rauf thäten gründen,
Wird unser Anliegen nicht unpassend finden;
Im Gegentheil wird gelten lassen der Kenner
Unser Opponiren, wie das der Branntweinbrenner,
Da wir, als ein zu tief gewurzeltes Uebel,

Nicht zu halten sind für entbehrliche Luxus-Zwiebel.
In Betracht ferner, daß auch die Sünder,
So gut wie die Frommen des Staates Kinder;
In Betracht, daß Vieles in der Welt pflegt durchzugehen,
Was moralisch noch unter dem Schmuggeln thut stehen,
Wie zum Beispiel das Prellen mit Prozenten,
Das geizige Aufhäufen überflüssiger Renten,
Der Fruchtwucher und das zu leichte Backen,
Wodurch man das Brod nicht wiederfind't in den Jacken;
In Betracht also, daß wir nicht schlimmer,
Als Mancher, dessen Handwerk dümmer;
In Betracht, daß die Gesetze gar nicht vonnöthen,
Wenn man Niemand hätte, um sie zu übertreten;
In Betracht, daß zwar unser Vortheil verronnen,
Doch kein Anderer dabei etwas gewonnen;
In Betracht, daß wir als conservative Partei
Nur wünschen den alten Status herbei:
So bitten wir, die Mahlsteuer wieder einzuführen,
Respective, darüber zu diskutiren,
Ob der Staat nicht moralisch sich zu verpflichten Lust,
Uns zu entschädigen bis zum ersten August.*)

X . . . . ., den letzten April 1847.

Caspar Schleich, Peter Kniff, Amadeus Laurer
und **Crispinus Strumpfreuter,** verarmte Schmuggler.

(Lorenz Clasen.)

*) Da obige Petition von sämmtlichen Abtheilungen des vereinigten Landtages wegen überhäufter Geschäfte zurückgewiesen wurde, so bringen die Interessenten dieselbe hiermit vor die Öffentlichkeit mit dem Wunsche, daß sie dazu beitragen möge, den Landtag recht bald wieder zusammen zu berufen.

Jaromir

oder

Schaudergemälde aus den höhern Ständen,

in 7 Acten.

Zusammengetragen und mit Bildern verziert

von H. N. *)

Personen:

Der Graf, ein alter guter Mann, leidend an einer Schwachheit für seine Tochter und einer habituellen Müdigkeit.

Die Gräfin, seine Gemahlin, bereits seit zehn Jahren todt, kommt nicht vor.

Angelika, ihre Tochter, das Non plus ultra der personificirten weiblichen Tugend, achtzehn Jahre alt; couleur de rose.

Jaromir, das allerblutigste Räuberscheusal, das existirt hat; als Prinz verkleidet, auf den Namen eines Verlobten der Angelika Anspruch machend; hat eine gute Erziehung genossen, daher sein Französisch.

Angelikas Geist, ein Unding.

Ein Stock, der weder heraus noch hinein will.

Chor und Hofleute kommen — nicht vor.

---

1. Act.

Scene: der gräfliche Schloßgarten, im Hintergrund ist es Frühmorgens.

Graf

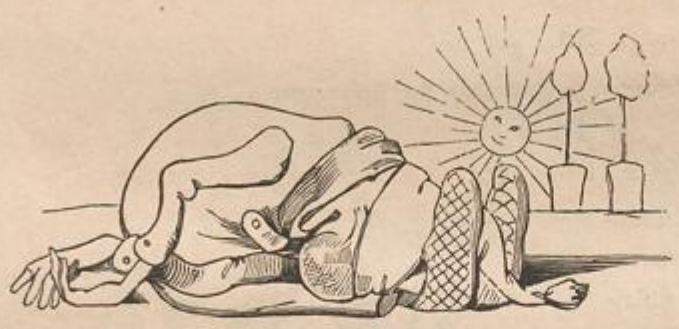
(im Negligé spatzierend und kummervoll auf und ab gehend.)

Meine bewegte Seele wird von folternden Träumen beunruhigt und schlaflos gehen meine jammernden Nächte an mir vorüber. Schlaflos — ja schlaflos sein! — O, wer kennt das Uebermaaß einer solchen Ungemächlichkeit? — Was hilft es mich, daß ich Gebieter von hundert Meilen Landes bin?

*) Das Manuscript dieses ausgezeichneten Dramas, in welchem sowohl die activen als passiven Leidenschaften der höhern Stände meisterhaft geschildert sind, wurde in einer kaum leserlichen alten Handschrift uns anvertraut, und haben wir nicht gewagt, auch nur die kleinste Correctur vorzunehmen, um dem antiken Geiste nicht zu nahe zu treten, welcher mit dem des Sophokles viel Ähnlichkeit hat.

Die Red.

— Was hilft es mich, daß ich über hunderttausend Mann zu befehlen habe? — Was endlich, daß ich mit einer der schönsten Perlen des Mädchenstandes gesegnet bin? — Was zum Allerletzten, daß ich der Graf von Mottenheim auf Pilzeburg zu Spinnedorf bin? — Sehr wenig, denn ich kann nicht schlafen, ja nicht schlafen! Warum nicht? werdet Ihr fragen. Ach, Angelika! wie muß dies lange Oh — h deines alten Vaters auf dir wirken, wenn du dir gestehen mußt, daß du die Schuld trägst! — Es gab eine Zeit, eine nunmehr entfernte Zeit, wo du nur mir lebtest, wo du nur für mich die Strümpfe stopftest und die Knöpfe an meinen alten Ueberrock nähtest — wo ich von deinem Arm gewiegt, ruhig mich schlafen legen konnte, wenn ich sehr müde war: aber jetzt, jetzt gehst du wie eine bleiche Nonne herum, und mir, deinen alten Vater, hast du vergessen, einem jungen Fant zu Liebe. — (In Reflexion.) Doch sie weiß nicht, daß ich ihre Liebe ahne und doch fühlt mein Auge und sieht mein Herz im tiefinnersten Mark, daß dem so ist. — Oh, wieder werde ich sehr müde; ich muß mich etwas schlafen legen, o ich unglückseliger alter Graf! (legt sich.)



Warum vertraust du mir nicht mehr, Angelika? — Du — hast — deinen Vater — ganz — vergessen — — — oh, ich bin sehr müde, ich muß — etwas (schläft gänzlich ein.)

(Der Vorhang schläft auch ein und fällt.)

---

2. Act.

Scene: dieselbe. Der Graf schläft immer noch wie im ersten Act. Angelika tritt auf.

Angelika

(den Vater nicht sehend, geht, die Harfe im Arm, leise einher und singt:

Als ich noch ein Blitzklein Mädel war,
Ein Mädel war,
Putzt ich mit Blümlein mein-golden Haar,
Das golden Haar;
Hat Blüme- Vög- und Lämmelein
So li — e — b! —
Jetzt, wo die Lieb' im tiefen Herzen mir brennt,
So tief mir brennt,
Von meinem herzallerliebsten Prinz getrennt,
Meinem Prinz getrennt,
Irr' klagend ich vom Thal zur Höh',
Oh we — eh — h — h — h — he!!!!!!
(Weint sehr lange.)

Hin ist er und kehrt nimmer wieder! O mein geliebtester Herr Prinz, warum mußte mein sterbliches Auge dich erblicken! Warum schwor deine schöne, unheilvolle Gestalt und dein geschmackvoller Anzug mir Treue bis in den Tod! Was habe ich davon da mein Vater es unter dem strengsten Siegel der Verschwiegenheit nicht wissen darf? — Du sagtest mir, du wärest noch nicht Major Rathsherr, und dein Vermögen wär doch so ungeheuer groß! Warum mußte ich denn warten, bis du Major werden wolltest geworden sein? — O, mein Prinz, deiner Angelika bist du nie zu erniedrigt: auch im grauen Kittel schlägt ein warmes Herz! Hast aber du nie diesen Kummer geahnt, den eine edle Gräfin fühlen thut, wenn sie ihre Liebe heimlich lieben muß? O, lieber gleich Hochzeit, du mein Prinz, als sechs Jahre solchen Wartens, bis du mündig bist. — — Volljährigkeit — o grausames Naturgesetz der Menschenwerke. (Sieht ihren Vater.) Doch, was erblicke ich? Ha mein Vater! (geht auf ihn zu.) Er schläft, das gute Lamm! Ach, wie schläft es sich so gut, wenn das Gewissen rein ist, wie ein frischgefallener Schnee und wie die Lilien des Feldes. (Der Vater schnarcht.)

O, so möchte ich auch schnarchen im engen Grabe. (Weint mehrere Thränen. — Pause. — Auffahrend.) Doch nein! nein! nein! nein! noch muß ich leben und ich gebe nicht die Hoffnung auf, ihn wiederzusehen; folgen muß ich meinem Prinzen, wo er auch zu finden sein dörffte, und wären es auch tausend Stunden Weges. O grausame, ewig grausame Karrikatur!*) solltest du die Absicht haben, mir zu fliehen??? — Ihm nach! ihm nach! (stürzt ab.)

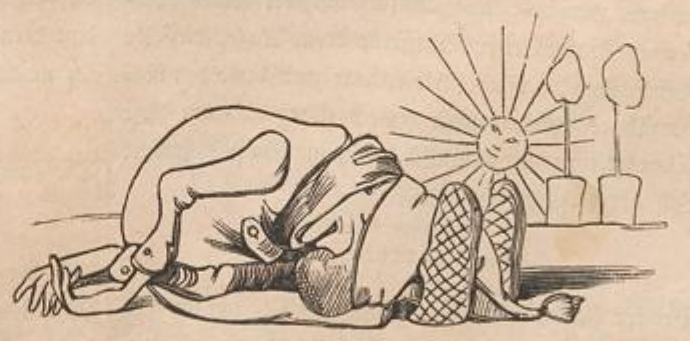
---

3. Act.

Dieselbe Scene. Der Graf schläft noch. Angelika kommt zurück.

Angelika.

Vorher muß ich Abschied nehmen von dem Leiter meiner Jugend. (Betrachtet ihn wohlgefällig.) Er schläft noch, und sein graues Haar und sein faltenreicher Kopf wissen noch nichts von seiner Angelika beabsichtigten Flucht. Vater, lieber Vater, lieber Her=



*) Wahrscheinlich Kreatur.
Anmerk. des Setzers.

zensvater, stehen Sie auf, Ihre Tochter fleht Ihnen heftig an, stehen Sie auf, der Thau möchte Ihrem alten Leibe nicht wohlthätig sein! (Sie berührt ihn mit dem Fuße.)

Graf

(sich die Augen reibend.)

Ha! Du hier, meine Tochter? Was leitet deine elastischen Schritte zum harten Bette deines kummervollen Vaters, der dich seit deiner hochseligen Frau Mutter Tode nicht von seiner liebenden Seite ließ? Habe ich dir nicht eine standesmäßige Erziehung angedeihen lassen? Und jetzt vergiltst du es mir damit, daß du die Freier, lauter ebenbürtige Prinzen und Ritter, welche ich für dich ausgesucht,

Graf

(gähnend.)

Dies letztere ist sonst, so viel ich weiß, eben keines von unsern Familienübeln.

Angelika.

Mein Leibarzt, welcher eine Conclusion des ganzen Prohibitiv-System's bei mir befürchtet, die durch schnelles Wachsthum befördert wurde, dringt ernstlich auf eine Abspannung meiner Nerven durch einen Badeort. Wollten Sie nun, gütigster Herr Vater, mir zu diesem Zwecke fünfzig Dukaten geben, (bei Seite: o, ich heuchlerische Schlange!) damit ich heute noch fortreisen kann. Der Mittagszug wäre mir gerade recht.

fortsendest! Willst du deinen alten Vater mit Kummerseufzern in die Grube bringen? O Kind meines Herzens, wie ähnlich bist du deiner hochseligen Frau Mutter! Dasselbe treue Auge, dasselbe Pfirsichroth, dasselbe Perlenhaar und dieselben Rabenzähne! Aber welcher Zweck führt dich um diese Tageszeit zu mir? Willst du meine Gunst? sprich! Ich horche. (Er setzt sich.)

Angelika.

Liebster Vater, schon seit geraumer Zeit bin ich sehr leidend und zwar leide ich sehr an Schlaflosigkeit.

Graf.

Sehr gerne, meine Tochter. (Bei Seite:) o, ich kenne dir, du Spiegelbergerin, aber deine Liebe entschuldigt dein Laster in den Augen eines liebenden Vaters; ich wache für Dich und folge dir nach.

Angelika.

Die fünfzig Dukaten, lieber Vater, wenn — —

Graf

(auffahrend.)

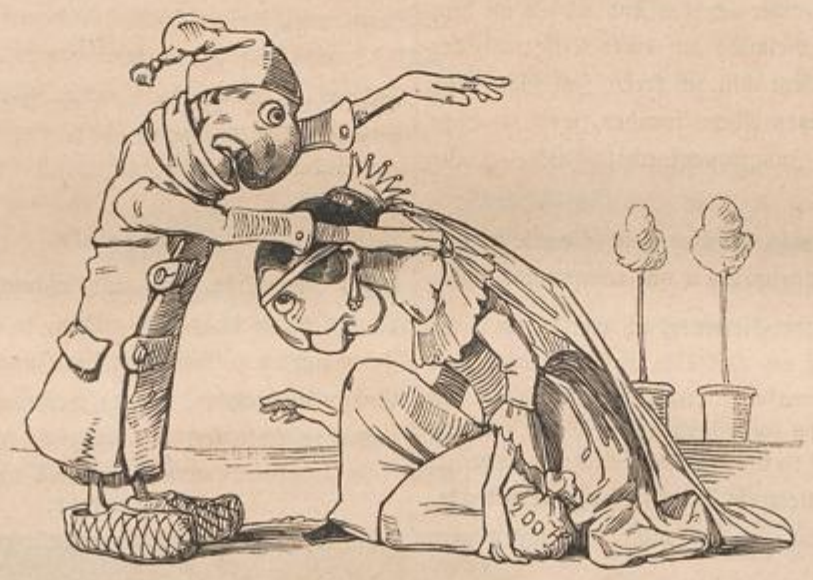
Ja, ich vergaß; hier, nimm diesen Beutel, er enthält mehr als du bedarfst.

Angelika.

Liebster Vater, geben Sie mir doch Ihren alten Vatersegen, wenn's Ihnen gefällig ist.

Graf.

Sehr gern, meine Tochter, knie nur hier in's Gras.



(Sie kniet.) So, (er segnet sie.) Nun vollziehe noch einen letzten Liebesdienst und bringe mich in mein gräfliches Schloß; ich habe schon sehr lange geredet und fühle mich etwas müde; ich will mich etwas niederlegen und den Kummer über deinen Abschied vergessen.

Angelika
(mit ihm abgehend.)

O, ist es doch ein entzückender Gedanke, die Vaterliebe zu besitzen und beide Herzen in einander so aufgehen zu sehen. (Bei Seite: o ich Auswurf aller liebenden Jungfrauen, muß ich ihn also täuschen?) Kommen Sie, mein Vater!

(Beide ab.)

---

4. Act.

Scene: Nacht, Chaussee mit Pappeln, rechts ein hohler Baum, Regen, Donner und Blitz. Ein Stock steht links auf der Chaussee in der Erde. Hinter der Bühne hört man lachen; das Echo wiederholt es, so daß es graulich klingt.

Jaromir
(im Räuberkostüm, stark bewaffnet, tritt vergnügt, den Elementen spottend, auf, und labt sich mit Wohlgefallen an den Resten eines neugeborenen Kindes.)

Ha, Ha, Ha! — — Wer lacht da? — Ich glaub, ich hab's selbst gethan. Ha, Wer wagt es, mir nachzuschleichen! Für solche That nimm kühner Fremdling, du den Todesstoß. (Sticht zu und trifft den hohlen Baum.) Ha, ha, ha! ich glaub' es war nur ein hohler Baum. — Sollte das wohl das Gewissen sein? (denkt nach.) Ei was, ein Mann wie ich, was macht sich der daraus? Also glücklich habe ich meinen Kopf aus der Ehestands-Schlinge gezogen. O, Angelika, konntest du mir denn für einen solchen Dämelsack halten, daß du glaubtest, ich würde dich heirathen? Lieben, ja lieben, aber heirathen nicht. — Was würden meine Gesellen in den böhmischen Wäldern dazu sagen? Ha, ha, ha! Ihr alter Vater, der Graf, hat mir von seinem besten alten Nierensteiner vorgesetzt und glaubte, ich wäre ein Prinz von Geblüt. Ja, Geblüt! — Blut! jetzt darf ich wieder Blut trinken, wie es im Liede steht:

Saufen Blut wie Wein,
Morden groß und klein,
Wie's mir eben in die Hände fällt.

Hätten sie beide gewußt, wer ich sei — hätten sie den Schleier gelüftet des furchtbaren Geheimnisses — hätte ich ihnen gesagt: ja, ich bin's —

doch nein, noch nicht, selbst die Bäume haben Häscherohren. Ich bin entflohen und habe mir sieben hundert Dukaten von meiner gräflichen Braut geben lassen. Ist es aber das Gewissen, welches mir jetzt zuruft: sie lieber dir doch! Eben darum, nur Mann ist der, sagt Göthe, dem ein Tigerherz im Busen schlägt. Sie wußte nicht, weiß nicht, und wird nie wissen, wer ich bin und wohin ich bin, und glaubt mich vielmehr auf einer Reise nach der Residenz. Aber jetzt bin ich frei. Ich fühle wieder Kraft in meinen Adern sprühen, weil ich nicht mehr ein feiger Jungfrauenknecht bin! — Wie sagt Jean Paul:

La vigueur de mon bras se pert dans le repos,
Il me manque quelqu'un a qui rompre les os!

Haltet mich, ihr Elemente, ich werde glaubisch! (Er zieht vom Leder und haut blind um sich; das Gewitter donnert und blitzt immer toller. Jaromir verfällt in eine Art Berserkerwuth und zeigt sich in seiner wahren Gestalt. Er sieht den Stock welcher auf der Chaussee steht, zerbricht sein Schwerdt und ruft:) Ha, da steht ein Stock auf offener Straße, er muß hinein! ha, er will nicht! (Schlägt mit dem Kopfe crescendo immer toller darauf) Er muß! (bauf!) Er will nicht (bauf!) er muß! (Abermals.) Bassem-terem-tem - tem pestalozzi, hinein oder heraus, hinein! heraus! (*ad infinitum* immer matter. Indessen fällt der Vorhang zur Abwechselung.)

5. Act.

Scene: dieselbe. Jaromir in seinem beschwerlichen Geschäft fortfahrend, sieht Angelika, die nun in Reisekleidern auftritt, wegen der Dunkelheit nicht.

Angelika.

Heil, Fremdling, dir, und wünsch ich eine gute Nacht; wenn du genug gethan, so bitt' ich um ein Zwiegespräch. Gieb mir, der Jungfrau, kund, der Gräfin auch dabei, ob du weißt, wohin ihr Prinz und ihre Liebe sei.

Jaromir.

(wendet sich um und erkennt sie.)

Ha, meine Braut! Was führet dich in einer solchen Nacht zu mir?

Angelika.

Mein Prinz, du bist es? O, der wonnigen, sonnigen Gefühle, die dieser Moment des Wiedersehens in mir gewährt. Wisse denn, ich folgte dir auf der Liebe Schwingen, und Dank sei es der Bahn von Eisen und meinem Taschenkompasse, daß ich deine Spur verfolgt. Hast du mich schon lange erwartet, o meine Liebe? Prinz, dein bin ich ganz, jetzt wisse: ich bin — entflohen dem väterlichen Dache und bringe fünfzig Dukaten mit. (Wird ohnmächtig.)

Jaromir.

(gerührt.)

Sie stirbt! O edles Bild eines edlen Weibes, die du der Dido gleichst, du flohst für mich. Eine

stille Thräne entrückt dem widerstrebenden Auge mir und rinnet — Dir. Doch nein, Jaromir, sei Mann! Fort mit diesem unmännlichen Gefühlsvermögen, sei frei! Und sie, die dort liegt in holder Unschuld gebettet, der Lilie gleich, sie wird eines Andern Beute! Nein, ha, ha, ha — Wer lacht da? — Eh noch ein Anderer dir Liebe gesäuselt, soll dieses Dolches kaltes Eisen dein Blut einsaugen. Soll schlafend ich sie tödten? Nein, dies that selbst Othello nicht einmal, der doch ein schwarzer Heide war. Angelika, steh' auf, holdes Opferlamm! Heda, du! (Er berührt sie mit dem Fuße.)

Angelika
(kömmt zu sich.)

Was befiehlt mein Herr und Meister? (Indessen hat sich das Äußere Jaromirs durch Blutdurst gewaltig geändert, und Angelika sieht bei dem Leuchten des Blitzes, daß er dem Prinzen nicht mehr gleicht.) Hu, wie ist mir! Was siehst du, mein Prinz, mich so heterogengasartig an? Wie hat sich dein fletschender Mund erweitert, wie groß sind deine Zähne geworden? Hu, das bist du nicht, dem ich Liebe schwur in meines Vaters gräflichen Schloßgarten! Hu! Blut klebt an deinen Fingern. Wer bist du? Sprich um meiner Liebe willen!

Jaromir
(bei Seite.) Was hilft es, daß ich mit ihr noch lange Umstände mache! (laut.) Angelika, höre mich, ich bin kein Prinz, sondern ich bin — ein Räu— (bei Seite.) das —ber bleibe ihr noch ein Geheimniß.

Angelika.
O schrecklich, schrecklicher, am schrecklichsten wird das Wort sein, welches ich hören werden muß müssen. Wohlan! Noch einmal denn, wer bist du?

Jaromir.
Ja ich — ja ich bin's, du — ja ich bin's, du Unglückseel'ge,
Ja ich bin's den du geahnt,
Bin's, den jene Häscher suchen,
Bin's, dem alle Lippen fluchen,
Ja, ich bin's, du Unglückseel'ge,
Ja, ich bin's, den du geahnt,
Bin's, den jene Wälder kennen,
Bin's, den Mörder Bruder nennen,
Bin — — — der — Räuber — Jaromirrrrrr!

Angelika
(will ohnmächtig werden, besinnt sich aber eines Besseren.)
Du großes Scheusal du! Heinrich, mir graut vor Dir! Ich sterbe!

Jaromir.
— — Doch nicht eines natürlichen Todes, dafür bist du Gräfin! Nimm Abschied von der Welt, du gehst gleich himmelwärts. (Wetzt seinen Dolch am Stiefel.) Mach' deine Rechnung mit dem Leben und gieb das Geld, so du bei dir hast, deinem verlobten Gatten in Verwahr. Bist du fertig? Adieu. Noch einen langen Kuß. (Umarmung.) Adieu, Adieu, Adieu! (Er ersticht sie.)

Angelika
(sterbend.)
O wie ist der Tod so süß von deiner Hand. Noch einen Kuß. (Er küßt sie.) Mit diesem Kuß — fliegt — meine — Seele — weg — ohhh! (stirbt.)

Jaromir.

Da, das nenn' ich mir ein Schlachten. Die wird auch die Glocken nicht mehr läuten hören, und auch keine Nüsse mehr knacken. Ihre 700 Dukaten sind wohlverwahrt in meiner Tasche, und auch die 50 muß sie hergeben, und dann — (bückt sich und beraubt Angelika.) Dann — fort in die böhmischen Wälder. Eine andere Gräfin wird erkiest, und dann schlag' ich mir Angelika aus dem Sinne: anderes Städtchen, anderes Mädchen! so recht nach Räuber Art.

(Der Geist Angelikas schleicht hinter ihm und schlägt ihm, als er sich bückt, eine gewaltige Maulschelle und schreit dabei überirdisch.)

Angelikas Geist.

Ungetreuer, ich werde dir verfolgen bis hinter die Ewigkeit; du sollst das Grab, das du mir gräbst, mit mir theilen, und keine andere Liebste schauen. Der Fluch meines gebrochenen Gräfinherzens folge dir. Du schlachtetest mich für nichts und wieder nichts. Warte, ich kriege dich.

(Jagt hinter ihm her. Große, fürchterliche Jagd.)

Jaromir.

(schreiend.)

Oh weh! Herje! Oh weh!

Angelikas Geist

(ebenfalls schreiend.)

Du Falscher, Böser, steh'!

(Eine Glocke schlägt zwölf Uhr.)

Die Geistin.

Hu, meine Stunde schlägt. Adieu bis heute Nacht!

(ab.)

6. Act.

Scene: dieselbe. Jaromir athemlos.

Jaromir.

Bis heute — Nacht. — Ja, Prost die Mahlzeit. Alles hat ein Ende! Süß ist der Tod als freier Mann; was mache ich mir daraus?

Ich nehme Abschied jetzt als freier Mann vom Leben,
Und sei mir drum der Tod durch eigne Hand gegeben.

Adieu du schnöde Welt, ich schulde dir nichts! Undank ist dein Lohn. Komm treues Eisenstück,

(er nimmt sein Schwert) und fördere mich durch deinen Mechanismus von hier. Messieurs, Mesdames, passen Sie gut auf. Ich sterbe als Gentilhomme. Au revoir! Es ist gar nicht schwer, guck Sie mal, Geschwindigkeit ist die ganze Hexerei. (Er stekt die abgebrochene Klinge in den hohlen Baum, so daß die Spitze ihm entgegen steht.) Commeça! Dann je prenn, sehen Sie commeça, das ist die Kongst,*) une, d'une, trois! (Er rennt so dreimal in das Schwert, und fällt zum drittenmale todt nieder.)

7. Act.

Dieselbe Scene. Graf im Reitkostüme zu Pferde, stark bewaffnet, eine Laterne bei sich habend. Die Vorigen.

Graf.

Halt an mein treues Roß und erlabe dich am Wiesenteppich dieses Weges. (steigt ab.) Hier hörte ich Stimmen. Bin ich alter Mann doch schon zweihundert Wegstunden meiner langen betrauerten Tochter gefolgt, und habe schon tausend Piaster ausgegeben, nur um den verruchten Mörder der

*) Wahrscheinlich Kunst. Anm. des Setz.

Ruhe und des Friedens meines gräflichen Hauses, habhaft zu werden. Was ist das? (er stößt an die Überbleibsel von Angelika.)

O jammervolle Nacht, thätst du dem Tag doch weichen;
Hier liegt die Tochter mein, zerhauen zu einer Leichen.

Ihm nach, dem Scheusal, das ihr mordete. Wo ist mein treues Roß? (Er pfeift, geht vorwärts und stolpert über Jaromir.) Ha, da liegt ein Mann auf offener Straße: He da, gut Freund, steh' er doch auf! er könnte sonst übergefahren werden .... Nun, so steh' er doch auf! (tritt ihn.) Was, darf er nicht? will er nicht? kann er nicht? (betrachtet ihn.) Er ist todt! Herje! Herje! Jaromir, der große, der böse, der blutige Bandit. — — Weh mir, er und der Prinz sind eins. O ich bin sehr müde, aber fluchen möchte ich meinen entsetzlichsten Vaterfluch. Doch nein, laß die Todten ruhen; denn meiner Tochter liebliche Leiche hat er in der Blüthezeit ermordet. Er hat seinen Lohn. Der weltlichen Gerechtigkeitsliebe ist er entflohen. O Jaromir, du Höllenhund brrrr! — Jetzt, was soll ich armer alter Mann noch allein auf der Welt? Ich möchte mich etwas schlafen legen denn ich bin, glaubt es mir, sehr müde.

Ihr Herrn Mütter und Damen Väter,
Hütet mehr noch als vor wildem Thier
Die Mädchen vor solchem Jaromir! —
Mamsells, es nennt sich so Mancher Prinz,
Der schlechtweg heißet Kunz oder Hinz:
Junggesellen, seht wie ich armer, alter Papa
Sterbe um meine Angelika!

Lebe wohl, du süße Welt! Sterben ist nach solchem Spectakel Ruhe — ich sterbe gern. Ich bin sehr müde. (Er setzt sich und schneidet sich mit einem Mordinstrument nach dem Tacte eines Trauermarsches langsam den Kopf ab.) Ich — muß — mich — etwas — schlafen legen. (Stirbt.)

(Ende — der Vorhang fällt weinend in Ohnmacht.)

Ein neues *fait accompli.*

Verschiedene Menschen haben verschiedene, oft seltsam abweichende Liebhabereien; so liebte der große Alexander Triumphzüge mit Fackelbeleuchtung und Alexander Dumas liebt die Schriftstellerei und das Geld; so liebte Gottfried von Bouillon die Kreuzzüge und der alte Talleyrand die diplomatischen Querzüge; so liebte der alte Fritz die Philosophen und ich liebe die Bouillons; so liebte Salomon die Weiber und so liebt der Kaiser von Rußland die Polen; so lieben die Polen die Freiheit und der König von Dänemark die Schleswig-Holsteiner; so liebte König Mydas die Esel und so liebt Lola Montez die Baiern; so lieben die Gensdarmen die Spitzbuben und die Spitzbuben lieben das Zuchthaus; so liebt Frankreich den Ministerwechsel und so lieben die Preußen die Reichsstände; so liebt der Herzog von Montpensier die Infantin von Spanien und so liebt die Königin Victoria die Mopshündchen; das Letztere steht in der Düsseldorfer Zeitung, und die Düsseldorfer Zeitung, liebt ihre Abonnenten, und die Abonnenten lieben die Neuigkeiten, und so hätte ich meine Behauptung apodictisch bewiesen und dürfte auf die Mopshündchen zurückkommen.

Die Race der Mopshunde wäre beinahe ausgestorben, so beinahe wie die guten deutschen Schauspieldichter, und würde ohne Zweifel aussterben, wenn nicht eine höchste Protection für ihre Fortpflanzung Sorge trüge, was bei den Schauspieldichtern viel weniger der Fall ist. Die Mopshunde gehören dem vorigen Jahrhundert an, so gut wie die unnatürlichen Taillen und die Elegien an ein altes Gemäuer; sie zeichnen sich durch ein würdiges, ehrsames, ja tiefdenkendes Aeußeres aus, und es fehlt ihnen nichts als die Manschetten und der Spazierstock; sie verschwanden allmählig mit dem Puder und der Perrücke. Seitdem sich aber die Bedienten und die Kutscher der hohen Herrschaften wieder pudern müssen, seitdem kommen auch die Mopshunde wieder auf und mit ihnen vielleicht auch die Mopsansichten und die Mopspolitik. Worin diese bestanden? fragst du. So höre. So ein Mops hat eigentlich am meisten eine vollkommene Hundeseele, d. h. eine Devotionsseele von einer Seite und eine keifende Hochmuthsseele von der andern Seite, je nachdem die Leute sind, welche über seine Schwelle kommen. Empfängt z. B. seine Herrschaft den Besuch eines Ordensbandes, so nimmt er sofort den Schwanz zwischen die Beine und macht ein so freundliches Gesicht, als dies seine Mopsnase zuläßt; tritt dagegen ein Petent ins Zimmer, der bescheiden den Hut mit beiden Händen hält und leise spricht, so geht er knurrend um diesen herum, beschnüffelt seine Beinkleider, betrachtet ihn mürrisch von oben bis unten und führt sich, wo möglich, noch unanständig auf, um ihm seine Verachtung zu zeigen. Knechtisch und augendienerisch bis zum Ideal, ist er leckermäulig, und das größte Glück seines Daseins beruht darin, im Dienste seines Herrn oder seiner Herrin ein gemächliches Brod zu haben, und im Brode, inclusive des Fleisches den Lebenszweck zu finden. Vor allem aber hat er es auf eine Pension abgesehen, obgleich er bereits zeitlebens pensionirt ist. Daß die Mopshunde schon jetzt ein Wort in den diplomatischen Fragen über das europäische Gleichgewicht mitzureden haben, beweist nachstehender Artikel, den unsere freisinnigsten vaterländischen Zeitungen vor Kurzem mittheilten.

„Frankfurt vom 15. Mai. Wir erfahren so eben, daß die Sehnsucht der Beherrscherin des brittischen Inselreichs nach einem Mopshündchen gestillt worden ist. Diese Sehnsucht hatte fast einen politischen Character angenommen, indem zwei mächtige Potentaten sie zu befriedigen sich erfolglos bemühten, da in ihren weiten Reichen kein ächtes Exemplar dieser Thierspecies aufzutreiben war. Für Frankfurt hat dieselbe noch ein bedeutungsvolleres Interesse, da eine reiche Wittwe, welche ein solches Exemplar besaß, dringend ersucht wurde, dasselbe gegen jeden ihr beliebigen Preis, so lange er nicht die gesammten Steuern eines Jahres des brittischen Reichs überstiege, abzulassen, sie dessen aber sich weigerte, weil das Thierchen die einzige Freude ihrer alten Tage war. Bereits sah man in Folge dessen einer Kriegserklärung von Seiten Englands entgegen, als endlich der berühmte Operateur, Professor Dieffenbach in Berlin, so glücklich gewesen, das von der Königin Victoria begehrte Mopshündchen bei seiner letzthinigen Anwesenheit in Kopenhagen, wo diese Race noch ziemlich häufig vorkommen soll, zu entdecken; er säumte daher nicht, es sofort käuflich an sich zu bringen und dasselbe höchsten Orts abzuliefern von wo es denn augenblicklich auf diplomatischem Wege nach London übermittelt worden ist. Wie verlautet soll Herr Professor Dieffenbach nach England berufen werden, wo ihn gewiß bezügliche Obliegenheiten erwarten dürften."

Wer möchte nun nicht, der sich für die politischen Zeitbewegungen interessirt, die Bekanntschaft dieser neuen Persönlichkeit machen? gewiß Jeder. Freilich war schon vordem manche wichtige Staatsperson nichts weiter als ein Mopshündchen, aber das thut nichts. Wir haben bei dem besten englischen Zeichner eine treue Abbildung dieser wichtigen Staatsaffaire, nämlich der Ankunft und des Empfanges des *quest.* Mopshündchens bestellt, und theilen solche eiligst unsern Lesern mit.

D . . . . . d.

Eine höchst tragiſche Geſchichte von Mosje Billikens und Jungfer Nettchen.

(Forſetzung.)

THE DISMAL DIRGE OF BILLIKEN and NANCY.

(Continued.)

Als Nettchen einſt im Garten ſaß,
Man weiß nicht, was ſie machte,
Da ſtand ihr Vater plötzlich da,
Der alſo zu ihr ſagte:

As Nancy was sitting
In her garden one day,
Up came her dear father
And thus did he say:

„Mein liebes Nettchen, jetzt paß' auf!
Du kennſt den reichen Schlenker;
Er iſt ein alter Freund von mir,
Man ſagt, er ſei ein Denker.

(Fortſetzung folgt.)

„My dear daughter Nancy
Just make up your mind!
There's sprightly Tom Lanky
An old friend of mine.

(To be continued.)

— „Morgen wird sein Urtheil gesprochen! — Vergeß' Er nicht zu weinen, wenn ich von seiner alten Mutter spreche. Ich werde ihm einen Frackrock zuschicken, damit Er anständig vor der Jury erscheine. Er ist nicht der erste Mordbrenner und Raubmörder, den ich durch ein einnehmendes Aeußere loskriegte.“ —

— „Ja, Herr Conducteur, ich habe aber doch meiner etwas starken Conſtitution wegen zwei Plätze genommen: Nr. 9 und 10.“
— „„Ganz recht, Nr. 10 im Beiwagen.““

Balancir - Schritt.

„Nach Zählen marſchieren: **Eins — Zwei. — Eins — Zwei. — Eins** — — — —Kerl, tractirſt de 'nen Schoppen, dann ſag' ick — **Zwei.**“

Frau Schneider. Schönen guten Morgen Frau von Pelz. Ach wie groß und hübsch ist Ihr Söhnchen geworden. Bitte besuchen Sie mich doch recht bald einmal und bringen Sie den lieben Kleinen mit, das wird meinen Mann ungemein freuen.

Frau von Pelz. Ich werde so frei sein, Ihnen bald meine Aufwartung zu machen, bedaure aber meinen Achill nicht mitbringen zu können: denn Ihr Herr Gemahl soll kürzlich mit einem Herrn sprechend gesehen worden sein, der der Hinneigung zu Ideen, die sich dem Communismus und Socialismus nähern, dringend verdächtigt sein dürfte. — Da würde ja mein Achilles seine ganze militärische Carriere verscherzen! — — —

„Ne, ne, — heut' nich rasieren!“

Der Düsseldorfer Landwehrmann im Quartier.

Lith. Inst. von Arnz & Cie in Düsseld.

No hant mech die Zackerments-Weiter widder alles verkehd gesaddelt!_
Ech han et öch domm Buure doch schon zweimol vörgemahd._

Der Düsseldorfer Landwehrmann beim Einzeln Abreiten in der Carrière.

Lith. Inst. v. Arnz & Cie in Düsseldorf.

Unteroffezeer! geft emol Acht, wie ich mich jez maache! Ehr sied jo Möler, dann könnt ehr morje mol 'ne Boge Papier metbrenge on könnt mich emol afmohle! _ Jü Pitter! ____

Der Düsseldorfer Landwehrmann auf dem Manöver.

Lith. Inst. von Arntz & Cie in Düsseldorf.

Lofse Se mech öm Goddeswelle noh Huus riede, Herr Rittmeister, ech gonn kapott, ech kann et en der enge Kamifs-Botz nit miehr ushalde!__

Reiseberichte eines Tombuctuanschen Touristen über ein civilisirtes Land.

mancherlei Abentheuer wäre ich denn wirklich im sogenannten Michelland angelangt. O, es ist ein wunderbares Land, dies Michelland. Nirgendwo habe ich soviel Abwechselung und soviel Verschiedenheit gefunden. Nas' und Mund sperrte ich auf, als ich all' diese merkwürdigen Dinge sah, von denen ich zu berichten gedenke. Daher kam es denn, daß die Eingebornen mich für einen Michelländer hielten, denn sie sind auch gewohnt, so zu thun, wenn sie etwas Fremdes erblicken. Freilich bin ich auf meiner Reise von Tombuctu schon viel begafft worden, allein es geschah, wie es mir vorkommt, mit mehr Anstand. In diesem Lande aber machte meine Erscheinung denselben Eindruck, als wenn bei uns ein weißes Zebra gesehen wird; auch machte man fast ebenso Jagd auf mich, und nur den Grimassen, welche ich zu schneiden für gut fand, um die Menge zurück zu schrecken, verdanke ich es sehr wahrscheinlich, daß man mich nicht in Stücke zerriß. Sogar drängte sich ein gemein aussehender Mann an mich heran mit der Bitte, ich möchte mich ihm auf 14 Tagen überlassen, in denen er mich mit einigen meiner Landsleute den Seinigen zeigen wollte. Er versprach mir ein großes Geschenk und satt zu essen und zu trinken. Aber ich wieß ihn entrüstet ab, denn ich merkte wohl, er verstehe unter meinen Landsleuten jene Tiger, Löwen und Giraffen unsrer Heimath, die er in einem jämmerlichen Zustande mit sich führte. Der ungeschliffene civilisirte Mensch! Aber über meine Leiden und Mühseligkeiten tröstete mich der Gedanke, daß meine Erfahrungen Euch, liebe Landsleute, gegen die sogenannte Civilisation schützen werden.

Man sagte mir, vor Zeiten wäre dies Land von einem großen doppelköpfigen Vogel beherrscht worden, und da habe es ein gar mächtiges Ansehen

bei allen Nachbaren genossen. Nachher aber wäre allerlei kleines Gevögel und Gethier mit Krallen und Schweifen aufgetreten und habe den großen Vogel so lange gerupft, bis er davon geflogen. Niemand weiß, wo er hin ist, und obgleich einige weise Leute nach ihm umherzogen, und ihn durch allerlei Lieder herbeizulocken suchten, so kam er doch nicht wieder; im Gegentheil steckten jene kleineren Thiere diese Leute in dunkle Löcher und verboten jene Lieder. So giebt es denn jetzt 38 Michelländer, und jedes hat einen bunten Strich um sich herum, und an jedem Striche stehen böse, polternde Geschöpfe, welche besonders fremden Leuten allerlei Schabernack zuzufügen befugt sind. O man hat in meiner Heimath keinen Begriff davon, wie man mir mitgespielt hat. Meinen Tornister hat man mir total umgekehrt und besonders meine Briefe, die man nicht lesen konnte, beschnüffelt. Es ist dies das erste und sicherste Zeichen, daß man in ein civilisirtes Land eingetreten ist. An einem Orte, dessen Namen mir entfallen ist, hat man mich auch in ein großes Haus geschleppt, das auf einem großen freien Platze lag. Aber in dem Hause selbst sah es gar nicht nach Freiheit aus. Man eraminirte mich dort, ob ich auch ein De—mag—og wäre; dies Wort soll eine Abkürzung sein und eigentlich heißen der—mag—auch, oder möchte auch, daß es besser wäre. Man ließ mich endlich los, als ich zufällig meinen Geldbeutel heraus nahm.

Ehe ich aber fortfahre, muß ich meinen Landsleuten noch etwas von dem ganzen Lande Europia sagen, was mir hier ein gelehrter Mensch, der auch unserer Sprache mächtig war, erzählt hat. Es klingt zwar etwas fabelhaft, aber die Gelehrten sollen hier oft etwas fabelhaft sein.

Es lebte einmal, so sagte jener Mann, vor langer, langer Zeit irgendwo ein mächtiger Zauberer und Ritter. Es ist schon so lange her, daß man nicht viel Genaues über ihn weiß. Nur das ist gewiß, daß er vier Söhne hatte, die ihm, als sie aufwuchsen, viel zu schaffen machten, denn sie waren gar sehr verschieden in ihren Gemüthern. Als nun die Zeit kam, wo auch der Jüngste sein Recht haben wollte, da sah der alte Mann, daß er es ferner nicht aushalten würde vor Gezänke und Lärm. Sein diamantner Pallast, so groß er auch war, ward ihm zu enge, und trotz allen Schätzen der Gnomen, welche ihm zu Gebot standen, konnte er nicht ruhig zu Mittag essen. Tag und Nacht quälten sie den Alten. Der Eine wollte auch zaubern können, der Andere wollte sein Geld haben, der Dritte wollte König sein nnd der Vierte als freier Mann auf eigner Faust leben. Da ward es dem Vater zu arg und er sehnte sich darnach, die Söhne los zu werden und ersann deßhalb eine List. Ich habe Euch, sprach er eines Morgens zu ihnen, etwas Ausserordentliches mitzutheilen, und er machte ein sehr ehrwürdiges langes Gesicht und strich seinen Bart. Diese Nacht, fuhr er fort, hat mir mein Geheimer Rath und erster Kobold die Nachricht überbracht, daß mein mächtigster Feind, der ein weit größerer Zauberer ist als ich bin, Zeitgeist genannt, mich und Euch Alle binnen drei mal drei Nächten dem Untergange geweiht hat. Niemand auf der weiten Erde kann der Gewalt dieses Gewaltigen, der gewissermaßen Vice-Herrgott ist, widerstehen und unsere Tage sind gezählt. Dann weinte der Alte und rief: Ach, ich bin zu alt, um aus meinem Reiche fliehen zu können, ihr aber, meine Söhne, macht Euch auf und zieht in das Land Europia, dort ist Raum und Platz für Euch Alle und einstweilen kennt unser Verfolger dies Land noch nicht. Als er nun nach diesen Worten einem Jeden große Haufen seiner Schätze zutheilte, so daß sie das Gold und die Edelsteine fast nicht tragen konnten, da zogen die Söhne singend und pfeifend ab, ohne viel Rührung zu bezeigen. Der Alte aber, als die unbändigen Kinder wegwaren, legte eine hohe stählerne Bergkette um sein Land, so hoch, daß Niemand sie übersteigen konnte. Da sitzt er nun noch, und hat Ruhe und Frieden, aber ob er auch Freude hat, weiß Niemand. Genug — die Söhne kamen wirklich nach Europia. Der erste hieß Knut, der zweite Bull, der dritte Frank und der vierte Michel. Knut sah sehr wild aus und war auch der Roheste und Ungeschlachteste von Allen. Wenn er munter war, brüllte er wie ein wildes Thier, wenn stille, grunzte er vor sich hin und führte sich schlimm auf; schon

im Schlosse seines Vaters hatte er viel Prügel erhalten, und Niemand konnte ohne Prügel bei ihm etwas ausrichten, so eigensinnig that er, besonders wenn er vorwärts gehen sollte. Dennoch war er auf seine Art klug, (es ist dies eine Art Klugheit der Civilisirten, und nennt man sie eine politische) auch er dachte dies von sich, besonders hielt er sich für weiser und gescheidter als sein Bruder Michel. So zog denn Knut nach Norden, hinter die Eisberge, und lauerte, während er Bären jagte, von Zeit zu Zeit nach dem Treiben seiner Brüder, in der Absicht, ihnen einmal einen unerwarteten Besuch zu machen.

Bull, der zweite Sohn, war ein ganz anderer Kerl. Von Natur kaltblütig, hatte er zugleich eine berechnende Klugheit und in seinem Wesen etwas Unabhängiges. Nur eine schwache Seite machte sich bei ihm sehr bemerkbar; gegen sich näm-

lich war er sehr gerecht und forderte von Andern Gerechtigkeit für sich, nur dachte er selbst gegen Andere nicht immer so. So kam es denn, daß wenn im väterlichen Hause die Buttersemmeln verabreicht wurden, es sich oft fand, er habe zwei oder drei derselben für sich in Anspruch genommen, welche für seine Brüder bestimmt waren. Dann demonstrirte er lange, und wollte der Beweis nicht

logisch klingen, so schlug er mit seinen eigenartig geballten Fäusten drein, welches er boren nannte. Uebrigens hatte er auch manchen guten Einfall und seinem Vater ein und das andere Zauberkünstchen abgesehen. Er zog auf ein nordwestliches Vorland, denn er hatte sein Lebtage Freude daran, sich auf dem Wasser herumzutreiben und Schiffe zu bauen. Dies Vorland stieß im Süden an das Gebiet seines Bruders Frank, was Bull sehr verdroß, weßhalb er in einer dunkeln Nacht hinging und zwischen beiden Ländern die Erde weggrub, so daß das Meer darüber hinwegfloß und er sich förmlich auf einer Insel befand.

Am lebhaftesten von Allen war der dritte Bruder, Frank. Er that gern groß und ritterlich, und wirklich ging ihm die Freiheit über Alles. Dabei hielt er aber kein Ding lange aus, brauste schnell über und war flüchtig wie der Wind. Immer wollte er der erste sein; weil er aber fein lustig war und einen guten Ton im Umgange zeigte, besonders artig gegen die Weibchen that, für die er oft eine zu große Hingebung an den Tag legte, so machte er viel Glück in der Welt. Dieser Frank setzte sich, wie gesagt, südlich von Bull, dagegen westlich von Michel in Europia fest, und dem guten Michel war dabei so zu Muthe, wie Jenem, der sich mit einem Dornstrauch ins Bett legen mußte.

Wie nun aber Michel that, wollen wir gleich sehen. Er war sehr friedfertig, hatte ein gutmüthiges, zum Verzeihen geneigtes Herz und trank gerne in Gemüthlichkeit sein Glas Bier und rauchte eine Pfeife dazu. Dieser Michel setzte sich gerade

in die Mitte von Europia, denkend, daß er es da weder zu kalt noch zu warm haben würde. Allein dies bekam ihm schlecht. Bald neckte ihn Frank, bald zwickte ihn Bull und bald erschreckte ihn das Gebrüll des wilden Knut, das oft grausig über halb Europia klang. Wenn dann nun mitunter Streit und Gezänke entstand, und es endlich hieß: Jetzt soll Friede geschlossen werden — so war es fast immer Michel, der zu kurz kam, weil er zu guthmütig war, obgleich er meist am besten drein schlug, wenn man ihn einmal in Zorn gebracht hatte. Kurz, Michel war eine etwas nachdenkliche Natur und zu bedenklich, wenn es seinen Vortheil galt. Unter einigen andern Eigenthümlichkeiten besaß er auch die, daß er beständig eine Nachtmütze trug, die er, wenn er im Stillen nachdenken wollte, über Nase, Mund, Augen und Ohren zu ziehen pflegte, wobei es ihm denn oft passirte, daß Dinge um ihn geschahen, von denen er keine Ahnung hatte. Demnach sollte man zwar glauben, Michel wäre nicht eitel gewesen, allein dies war er doch, denn er borgte, um Wind zu machen, nicht selten seine Sonn- und Werktagskleider bald von Frank, bald von Bull, wobei er sich laut rühmte, er habe sie weit herkommen lassen.

So hatte also jeder von den Brüdern in Europia sein Land gefunden, und sich mit Weib und Kind und unzähligen Mannen ein Reich gegründet, in dem sie herrschten nach Laune und Gutdünken. Je älter sie wurden, desto mehr Vergnügen machte ihnen das Regieren, und sie erfanden je nach dem eigenen Geschmacke allerlei Komödien, um sich den Genuß noch zu versüßen. So führte Michel allerlei Redensarten und Titulaturen ein; Frank führte zur Unterhaltung einige Kriege auf Kosten seiner Nachbaren; Bull richtete unzählige kleine Kinder zu Fabrikarbeitern ab, und Knut prügelte mit einer von ihm eigens erfundenen Peitsche seine Unterthanen so lange, bis sie dies sehr angenehm fanden. Alle aber waren so klug, von dem Eigenthum und dem Erwerbe der Untergebenen ein gut Theil für sich in Anspruch zu nehmen.

So saßen sie denn lange wie die Vöglein im Hanfsaamen, sprachen den Leuten viel von ihrem Vater, dem Zauberer, vor, behaupteten ebenfalls Alles zu können und ließen sich die Allmächtigen nennen. Da kam aber auf einmal nach Europia der wirkliche Zeitgeist, von dem der alte Zauberer damals prophetisch gesprochen hatte, und siehe, die vier Brüder erschracken fast zum Tode und überlegten, was nun zu thun wäre, um ihn einzufangen oder umzubringen. Und dieses war das Jahr in welchem die Gensdarmen und Polizei erfunden wurden, welche von nun ab hin und her

(Freie Handzeichnung des Tombuctuanischen Touristen.)

durch die Lande reiten und gehen mußten, mit großen Schwertern und Schnauzbärten und ernsthaften Gesichtern, aber den Zeitgeist immer noch nicht fangen konnten und vielleicht nie fangen werden.

So weit die Erzählung des gelehrten Mannes, der oft tief seufzte, als er sprach. Nun will ich bei meinen eigenen Abenteuern fortfahren. Wie werdet Ihr lachen, wenn Ihr mein Ebenbild am Anfange dieses Berichtes erblickt. Ich mußte mich des sogenannten Anstandes wegen in allerlei dünne und farbige Häute einknöpfen lassen, welche man hier Kleider nennt. Kaum würdet Ihr mehr den Menschen in mir wiederfinden, man wollte nichts als mein Gesicht unbedeckt lassen. Doch bestand ich darauf, als Beweis meiner Menschheit mein Hauptnational-Kleidungsstück beizubehalten, was man lachend genial nannte und zugab. So gehen hier alle sogenannten civilisirten Leute, nur die Weibchen nicht, von denen die Vornehmen fast so nackt wie bei uns sind. Auf dem Kopfe habe ich eine hohe thurmartige Rolle, die mich entsetzlich genirt. Besonders wenn der Wind weht, trifft mich immer das Unglück, dies Ding zu verlieren, und ihm ganze Strecken Weges nachlaufen zu müssen. Wenn sich die Eingebornen begegnen, so machen sie damit allerlei Faren. Einige rühren es nur mit dem Finger an, Andere heben es ein wenig in die Höhe, wieder Andere fahren damit durch die Luft,

und Einige legen es fast auf die Erde, um ihre Ergebenheit zu bezeigen. Dann hat man mir den Hals mit bastartigem Zeuge umwickelt und meine Füße in enge Behälter gesteckt, so daß ich kaum gehen kann. Selbst die Eingebornen können sich in diese Sitte nicht recht schicken, und man erzählte mir, daß sie ihren Rang in den sogenannten feinen Gesellschaften nach der Zahl der Druckbeulen, hier gewöhnlich Hühneraugen genannt, zu bestimmen pflegen. Ueberhaupt machen die Leute allerlei kleine Unterschiede an einander. Einige tragen ein farbiges Bändchen, Andere Kreuze und Sterne, und wieder Andere das ganze Firmament mit Sonne und Mond auf der Brust. Ich erkundigte mich, was diese Männer Alles gethan hätten, aber man lachte oder schüttelte geheimnißvoll den Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Ausgrabungen

mehrerer einst sehr berühmter Städte im ehemaligen Deutschland.

(Aus einer gelehrten Zeitschrift des Jahres 2847 nach Christi Geburt.)

Der freundliche Leser wird beim Studiren nachfolgender Auszüge über die großen Veränderungen staunen, welche mit unserm guten Vaterlande um das Jahr 2847 vorgegangen sein werden. Weniger wird er sich wundern, wenn er auch hier den Gang der Geschichte bestätigt findet, daß barbarische Nationen auf den Trümmern der Civilisation ihre Entwickelung beginnen. Wir lassen aus verschiedenen Nummern jener künftigen Zeitschrift das für uns Interessanteste folgen.

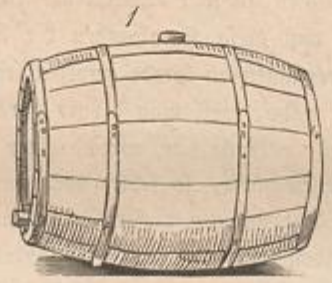
„Wie hoch die deutsche Nation, welche durch ihr leidiges Aneignen alles Fremden um sich her, selbst die Verderbung ihrer gewiß sehr vollkommenen Muttersprache durch ausländisches Gewelsch herbeiführte, endlich ihre Selbstständigkeit gänzlich eingebüßt hat, und unsern slavischen Stämmen unterworfen wurde, einst in den Künsten gebildet gewesen, davon zeugen unter andern die großartigen Ueberreste einer ihrer Hauptstädte, der einst sehr berühmten Stadt München, welche man in neuester Zeit unter dem Schlamme, den die Gebirgswasser darüber aufgehäuft haben, hervor zu scharren angefangen hat.

Die jüngst aufgedeckten unermeßlichen Katakomben, über deren Bestimmung schon so mancherlei Conjecturen laut geworden sind, verdienen unsere besondere Aufmerksamkeit und müssen uns um so wichtiger erscheinen, als die Gelehrten durch den Fund einer Inschrift endlich auf die richtige Spur gekommen zu sein behaupten. Lag auch die Meinung, daß diese Katakomben die Begräbnißplätze der verschütteten Stadt gewesen sein möchten, darum sehr nahe, weil man bisher durchaus keine andere Stelle entdeckt hat, welche einer Nekropole ähnlich gesehen hätte, so fehlte doch noch viel zur historischen Begründung dieser Vermuthung. Eine solche ist indeß nun von der erwähnten Inschrift geleistet worden und es ergeben sich daraus noch eine Menge der interessantesten Aufklärungen über die Sitten und Gebräuche der Baiern.

Die erwähnte Inschrift befand sich über dem Eingange der zuletzt erwähnten Katakombe und

hieß: Bier-Keller. Nun ist die Frage, welcher Sprache gehören diese Wörter an? — — Man ist schon lange der Meinung gewesen, daß diese merkwürdige Stadt eine Art Babylon gewesen sein müsse wegen der Durcheinandermengung der verschiedensten Baustyle und der gänzlichen Sprachverwirrung, welcher wir dort in den Inschriften begegnen. Finden wir hier eine Menge griechischer Wörter, als: Bibliothek, Glyptothek, Pinakothek, Apotheke u. s. w.; dann wieder lateinischer, wie

Museum, Consistorium, Ministerium, Universität u. s. w.; ja arabischer, wie: Bazar, Arsenal, — meist aber französischer, wie: Bureau, Comptoir, Redoute, Ressource, Restaurant u. s. w., bei verhältnißmäßig wenigen deutschen, so liegt die Vermuthung nahe, daß auch in obiger Inschrift eine fremde Sprache angewendet worden sei. Bière hieß aber im Französischen der Sarg, und Keller ist ein andres deutsches Wort für unterirdisches Gewölbe. Demnach sind diese fraglichen großen Hallen in der That Sarg- oder Grabgewölbe. Die darin vorgefundenen zahlreichen Särge



sind jedoch in Größe und Gestalt sehr abweichend von den jetzt gebräuchlichen; auch ist man noch in Ungewißheit, wie der Verstorbene darin beigesetzt wurde. Wären die Münchener, wie die alten Griechen, von welchen man wohl ohne Grund ihren Ursprung herleitet, zu Asche verbrannt und in dieser Form aufbewahrt werden, so würden wir auch gewiß weit kleinere und dazu passendere Behälter angetroffen haben. Jene großen, faßartigen Särge dagegen enthalten statt der Asche eine braune Flüssigkeit, welche ohne Zweifel das einzig Uebriggebliebene des Verstorbenen ist. Und in der That scheint uns eine so wohlberechnete Verwandelung der irdischen Ueberreste in eine spirituöse Flüssigkeit die zweckmäßigste und der menschlichen Bedeutung am meisten entsprechende Bestattungsart. Vielleicht dürfte nach altbaierischer Sitte die Bestattung mit unserm heutigen Verfahren Kraut, Gurken und dergleichen einzumachen übereinkommen. Hoffentlich werden die Chemiker, nachdem die Sache so weit aufgehellt worden, nicht säumen, die noch obschwebenden Fragen baldigst zu erledigen.“ —

Nr. 1. Seitenansicht — Nr. 2. vordere Ansicht des Sarges. Die auf der vordern Seite befindliche Inschrift soll wahrscheinlich der Name des im Sarge Beigesetzten, so wie die Jahreszahl nach dem damals gebräuchlichen Kalender sein. — Nr. 3. Ein in der Nähe dieser Särge vorgefundenes Gefäß, wahrscheinlich eine Grabeslampe. Die punctirten Linien zeigen, wie sie vielleicht aufgehangen wurde, da Ringe und Ketten fehlen.

In einer andern Nummer jener Blätter heißt es:

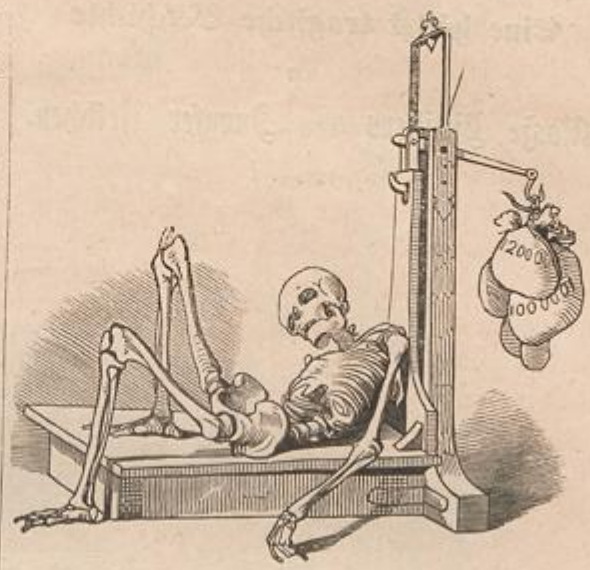
„Auch im Nordwesten des ehemaligen Deutschlandes sind die auf Befehl des Kaisers der griechischen Christenheit geschehenen Ausgrabungen nicht ohne Erfolg geblieben. Unter andern hat man auch unter Schutt und Asche das alte Elberfeld aufgefunden, welche Entdeckung den Resten einer alten Windmühle zugeschrieben ist, die ehemals auf einem hohen, jetzt kaum bemerkbaren Berge gelegen, den Namen „Hardt“ führte. Die Sage knüpft an diese Ruine wunderbare Märchen von dem Kunstsinne der alten Elberfelder und soll diese Mühle ihren Namen daher erhalten haben, daß der in derselben wohnende Müller seinen Kunden fortwährend versicherte, wie „hart,“ d. h. nach der alten Bedeutung dieses Wortes: wie unangenehm es wäre, unten in Elberfeld zu wohnen. Uebrigens war auch diese Stadt im grauen Alterthume außerordentlich berühmt, und zwar

a, *b*, *c*, *d*, ebenfalls daselbst vorgefundene Gefäße, wahrscheinlich Thränenkrüge; *a*. aus Stein mit metallenem Deckel; *b*. ganz von Holz, nach Art der Särge gearbeitet, wenn kein Thränenkrug, vielleicht der Sarg eines Neugebornen; *c*. gläserner Thränenkrug mit metall'nem Deckel; *d*. ebenfalls von Glas, Deckel fehlt gänzlich.

erstens durch ihre geschlossenen Gesellschaften, deren sie kurz vor ihrem Untergange gerade 30,000, nämlich für jeden Einwohner Eine hatte; zweitens wußte man dort das feinste Gewebe zu machen, so daß oft das Sprüchwort unwahr wurde: Nichts ist so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen! Endlich wurde auch schönes Türkischroth und Himmelblau dort bereitet. Letztere Farbe soll einen solchen Schimmer und Lüster besessen haben, daß oft die ganze Gegend in einem blauen Dunste gelegen, wogegen das Türkischroth ein so echtes Feuer zeigte, daß man wirklich in der Türkei zu sein und Paschas und Veziers zu sehen geglaubt hat. Ueberhaupt sollen auch nach einigen gleichzeitigen Schriftstellern die Leute in diesem Orte sehr klug gewesen sein, so daß auch die Reichen durch das bekannte Nadelöhr ins Himmelreich einzugeben vermochten, weßhalb man sie auch die „Feinen" oder „Finen" genannt, welches Wort

soviel als „dünn" bedeutet und hier für: dünne Stricke und dergleichen steht. — Einigermaßen räthselhaft ist eine daselbst aufgefundene große Wage, auf welcher sich ein versteinertes menschliches Scelett in sitzender Stellung, und als Gegenwicht sich eine Menge schwerer Geldbeutel vorfand, woraus man schließen will, daß damals die Menschen in Elberfeld nach dem Gelde gewogen worden sind. — — Wie unpractisch die Alten oft ihre Gebäude einrichteten, geht aus einem ebendaselbst aufgefundenen großen Hause hervor, nach dessen Totaleinrichtung man schließen

a. Dieses sonderbare Bildwerk, ein Beweis der Elberfelder Kunstfertigkeit, besteht aus schwarzem Email auf Goldgrund. Was das Ganze für einen Zweck hatte, ist nicht bestimmt zu ermitteln, und mag es wohl das Bruchstück eines Schmuckes der Feinen, Finen oder Finsten sein, worauf die Schriftzeichen hinweisen. Daß dies „Finst" — „Finster" gelesen werden müsse, ist zu bezweifeln, obgleich Mehrere der Meinung sind. Die Darstellung mag übrigens eine religiöse Ceremonie der Finsten bezeichnen.

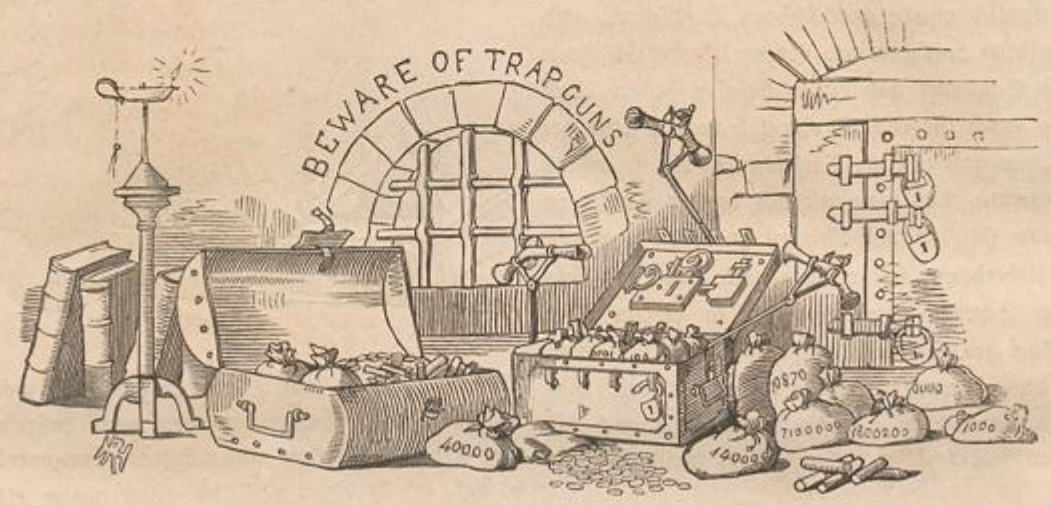


könnte, es wäre zum Theater gebraucht worden, während doch offenbar aus den darin aufgefundenen Kleidungsstücken, aufgehäuften Garnvorräthen u. dgl. erhellt, daß dasselbe nichts weiter als ein Magazin war. Auffallender Weise ist am ganzen Gebäude die Treppe am Haupteingang am besten erhalten und fast noch neu, und beweist dieß, daß von dieser Seite wenig hineingegangen worden ist. Versteinerungen trifft man übrigens in dieser ganzen Gegend an. So fand man einige Meilen von obiger Stadt in einer Höhle, welche den Namen Neandershöhle führte, ein versteinertes Militär-Exercier-Reglementsbüchlein, in welchem die schon bemerkte Sprachvermengung unter den damaligen Deutschen eine Bestätigung findet, da in diesem neben deutschen Commandos und Benennungen unzählige französische, als zum Beispiel: General, Capitaine, Bataillon, Officier du jour, Avant-Garde, Arrière-Garde, Parole, Premier- und Seconde-Lieutenant, nach Tête oder Queue auf- oder abmarschiren, Section, Ronde und andere undeutsche Ausdrücke vorkommen. Irrig würde man jedoch daraus, daß man dies Büchlein in dieser Gegend gefunden, schließen, es habe in dieser Höhle eine Militär-Erziehungs-Anstalt bestanden, vielmehr zogen die jungen Krieger jener Zeit dorthin, um sich möglichst vom militärischen Zwange zu befreien, worauf auch das Verlorengegangensein dieses Büchleins schließen läßt."

(Fernere Auszüge folgen.)

Eine höchst tragiſche Geſchichte
von
Mosje Billikens und Jungfer Nettchen.
(Fortſetzung.)

THE DISMAL DIRGE
OF
BILLIKEN and NANCY.
(Continued.)



Ganz vollgepfropft bis oben an
Sind ſeine Kaſten alle;
Der Spekulant fängt hundertfach
Das Gold in ſeine Falle.

His coffers are filled
With silver and gold,
And with speculation
He reaps hundredfold.

Gleich einem Wüſten - Eremit
Vertrauert er ſein Leben.
Er kam und bat, ich möchte bald
Zum Weibchen dich ihm geben!

As a solitary hermit
He squanders his life.
So he just call'd upon me
To call you his wife.

Als Nettchen dieſen Antrag hört',
Da ſank ſie, trotz der Mühe,
Zu halten auf den Beinen ſich,
Ohnmächtig in die Kniee.

Upon hearing these tidings
Poor Nancy grew pale,
Bounc'd off in hysterics
Like a loving female.

Doch kaum lag ſie ein Weilchen da
Auf harter Erd' darnieder,
Da dachte ſie: „Wie unbequem!“
Und hob ſich plötzlich wieder.

And when she thought it better
To come to again,
She rose from the gravelwalk
On which she had lain.

Dann ſank ſie ſchnell auf's linke Knie,
Und faltete die Hände,
Sah ihren Vater bittend an,
Und ſprach alsdann behende:

And bending her left knee,
With a look of dismay,
And clasping her white hands
'T was thus, she did say:

„O Vater, theurer Vater mein,
Ich heirath' nie den Schlenker!"
Sie dachte, wär' ſammt ſeinem Geld
Derſelbe doch beim Henker.

Oh father, o father!
I am but a child
And to marry Mr. Lanky,
I don't feel inclin'd.

„Mein ganz' Vermögen gäb' ich hin,
Selbst bis zur Küchenpfanne,
Giebst du mir Bill'kens nur, er ist
Commis bei dir, zum Manne.

(Fortsetzung folgt.)

And all my large fortune
I'll freely give back,
If you'll let me but marry
Mr. Billikens your clerk.

(To be continued.)

Ritter Toggenburg.

Ballade.

„Ritter, treue Schwesterliebe
„Widmet Euch dies Herz.

Reißt sich blutend los,
Preßt sie heftig in die Arme.

Große Thaten dort geschehen
Durch der Helden Arm.

„Die Ihr suchet, trägt den Schleier,
„Ist des Himmels Braut."

Sieht ein Schiff an Joppes Strande,
Das die Segel bläht.

Da verlässet er auf Immer
Seiner Väter Schloß.

Und er baut sich eine Hütte
Jener Gegend nah.

Und dann legt' er froh sich nieder,
Schlief getröstet ein.

Blickte nach dem Kloster drüben,
Blickte Stunden lang,
Nach dem Fenster seiner Lieben,
Bis das Fenster klang.

Und so saß er, eine Leiche,
Eines Morgens da,
Nach dem Fenster noch das bleiche,
Stille Antlitz sah.

Definition aus dem theoretischen Unterricht.

Was ist ein Soldat?
„Ene ärme geplogte Minsch!“

Im Postwagen.

Zweck der Reise:

zum Vergnügen.

Der Sonntag - Nachmittag.

Parabel.

„Er that seinen Mund auf und — schwieg."
Joh. V. 3.

Ein Gaul und eine Gäulin zogen
Los, ledig, sonder Peitschenschlag
Zur Weide hin, still und verschwogen
An einem Sonntag - Nachmittag.

Der Gaul zur Gäulin sprach indessen,
Nein, er sprach nicht — er that gemach
Das Maul auf, schwieg, und hat gefressen
An einem Sonntag - Nachmittag.

Die Gäulin sprach indeß zum Gaule,
Voll Zärtlichkeit begann sie: Ach!
Und fraß und sperrte auf das Maule
An einem Sonntag - Nachmittag.

Die Gäulin wandte sich zum Gaule,
Der Gaul zur Gäulin dann und sprach,
Doch nein, er schwug mit seinem Maule
An einem Sonntag - Nachmittag.

Moral: Drum Menschenkind, denk' an den Gaule,
Denk' an die Gäulin, seufze: Ach!
Weih' eine Thrän', thu' auf dein Maule
Und schweig' am Sonntag - Nachmittag.

W. Kaulen.

— „Sagen Sie doch, schönstes Kind! kriegt man hier Rum?“ —

— „Nä, hier setzt man sich!“ —

„Aber um Gotteswillen, meine Herren, was wird Se. Excellenz sagen! wir haben heute großes Diner!“

„„Ja, das wissen wir recht gut; sag' Er nur seinem Herrn, wir hätten unmöglich Zeit hinzukommen, und hätten es gleich hier abgemacht.““ —

Kunst - Kritik.

Erster Kritiker:*)

Nr. 316. Ah! C. F. Lessing. „Huß vor dem Concilium zu Costnitz.“ Magnifique in der That! wie sich alles in der Haltung losreißt, und durch die hohle Hand betrachtet, ist die Luftperspective köstlich, und die Conture wahrhaft — betrachten Sie den Character der linken Hand, die — ich bitte Sie, das Ensemble, der Vorwurf, die Staffage! meisterhaft!

Zweiter Kritiker:

Meisterhaft! und was mag der Goldrahmen wohl gekostet haben? —

*) Auszug aus dem Katalog: Nro. 216: Jobs im Examen, von Hasenclever. — Nro. 316: Huß vor dem Concilium zu Costnitz, von Lessing.

„Sagen Sie mir Ihre unumschränkte Meinung, finden Sie das Portrait Ihrer Frau nicht sehr ähnlich? — Es war so eben Einer hier, der es nicht fand, den hab' ich aber die Treppe hinabgeworfen, daß es puffte."

T. HOSEMANN.

Lith. Inst. von Arnz & Cº in Düsseldorf.

Ein Bülletin aus dem Kaukasus.

(Vergleiche das Gedicht gleiches Namens von W. v. M.)

Die vier Sibirischen Sänger _ Les quatre chanteurs Sibiriens

_ ausgebildet im Conservatoire zu Paris _

werden die Ehre haben, vor dem versammelten hohen Adel und Publikum heute ihre National-Gesänge zu produziren.

1. Herr Brezlmlslinsky aus Warschau früher Graf, primo tenore, singt sotto voce moderato, das verbotene Lied: Noch ist Polen nicht verloren!
2. Herr Möppelberger, aus Breslau, zuletzt in Krakau Seifenfabrikant, primo basso, wird mit mimischem accompagnement vortragen: Ein freies Leben führen wir!
3. Herr Jwan Nutschipuskewitsch aus Petersburg, ehemals Hofmarstalls-Juwelier; secundo Basso, singt mit Brummstimme: Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!
4. Herr Kjuta Tscherkeskoi, Geburtsort unbekannt, sonst Nomaden-Capitain secundo tenore, singt scerzando: Sie sollen ihn nicht haben!

NB. Sämmtliche Herren Sänger sind im vorigen Jahre frisch eingefangen, und haben dieselben zur grösten Zufriedenheit sämmtlicher regierenden Potentaten Deutschlands ihre Stimmen laut werden lassen.

Die Einnahme ist zum Besten einer armen Familie, die gerne trinkt.

Lith. Inst. von Arnz & Cº in Düsseldorf.

Lith. Inst. von Arnz & Cie in Düsseldorf.

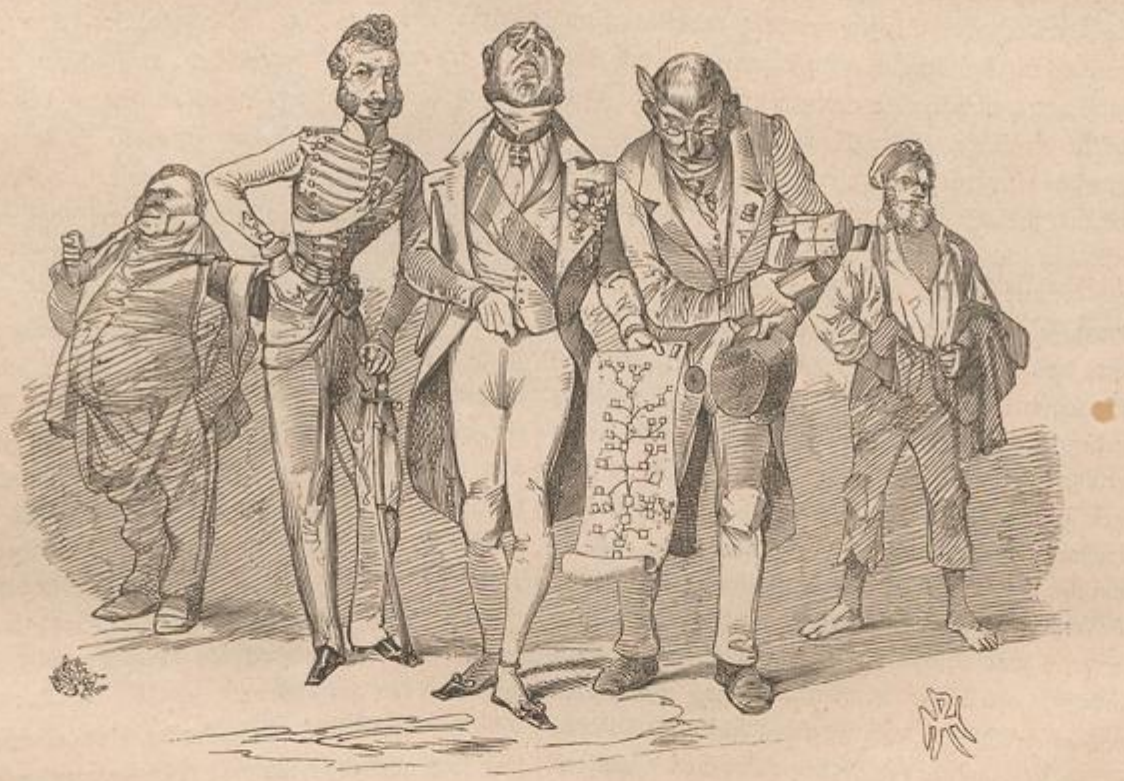
Graf. Ja, Johann, mit der Muttermilch habe ich meinen Adelstolz eingesogen! —

Diener. Ew. Gnaden vergessen, dafs **meine** Mutter Ew. Gnaden Amme gewesen ist. —

Reiseberichte eines Tombuctuanschen Touristen über ein civilisirtes Land.

(Fortsetzung.)

Außerdem theilen sich die Leute hier noch in allerlei Klassen, welche sich entweder zanken und anfeinden, oder an manchen Orten friedfertig mit einander leben und sogenannte Casinos oder Vereine bilden, wo sie zusammen sind, ohne sich zu beißen. Nur eine Klasse schließt man gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten aus und diese nennt man das Volk, nicht weil sie zu schlecht wäre,



sondern weil man sie nicht verwöhnen will und ihre Sprache nicht gut verstehen kann. Eine andre Klasse, die Bürger genannt, hat ebenfalls oft ihre liebe Noth, indem sie Alles thun soll und doch nichts thun darf. Diese Klasse hat hauptsächlich die Bestimmung, für die Andern zu bezahlen. Wieder eine Klasse heißt die der Beamten oder Bezahlten. Sie hat eigentlich keinen freien Willen und muß immer thun, wie ihr befohlen wird; dafür thut sie aber auch oft mehr als ihr befohlen wird, worunter dann diejenigen leiden müssen, über welche sie zu befehlen hat. Die vierte

Klasse nennt sich das Militair, welche man sehr weit sehen und sehr weit hören kann, und die im Kriege sehr viel Muth haben muß, wenn sie etwas werth sein soll. Diese Klasse ist die beliebteste bei dem weiblichen Theile der andern Klassen. Die fünfte endlich ist die des Adels, welche sehr viele Vorzüge hat. Erstens ist sie so alt, daß man glaubt, sie werde bald aussterben; zweitens wird sie überall vorgezogen; drittens bedarf sie gar keiner Vorzüge, und viertens zieht sie meist keinen Vorhang vor, wo die drei ersten Klassen einen vorziehen müssen.

Eines Tages hätte ich beinahe ein schreckliches Unglück in der vierten Klasse angerichtet. Mein Hausherr hatte mir zu Ehren ein großes Fest bereitet, viele Lichter angesteckt und viele Leute aus den drei letzteren Klassen geladen, männlichen und weiblichen Geschlechtes. An einem Ende des Zimmers, das mich der Hitze wegen angenehm an Tombuctu erinnerte, saßen Mehrere und machten mit großen, eisernen und kupfernen Instrumenten einen betäubenden Spektakel, wozu die Andern sprangen und hin und her hüpften, so daß ich nicht begreifen konnte, warum mein Hausherr diese Arbeit nicht durch seine Sclaven verrichten ließ. Ich sah vorher, das Ding würde kein gut Ende nehmen, denn die sogenannten Damen (Weibchen) waren außerordentlich aufs Springen versessen und nicht wenig erhitzt. Da wurde auch Eine wirklich dicht zu meinen Füßen leblos, doch als ich sie aufheben wollte, wußte ich nicht, wie ich sie anfassen sollte, weil sie um den Leib so schmal war, daß ich fürchten mußte, sie würde an dieser Stelle durchbrechen. Mein Schreck war also nicht geringe und wurde noch größer, als einige der Anwesenden, offenbar in boshafter Absicht, ihr allerlei abscheulich stinkende Flüssigkeiten unter die Nase rieben, von denen ein gesunder Mensch hätte ohnmächtig werden können. Ich griff zum nächsten Gefäß mit Wasser und goß es dem Weibchen dermaßen in das weiße Gesicht, daß sie im selbigen Augenblick zu sich kam. Nun aber faßte mich zum Dank Jemand vom Rücken und warf mich auf die Seite, so daß ich langweg auf die Erde fiel, worauf ich aber blitzschnell aufsprang, meinen Feind, der ein ganz buntes Kleid trug, viel Haar unter der Nase und auf jeder Schulter einen kleinen, zu nichts brauchbaren Schild hatte, ebenfalls auf die Erde warf und ihn tüchtig abprügelte. Was nun kam, kann ich nicht beschreiben. Die Weibchen schrieen noch ärger als die unsrigen beim Opfertanze und die Männer fielen über mich her, banden mich, da ich durchaus gegen Alle mein Recht behaupten wollte, und schwuren mir den Tod. Da erfuhr ich denn, daß ich die Ehre des Mannes aus der vierten Klasse verdorben hätte, welche eine ganz andere, als die gewöhnliche Ehre wäre und die nur durch Blut hergestellt werden könnte. Natürlich bat ich jetzt sehr um Verzeihung und sandte am andern Morgen eine frische Flasche Blutes, die ich mir abgelassen hatte, an den Beleidigten. Aber das half nichts. Seine Kameraden aus derselben Klasse behaupteten, er müßte mich auf eine anständige Art todtmachen, oder ich müßte ihn todtmachen, was dasselbe wäre. Schon dachte ich, jetzt ist es mit einem von uns aus, denn wir gingen an einen leeren Platz im Walde — unserer waren vier — und da schleuderten wir aus einem mit Feuer gefüllten Rohr runde Metallstücke auf uns, ohne jedoch die Absicht zu haben, uns zu treffen. Als diese Feuerröhre tüchtig geknallt hatten, war alles gut und wir gingen nach Haus. Bei meinem Wirthe konnte ich es aber nicht länger aushalten, denn eine seiner Töchter, ein häßliches weißes Gesicht mit rothen Augen und abgebrochenen Zähnen wollte mich durchaus heirathen, (d. h. ich anstatt ihres Vaters sollte ferner für sie bezahlen) und machte, um mein Herz zu rühren, den ganzen Tag über ein wehmüthiges Geklimper auf einem sogenannten Clavier, so daß es sich wirklich anhörte, als klagten und wimmerten Vier auf einmal.

Die weiblichen Eingebornen sind überhaupt hier sehr verliebter Natur, besonders wenn einer Geld hat, aber die schönen — und es gibt hier sehr schöne, — thun so lange sie jung sind, sehr spröde, werfen den Kopf in den Nacken und sehen ihre Freier verächtlich über die Schultern an. Zehn Jahre später sollen sie ganz anders, und zwar dann eben so mildherzig als früher hartherzig sein, und gewöhnlich Erziehungs-Anstalten und mildthätige Institute gründen, von denen ich Euch später erzählen will.

O ich kann über all' diese Dinge hier vortreffliche Beobachtungen anstellen und muß oft herzlich über die civilisirten Leute lachen. Gegenwärtig bin ich an einem Badeorte. Dies ist ein Ort, welcher in dem Rufe steht, daß er die Kranken wieder gesund mache, weßhalb denn eine Menge Menschen hier herum spatzieren geht und fährt. Mir will es nur scheinen, als wären die meisten derselben schon gesund, wenn sie herkommen. So sehe ich fast alle Tage einen dicken Mann, der sehr krank sein soll,

allein ich gewahrte, daß er viermal so viel ißt als ich, und noch mehr trinkt. Ebenso gibt es hier eine Menge Damen in kostbaren Kleidern, denen nichts fehlen soll als ein Mann, oder wenn sie schon einen haben, noch einen zweiten, dritten oder vierten dabei. Viele Leute gibt es aber auch hier, welche nur um ihr Geld los zu werden herkommen, wozu man hier eigene Vorrichtungen hat, die man Spieltische nennt. Ja, wenn ihr Euch nur vorstellen könntet, liebe Landsleute, welchen Werth hier Gold und Silber hat, das man in kleinen, runden, saubern Stückchen in der Tasche nachträgt und noch öfter in großen Kisten einschließt. Man nennt es gemeinlich Geld. Wer Geld hat, der hat Alles, Freunde, Geliebte, Verstand, Ehre und Brod, aber wer keins hat, den nennt man, wenn er noch so ehrlich ist, einen Lump. Wie gut war es nun, daß ich die Kiste mit Goldstaub und Edelsteinen mitgenommen habe, als ich abreiste. — Das nächste Mal sollt Ihr mehr erfahren.

(Fortsetzung folgt.)

Ausgrabungen

mehrerer einst sehr berühmter Städte im ehemaligen Deutschland.

(Aus einer gelehrten Zeitschrift des Jahres 2847 nach Christi Geburt.)

(Fortsetzung.)

Merkwürdig war das Auffinden der alten Stadt Düsseldorf, unweit von obiger Höhle, sowohl durch die ungewöhnliche Veranlassung als auch in Bezug auf Kunst und Wissenschaft. Einer unserer Gelehrten, der Kaiserliche Professor Piffikansky, wanderte einsam an den Ufern des Rheinstroms, dessen Fluthen der Sage nach jene Stadt unterwühlten und sie später versandeten, als er plötzlich ein starkes Kitzeln an der Nase und ein Uebergehen der Augen an sich bemerkte, welches offenbar von einer der Erde entsteigenden Luftströmung herrührte. Nach diesen Symptomen schloß der Gelehrte alsbald, daß hier das ehemalige Düsseldorf liegen müsse, welches seine Berühmtheit fast einzig und allein seinem vortrefflichen „Mostert," auch „Senf" genannt, zu verdanken hatte. Die Nachgrabungen beförderten wirklich mehrere kleine Töpfe, meist von bläulicher Farbe und

mit einem Henkel versehen, zu Tage, in denen noch Reste jener merkwürdigen Substanz vorgefunden wurden. Um sich von der Richtigkeit seiner Behauptung auf ächt wissenschaftlichem Wege zu überzeugen, ließ sich Professor Piffikansky sofort ein Butterbrod mit Schinken geben, bestrich dasselbe mit jener Masse und fand den Geschmack sehr angenehm und den vorhandenen Beschreibungen über jenen „Mostert" entsprechend.

Weitere Nachgrabungen an dieser Stelle führten zu einer Art von Propyläen, in denen man mehrere verrostete, alterthümlich und schwerfällig eingerichtete Schießgewehre, dann von Motten zerfressene Waffenröcke und Helme fand, weßhalb man diesen Raum anfangs für eine sogenannte „Hauptwache" hielt, bis man durch einen Porticus auf

einen ziemlich großen Hofraum gelangte, welcher früher offenbar umbaut gewesen, wonach sich mit Gewißheit schließen läßt, daß hier die ehemals berühmte Akademie gestanden, und daß der freie Platz ohne Zweifel die leere Stelle ist, an welcher die Bewohner vor etwa tausend Jahren eine Gallerie zu gründen beabsichtigten, die aber nicht zu Stande kam, obgleich es weder an Malern noch an Bildern fehlte. — — — Der Umstand, daß man jene Mosterttöpfe vornehmlich in der Nähe der Academie gefunden, brachte den Professor auf die Idee, ob die damaligen Künstler sich dieser Substanz nicht auch bei ihren Gemälden bedient haben möchten, um denselben eine wärmere Färbung zu verleihen. Uebrigens läßt die militärische Befestigung der erwähnten Säulenhalle auf die enorme Kunstliebe jener Völker schließen, indem daraus unwiderruflich hervorgeht, daß sie auf diese Weise ihre Künstler gegen anmaßende Recensenten zu schützen suchten.

Die Bilder scheinen größtentheils unter den Trümmern zu Grunde gegangen zu sein, was wir nicht genug bedauern können, da uns dadurch eine abgerundete Vorstellung von jenem barbarischen

Zeitalter entgeht. Einen interessanten Blick in die damaligen Verhältnisse gewähren uns einige in jenen academischen Gebäulichkeiten aufgefundene, auffallend wohlerhaltene Mahnbriefe, in denen die Künstler kategorisch an die rückständige Ateliermiethe erinnert werden. Man sollte demnach doch wieder zweifeln, als hätten dieselben es damals zu gut gehabt. —

Wir geben hier eine getreue Abbildung eines dieser Mahnbriefe. Die letzteren Worte sind leider nicht mehr ganz verständlich. Wahrscheinlich lautet die Drohung auf gefängliche Haft. — Auch hat man ebendaselbst mehrere wenig von dem Einflusse der Zeit benachtheiligte Actenstöße aufgefunden, mit deren Entzifferung man bereits beschäftigt ist.

Weiterhin gerieth man beim Ausgraben auch auf das Düsseldorfer Regierungsgebäude, welches merkwürdiger Weise im äußern Anstrich noch sehr gut erhalten war, und mit den Resten einer alten Jesuitenkirche zusammenstieß. Im Innern war Alles mit Sand angefüllt, wahrscheinlich noch von der Ueberfluthung her. Südlicher von der Mostertfabrik entdeckte man den Marktplatz und das Rathhaus, und glaubte schon, dieser Fund enthalte nichts Interessantes, als man auf eine große Reiterstatue von Bronce gerieht. Die Inschrift auf dem Piedestal ist gänzlich zerstört und erloschen, allein es sprechen mehrere Gründe dafür, daß wir hier so glücklich waren, ein treues Abbild des fast sagenhaft gewordenen Kaisers Napoleon aufzufinden. Alle Beschreibungen passen. Die Gestalt ist klein und untersetzt, der Kopf von ernstem Aus-

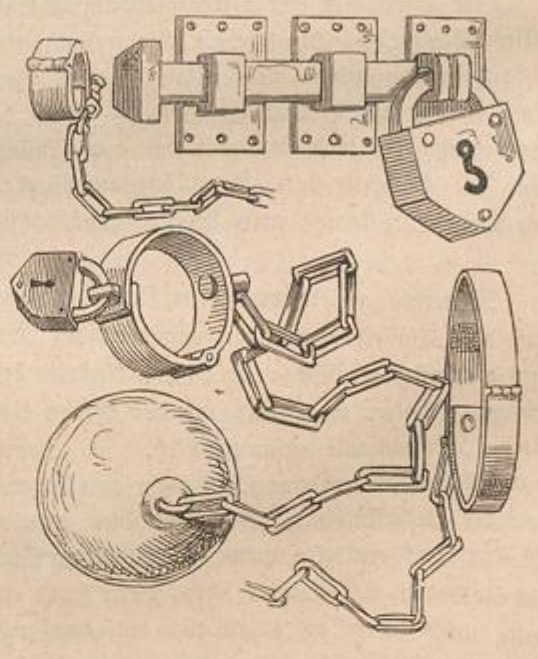
druck, die Nase etwas gebogen. Nur entspricht die Tracht nicht, allein es läßt sich vermuthen, daß der Künstler hier etwas idealisirt hat. Wahrscheinlich setzte die Stadt jenem Helden dies Denkmal, weil er sie — nach authentischen Quellen — einmal „mon petit Paris“ genannt haben soll.“

Wieder ersehen wir aus den umfassenden Resultaten einer andern Nummer jener Blätter, wie gewissenhaft die Nachforschungen betrieben werden. Man erlaube uns, dem hohen wissenschaftlich gebildeten Publikum noch folgende Auszüge mitzutheilen:

„Mit den Ausgrabungen der Hauptstadt Berlin schreiten die Arbeiter trotz ihrer Regsamkeit und den höhern Orts gehegten sanguinischen Erwartungen nur langsam vorwärts, weil man wegen des sich dort in wahrhaft fabelhafter Ausdehnung befindenden Sandes nur bei trübem und feuchtem Wetter arbeiten darf. Letztere Maßregel verdanken wir der über alles Lob erhabenen Sanitätspolizei unserer Heiligen griechischen Regierung, und wurde dieselbe dazu durch zahlreiche Unglücksfälle veranlaßt, die man in Folge dieser Ausgrabungen an den verschiedensten Punkten des frühern Deutschlands zu beklagen hatte. Dieser berliner Sand hat nämlich, dem Haar- oder Heerrauche gleich, eine merkwürdige Ausdehnungsfähigkeit (Extensivität), woher es kam, daß man im Anfange der Nachgrabungen, als diese Eigenschaft des Landes noch nicht hinlänglich bekannt war, mithin auch keine Vorsichtsmaßregeln dagegen angewendet werden konnten, die Luft mit diesem Sande so schwängerte und verdarb, daß am fernen Rheinstrome, wie man sich erzählt, den Leuten die Augen davon übergegangen sein sollen.

Also wie erwähnt, ist man jetzt dort sehr beschäftigt, wenn es trübe ist, weßhalb man nicht viel an das freundliche Tageslicht fördern kann; doch sind die bis jetzt erzielten Resultate trotzdem schon hinlänglich lohnend und gestatten uns abermals einen interessanten Blick in das Leben der Vorzeit.

Einige der bis jetzt vom Schutte, oder besser vom Sande befreiten Plätze und Gebäude geben den Gelehrten vielfachen Stoff zu ergiebigen Untersuchungen. So veranlaßte unter andern ein großer, freundlicher Platz, über dessen ursprüngliche Bestimmung man nicht in's Klare kommen konnte, gelehrte Disputationen, welche die verschiedensten Hypothesen hervorriefen. An mehreren Enden dieses Platzes fand man nämlich die Inschrift: „Schloßfreiheit,“ und es meinen einige Gelehrte, diese Stelle wäre wahrscheinlich ein Markt für die Schlosser gewesen, die dort ihre Waare feilgeboten hätten. Allein es zerfällt diese Behauptung schon dadurch in nichts, daß alsdann jene Inschrift „Schlösserwaarenfreiheit“ hätte heißen müßen, weil es ja nicht denkbar ist, daß die alten Berliner Schlosser dort nur Schlösser feilgeboten haben, und nicht zugleich auch Ketten, Riegel und andere nützliche Geräthschaften. Jedenfalls kann dieser Platz auch schon deßhalb nicht ausschließlich ein Markt für Schlösserwaaren gewesen sein, weil man in einiger Entfernung von demselben die muthmaßliche Verkaufshalle, damals Vogtei genannt, entdeckte, in welcher man im Innern in kleinen Lokalen, wahrscheinlich Verkaufs-



buden, alle nur erdenklichen Schlosserwaaren, als kleine und große Vorlegeschlösser, eiserne Stäbe und Ringe u. dgl. m. vorfand.

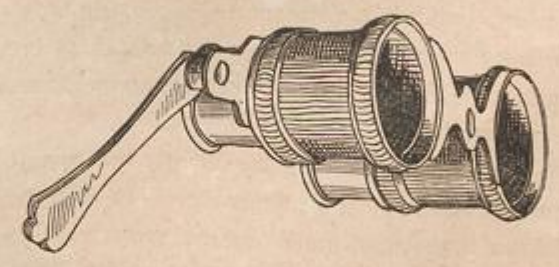
Ferner ist die Präsumtion, jener Name müsse eine historische oder merkantilische Bedeutung haben, eine vague. Nach dieser Logik hätte man auf einem andern, dort ebenfalls aufgefundenen Platze, der vielfach die Benennung: Gensdarmenmarkt zeigt, mit Gensdarmen, einem ausgestorbenen Orden, wahrscheinlich dem der barmherzigen Brüder ähnlich, handeln müssen. Eine absurde Behauptung! denn: 1. werden im ehemaligen Berlin die Gensdarmen sicher nicht käuflich gewesen sein; 2. darf man eben so wenig annehmen, daß man sich dieselben dort schaarenweise habe aussuchen dürfen; und 3. waren dieselben auch gewiß nicht so leicht an den Mann zu bringen. Eine andere Interpretation ist schon eher denkbar, daß nämlich das alte Berlin so viele Gensdarmen gehabt habe, daß man ihnen einen eignen Markt für ihren Victualiengebrauch habe einrichten müssen.

Endlich ist in Betreff der Inschrift: „Schloßfreiheit" die Behauptung eines gelehrten Professors der Linguistik wahrhaft unsinnig, nach welcher dieselbe nichts weiter als eine Allegorie nach Art der egyptischen Keilschriften wäre, die den Vorübergehenden hätte zurufen sollen: „Hier herrscht vollkommene Freiheit, nur ist sie hinter — Schloß."

Etwas mehr südlich ist man auf ein Haus von bedeutender Größe gestoßen, das unbestreitbar ein Theater gewesen, welches jedoch im Augenblick des Unterganges zu einer kriegerischen Evolution oder zum Hörsaale des militärischen theoretischen Unterrichtes gedient hat. Für beide Annahmen finden sich die gegründetsten Motive. So fand man zur Feststellung der ersten Schlußfolgerung in dem Gebäude eine wunderbar wohlerhaltene Mumie, welche mit vielen Waffen zur ernstlichsten Vertheidigung ausgerüstet war. Die ziemlich gut conservirte Bekleidung derselben bezeugte, daß das vordem lebendige Wesen zum damaligen Kriegerstande zu zählen ist. Es erregte dieser interessante Fund anfangs um so mehr allgemeinen Jubel, als man durch denselben den Beleg gefunden zu haben glaubte, daß die Amazonen, welche die Kritiker so gern in das Reich der Mythe verweisen, allerdings der Wirklichkeit angehört haben müßten. Man hielt im ersten Stadium der Begeisterung trotz dem Kriegergewande den Aufgefundenen für ein weibliches Wesen, da derselbe nicht die geringste Spur eines Bartes, den wir doch an jedem Krieger gewohnt sind, verrieth, sondern vielmehr den Schnürleibern unserer heutigen Damen ganz ähnliche Klei-

dungsstücke trug. Später, bei sorgfältigerer Untersuchung, zerfiel freilich die große Freude in nichts, da man fand, daß das Wesen männlichen Geschlechtes, und daß jenes, was man für ein Corsett gehalten, nichts Anderes als ein Schienen- oder Fischbeinpanzer war.

Wer der Krieger gewesen sein mag und welche Charge derselbe bekleidet habe, konnte bis jetzt nicht ermittelt werden. Ein Graduirter war es jedenfalls, das zeigen mehrere Abzeichen an seinem Waffenrocke; daß er aber trotz seiner in die Augen springenden Jugend außerordentlich viel Muth gehabt haben und ein Kämpfer auf Tod und Leben gewesen sein muß, davon zeugt ein Paar überaus schöner Feuerwaffen, wahrscheinlich Doppel-Taschenkanonen, welche man in seiner rechten, krampfhaft



geballten Faust fand. Zur besseren Versinnlichung für den geneigten Leser beehren wir uns dieses Mordinstrument abbildlich wiederzugeben, so wie wir überhaupt alles, was uns der eigenthümlichen

Construktion oder der Seltenheit wegen bemerkenswerth erscheint, auf diese Weise anschaulicher machen werden.

Für gewiß können wir übrigens annehmen, daß damals die Schießbaumwolle schon erfunden gewesen sein muß, indem unser Held, wahrscheinlich zu einem verzweifelten Devensivkampf ausgerüstet, fast zwei Pfund von diesem todtbringenden Stoffe auf der Brust, an den Waden und überhaupt an allen Theilen seiner Rüstung verborgen trug. Zwar scheiterten die angestellten Versuche, die Baumwolle zur Explosion zu bringen, allein dieß beweist nur, daß zu damaliger Zeit das einfache Mittel, dieselbe gegen die Einflüsse der Witterung und der Zeit zu schützen, noch nicht erfunden war.

Mit welcher Eleganz und Zweckdienlichkeit man schon in alten Zeiten die Waffen und zum Kriegsgebrauch nöthigen Geräthschaften verfertigte, davon zeugt ein bei jener Mumie vorgefundenes, an der linken Brust inmitten der Schießbaumwolle gelegenes Instrument. Dasselbe ist ungefähr ⅔ Zoll dick, 4 Zoll lang und von runder Gestalt. Dessen vordere flache Seite hat sicher dazu gedient, die das

Herz bedrohenden Kugeln abzupariren, denn sie ist von Stahl und spiegelblank. Die Rückseite hat die täuschendste Aehnlichkeit mit einer Bürste und ist ohne Zweifel dazu benutzt worden, die vom Gebrauche angegriffenen Schießwaffen sofort zu reinigen. Alsdann verbarg dies Armaturstück im Innern, zwischen den genannten Seiten, ein hechelartiges kleineres Instrument, wahrscheinlich zu dem Zwecke, die Schießbaumwolle von etwaigem Schmutze zu befreien.

Auch scheint es, daß die Krieger der damaligen Zeit sich noch gefeit haben, denn in einer der Taschen fand man unter andern mehrere kleine Amulette von rother, gelber und weißer Farbe. Dieselben sind offenbar ursprünglich Steine gewesen und durch den Einfluß der tausendjährigen Versandung vermehlt. Merkwürdig ist, daß sie einen überaus süßlichen Geschmack haben.

Den bei diesen Amuletten eingewickelt gefundenen Zauberspräuchen — sicher von der erwählten Dame des Kriegers verfaßt — mochte man die

Eigenschaft zuschreiben, den Träger hieb- und stichfest zu machen. Sie haben eine äußerst mysteröse Sprache, z. B.:

„Süß ist Deine Rede, süßer noch Dein Mund;
Komm, o Theurer, schließe unsrer Liebe Bund."

„Willst Du, o süßes Kind, Dich mein erbarmen,
O, so umschlinge mich mit Deinen Armen!"

„Schönheit, Tugend und Verstand
Gehn mit Ihnen Hand in Hand."

„O, wär' ich doch ein Veilchen
An Deiner Brust ein Veilchen."

„Auf Ehre, Du mußt zaubern können,
Denn Niemand kann sich von Dir trennen."

„Was Schöneres, als Sie
Sah ich im Leben nie."

„Was ein Erz-Verliebter spricht,
Nimm für baare Münze nicht."

„Für dieses Zuckermüßchen
Bekomme ich ein Küßchen."

„Es fehle Dir niemals am Baaren,
Dann hast Du auch Freunde in Schaaren."

In Betreff der Münzkunde ist das Auffinden dieser Mumie ebenfalls von einigem Werthe. Man entdeckte nämlich nach langem Suchen vier Münzen von ungemeiner Kleinheit in den Taschen jener vermumigten Person, und diese trugen im leserlichen Gepräge die Aufschrift: 1 Silbergroschen.

Eine davon ließ man von einem Chemiker auflösen und zersetzen. Dieser fand aber kaum eine Spur von Silber, wodurch sich denn die Benennung: Silbergroschen mehr als eine Allegorie heraus-

stellt, will man nicht annehmen, daß die Schießbaumwolle zerstörend auf das Metall gewirkt und das vorhanden gewesene Silber aufgezehrt habe.

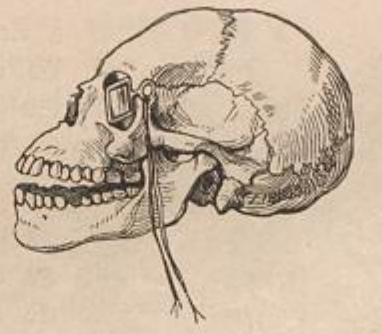
Könnte man nun nach vorstehenden Erörterungen der Vermuthung Raum geben, das Gebäude habe im Momente der Verschüttung zu einem Tummelplatze verzweifelnder Vertheidigung gedient, so deuten wiederum die an mehr denn hundert Stellen jenes Hauses aufgefundenen Broschüren darauf hin, daß dasselbe damals als Lehrsaal für die militärische Jugend gebraucht worden sei, und daß man in diesem trefflich dekorirten Lokal auf ganz harmlose Weise den jungen Kriegern das Bild des blutigen Krieges vorgeführt und beigebracht habe. Diese Broschüren führen den Titel: „Das Feldlager in Schlesien." Ob man wohl damals den jungen Kriegern grade in den Stunden des Unterganges dieses Feldlager theoretisch einstudiren ließ? —

Interessant wäre es nun aus der aufgefundenen Broschüre etwas über die frühere Taktik zu

erfahren. Dies hat aber bei dem angestrengtesten Fleiße unserer Gelehrten nicht gelingen wollen. Die ganze Broschüre ist in einer durchaus unverständlichen Sprache geschrieben und unsere ausgezeichnetsten Linguisten haben keinen Sinn in derselben finden können.

Auch fand man unter dem Portal des ausgegrabenen Gebäudes eine ziemlich wohlerhaltene Mumie männlichen Geschlechtes und allen Indicien nach ein Krieger. Weil man sie außerhalb traf, hielt man sie lange Zeit für einen Eckensteher, doch fehlt dem Todten das historische Blech am Arme. Indessen entdeckte man in seinem Gewande eine Art von Eckensteher-Lektüre über Kunstgegenstände, die uns einen nicht unwichtigen Beitrag liefert, wie jene barbarischen Völker die heilige Kunst maltraitirten.

Da man in einem ausgegrabenen Privathause eine topographische Karte von Berlin gefunden, auf welcher ein Thiergarten verzeichnet war, so grub man, diese Karte als Führer gebrauchend, in gerader südlicher Richtung weiter, hoffend an jenem Orte noch wichtige Species der Thiergattungen des Mittelalters zu gewinnen. Leider wurde diese bescheidene Erwartung bitter getäuscht. Man fand durchaus keinen Garten, sondern Rudera eines ziemlich bedeutenden Parks. Außer vielen Affen*)



entdeckte man von Bestien keine Spur, wir müßten denn einige ans Tageslicht beförderte Windhunde gewöhnlicher Race, einige Pferdescelette, dergleichen von Löwen, jedoch augenscheinlich nur zahmen, und andere Unwichtigkeiten der Beachtung für werth halten.

*) Da die Schädelbildung nicht die geringste Aehnlichkeit mit den von Cuvier und Linné aufgeführten Species zeigt, ist es wahrscheinlich *Simia elegans* (Zieraffe), eine in späterer Zeit entdeckte und beschriebene Species.

Die sieben bösen Reuter.

s ritten sieben Wuch'rer hinein in's deutsche Reich,
Es waren sieben Helden, verschieden und doch gleich;
Sie ritten sieben Rosse, so mager und so dürr,
Es hing um ihre Knochen so schlottrig das Geschirr.

Der Erste war ein feister, ein stattlicher Gesell,
Es platzte vor Behagen ihm fast das weiche Fell;
Es blühten seine Wangen so tief burgunderroth,
Es lächelte sein Auge so tückisch wie der Tod.

Er trug an seinem Wamse sechs Knöpf' von Diamant,
Sechs große helle Thränen die leuchteten charmant,
Sechs Thränen armer Mütter um ihrer Kinder Tod,
Die ohne Brod gestorben in jäher Hungersnoth.

Der Zweite war ein dürrer, ein langer, schmaler Mann,
Man sah an seinen Zügen, daß er manch' Leid gethan,
Er konnte nicht mehr lachen, auch weinen konnt' er nicht,
Doch wie ein Wolf so hungrig, sah aus sein bleich Gesicht.

Er trug ein rothes Koller, es war so roth wie Blut,
Auch trug er rothe Hosen, die standen ihm so gut,
Die waren ächt von Farbe, in Herzblut stark gefärbt,
Von manchem armen Teufel hat Tropfen er geerbt.

Der Dritte war ein grüner, froschgrüner kalter Wicht,
Der hatt' an seinem Kleide zu schwer zu tragen nicht;
Sein Kleid bestand aus Wechsel, versehen mit Protest,
Und Pfändungsacte d'runter und Sich'rung durch Arrest.

Und was nicht sein gewesen, war sein geworden bald,
Das thut, ihr lieben Leute, sein Blut war eisig kalt,
Das thut, ihr lieben Leute, der war im weiten Land
Der größte Schriftgelehrte und kannte jede Hand.

Drauf kam der vierte Reuter, da ward es Jedem bang,
Der hatte eine Nase, die war so krumm und lang,
Der hatte Augenbraunen, die waren schwarz wie Pech,
Der sah aus seinen Augen raubvogelartig frech.

Da zogen viele Leute vor dem zum Gruß den Hut,
Ihn nennend „Herrn" und „Grafen," wie man mir sagen thut,
Ihn nennend gar „E'ur Gnaden!" — doch gnädig war er nie,
Er hat den Bauer geschunden, behandelt wie das Vieh.

Als Fünfter, o erstaunet! kam an ein altes Weib,
Sie schlug viel fromme Kreuze auf ihren Teufelsleib;
Sie sang mit kreischer Stimme gar heil'ge Melodie,
Doch ob sie singt und lallet, so betet sie doch nie.

Sie trug auf ihrem Rücken ein Bündel seltsam schwer,
Sie sammelte und sammelt der Pfänder immer mehr,
Sie sammelt, scharrt und prellet und weiß es so zu drehn.
Daß bald aus Einem Groschen entstehen über zehn.

Der Sechste war ein Jude; der lächelt wohlgemuth,
Daß ihn der Christen Wucher emancipiren thut;
Er lächelt und er streichet sich seinen grauen Bart,
Und spricht: „Du lieber Himmel! Ich thu's nach Christenart!

Die wollen sein die Liebe — und nehmen solch' Procent!
Die wollen sein der Glaube — mit Sicherheit ohn' End'!
Die wollen sein die Hoffnung — und hoffen auf die Noth!
Da darf auch ich verdienen mein wucherisches Brod."

Nun aber kam der Letzte, der Siebente herbei,
Er hat ein breit Gesichte und Augen stumpf wie Blei,
Und lederhafte Wangen und einen Hängebauch,
Und um die Hüft' gegürtet den goldgefüllten Schlauch.

Wer war denn der Philister, fast wie ein Pietist? —
Es war an Kapitalen ein wahrer Alchymist,
Es war ein ewig gierer, ein Hypothekenschlund,
Der trieb schon manchen Bauern von seinem eignen Grund;

Der trieb schon manche Waise von ihrem Hab und Gut,
Der nahm schon mancher Wittwe das letzte Fünkchen Muth.
Er reitet mit Behagen, denn seiner Güter Zahl
Weiß er geschickt zu mehren, wenn schwankt das Kapital. —

So ritten die Gesellen auf Rossen, ach! so dürr,
Daß um die Knochen schlottert das stattliche Geschirr.
Woher die alten Mähren? — Sie sind die dürre Zeit,
Worauf die Wuch'rer ritten durch's Land, ihr lieben Leut'.

Sie ritten nach dem Jammer, sie ritten nach der Noth,
Sie hofften auf den Mißwachs und auf das theure Brod,
Sie zogen wie die Raben nach Unglück und nach Aas,
Verwünschten selbst das schlichte, das frische, grüne Gras.

Da ward's den Leuten bange und ach! so trüb zu Muth,
Da baten sie den Himmel um eine Ernte gut,
Sie baten, daß die Sieben nicht würden Herr im Land,
Die gräßlichsten Tyrannen, die je ein Volk gekannt.

Und Wunder über Wunder! wie prangt so stolz die Saat!
Wie wogen goldne Felder im weiten deutschen Staat!
Wie steh'n die Kartoffel, den Patriarchen gleich,
An frischen und gesunden und braven Kindern reich!

Und seht das Heer der Aehren, wie Fürsten all' gekrönt,
Es hat im gold'nen Schmucke das Wuchervolk verhöhnt,
Es hat mit seinem Glanze ihr feiges Herz erschreckt,
Es hat mit seinem Rauschen im Schlafe sie geneckt.

Und klein und große Früchte des Feldes stehen auf,
Und ballen ihre Fäuste und rotten sich zu Hauf,
Verlachen und verspotten die sieben Reuter laut,
Daß sich im ganzen Lande das arme Volk erbaut.

Da wird zum Sturm geblasen in dem Kartoffel-Korps,
Die Aehren mit den Spießen, sie dringen muthig vor,
Die Erbsen und die Bohnen sind leichteres Geschütz,
Sie treffen bald im Ernste, sie treffen bald im Witz.

Und Kappus, Kohl und Rüben sie halten wacker Stand —
Da gab's ein lautes Jubeln im weiten deutschen Land,
Da zogen aus die Schnitter, die Schnitterinnen auch,
Die Kinder flochten Kränze nach altem, frohen Brauch.

Und Alles dankt dem Himmel. Die sieben Reuter nur,
Sie fluchen diesem Segen, sie fluchen der Natur,
Sie fliehen angst und bange — und gehen dann bankrutt.
Ob sie nicht was gerettet von ihrem Sündenschutt? — —

L. Clasen.

Viel Durst!

(Zur gleichnamigen Lithographie von J. P. Hasenclever.)

So lang ich lebe, denk' ich dran:
Das war ein heißer Tag!
Elf Stunden und elf Sorten Wein!
Ein königlich Gelag!

Als ich um elf nach Hause kam,
Elf Flaschen schier im Leib,
Schnitt mir die Wirthin ein Gesicht,
Das bitterböse Weib.

Ich sprach: „Gebt mir ein Gläschen noch!"
Sie sprach: „Ihr seid schon voll!"
Ich sprach: „Ihr seid nicht recht gescheidt!"
Sie sprach: „Und Ihr seid toll!"

Ich nahm mein Licht, als ging's zu Bett,
Doch stieg ich keinen Tritt,
Nein, zu den lieben Fässern all
Lenkt' ich den sichern Schritt.

Die Trepp' hinab ging's wahrlich gut —
Der Keller lag so groß,
Doch drinnen gab es Hexerei,
Da war der Teufel los.

Es drehte rings sich das Gewölb,
Die Fässer hüpften all.
Ich dachte: „Gottes Wunder auch!
Hier gibt es einen Ball!"

Gleich ging's an's angezapfte Faß,
Ich greife mir den Wicht
Und pack' es frisch beim Krahnen fest:
„Ei du entläufst mir nicht!"

Doch prost die Mahlzeit! es entwich
Und sprützte mich noch an,
Ich hielt den Krahnen in der Hand,
Stand fest — ein starker Mann.

Ich lächelte und lockte süß —
Umsonst! — fern blieb das Faß
Und spuckte, bis es nicht mehr konnt';
Das war ein toller Spaß! —

Ich dachte: „Meinetwegen bleib!"
Ich fühlt' mich wie ein Brett,
Und als ich Morgens aufgewacht,
Da lag ich hübsch im Bett. — —

Die Wirthin kam und klagte sehr:
„Die Nacht lief aus ein Faß!"
Ich sprach: „Daß thut, weil gestern spät
Ihr mir versagt ein Glas!"

Wolfgang Müller.

Hofstaat des Weins.

Da kommt ja die festlichste Procession
Herein!
Voran auf umlaubtem, betraubetem Thron
Fürst Wein;
Dann zieh'n die gesammten Beamten der Kron'
Hinterdrein.
Ei, wie fein an den Wein sie sich reih'n!
Sie zieh'n ja zu Dreien herein!

Umgeben von Reben im schilfenen Kranz
Kommt Rhein;
Ihm gleitet zur Seite mit heiterem Tanz
Der Main;
Und der Dritte mit sittigen Schritten ist ganz
Von Stein;
Denn der Rhein und der Main und der Stein
Sind die ersten Minister vom Wein!

Gespreitet einreitet der Meister vom Stall,
Herr Saus;
Gerüstet sich brüstet der Feldmarschall,
Herr Braus;
Und es deckt und belecket als Truchseß das Mahl
Herr Schmaus;
Denn der Saus und der Braus und der Schmaus
Die verwalten das fürstliche Haus!

Ei schaut wie dem Pfaffen das Gehen gelingt,
Dem Faß!
Gar hell der Pocke nun singet und klingt,
Das Glas;
Und der Schalk wie ein Falk in die Lüfte sich schwingt,
Der Spaß;
Denn das Faß und das Glas und der Spaß,
Die fürstlichen Räthe sind das!

Und der glänzende, schwänzende Junker kommt dann,
Genuß;
Er führet gezieret das Fräulein heran,
Dame Kuß;
Nachschleichet ein schlimmer und grimmer Kumpan,
Der Schluß. —
Das Genuß und der Kuß ach! den Schluß
Zum Genossen doch haben muß! —

A. von Marées.

Eine höchst tragiſche Geſchichte
von
Mosje Billikens und Jungfer Nettchen.
(Fortſetzung.)

Schon fünfzehn Jahre ſchmachtet er
Und ſeufzt. Allnächtlich hörten
Die Geiſter ſeinen Schwur, wenn ſie
Vom Schmaus nach Hauſe kehrten.

Er ſchwor, zu ſein auf ewig mein.
Wir drückten uns die Hände,
Und ich gelobte, ſein zu ſein
Selbſt wenn der Tod uns fände!

THE DISMAL DIRGE
OF
BILLIKEN and NANCY.
(Continued.)

He has sighed and he has moan'd
Full fifteen long years.
And the spirits of night heard
The vows, that he swears.

And he swore to be mine
Or in life or in death,
And I vow'd to be Billiken's
To my ultimate breath.

Mit Tagesanbruch wird er dich
Nun morgen flehend bitten,
Ob er zum Weibe nehmen darf
Mich, die um ihn gelitten!“

He'll call on the morrow
If dead or alive
To ask your permission
To call me his wife.

Hierauf schnäuzt sich, ganz zornentbrannt,
Der Herr Papa die Nase,
Und blies sich beide Backen auf
Und schrie in der Extase:

The rich liquor merchant
Af this blew his nose
And then blew his cheeks up, with a
Blow me, if he does!

„Ich rathe, Mamsell Tochter dir,
Du fügst dich meinem Willen;
Sonst schieß' ich Bill'kens mausetodt!
Dies wird den Durst ihm stillen!
(Fortsetzung folgt.)

Miss you'll just have the goodness
To put up your air's
Or I'll shoot Mr. Billikens
And kick you down stairs.
(To be continued.)

„Bekommt man hier die Schießbaumwolle?"

„Jawohl, Herr Lieutenant!"

„Geben Sie mir für zwei Silbergroschen!"

„Det deit mich von Herzen leid, dat ich do nit diene kann, Herr Lieutenant, et is mich von der Polizei streng verbodde, dergleichen an Kinder u. Minderjährige afzugeven!"

„Sehen Sie, lübster Kamerad, wie ungeheuer merkwürdig! — Düses Thier hat Junge zur Welt gebracht, die eener janz andern Jattung angehören!

„O, des is noch gar nix, des kimmt bei uns oft vor. Do kenn' i in Wien a Hebamm, die hat an Sohn, der is a Kupferschmied."

„Mein Seel, hätte ich doch nimmer gedacht, daß meine Nase länger sei als meine Arme!"

„Herr, Sie haben mich gestoßen! Sind Sie derjenigte Mann, der mir Sarifarion geben kann?“

„Sarifarion? — Es heißt nicht Sarifarion, es heißt Satification! — Die können Sie haben; kommen Sie morgen zu mir, ich bin den ganzen Tag nicht zu Hause.“

„Leute, ihr verwechselt mich immer noch das **mir** und **mich**! Aufgepaßt! im Dienst allemal **mir** — außer Dienst **mich**!“

(Nebst einer musikalischen Beilage „des Weines Hofstaat,“ componirt von Director Julius Rietz.)

A. SCHRŒDTER.

Lith. Inst. von Arnz & Cº in Düsseldorf.

Die Erdäpfels Moissonneur's im Jahr 1847.

Frei nach dem Jtaliänischen des L. Robert.

H. RITTER.

Lith. Inst. von Arnz & C.ie in Düsseld.

Pray Sir, ui heifst das Ruine da?_

__ __ Halt's Maul, Kratzmann, sunst weifs er gleich dafs mer Deutsche seind!

Wenn nun nächstens der Storch kommt, lieber Rudolf, was willst Du dann lieber haben, ein Brüderchen oder ein Schwesterchen?—

—„Lieber Vater, wenn's Dir ganz egal ist, möcht' ich wohl am liebsten ein Schaukelpferd haben."—

Das Genie.

Von A. H.

1.

„Willm!“ rief erzürnt der Schmied aus seiner Thür.

„Vater!“ rief sein Söhnchen arglos, zum Zeichen, daß es den Ruf des Vaters vernommen.

„Was, du sagst noch Vater?“ drohte das Familienhaupt weiter, und setzte zur Erläuterung hinzu: „Herein sollst du kommen! Willst du auch so ein Tagedieb werden?“ —

Es saß nämlich in einiger Entfernung vom Hause ein Maler, beflissen den malerischen Kuh- und Schweinestall sammt Zubehör, bestehend aus einer Mistpfütze und andern Unsauberkeiten, nach der Natur abzumalen. Der Knabe Wilhelm war im aufmerksamen Zuschauen begriffen, als sein Vater das Unglück gewahrte. Wirklich war der Schmiedemeister in diesem Augenblick von prophetischem Geiste erleuchtet. Mit einigen Püffen brachte er seinen Sohn ins Haus, und hielt nunmehr die Sache für abgemacht.

Aber wie sind dem Menschen die Wege des Schicksals verborgen! Wie Viele von uns gehen nicht am Morgen ihres Lebens in seidenen Pantoffeln und müssen sich am Abend desselben mit Holzschuhen begnügen, und wie Mancher kömmt mit Holzschuhen auf die Welt und verschleißt das Ende seiner Tage auf einem kostbar gestickten Divan. Doch genug davon. Ich wollte nur sagen, daß dem Knaben Wilhelm von diesem Augenblick an der Eindruck nicht mehr verloren ging, den Farbe, Pinsel und Palette auf ihn gemacht hatten. Er empfand plötzlich, daß es noch eine höhere Kunst in der Welt gebe als die Schmiedekunst, und mit dieser Entdeckung verband sich die Vorstellung, wie leicht und angenehm es sein müsse, so sein Leben zuzubringen.

Seit jener Zeit war Wilhelm nachdenklich geworden. Kaum vermochte man ihm soviel Aufmerksamkeit beizubringen, daß er Lesen und Schreiben und die vier Species lernte. Die allen Aeltern inwohnende Neigung, in ihren Söhnen den Stamm zu veredeln, machte ihn zum Goldschmieds-Lehrjungen. Wilhelm kam vom Lande in die Stadt und nahm zu an Weisheit und Verstand, d. h. er lernte allerlei Dinge kennen, die er vordem nicht kannte. Selbst Gefühle, welche seiner Brust bis dahin verborgen waren, erwachten allmählig, und er begann eine stille Neigung für das schöne Töchterchen seines Meisters zu empfinden. Dies waren die ersten Regungen des Formensinnes, die ersten Merkmale des Genies. Ueberall folgte er einer dunkeln Ahnung und wie Columbus segelte er auf dem Lebensocean, mehr seinem Geiste, als den altväterlichen Ueberlieferungen folgend. — Aber er hatte sich nicht vorgesehen. Sein Meister hatte Uhland's Gedichte niemals gelesen und wußte somit

nicht die Geschichte vom „Goldschmied's Töchterlein," sonst hätte er ihn vielleicht für einen verwünschten Prinzen gehalten. Aber was that er, als er Beide eines Tages in zärtlicher Umarmung fand? — Er faßte Wilhelm beim Kragen, nannte ihn einen faulen Schlingel, der seine ganze Werkstätte in Unordnung bringe, die Zeit verdämle und die Kunden verscheuche, und warf ihn ohne Weiteres zur Thür hinaus. Wie es dem Mädel ergangen, weiß ich nicht.

Dies war der zweite tragische Moment im Leben Wilhelm's. Nothwendigkeit, Zufall und freier Wille führten ihn endlich in's älterliche Haus zurück. Schrecklich klangen ihm schon aus der Ferne die Hammerschläge seines arbeitenden Vaters entgegen. Fast klopfte sein Herz noch gewaltiger. Der erste Sturm wurde durch einige einleitende Lügen in etwa beschwichtigt, aber bald ahnte der Alte, daß des Sohnes Worte die Blößen seines Gewissens, wie fehlende Fensterscheiben, mit Papier verkleben sollten. Da warf er den Hammer in die Ecke, wusch sich Gesicht und Hände, zog seine besten Kleider an und ging in die Stadt zu unserm Goldschmied.

Wilhelm verbrachte einen ahnungsschweren Tag und eine gedankengehetzte Nacht, denn erst spät kam sein Vater tobend zurück und das Gewitter lagerte auf den folgenden Morgen. Indessen sann Wilhelm auf allerlei Pläne. Aus nebelhafter Ferne rückten näher und näher die verborgensten Wünsche seines Herzens und nahmen bald die Gestalt von Pinsel und Palette an. Träumerisch sah er in den hellen Vollmond. Es hüpfte etwas in seiner Brust, wie Regenwürmer nach einer Gewitterschauer. Es waren Regungen geheimnißvoller Ahnungen einer schönern Zukunft. Ermattet schlief er gegen Morgen ein und schlief bis die Sonne hell am Himmel stand. Da weckte ihn aus seinen schönsten Traumbildern, in denen auch seine Geliebte eine verlockende Gestalt spielte, eine Tracht Ohrfeigen von der Hand seines Vaters.

„I du fauler Schlingel!" fuhr dieser ihn an, willst du wohl gleich aufstehen und dich sofort erklären — (dabei sauste es ihm abermals um die Ohren) — was du in der Welt treiben willst, daß du dein Brod nicht zu betteln brauchst?"

Wilhelm, betäubt, erschrocken, noch halb im Traume, schrie: „Maler werden, Vater, Maler, Maler werden!" Dann sprang er aus dem Bette, stürzte auf die Kniee und wiederholte in kläglicher Stellung den Wunsch, Maler werden zu dürfen.

Der alte Schmied wurde so betroffen und erschrocken, daß ihm die Arme schlaff vom Leibe hingen und ihm die Worte ausgingen. Gänzlich umgewandelt kehrte er zu seinem Weibe zurück. — So lange der Junge einen dem seinigen ähnlichen Weg einschlug, so lange fühlte er in sich die ganze Macht der älterlichen Autorität. Nun aber will er plötzlich — Maler werden. An die Stelle des ehrbaren, sichern Handwerks sollte eine unsichere, halbvornehme, unnöthige Spielerei treten. Und doch erwachte auch die Eitelkeit. Das bis dahin nichtsthuerische Treiben des Jungen gewann eine tiefere Bedeutung. Es dämmerte eine Idee, zwar sehr unklar, aber doch besänftigend: das Söhnchen wäre vielleicht ein Genie. Etwas weiter im Hintergrunde standen Geldsäcke und Ehrenstellen, denn auch bis zu diesem Dorfe waren gewisse berühmte Namen hinübergeklungen. Kurz: Wilhelm ward wirklich Maler; sein Ränzel geschnallt und seine Stiefel geflickt, und so machte er sich auf den Weg nach Dresden. Noch an der Thür ermahnte ihn der Alte: „Höre, Wilhelm, in einem Jahr muß Du ein ganzer Kerl sein, oder brauchst mir nicht wieder in unser Hufeisen einzukehren." Daß die Mutter weinte und das Schwesterchen betrübt war, versteht sich von selbst.

2.

Wer hat es nicht wohl schon einmal im Leben empfunden, welch einen eigenthümlichen Reiz es hat, sich, von gewissen häuslichen Fesseln befreit, auf der Wanderschaft unter Gottes freiem Himmel mit seinem guten Glücke allein zu befinden. Natürlich gehört zu dieser schönen Empfindung ein gespickter Geldbeutel, und diesen hatte der angehende Künstler vom älterlichen Hause mitgenommen. Alles um ihn her lachte ihn an, die Häuser, die Bäume, die Wege, die Berge, die Flüsse, jedes Kräutchen am Wege. Die ganze Welt lag vor Wilhelm offen und über dem duftigen Horizont

hinaus eine liebliche Zukunft. Dennoch war es dem Knaben im Grunde ganz dunkel, was er wollte, was er erwartete. Nach mancherlei kleinen Abentheuern kam er glücklich in dem schönen und zierlichen Dresden an.

Damals war es in Dresden noch nicht wie heute. „Wo komme ich hier zur Kunstacademie?" frug er von einem Instinkte geleitet, einen langen bärtigen Mann, dem er alsbald begegnete.

„Da seind Sie gerade an den Rechten gekommen," antwortete dieser; „ich kenne die Academie so genau, wie meine Knopflöcher. Kommen's nur mit!"

„Wer seind Sie denn?" frug Wilhelm, schüchtern die Mütze abnehmend.

„Ich sein als erstes Modell angestellt und habe die besten Muskeln von allen meinen Collegen!" lautete die Antwort; dabei streifte der Mann die Rockärmel in die Höhe und zeigte seinen Arm.

Wilhelm faßte ein heiliger Schauer. — Modell! Wie wunderbar klang dies Wort, wie bedeutend erschien ihm dieser Mann, welcher ihm nun die ersten Begriffe von der künstlerischen Laufbahn beibrachte.

„Ohne mich," fuhr derselbe fort, „können sie alle nicht zurecht kommen. Ich bin schon über 3700 mal von vorn, von hinten und von allen Seiten abgemalt worden, ohne daß man mich genug hätte. Wenn ich 'mal nicht ruhig stehe, bitten sie mich Alle darum um Gotteswillen. Aus mir besteht eigentlich die ganze Academie . . . ."

Unter diesen Gesprächen traten sie in das academische Gebäude und in den Modellsaal. Wie aber erstaunte Wilhelm, als ein Korps von jungen langhärigen Leuten auf seinen Führer scheltend losfuhr, mit langen Stöcken auf ihn eindrang, ihn zerzauste und zerrte, und ihn zur Rede stellte, wo er sich so lange herumgetrieben habe. Ohne seine Antworten abzuwarten, hießen sie ihn sich splitternackt auskleiden und eine vorgeschriebene Stellung annehmen, in welcher er alsbald, einer Bildsäule gleich, unbeweglich verharrte. —

Nunmehr ward Wilhelm selbst ein Gegenstand ihrer Neckereien. Sein Anzug, seine Sprache, sein Ränzel und sein Erstaunen mußte herhalten. Einer konterfeite ihn sofort mit lebhaften Farben neben der Abbildung des Modells. Man frug ihn spöttisch, ob er auch Modell mache, und Einige gingen soweit, ihm mit blauer Farbe einen Bart anmalen zu wollen. Da riß seine Geduld. Es kam zu Händeln und in wenigen Minuten wurde er unter Lärm und Gelächter zur Thüre hinausspedirt. Sein Ränzel flog nach und die Pforte schlug schallend zu.

Da stand er nun beim zweiten wichtigen Ereigniß seines Lebens, um viele Erfahrungen reicher und um einige Erwartungen ärmer. Aber er faßte sich ein Herz und suchte, die Treppe ersteigend, eine zweite Thüre. Als er dort eben anpochen wollte, wurde von innen der Schlüssel gedreht, sie öffnete sich und lächelnd trat ein Mädchen hervor, gegen Wilhelm anrennend. Er riß abermals fast ebenso erschrocken als erstaunt das Maul auf, zog seine Mütze und frug demüthig nach dem Director der Academie. Die Dirne legte ohne Weiteres vertraulich eine Hand auf seine Schulter und ließ sich auf gut sächsisch auf ein weitläufiges Gespräch ein, frug, woher er komme und wohin er wolle, gab über Alles gewünschte Auskunft, und zwar mit solcher Bereitwilligkeit, daß es dem armen Wilhelm ganz sonderbar zu Muth wurde. Diese wenigen Minuten strahlten einen neuen Sonnenblick in sein Dasein. Allein nur zu bald schwanden diese Strahlen und die jungfräuliche Schöne. Eben kam der Pförtner der Anstalt mit dem klirrenden Schlüsselbund zur Treppe herauf und beorderte das Frauenzimmer sofort zum Herrn Weier zu kommen, der die magere Lisette nicht brauchen könne.

Jetzt hatte Wilhelm den rechten Mann endlich angetroffen, der ihn schon von oben herab als dummen Jungen behandelte, jedoch zu dem verlangten Direktor brachte. Auch dieser behandelte das junge Genie nicht anders, ließ ihn lange an der Thür stehen, verzehrte indeß einige Trauben, spuckte die Schalen zu seinen Füßen, stocherte seine Zähne und fragte militärisch: „Was will er?"

„Maler werden!" antwortete Wilhelm.

„So? Was hat er bisher getrieben?"

„Ich war bei einem Goldschmied in der Lehre."

„Warum bleibt er denn da nicht?"

— Darauf wußte Wilhelm keine Antwort. —

„Auch wieder so ein Lümmel, der zu nichts Anderm taugt," schimpfte der Director, erkundigte

sich nach der Zahlungsfähigkeit des künftigen Eleven und gab ihm eine Anweisung auf die Elementarklasse.

Wilhelm schob ab. Am andern Tage saß er bereits in einem ziemlich finstern Winkel und zeichnete Kreise, Quadrate, gerade Linien und verschiedene geometrische Figuren. Von Modellen vernahm er kein sterbendes Wörtchen, und fast hätte er sich zum Meister Goldschmied zurückgewünscht, als der Lehrer jener Unterichtsklasse ihm zum sechsten Mal befahl, die Dinge noch einmal von Neuem zu machen.

3.

Zwischen dem jetzigen Abschnitt und dem vorigen liegt ein Zeitraum von mehreren Jahren. Wilhelm hat allmälig alle jene Glückseligkeiten gekostet, welche ein academisches Künstlerleben zu bieten im Stande ist. Von der Antike ist er glücklich wieder auf die Natur gekommen und das Studium der Modelle, welches ihm aus der Entfernung oft so reizend erschien, macht ihm manche Sorge. Jene blendende weibliche Gestalt, welche ihn ehemals in ein betäubendes Entzücken versetzte, hat er im Laufe der Zeiten in gänzlicher Wolkenlosigkeit erblickt und bewundert sie seitdem weniger. Dagegen sagt ihm das kollegialische Künstlerleben in seiner paradiesischen Unschuld und Vertraulichkeit mit seinen Schwänken und Witzen und seinem freien ungebundenen Wesen um so mehr zu. Er selbst ist gänzlich umgeändert. Als er einst eine Ferienreise in das heimathliche Dorf machte, erschrack sein alter Vater bei seinem Anblicke und zog sein Lederkäppchen, weil er ihn für einen fremden Grafen gehalten. Mächtige Locken umwallten sein Haupt, ein unternehmend aufgesetztes Barett deckte seinen Scheitel und an seinen Stiefeln klirrten silberne Sporen. Seine jugendliche Discantstimme verdrängte ein schönerer Bierbaß, welcher sich besonders bei der Guittarre gut ausnahm. Im Kreise froher Zecher tractirte er die Solos mit vieler Bravoure, rauchte stark Tabak und wußte mit dem Rappier umzugehen.

So machen Zeit und Umstände aus einem jungen Pudel einen kompleten Löwen. Wilhelm's Aeltern waren über diese Metamorphose außer sich. In stiller Andacht versunken sahen sie zu, wie der große Künstler in wenigen Tagen seine ländliche Schwester auf das täuschendste abmalte. Nur Eines wollte dem Alten an diesem Bilde nicht recht behagen. In demselben schien die blühende Jungfrau stark dem Tabackschnupfen ergeben. Allerdings erinnerte der Schlagschatten unter der Nase nicht wenig an diese üble Gewohnheit. Sonst aber war das Werk, besonders was die kleine Haube und die goldne Nadel im Haar betraf, unbeschreiblich ähnlich. Im ganzen Dorfe galt Wilhelm für eine außerordentliche Erscheinung und hätte man damals die Fest- und Zweckessen so allgemein gekannt wie heute, gewiß hätte man ihm in der Schenke „zum geborstenen Kruge" diese Ehre angethan.

Uebrigens hatte das junge Genie sich der Historienmalerei ergeben, wenigstens pflegte er so zu sagen und hatte auch wirklich die Absicht. Leider spielte er noch die Rolle eines Bischofs in partibus infidelium, ich will damit sagen, daß er von diesem Terrain noch keinen wirklichen Besitz ergriffen hatte. Etwas, das jedoch entschieden für seine Befähigung zu diesem Fache sprach, war die höchst geniale Einfachheit seiner Gewandstudien. Oft bedeckte eine einzige Falte in gerader Richtung von oben bis unten eine ganze Figur. Selten zählten seine Gestalten summa summarum mehr als fünf solcher Falten. Ferner liebte er vorherrschend tiefsinnig gesenkte Köpfe, etwas verrenkte Arme und untergeschlagene Beine und übertraf unbewußt in Unwahrscheinlichkeit der Stellungen den großen Michel Angelo. Nur Eines fehlte zu seiner vollständigen künstlerischen Ausbildung: eine Reise nach Italien, nach dem ewigen Rom. Wilhelm wußte dies möglich zu machen und wir treffen ihn beim Packen in seiner Wohnung in Dresden.

Ein Zwischenfall eigenthümlicher Art unterbrach ihn indessen in dieser Beschäftigung. Schon am frühen Morgen pochte es an seine Thüre und eine ihm wohlbekannte Mamsell, ein Mädchen, welches die Kunst übte, aus mehreren einzelnen Stücken geschickt ein ganzes Kleidungsstück zu verfertigen, trat ein. Sein jugendliches Herz hatte in dem ihrigen ein gleichgestimmtes Instrument entdeckt, und mancher lautlose Accord, manches un-

vernehmbare Duett war im Stillen abgespielt worden. Aus höheren Rücksichten und christlicher Liebe hatte er ihr seine bevorstehende Reise verschwiegen; er scheute die bittern Thränen der Abschiedsstunde. Sie aber hatte nun auf andern Wegen sein Vorhaben erfahren. Unter zärtlichen Vorwürfen, begleitet von einem reichlichen Quantum jener Flüssigkeit, welche uns das Schicksal zum Auswaschen unserer Schmerzen verleiht, warf die Geliebte sich in seine Arme und beschwor ihn, sie nicht zu verlassen, sondern sie mitzunehmen. Abermals ein tragischer Moment in seinem Leben! — Vergebens stellte er ihr das Unpassende und Unmögliche ihres Wunsches vor. Sie wollte und wollte nun einmal nicht von ihm lassen! Wilhelm stellte sich zornig, stellte sich verzweifelnd, stellte sich kalt und endlich betheuerte er, einstweilen die Reise noch aufschieben zu wollen. Anscheinend beruhigt verließ die treue Seele das Zimmer. Er aber, dem der gewaltige St. Peter allen Platz in der Brust ausfüllte, beschloß mit dem nächsten Morgen, so früh als thunlich, dennoch auf und davon zu gehen. Aber die Liebe, die blinde Liebe hatte diesmal ein hellsehendes Auge. Noch war Wilhelm am andern Morgen mit dem Kämmen seines Lockenhaars beschäftigt, als ein reisefertig ausgestatteter Jüngling leichten Schrittes bei ihm eintrat. Wie aber durchrieselte ihn namenloses Erstaunen, als er in dieser Tracht, in diesen Hosen, in diesem Staubmantel seine Emilie erkannte, die, munterer als jemals, ihm den Entschluß ankündigte, auf diese Weise die große Reise ohne äußerlichen Anstoß mitmachen zu wollen! — Er ergab sich in das Nothwendige.

Muthigen Schrittes wanderten Beide bei den Strahlen der Frühsonne aus der Stadt. Emilie wußte durch ihr munteres Wesen die mitunter auf der Stirne ihres Freundes bemerkbaren Wölkchen wegzuscheuchen, und setzte man sich, um auszuruhen, irgendwo in den kühlen Schatten einer dichten Baumgruppe, so übersprudelte sie in Entzücken über die Annehmlichkeiten solcher Fußreisen. So ging der erste Tag zu Ende und als bequeme Station zeigte sich ein freundliches Dorf und in dem Dorfe ein malerisches Wirthshaus zum Uebernachten. Unter Herzklopfen trat Wilhelm ein; Emilie dagegen bestellte barsch das Nachtbrod und eine Flasche Wein. Wilhelm war verzagter als am Morgen. Es wollte ihm Nichts schmecken. Allerlei Gedanken kitzelten ihn wie Ameisen. Der Wirth trat hinzu und frug: „Wollen die Herrschaften ein gemeinschaftliches Zimmer?“

„Ein gemeinschaftliches!“ sagte schnell Emilie und verbarg ein Lächeln, indem sie mit vieler Gewandtheit ein Glas Wein hinunterstürzte. —

Lieber Leser, versetze Dich recht lebhaft in die Lage unseres Freundes! Was würdest Du wohl gethan haben? — Was war überhaupt hier zu thun, wo so offenbar eine Privatverschwörung zum Grunde lag? — Wenn es in der Liebe peinlich ist, unter Schmachten und Seufzen zu keinem erfreulichen Resultat zu kommen, so ist es gewiß noch peinlicher, der Liebe um des St. Peters willen entsagen zu müssen, wenn sie uns so wohlwollend entgegenkommt. Aber Wilhelm entsagte muthig. — Unter dem Vorwande, in der Wirthsstube seine Uhr zurückgelassen zu haben, entfloh er, ein Joseph in edlerer Potenz, nachdem er dem erstaunten Wirthe die Zeche in Voraus bezahlt hatte. —

Lange saß Emilie seiner harrend. Als sie endlich ihr Unglück erkannte, rief sie heroisch:

„O, dieser dumme Junge!“

Sie reiste folgenden Tages nach Dresden zurück, indessen Wilhelm, um Vieles leichter, ungefährdet nach Rom gelangt sein würde, hätte sich nicht folgender tragischer Vorfall ereignet.

Noch war er nicht zwei Tage seiner Geliebten entflohen, als er mit einigen ebenfalls auf einer Studienreise begriffenen Kunstgenossen zusammentraf. Es waren Landschaftsmaler und man beschloß, einige Tage miteinander zu verleben und gemeinschaftlich einige Pflänzchen der Umgegend zu malen, die man gleichwohl eben so gut zu Hause hätte auftreiben können. Zu dem Zwecke besuchte man einen benachbarten Wald, setzte die Feldstühle ein, kramte die Farben aus, und Dieser erkor sich eine Distel, Jener eine Nessel, ein Anderer einen üppigen Wegerich, Wilhelm aber, als Historienmaler, wählte sich einen schlank emporgeschossenen Grashalm, welcher mit seinem gebogenen Kopfe eine einfache schöne Linie bildete. So saß man bei der Arbeit und Einer von ihnen erzählte von seinen Heldenthaten, welche er bereits mit Räubern und

Banditen bestanden haben wollte. Horch! da vernahmen sie plötzlich hinter einem nahen Strauchwerk ein kräftiges Grunzen, muthmaßlich von wilden Schweinen. Schien ihnen sämmtlich beim ersten Ton die Sache schon gefährlich, so wuchs das Entsetzen, als der Erzähler bemerkte: „Man hat Exempel, daß die Wildschweine den Menschen leidenschaftlich gern fressen thun.“ Als sich nun zu ihrem Entsetzen eine Anzahl sauähnlicher Thiere zeigte, ließ man Pinsel, Palette und Malkasten, und floh zum nächsten Baume, bemüht, ihn so schnell als möglich zu erklettern. Und jene Ungeheuer folgten ihnen wirklich auf dem Fuße, näherten sich den kaum verlassenen Sitzen und fraßen die daselbst zurückgelassenen Farbenblasen und Butterbröde, welche letztern unsern Künstlern zum Frühstück dienen sollten, mit bestem Appetit, verschonten sogar die frischen Kunstwerke nicht mit ihren Rüsseln. Da entdeckte glücklicherweise Einer von ihnen, daß diese Thiere keineswegs wilde, sondern ganz zahme Schweine wären. — Bis auf diesen Unfall, welcher an und für sich unbedeutend ist, kam er wohlbehalten zur Siebenhügelstadt.

4.

Wie Göthe ging Wilhelm durch die Porta del populo, besuchte wie jener die Nymphe Egeria, sah die Rennbahn des Caracalla, die zerstörten Grabstätten längst der Via Appia und das Grab der Metella, ließ sich wie der große Dichter die Pomeranzen und Citronen schmecken, bewunderte die Oleander und die schönen Maulbeerbäume, ging über die vier Brücken der Tiber, besuchte mehrere der 360 Kirchen und Kapellen, und blieb in dem ungeheuern Colosseum des Vespasian nach wie vor der Historienmaler Wilhelm. Als er jedoch von der Kuppel der St. Peterskirche auf das weite Rom sah und eine Ahnung der Weltgröße in ihm dämmerte, empfand er mächtig die Wahrheit, daß er doch im Grunde ein bedeutender oder vielmehr unbedeutender — Esel wäre.

Viele große Männer vor ihm und nach ihm haben eine ähnliche Empfindung gehabt. Jeder

Mensch hat seine schwachen Stunden, in denen er sich wie eine Made in einem Folianten vorkommt, die im Dunkeln die ewige Weltgeschichte anfrißt. Bald verrauchte diese Stimmung und Wilhelm kam zu jenem Stadium der Ruhe, in welchem der Künstler in Rom, wie zu Hause, zu arbeiten vermag. Angefeuert von dem Geiste der Alten schaffte er in stiller Inbrunst bei verschlossenen Thüren. Warum verschlossen? — Vielleicht weil ihn jene Werke nicht bloß geistig, sondern auch körperlich in Gestalt von Kupferstichen u. dgl. hülfreich umstanden. Er hatte sich auf das alte Testament geworfen. Besonders fühlte er sich von der Geschichte Abrahams ergriffen, wo dieser, nachdem er bereits in das zweite Seculum seines Lebens getreten, dennoch die Uebereilung begeht, seine Magd Hagar, welche ihn mit dem Knäblein Ismael beschenkte, sammt diesem, nur mit einem Kruge Wasser und etwas Brod versehen, in die Wüste zu jagen.

Der Carton war fertig. Um das Urtheil seiner Kunstgenossen zu hören, lud er eine große Anzahl derselben an einem schönen Nachmittage zum Kaffe. Das aromatische Getränk, verbunden mit den Wirkungen eines narkotischen Tabacks, bewirkte eine gemüthliche Stimmung, und Scherz und Ernst gingen neben einander wie das alte und neue Rom. Da öffnete Wilhelm das Atelier. Welch ein großes, geschichtlich höchst treues Kunstwerk ward sichtbar! Das lange, niedrige Format ging von einem Ende des Zimmers zum andern und in den beiden Winkeln, rechts und links, befand sich eine Figur, hier Hagar — dort Ismael, beide genau nach der Schrift eine Bogenschußweite von einander, und in der Mitte war alles — — Wüste.

Stummes Erstaunen ergriff eine Zeitlang die Anwesenden. „Nun?“ sagte Wilhelm lächelnd, „was meint Ihr dazu?“ —

Ohne zu antworten, nahm der älteste jener Künstler einen Anlauf und sprang durch den Carton. Ihm folgten hintereinander jubelnd die andern.

Nun versicherte man ihm, die Lösung der Aufgabe wäre durch das Schauerliche der Wüste und durch das Wüste und Schauerliche in den Figuren zu nervenangreifend, zu geschichtlich wahr gewesen.

„Ach!“ entgegnete Wilhelm, „Ihr habt die Allegorie nicht verstanden. Seht Ihr nicht im Vordergrund den einzelnen, gebogenen Grashalm mit der vollen Saamenkrone? Diese Andeutung sollte das Herbe des Ganzen dadurch versüßen, daß sie auf die Prophezeiungen der künftigen Fruchtbarkeit des Ismael hindeutet.“

Gänzlich vernichtet wandelte er am Abend jenes Tages durch die Villa Pamfili unter immergrünen Eichen und hohen Pinien, auf üppige Wiesen von blühenden Maasliebchen besäet. In demselben Garten wandelte einsam eine stolze Dame, von edler Haltung, hohem Wuchse, und was noch mehr sagt, von Augen — die sehr viel sagten.

Wilhelm befand sich in einem Zustande, in welchem er zu Extremen geneigt war. Als er die Dame erblickte, flüsterte ihm eine innere Stimme zu: „Diese sendet Dir ein gütiger Gott als Zucker auf die heutige Medicin.“ Es war beschlossen; was auch da kommen möchte, sollte es auch sein Leben, sollte es sein Herz kosten, etwas, etwas mußte geschehen.

Er bückte sich und brach einige Maasliebchen, gruppirte sie mit andern gelben und rothen Wiesenblümchen, umkreiste nun gleich einem Zauberer die fremde schöne Gestalt erst in weiten, dann in immer engern Bogen. Endlich war er ganz in ihrer

Nähe und durch eine plötzliche Wendung stand er dicht vor ihr. Einen Augenblick erzitterte sein vielfach bewegtes Herz, so reich an Brillantschmuck, so reich an stolzer Schönheit schien sie ihm. Er stotterte einige Worte und frug nach ihrem Befinden. Sie lächelte. Er stotterte weiter und als Antwort floß von ihren Lippen eine fremde unverständliche Sprache.

Wilhelm hatte sich festgerannt. Hätte ihn nicht heute das Unglück außergewöhnlich gestimmt, er würde mit einer stummen Verbeugung und einiger Blamage abgegangen sein; jetzt aber gestaltete sich Alles anders. Muthig überreichte er ihr das Bouquet, und siehe, war es die Blumensprache, oder war es die bärtige Jugend des genialen Künstlers, welche diese Wirkung veranlaßte, genug, ihre Blicke strahlten Wohlwollen, ihre Handbewegungen verriethen einen freundlichen Inhalt ihrer Reden, und mit graziöser Bewegung empfing sie das anspruchslose Geschenk.

Jetzt hatte Wilhelm seine edle Dreistigkeit wieder erhalten, und mit den Worten: felicissima notte! — das Einzige, was er von dem Reichthum der italienischen Sprache besaß — wagte er es, ihr seinen Arm zu bieten. Und denke Dir, lieber Leser, er wandelte nun mit ihr unter den immergrünen Eichen und den hohen Pinien und Platanen, und ihr schöner runder Arm ruhte in dem seinigen, und ihr schweres Sammetkleid wogte an seiner Seite, und wie es schien, wogte ihr Inneres nicht minder. Wie flimmerten noch im Zwielicht die Diamanten, wie wehte von ihrer Toque die geschwungene Feder. Konnte sie wohl weniger als eine Fürstin, eine Prinzessin sein? Aber was mochten sie mit einander sprechen? Wie mochten sie sich verstehen oder mißverstehen? Süßes, reizendes Mißverständniß!

Seit dieser Stunde sah man Wilhelm öfter in Gesellschaft dieser Dame die Merkwürdigkeiten Roms in Augenschein nehmen. Er schwebte in höhern Regionen, als unerwartet ein Schreiben aus der Heimath eintraf. Sein Vater lag schwer erkrankt darnieder. Man wünschte seine Gegenwart.

Beim Anblick dieser Zeilen erwachte dem guten Jungen urplötzlich ein lebhaftes Bild seiner Jugend. Er sah sich hinter dem Rücken jenes Malers stehen, welcher den älterlichen Kuhstall konterfeite; er glaubte die Stimme seines Vaters zu hören, seine Drohung, seine Warnung. Er fühlte sich getroffen. Obgleich ihm fast alle Poesie und außergewöhnliche Tiefe der Empfindung abging, so war er doch eine gute Seele, zugleich aber auch eine kleine Seele, die Welt und Leben als Kinderspielzeug betrachtete. Etwas Renommisterei vertrat bei ihm den Weltmann und den Künstler. Kindliche Empfindung überwog jedoch diesmal jene Scheinseite. Unter dem prahlerischen Zusatz, daß sein Vater ein deutscher Rittergutsbesitzer wäre, unterrichtete er seine Donna von dessen gefährlichem Krankseln.

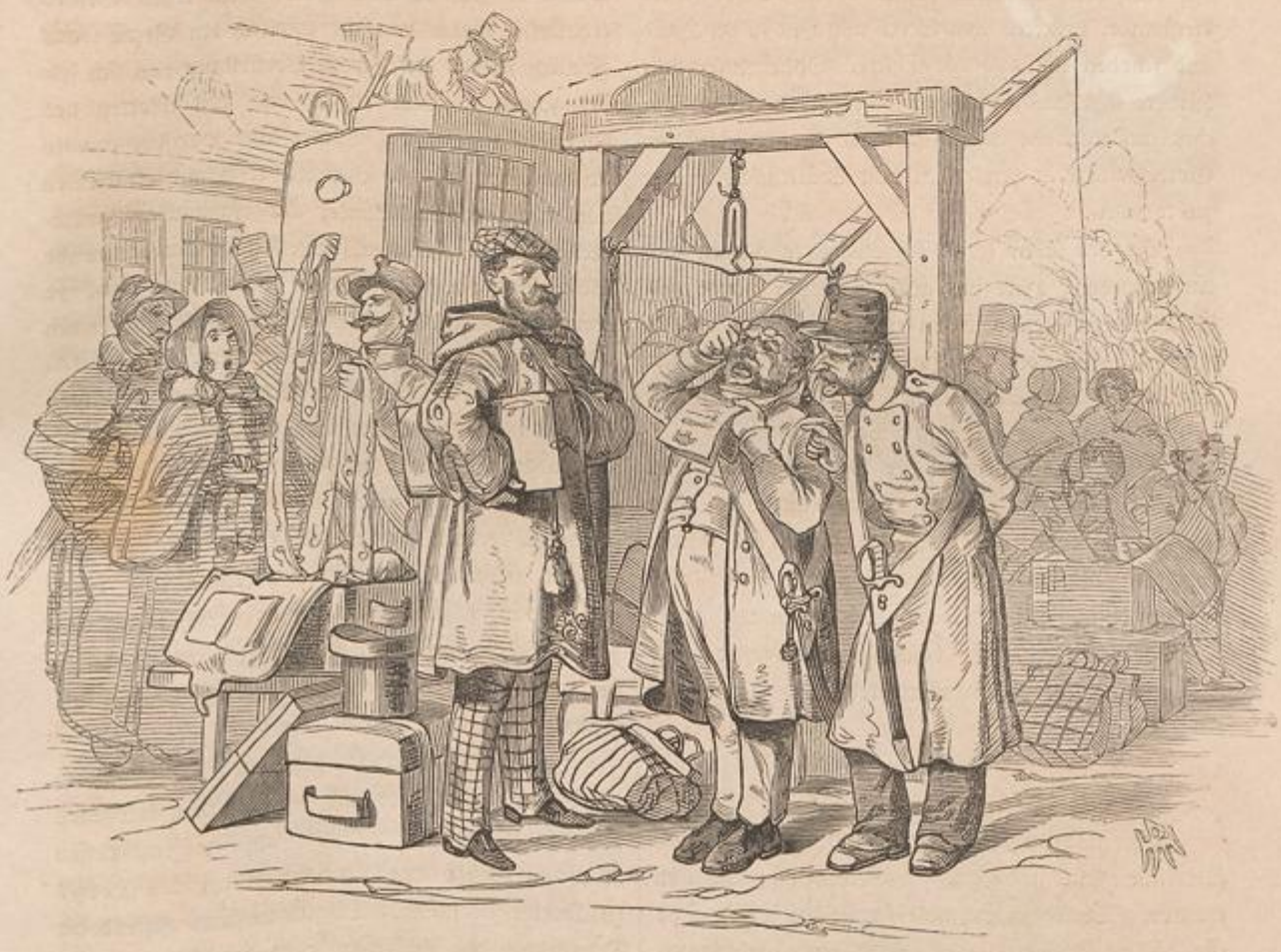
„Ick möck well Deutschland och mal wieder seihen" bemerkte die gelehrige Engländerin, und lud ihn ein, mit ihr den Wagen zu theilen. Bald nachher sehen wir beide durch die Straßen Roms rollen und begegnen ihnen erst wieder bei der östreichischen Grenze.

5.

Dort angekommen mußten die Reisenden fast eine Stunde in der brennendsten Sonnenhitze im Freien warten. Die Dame in ihrem Wagen fluchte mit ihren schönen Lippen ein über das andere Mal: „God dam!" und beorderte ihr Kammermädchen als Kurier eben so oft an Wilhelm, dem ebenfalls die Geduld ausging. Endlich kommt der behagliche dicke Beamte zum Vorschein und sagt: „Haltens zu Gnaden, Herr Graf, 's ischt uns schon alles klar in den Päßen bis auf das kleine Wörtle: pittore." Dabei schob er bedächtig seine Brille zurück und besah sich nochmals die unerklärliche Stelle. Vielleicht witterte er einen verbotenen Literaten unter dieser Benennung.

„Das heißt Maler," sagte Wilhelm verdrießlich, diese Aufklärung geben zu müssen, nach welcher er den Verlust des glücklich erworbenen Grafentitels voraussah.

„Was, a Maler seind Sie? Warum haben's det nit gleich g'sagt, da hätten mer all' de Umständ nit mit Ihnen gemacht!" erwiederte der dicke Herr und drehte ihm verächtlich den Rücken.



Nun gings im Galopp weiter nach Wien. Warum nach Wien? Weil unsere Lady so wollte, und was sie wollte, mußte, wie die Dinge nun einmal standen, geschehen. Schöne, herrliche Kaiserstadt, dachte Wilhelm; schönes, angenehmes Reisen mit jungen Gräfinnen, dachte er weiter; schöner, großer Stephansthurm, dachte er zuletzt so hätte ich Dich auch von Angesicht zu Angesicht gesehen. Hier war es, wo Wilhelm zum ersten Mal ernsthaft über sein Verhältniß zu der englischen Dame nachdachte, und ein Gebäude — natürlich ein Luftschloß — aufzuführen begann, das an Höhe den St. Stephan übertraf. Jetzt, nachdem sie im Gasthofe eingekehrt waren, hielt er es an der Zeit, Schritte zur festeren Begründung seines Glückes zu thun. Als sie am folgenden Morgen beim Thee auf dem Sopha saßen, war er eben geneigt, derartige Erörterungen vorzubringen, wobei er schon besondere Klauseln im Hintergrunde bereit hatte, wie es mit der Verwaltung der Güter und dem Vermögen überhaupt zu halten wäre, je nachdem eine künftige Ehe Kinder oder keine Kinder erzielen werde, kam ihm die Liebliche mit einer andern Erklärung entgegen. Leider ging aus derselben hervor, sie wünsche, da sie in Wien hohe Verbindungen besitze, denen ein Verhältniß, wie das stattfindende, ein Geheimniß bleiben müsse, eine zeitweilige Trennung. Wilhelm wurde so ergriffen, daß er eine Weile sprachlos ins Sopha sank. Schwüre, ächt deutsche Schwüre aller Art brachten keine Aenderung des einmal ausgesprochenen Wunsches hervor. Als aber die hellen Thränen über seinen stattlichen Bart rannen, nahm die Donna aus ihrer Chatulle ein 1000 Gulden-Billet und drückte es zärtlich in seine Hand.

Wilhelm wollte es wegschleudern. In diesem kritischen Augenblick stürzte die Zofe mit den Worten in's Zimmer: „Se. Gnaden, Se. Gnaden!“

In demselben Moment faßten beide unsern Historienmaler, drückten ihm Stock und Hut in die Hand und schoben ihn aus der Thüre. Ohne Aufenthalt bürdete ihm das Kammermädchen seine sieben Sachen auf und bat ihn im Namen ihrer Herrin, um Gotteswillen in den ersten acht Tagen nicht wieder zu kommen.

Bei der Thür stand ein eleganter Wagen und ein vornehmer Herr mit grauem Kopfe wurde von den Kellnern dienstbeflissen empfangen, und rannte mit Wilhelm noch im Hausgange gegeneinander. „Je vous demande pardon, je ne l'ai pas fait exprès," sagte er mit einer Verbeugung.

„Canaille," murmelte der Verstoßene wüthend.

Erst vor den Thoren Wiens fühlte Wilhelm sich wieder wohl. War es ihm doch, als hätten ihm die Pflastersteine höhnend nachgerufen; war es ihm doch, als hörte er das Gelächter seiner Freunde in Rom. Er beschloß in kürzester Frist ins heimathliche Dorf zurückzukehren.

6.

Ernst und mißgestimmt trat Wilhelm in das älterliche Haus und fand die Seinigen gesund und munter. Der alte Schmied hatte den bösen Tod für diesmal glücklich aus dem Felde geschlagen, wenn gleich das Alter ihn zum gebeugten Manne machte.

Was aber sollte der große Künstler Wilhelm, der Rom gesehen und mit schönen Engländerinnen auf so nahem Fuße gestanden, in der dunkeln Schmiede machen? Er, an dem der Zeitgeist gerüttelt hatte, auf den eine gewisse geniale Lebensmüdigkeit lastete?! Und doch wurde ihm hier zu Theil, was ihm sonst in der Welt nicht so leicht zu Theil geworden wäre.

Seine Schwester war indessen eine dicke bäurische Person geworden, welche binnen Kurzem einen handfesten jungen Bauern zu heirathen gedachte; und seine Mutter hatte nur noch ein Privatvergnügen auf der Welt, welches darin bestand, die lange Gosse vor dem Hause dreimal des Tages, Morgens, Mittags und Abends zu kehren.

Wie konnte sich der Geist eines Historienmalers unter solcher Umgebung frei fühlen; wie konnte er sich da das Bewußtsein eines Genies erhalten, wenn er nicht wirklich ein Genie war? Freilich wurde diese große Vorstellung von sich selber schon in Rom etwas von den Motten des Zweifels angefressen, immer aber war der ehmals brillante Stoff, die ehemals reich mit Stickereien von künstlerischem Dünkel ausgeschmückte Paradedecke noch zu erkennen. Eitelkeit ist der brennende Schwamm am Steiße des Esels, der wohl zu einem lächerlichen Galopp kitzelt, nicht aber einen aushaltigen Ritt zum Ziele befördert. Diese Eitelkeit verleitete Wilhelm zu einem neuen künstlerischen Unternehmen. Um wenigstens in seinem Dorfe als großer Mann zu gelten, beschloß er etwas zu thun, das in allen Fällen außerordentliches Aufsehen erregen mußte. Er ließ einen Theil des Daches seines Stammhauses abtragen und einen etwa zwanzig Fuß hohen Bretterverschlag an derselben Stelle aufführen, wodurch die alte Schmiede bei der Dämmerung ein burgartiges Ansehen gewann.

In diesem nunmehr gewonnenen Raume errichtete er sein Atelier und begann einen kolossalen „Johannes in der Wüste" anzufertigen, dessen Kopf an Größe den Kirchthurmknopf des Dorfes zu übertreffen schien. Täglich umstand gaffend die Dorfjugend das so seltsam veränderte Haus. Endlich hatte Wilhelm sein Werk vollendet, zu dem er diesmal in ungewöhnlichem Aufschwunge seiner Einbildungskraft kein Modell gebraucht hatte. Johannes der Täufer saß im Abendscheine auf einem Sandhügel und verzehrte einige große Heuschrecken. Er beschloß das Bild der heimathlichen Kirche zu schenken. Als der Pastor und Schulmeister des Ortes dies erfuhren, veranstalteten sie ihm eine festliche Anerkennung und Danksagung. Zwölf unschuldige Mädchen unter zehn Jahren, in weißen Kleidern angethan; darauf der Pastor und Schulmeister, beide rabenschwarz, bis auf eine feuerrothe Weste des Letztern; und hinterher die örtlichen Notabilitäten, begleitet von sämmtlicher Jugend und dem ganzen weiblichen Theile der Einwohnerschaft, zogen in Prozession zur Schmiede, erstiegen die morsche Treppe und traten in das Atelier des Künstlers, welcher eben seinem Bilde die letzten Drucker beibrachte. Hier setzten sie ihm einen großen

Lorbeerkranz aufs Haupt und sangen zu seiner Erbauung das Lied Nr. 5:

„Kinder geht zur Biene hin,
Seht die kleine Künstlerin.“ ꝛc. ꝛc.

Was soll ich noch viel von der erhabenen Empfindung Wilhelms sagen, der auf diesen Act vorbereitet, mit seinem besten Anzuge angethan, wie Napoleon mit übergeschlagenen Armen stand und dem Geblärr der Kleinen zuhörte; was von der Rührung und dem Schluchzen der alten Eltern, die vor der Thüre die Scene abhorchten; alle schwammen in Thränen, die glücklicher Weise durch eine geeignete Bemerkung des Pfarrers unterbrochen wurde. „Wir werden“ sagte er, „am Hauptaltar ein Loch in die Erde graben müssen, damit das Bild hineingeht; aus dem Gewölbe läßt sich ohne Gefahr nichts wegnehmen.“ Diese Betrachtung führte die aus dem Gleise Gekommenen wieder ins practische Leben zurück, und man würde das Bild gleich in die Kirche geschleppt haben, hätte Wilhelm nicht den Wunsch geäußert, es vorher in München ausstellen zu wollen.

Eines Tages las man in einer kritischen Zeitschrift Baierns folgendes Urtheil aus der Feder eines anonymen, boshaften Recensenten:

„Seit einigen Tagen befindet sich ein kolossales Bild, ein „Johannes in der Wüste“ auf unsrer Ausstellung, von der Hand eines gewissen Wilhelm H..... Eine tollere Sudelei kann man sich kaum vorstellen. Kein Glied an der Gestalt des Täufers sitzt regelrecht und gebrauchsfähig am Körper. Das lange Kopfhaar desselben gleicht auffallend den türkischen Roßschweifen. Lächerlich sind die großen Heuschrecken, die man auf den ersten Blick für Hasen hält. Der Künstler — übrigens ein ganz obscurer Name — soll sich auch eine Zeitlang in Rom herumgetrieben haben und erzählt man sich dort nicht eben erfreuliche Dinge von seinen Kunst- und Privatbestrebungen.“

Als das Gemälde von seiner Reise heimkehrte, fand Wilhelm in der Verpackung mehrere Exemplare dieser Beurtheilung, die wie Banditen und Mörder auf seine wehrlose Brust eindrangen., und welche die täglich zunehmende, von seinen Mitbewohnern des Dorfes ausgehende Verehrung, merklich trübten. Melancholie lagerte auf seiner Stirne. Die Stelle, wo er einstmals dem Maler zugesehen, ward ihm verhaßt, ja, es wollte ihm bedünken, als sehe er mitunter auf jenem Flecken ein höhnisch grinsendes altes Männchen, in der Hand einen dicken Pinsel haltend, der zugleich einige Aehnlichkeit mit einer Ruthe habe. Dazu kam noch, daß, der Himmel weiß durch welchen Zufall, der Schulmeister in den Besitz eines solchen Blattes gelangte und dasselbe Abends in der Schenke vorlas, um sich ein gelehrtes Ansehen und dem Pastor

einen Aerger, dem etwas stolz gewordenen Künstler aber einen demüthigenden Stoß zu versetzen.

Anfangs wollte dieser den Schulmeister auf Pistolen fordern, zog jedoch vor, wieder in die Fremde zu gehen, indem er das Gerücht anregte, ein bedeutendes Werk für eine nordische Großmacht anfertigen zu müssen.

7.

Wir treffen Wilhelm auf der Kunst-Ausstellung zu Brüssel. Er ist pensiv und niedergeschlagen. Die Größe der belgischen Kunstwerke erschüttert ihn heftig. Er gesteht sich, noch nie etwas so meisterhaftes gesehen zu haben und Tizian und Raphael erscheinen ihm als Stümper. Zum Glück trifft er einen deutschen Maler an, um sich aussprechen zu können. Wirklich ist dies für beide ein günstiges Ereigniß, da sie der französischen Sprache unkundig sind. Nun können sie ihre Ansichten austauschen, ihren Gefühlen Luft machen, ihre Reflexionen loslassen. Am meisten bewundern sie die Bilder eines gewissen Vendu und du Même. Den Namen des Erstern fanden sie, wahrscheinlich seiner Verdienste wegen, an dem Rahmen seiner Bilder ausnahmsweise angeklebt; dagegen erschien der des Andern, des du Même, um so öfter im Catalog. „Welch vielseitige Talente!" seufzte Wilhelm. „Und welche leichte Productivität!" seufzte der Andere. „Dazu werde ich es nie bringen," fuhr dieser kleinlaut fort; „solchen Männern bin ich nicht gewachsen." Und nun gestand er unserm Freunde, daß er die Absicht habe, sich eine reiche Frau zu nehmen. Auch sei ihm bereits eine Aussicht dazu aufgegangen. In der Straße N. N. wohne eine außerordentlich reiche und in mancher Beziehung schön zu nennende Holländerin. Besonders wäre sie durchaus nicht mager, habe Wangen wie purer Lack und Zinober und ein Paar Augen so klar und dunkel wie Asphalt. Sie sei Wittwe, und man sage ihr nach, daß sie von Holland hieher gegangen, weil ihr das leichtere Wesen der Belgier mehr zusage.

Wilhelm wurde aufmerksam. Seit ihm der erste Versuch mißglückte, fühlte er eine doppelte Neigung etwas Aehnliches mit besserm Erfolge zu unternehmen, um so mehr, da auch auf ihn die vermeintlichen Herren Vendu und du Même, welche der gelehrte Leser längst als andere Bezeichnungen erkannt haben wird, einen niederschlagenden Eindruck machten.

„Sie haben wohl schon bedeutende Erfolge?" frug er etwas hinterlistig seinen neuen Freund.

„Erfolge?" erwiederte jener; „ja könnte ich nur einmal mit ihr sprechen. Jeden Morgen sitzt sie mit ihrem bologneser Hündchen am Fenster, streichelt und liebkost das dumme Thier, und komm ich vorbei und grüße — nun, Sie wissen, wie das so im Anfang geht — dann kann sie sich des Lachens nicht enthalten. Offenbar gefalle ich ihr, — aber das ist nicht genug — lieben, lieben muß sie mich."

Wilhelm durchzuckte ein dämonischer Gedanke und, während er im Stillen dachte: wie sollte sich eine dicke, schöne, reiche Holländerin in deine stupide Stutznase, in dein großes Maul und deine kleinen Augen verlieben können! — merkte er sich Straße und Haus und entwarf einen kühnen und feinen Plan. „Alles in der Welt ist nichts, wenn es nicht etwas ist," philosophirte er. „Die Zukunft ist das eigentliche Glücksrad unseres Lebens. Die Zukunft müssen wir uns gewogen, freundlich und vertraulich machen, so haben wir gewonnenes Spiel." Und da hatte er nicht Unrecht. Er war jetzt ein Mann, der dem dreißigsten Lebensjahre bereits die Hand gedrückt hatte, und da wünschte er über diesen Punkt Gewißheit zu erhalten. So manches Portrait hatte er in seinem Leben gemalt, das ihn trotz aller angewandten Mühe nur schielend ansehen konnte; so manche Nase hatte ihm einen ähnlichen Verdruß dadurch verursacht, daß sie immer ohne Nasenbein zu sein schien; so mancher Mund, der ein sanftes Lächeln repräsentiren sollte, verzerrte sich immer und immer wieder zu einem weinerlichen Grinsen. Diese Leiden sollten endlich einmal aufhören. Noch mehr verstärkte diesen Wunsch eine bedeutende Ebbe seiner Kasse.

Es war an einem schönen Herbstmorgen, da ging Wilhelm, wohl gebürstet und gekämmt, den Bart zierlich geschwungen, recta via in das Haus der besagten holländischen Wittwe und ließ sich anmelden. In einem äußerst zierlichen und saubern

Zimmer saß ein noch saubereres rundes Weibchen, den kleinen Fuß auf einem rothsammtnen Schemel, vor sich, auf dem Tische, die schönsten Zwiebelblumen und neben sich auf dem buntgeblümten Sopha das niedliche bologneser Hündchen.

„Wat beleeft U myn heer?“ frug sie ziemlich ernsthaft.

„Ich wünschte, Ihnen meine Aufwartung zu machen, und Sie in einer für mich sehr wichtigen Angelegenheit um Rath zu fragen!“ antwortete Wilhelm mit aller ihm zu Gebot stehenden Artigkeit.

„Ik wenschte, voor my zelven eenen goeden Raad te hebben!“ bemerkte sie lakonisch.

„Vielleicht“ sagte Wilhelm, „würde sich der auch finden, schönste Frau.“

„Ye bent well friendelyk, myn heer, maar waar zal dit heruit?“

Sichtbar ward sie unruhig, betrachtete Wilhelm mit ihren dunkeln, stechenden Augen von oben bis unten, und hieß ihr bedienendes Mädchen in das andere Zimmer gehen. Nun entspann sich ein sehr entschiedenes Gespräch. Wilhelm hatte seine Erklärung muthig in den Vordergrund gestellt. Ein richtiger Takt leitete ihn, entschieden aufzutreten. Eben so entschieden zeigte sich die Wittwe. Wilhelm mußte bekennen, wer er wäre, was er treibe, wie viele Mädchen er geliebt habe. Schlag auf Schlag folgten Frage und Antwort. Zwei practische Leute hatten mit einander zu thun.

„Ik zal U zeggen, myn heer, sagte sie endlich nicht ohne Aufregung, ik houw veel van schilders en van de kunst, en U bevallt my ook heel wel, want ye bent een knapp mensch. Maar, myn heer, zallen U ook wel myne condities aanstaan?“

Diese Bedingungen lauteten kurz und bündig: Erstens müsse es ihr überlassen bleiben, die Zimmer einzurichten; zweitens müsse das bologneser Hündchen nach wie vor mit am Tisch essen und drittens dürfe er nie nach zehn Uhr Abends ausbleiben.

Wilhelm sagte ohne Bedenken zu allem Ja. Die blühende Wittwe rief ihr Dienstmädchen wieder herbei, und stellte ihn mit den Worten ihr vor: „Katje, deeze heer zal in het verfolg myn echtgenot zyn.“ Da ging draußen der deutsche Landsmann mit der stumpfen Nase, dem großen Mund und den kleinen Augen vorüber. „Kik eens daar, rief die holländische Schöne lachend, naar die heb ik geen gelusten gedragen.“ —

8.

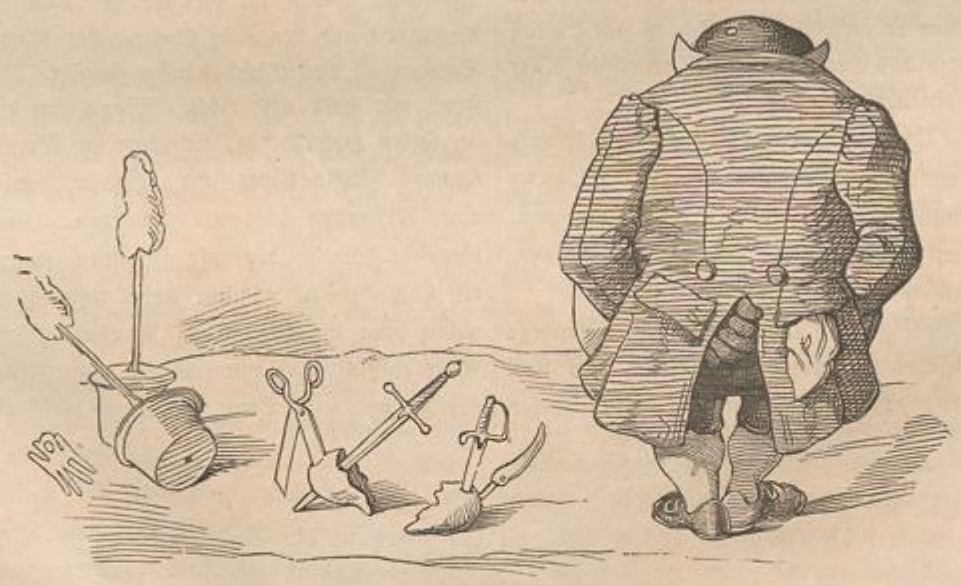
Der mittelmäßig oder gar dürftig Begabte hat nicht selten ein günstigeres Loos als derjenige, welcher mit bedeutenden Geisteskräften und aufopfernder Hingebung nach dem höchsten Ziele ringt und dabei viele kleine Vortheile des Lebens übersieht oder verschmäht, deren Bedeutung und Werth der niedrigere Standpunkt sehr früh zu schätzen weiß. Wilhelm, künstlerisch eine Null, war nicht ohne praktische Lebensweisheit, freilich eine Sorte Weisheit, welche im Grunde nur das Ende der Dummheit und der erste Anfang der Klugheit ist. Solchen ist das Glück häufig günstig. Auch ihn sehen wir bald als reichen Mann an der Seite der fetten Holländerin, vornehm im Wagen daher kommen. Bald hören wir, daß er Professor an einer berühmten Akademie geworden. Einige holländische Zehn Guldenstücke gewinnen seinen schlechten Bildern eine günstige Kritik und da und dort nennt man ihn den neuen Raphael. In hohem Alter endlich sehen wir ihn von seinen Zeitgenossen verehrt und seine Brust mit Orden geschmückt.

Eine höchst tragische Geschichte
von
Mosje Billikens und Jungfer Nettchen.
(Fortsetzung.)

Den Schlenker heirath'st du, ich will's,
In Zeit von vierzehn Tagen!
Jetzt stelle dein Lamento ein,
Und lass' das dumme Klagen!"

Dann macht er kehrt und tobend ging
Er weg, vor Zorn geröthet,
Nicht ahnend, daß der Jungfrau Herz
Für immer er getödtet.

THE DISMAL DIRGE
OF
BILLIKEN and NANCY.
(Continued.)



You'll marry Tom Lanky
Ere a fortnight is o'er,
So give up your simpering
And don't blubber more.

Thus saying he turned
And saw her no more,
Whose heart he had broken
And stabbed to the core.

Sie hatte keine Thränen mehr,
Man hörte keine Klagen,
Sie nahm ein Frühstück und bestieg
Gemächlich einen Wagen.

Poor Nancy felt fully
Her direful mishap,
So she just took a bit of luncheon
And then took a cab.

Vergaß dem Kutscher nicht, der fuhr,
Ein Trinkgeld zuzusagen,
Er möchte blitzschnell, wenn es ging,
Zu Bill'kens hin sie fahren.

(Schluß folgt.)

She promised the coachman
A handfull of gold,
If he'd drive her like lightning
To her Billikens abode.

(To be concluded.)

Ritterliche Belustigungen von Ehemals und Heute.

Das Publikum: „Bravo, **da capo**!“

„Zwanzig Flaschen Sekt, der Walter Scott siegt!“

Jagdscenen.

— Dort erblick' ich schöne Hügel
Ewig jung und ewig grün,
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin. —

Schiller's „Sehnsucht."

„Wie hat Ihr Herr Gemahl es angefangen, daß er bei seinem vorgerückten Alter noch so rüstig ist?"

„Ja, sehen Sie, mein Mann ist jetzt 73 Jahre alt, wenn der sich in seiner Jugend mehr geschont hätte, so könnte er vielleicht schon weit über die Hundert hinaus sein." —

— Reizendes Hinderniß will die rasche Jugend; ich liebe
Mich des versicherten Gut's lange bequem zu erfreu'n. —

Göthe's *XVIII.* Elegie.

Illustrirte Seite eines chinesischen Bilderbuch's für die reifere Jugend des Adels und Alle, welche sich dem Militairfache widmen wollen. Herausgegeben von Kam-Aschenk-Nopf, Professor ordinarius an der reitenden*) Mandarinen-Academie zu Chateau de lit.

Uebersetzung der chinesischen Schriftzeichen.

Strenger Dienst eines Subalternofficiers. — Aufstellung in 3 Gliedern. — 1. Glied: Sakermentskerle. — 2. Glied: Maikäferzeug. — 3. Glied: Blinde Himmelhunde. — Knöpfe als Abzeichen für ältere Unteroffiziere, das martialische Ansehn zu vermehren.

Gelinde Zurechtweisung eines ungelehrigen Rekruten. —

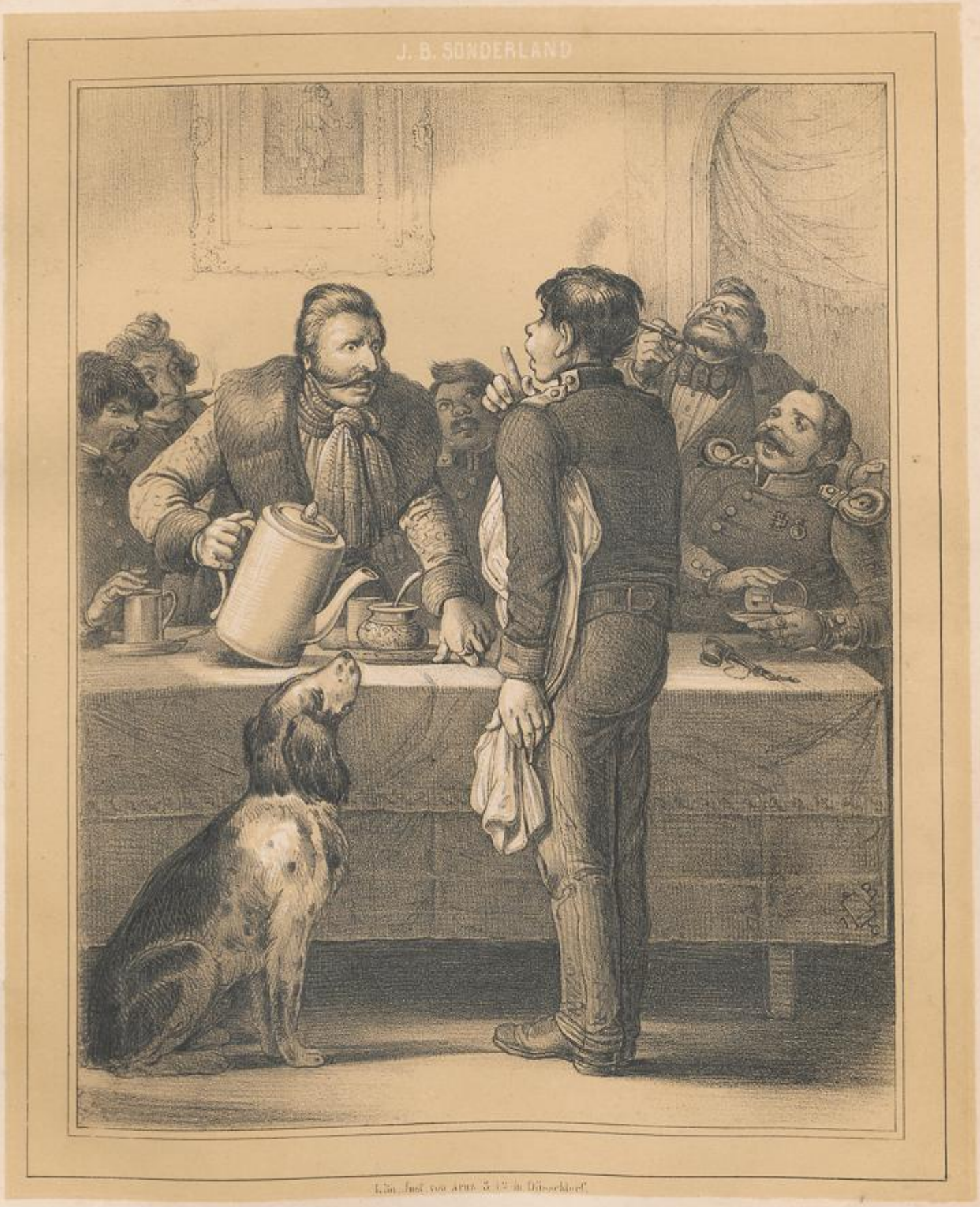
*) Der Herr Verfasser hat wahrscheinlich sagen wollen: Academie reitender oder ritterlicher Mandarinen.
Anmerk. d. Setzers.

Des Proletarier's Rache.

„Züch Trinke, so kann ech onse Nachbar ärgere, dä glöst jetz, ech hätt' diese Meddag Fleesch gegesse."

Silhouette von Müller.

— Wie's Einem gehen kann, wenn man berühmt wird! —



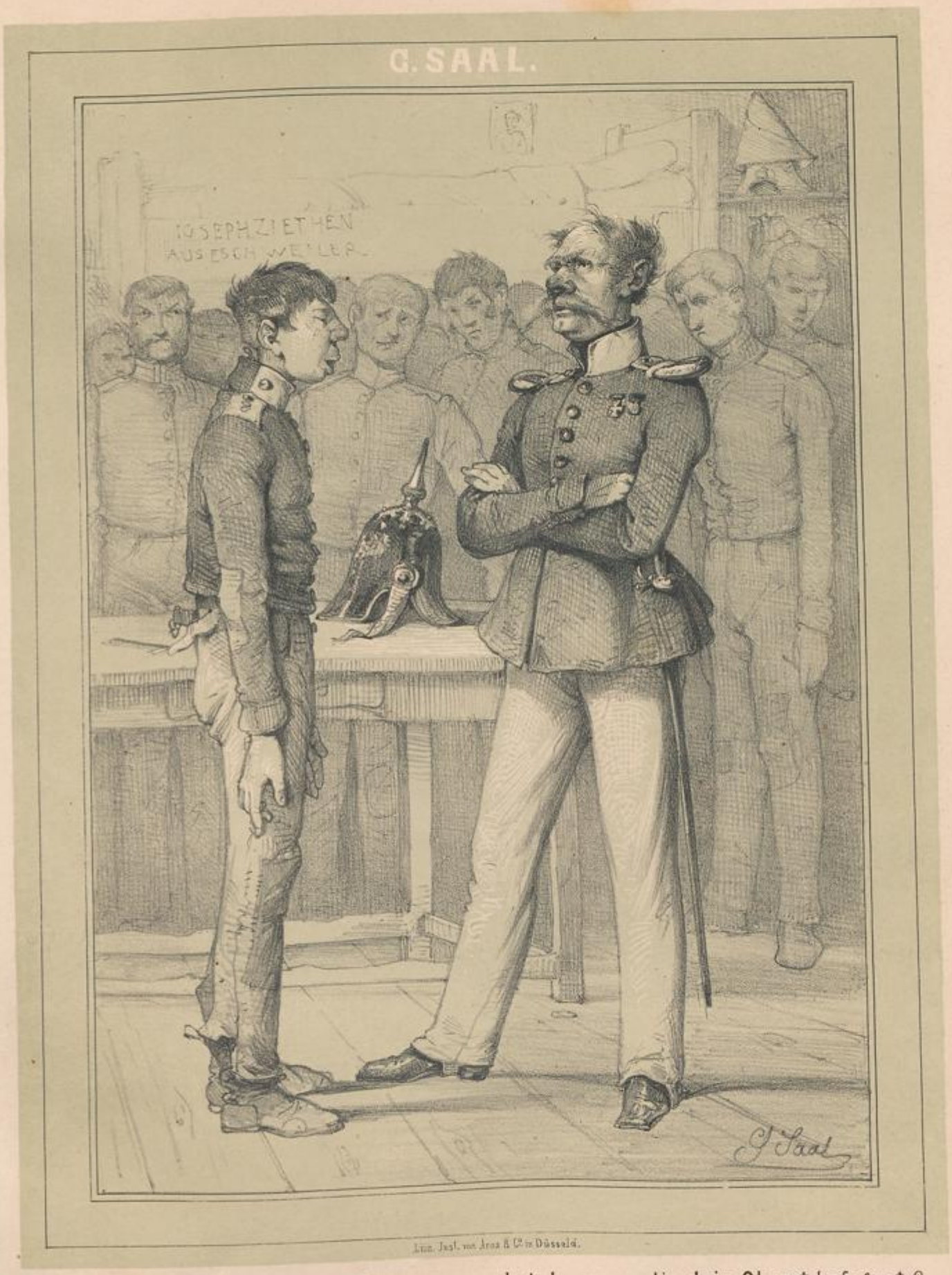
Lith. Inst. von Arnz & Cº in Düsseldorf.

— Johann! —

— — Befehlen Herr Hauptmann. — —

— Was hast Du mit dem Kaffe gemacht, er ist wieder so unklar, die Herren müssen ihn ja förmlich hinunterwürgen. —

— — Befehlen, Herr Hauptmann, der Kaffesack hat schon seit drei Wochen ein Loch und habe ich deßhalb dem Herrn Hauptmann seine gnädige Nachtmütze zum Durchgießen genommen. — —



Hauptmann. Nū_ sage mal Ziethen, was machst du wenn dir dein Oberst begegnet?

Recrut. Jch lafs' ihn__auf 5 bis 6 Schritt heran__kommen__dann mache ich links oder rechts Front___und dann lafs' ich ihn mit Anstand vorbei marschiren.

Lith. Inst v. Arnz & Cº in Düsseldorf.

— Tritt mich der Kerl mit dem **rechten** Fuſs an
Wofür hat er denn den **linken ?** ! —

Die Erfindung des Pantoffels.

Bruchstück aus einem größern Mährchen.

Die Prinzessin Germania Teut war in erster Ehe mit einem Hauptmanne aus einer alten gothischen Familie verheirathet gewesen, und der Sprößling dieser Ehe hieß Aristokratikus Teut. Nach dem Tode ihres Mannes knüpfte sie ein zartes Band mit einem wupperthaler Himmels-Dragoner an, und genas eines Knäbleins, Namens Pietistikus. Die dritte Ehe, welche sie mit einem griechischen Rechtsgelehrten einging, wurde durch einen Sohn, Namens Bureaukratikus gesegnet. Der vierten Ehe mit einem hausirenden jüdischen Tabulettkrämer verdankte sie ein Knäblein, Namens Banknotikus. Zuletzt heirathete sie endlich ihren Kutscher, und die Frucht dieser Ehe war der in der letzten Zeit so berühmtgewordene Michel.

Als diese Burschen nun herangewachsen waren, verspürten sie so etwas, was man im alltäglichen Leben Liebe zu nennen pflegt. Ihr wildes und täppisches Wesen änderte sich auf einmal, sie wurden still, ihr Haupt war voll von Gedanken, sie seufzten, ohne daß sie wußten warum; sie konnten des Nachts nicht gut schlafen, sondern gingen im Mondschein spazieren, und lauschten auf das Lied der Nachtigall; am Tage lustwandelten sie durch Gärten und Wiesen und pflückten der Germania ihre schönsten doppelten Rosen, Vergißmeinnicht und Jelängergelieber ab, so daß der Gärtner sich beklagte und den Dienst aufsagen wollte. Bei Tisch hatten sie keinen rechten Appetit und dabei wurden sie ordentlich schmächtig und mager. Auch mit dem Lernen wollte es nicht mehr recht fortschreiten; das Lateinische und Griechische ging an einem Ohr hinein und am andern hinaus; nur die Affairen des Gottes Amor behagten ihnen noch. Aus der Geschichte gefielen ihnen die Liebesabenteuer des Aeneas und der Frau von Pompadour. Mit der Arithmetik und Geometrie wollten sie gar nichts zu thun haben. Das einzige, was sie mit Lust trieben, war die Musik. Der Eine lernte Guitarre, der Andere sagte: „Mein Bruder spielt die Flöte!“ der Dritte legte sich auf das Posthorn, der Vierte übte sich auf der Schallmeie und der Fünfte sang dazu: „Mich fliehen alle Freuden ꝛc.“ oder: „Wenn ich ein Vöglein wär' ꝛc.“ oder: „Freudvoll und leidvoll, Gedanken sind frei ꝛc.“ oder: „Das Lieben, ach das Lieben ꝛc. ꝛc.“

Der Frau Germania, deren Haus und Gärten nun von lauter Quiriliren und Musiciren erschollen, wurde das Ding zu toll. All' diese Erscheinungen dünkten ihr bedenklich, da ihr Hofpädagog Pedantikus, genannt Brillengucker aus dem Hause Griesgram, äußerte, er sehe kein Ende von diesem verrückten Treiben. — In ihrer Angst und Noth schickte sie denn zum Leibmedicus, dem gelehrten Quacksalber und Sanitätsrath, Dr. Theophrastus Paracelsus Bombastus Höllenstein, und klagte ihm ihr Leid um ihre tollgewordenen Söhne. Derselbe ließ die Burschen vor sich kommen, legte seinen dicken Doctorstock mit elfenbeinernem Knopf an die Nase, examinirte den Puls- und Herzschlag, that einige verfängliche Fragen, stand auf und sagte: „Das Ding ist richtig; Ew. Majestät Söhne geruhen verliebt zu sein, und es gibt nur Ein Mittel, sie wieder zu vernünftigen Menschen zu machen.“

„Und das wäre?“ fragte die erstaunte Germania, der ein Stein vom Herzen und die Schuppen von den Augen fielen.

„Sie müssen heirathen!“ antwortete der Gelehrte, nahm seinen Hut, sagte, er habe heute noch hundert Visiten zu machen, und schob in seinem Wagen mit zwei Schimmeln in die Stadt.

Was war nun eiliger zu thun, als die Bengel mündig zu erklären und in die weite Welt zu schicken, um sich Weiber zu suchen! — Bei den Vorbereitungen fehlte es nicht an guten Ermahnungen und gelegentlichen Thränen und Seufzern wegen der Trennung. Aber das Beste bei der Sache war: die Koffer standen mit hübschen Ueberröcken, Inexpressibles, Hemden und Stiefeln versehen; auch an Socken fehlte es nicht, damit sie auf den

Strümpfen blieben, und was sich noch lieblicher anhört — die Beutel waren mit unbeschnittenen Friedrichsd'or gespickt, daß sie recht lustig klangen. Beim Abschied sagte die tiefgerührte Mutter: „Ueber ein Jahr erwarte ich Euch mit Euern Weibern zurück." —

So gingen sie denn in die weite, weite Welt. Die ausgesetzte Frist verging, und am bestimmten Tage waren sie wieder daheim mit den schönsten und lieblichsten Frauen — von Neuvermählten muß man immer die besten und angenehmsten Dinge sagen — welche man nur sehen konnte. Die alte Germania war äußerst erfreut über den guten Erfolg und ließ sich die Schwiegertöchter vorführen.

Aristokratikus Teut trat zuerst vor und sprach: „Meine Frau heißt Adelgunde von Hochhinaus; sie ist einem alten Geschlechte entsprossen, das sich, als Noah mit seinem Kasten davonfuhr, auf einen Baumstamm rettete, weßhalb denn auch die Stammbäume bei uns in besonderer Ehre stehen und ritterlich cultivirt werden, von nun an bis in Ewigkeit."

Darauf erschien Pietistikus mit seiner Neuvermählten und nannte sie Magdalena Mucker, geboren im Wupperthale, wo es mehr Krummacher

als Gradmacher gibt, und wo die Menschen blökken, wenn sie gerührt sind.

Der Dritte war Bureaukratikus. Er führte seine Frau als eine geborne Justiniane, aus dem

Hause Code, oder wie es deutsch geschrieben wird, Koth, ein, und pries ihre Familie als Verdreher des Rechts und Verwalter der Staatseinkünfte ohne Gehalt.

Am vergnügtesten sah Banknotikus aus, denn er hatte eine reiche Heirath gethan. Seine Frau hieß nämlich Dukatchen Rothschild, und war eine Verwandtin eines reichen Mannes aus dem Orient, dem man den Spitznamen „König der Juden" oder „Jude der Könige" gegeben hatte.

Das schlichteste Paar war Michel Teut und sein Weib. Trug sie auch nur ein einfaches Kleid aus rosafarbenem Kattun und eine weiße leinene Schürze und hatte sie auch etwas grobe durch die Arbeit verdorbene Hände, so sah sie doch äußerst lieblich und zufrieden aus. Sie hieß Prinzessin Anna Maria Thorheit, genannt Weisheit, und war, wie es hieß, eine Tochter des Königs Recht und der Königin Wahrheit, deren Familie aber in der letzten Zeit etwas heruntergekommen war, weßhalb sie denn auch über keine schönen Kleider zu gebieten hatte.

Die Flitterwochen waren ganz außerordentlich schön. Das Küssen, Händedrücken, Flüstern und

Liebeln der jungen Paare dauerte wohl anderthalb bis zwei Monate.

Ach! wenn sie ewig grünen bliebe
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Aber das hatte seine guten Wege. Der Mensch denkt und Gott lenkt! — Die erste Begeisterung, welche einst mit tausendfarbigen Flügeln zwischen Himmel und Erde hingeschwebt war, fing an matt zu werden und hinkte zuletzt wie ein angeschossener Kranich oder Krametsvogel über die Erde. Die Männer blieben die Abende nicht mehr zu Haus; sie saßen im Wirthshaus oder liefen den Geschäften nach und ließen des Freitags sogar den Stockfisch und die Erdäpfel kalt werden. Was war natürlicher, als daß die Weiber zu Hause saßen, und wenn sie zu lang gewartet hatten, schmollten und grollten und auch wohl gar in Thränen ausbrachen! Das Wesen ihrer Gatten wurde zuletzt so roh und wild, daß gar kein Auskommen mehr mit ihnen war. — —

Zu dieser Zeit begab es sich, daß die Frau Germania einmal einen großen Kaffe veranstaltete. Es war so eine Gesellschaft, die man heut zu Tage „Klatschvisite" nennt. Die Schwiegertöchter waren

auch eingeladen, und Alles ging vortrefflich. In dem Kaffe waren keine Cichorien, die Baiséetörtchen waren von Josti geholt, die Wurst kam aus Braunschweig, die Pfefferkuchen aus Nürnberg, die Leberpasteten aus Straßburg und der Käse aus Limburg. Aber — es war doch keine recht heitere Stimmung zu erreichen. Man sprach von den Mägden, von der großen Wäsche, von den besten Buchweizenpfannkuchen und den neuesten Pariser Moden, aber so begeisternd diese Gegenstände auch sonst sind, so wollten sie diesmal doch nicht ziehen. Endlich sagte die ehrwürdige Matrone Germania: „Nun, Ihr Kinderchen, was habt Ihr auf dem Herzen, daß Ihr gar nicht sprechen könnt?" — Da fingen die fünf Schwiegertöchter an, und klagten sich ihr Leid . . . . .

Adelgunde von Hochhinaus nahm das Wort und begann: „Euer Sohn, mein Aristokratikus, ist ein Tyrann. Ich muß ihm seine Pferde putzen und seinen Stall reinigen; ich muß ihm die Wappen flicken und seine Hasen und Hunde veredeln helfen. Was aber das Schlimmste ist, ich bin verpflichtet, ihm seine Küche zu versorgen, und da ist er alle Tage so grausam, daß er einen Bauer schindet, den ich ihm nachher in Butter braten oder gar mit Essig und Oel zubereiten muß."

Darauf sprach Magdalena Mucker: „Euer Sohn, mein Pietistikus, ist ein Tyrann. Ich muß ihm Tag und Nacht die Reden überhören, mit denen er den Leuten die Hölle heiß macht. Ueberdieß muß ich immer die Schaafspelze nähen, die er für die Wölfe gebraucht, die er als reißende Thiere in die Welt schickt."

Justiniane Code oder Koth fuhr fort: „Euer Sohn, mein Bureaukratikus, ist ein Tyrann, denn er zwingt mich den ganzen Tag an den Schreibtisch, damit ich seine unleserlichen Acten copire, in denen oft mehr Unrecht als Recht enthalten ist."

Auch Dukatchen Rothschild war sehr betrübt und sprach: „Euer Sohn ist ein Tyrann, denn ich muß von Morgens früh bis Abends spät hinter dem Laden stehen, und Seife und Thran, Kaffe und Gewürz verkaufen. Dabei läßt er mich alle Goldstücke abwägen, ob sie auch vollwichtig sind, und wenn sie es sind, so muß ich sie beschneiden, damit es leichte Friedrichsd'or werden."

Am wenigsten klagte noch Anna Maria Thorheit; aber es wollte ihr auch schlecht behagen, daß ihr Michel zuviel in den Weinhäusern und Bierhallen sitze, und trinke, singe und politisire.

Als sie nun Alle geendigt hatten, wurde die alte Germania sehr aufgebracht und sagte: „Das muß Anders werden mit den Schlingeln! Ihr sollt von mir hören!" — Unterdessen war es neun Uhr geworden; die Mägde warteten schon lange in der Küche, um die unglücklichen Frauen abzuholen, die Mäntel wurden gesucht und angezogen, und zum Schluß gab man sich die Versicherung, man habe sich gut amüsirt, obschon man nicht einmal zum Whistspiel gekommen war. Die Mägde gingen nun mit den Laternen voraus, denn Gasbeleuchtung gab es damals noch nicht, und die jungen Ehefrauen gingen ziemlich getröstet nach Hause.

Kaum waren sie weg, da ließ die Frau Germania ihre alte Haus- und Hof-Hexe kommen, und trug ihr die Sache vor. Diese hieß Pantoffeline, und war ein bitterböses altes Weib aus dem Geschlechte der Meerkatzen und sah aus wie eine egyptische Mumie, mit denen sie nahe verwandt war. Sie hörte die Angelegenheit mit großem Vergnügen, und meinte, sie wolle schon Rath schaffen. Ohne weitere Auskunft zu geben, verließ sie das Zimmer und kroch den Söller hinauf, wo sie aus einer düstern Ecke einen alten Schuh hervorholte. Albald erschien sie wieder vor der Herrin, die nicht wenig erstaunt war, sie mit der abgenutzten Fußbekleidung vor sie treten zu sehen.

„Was ist das?" fragte Germania betreten.

„Das ist das Instrument zur Heilung Eurer Söhne!" antwortete Pantoffeline.

Und nun setzte sie ihr auseinander, woraus der Schuh verfertigt war. Die Sohlen bestanden aus der gegerbten Haut der Xantippe, der christlichen Ehefrau des Sokrates, die nicht müde wurde, ihren guten Mann zu placken und zu schinden; das sogenannte Oberleder war aus der Zunge der Frau Albrecht Dürer verfertigt, mit welcher sie den edlen Mann täglich ärgerte und hetzte; die Nägel waren von den Händen der Kaiserin Katharina, mit denen sie ihren Liebhabern, sobald sie dieselben müde war, die Augen auskratzte, und die Näthe waren mit den Haaren gearbeitet, welche Delila, die Verrätherin

des Simson, auf den — Zähnen hatte. Aber es lag auch etwas Sammt darin, das vor Zeiten gewirkt wurde aus der Tugend der Lucretia, dem Heldenmuth der Johanne von Orleans und der Duldsamkeit der heiligen Elisabeth.

„Dieser Schuh" sagte Pantoffeline, „hat die Gewalt, den wildesten Mann zu bändigen. Ich habe ein Mittel ihn durch Zauberei zu vermehren. Dies soll gleich geschehen. Dann könnt Ihr Euren Schwiegertöchtern jeder ein Exemplar einhändigen und sie sind fortan sicher vor den Grobheiten und Excessen ihrer Männer!"

„Herrlich! herrlich!" rief Germania; „und die Schuhe sollen nach ihrer Erfinderin Pantoffeline Pantoffel heißen!" Ueber diese Aufmerksamkeit weinte die Dienerin einige Thränen der Rührung.

Die alten Weiber verschlossen nun die Thüren. Die Hof-Hexe nahm einen Blumentopf, legte den Schuh hinein, bedeckte ihn mit Hauskehricht und begoß ihn mit Crocodillenthränen und Drachengift. Zugleich sprach sie einen Zauberspruch und siehe da! der Baum des Lebens wuchs auf's Neue auf; er keimte, schoß Zweige, entfaltete Blätter, entwickelte Blüthen, welche zu Früchten reiften und groß aussahen wie kleine Schuhe, oder, wie sie jetzt heißen, Pantoffel.

Germania war äußerst froh über das schöne Ereigniß, packte die Früchte der Zaubermacht in Schachteln, von denen sie nachher den Namen „alte Schachtel" erhielt, und sandte sie mit Gebrauchszetteln, wie man sie jetzt bei dem Hühneraugenpflaster, den Zahntinkturen und dem Haaröl findet, in die Häuser ihrer Schwiegertöchter.

Man kann sich leicht denken, daß die Freude nicht gering war, als die äußerlich unansehnlichen, inwendig aber höchst werthvollen Geschenke ausgepackt und betrachtet wurden. Noch mehr aber steigerte sich dies Wohlgefallen, als die kleinen Pantoffel vollkommen ihre Wirkung thaten. Als Aristokratikus seine Frau den andern Tag wieder einen Leibeignen abschlachten hieß, gab sie ihm einen tüchtigen Klaps mit dem Pantoffel auf sein großes

Maul und augenblicklich war er still und krümmte sich wie ein Jagdhund zu ihren Füßen. Pietistikus, der schon Morgens um sechs Uhr an das Bett der Magdalena trat, um sich eine Predigt über den Text: „Ich lasse ab von dem, was da hinten ist, und strecke mich zu dem, was da vornen liegt" überhören zu lassen, erhielt einen Schlag über seinen schlicht gestriegelten kahlen Scheitel und wurde zahm wie ein Lämmelein. Nicht besser erging es Bureaukratikus, der seiner Justiniane schon mit dem ersten Lerchenschlag einen Stoß Akten zum Abschreiben brachte, und ihr als Frühstück nichts darreichen wollte, als einen Teller alten Bücherstaubs. Seine hohe Denkerstirne trug durch den kleinen Pantoffel einen blauen Fleck davon; er ließ ab von seinem Begehren und verkroch sich wie ein Maulwurf. Fast am allerschlimmsten erging es dem armen Banknotikus. Derselbe kam nämlich erst spät von seinem Schacher nach Hause und brachte wieder einen ganzen Haufen frischgeschlagener Goldstücke mit. — In einem höchst unwirschen Ton befahl er seiner Dukatchen, die eben damit beschäftigt war, Duten aus Löschpapier anzufertigen, die Nacht hindurch die Münzen zu beschneiden, damit sie am andern Morgen wieder als leichte Waare in den Cours kommen könnten. Als er noch befehlend und schmälend sich auskleiden und zu Bett gehen wollte, erhielt er aber von seinem Eheweibe keinen übeln Schlag auf die lange Nase von Palästina. Seine ganze Häringsseele trat glänzend an's Licht, — er entfloh wie eine diebische Elster.

Verhältnißmäßig kam Michel noch am besten weg. Da er zu gutmüthig war um seinem Weibe viele Geschäfte aufzuhäufen, so hatte er auch in dieser Beziehung nichts abzubüßen. Aber er war doch wieder zu lange im Casino geblieben, weßhalb ihm seine Anna Maria Thorheit den Pantoffel von ferne mit schalkhaftem Lächeln zeigte. Michel kriegte Anfangs ein wenig Angst durch die sonderbare Zauberkraft des sonderbaren Schuh's; dann aber küßte er sie auf den blühenden rothen Mund und Alles war gut. Sie sangen noch vor Schlafengehen das schöne Duett: „Wenn mir Dein Auge strahlet" und träumten die angenehmsten und lieblichsten Dinge.

Dies war die merkwürdige Zeit in der Geschichte, wo das Pantoffelregiment eingeführt wurde, und die eben so wichtig ist, wie die Sündfluth, die Entdeckung von Amerika, die Auffindung der Kartoffeln, der Buchdruckerkunst, der französischen Revolution. Sie hatte auch wie alle diese berühmten Ereignisse ihre guten und ihre schlimmen Seiten. Wie die Sündfluth dadurch vortheilhaft wirkte, daß viele Schafsköpfe ertranken, wie die Entdeckung von Amerika nützlich wurde, weil dadurch die Kartoffeln und der Tabak in's Land kamen, wie die Buchdruckerkunst darum der Welt zum Heil diente, weil es nun mehr Makulatur und Fidibus gab, und wie die französische Revolution deßhalb gute Folgen hatte, weil man nach ihrer Beendigung die Leute, welche nichts Altes vergessen und nichts Neues lernen konnten, satt kriegte, so hatte das Pantoffelregiment die besten Folgen für die Milderung der Sitten. Den Männern blieb fortan das große Feld des Lebens als bedeutungsvoller Wirkungskreis, wo es immer zu denken und zu schaffen gab, dagegen erhielten die Frauen die unumschränkte Herrschaft im Hause. — Damals war denn auch die wichtige Periode, wo die Gardinenpredigten, welche nachher in der Literaturgeschichte so berühmt geworden sind, auf eine früher nie geahnte Höhe der Ausbildung und schwungreichen Sprache gelangten. Die Frauen eigneten sich dadurch die größtmöglichsten Vorzüge zu. Sie wurden mit der feinsten Galanterie auf Bälle und in Conzerte geführt. Aristokratikus verweigerte seiner Adelgunde nun nicht mehr die Begleitung zum Tournier und Steeple chase; sie durfte in ihrem Gewande das Familienwappen tragen und theilte sogar die Preise aus. Magdalena Mucker konnte es jetzt wagen, einige selbsterfundenen Stellen in die Predigten unsres Pietistikus einzuflicken. Justiniane arbeitete mit an den Urtheilen, welche Bureaukratikus für die Gerichtshöfe zu machen hatte, und Dukatchen Rothschild durfte Wechsel ausstellen und sich die feinsten Shawls und die kostbarsten Geschmeide anschaffen. Im Hause des Michel Teut aber blieb es so ziemlich beim Alten. Dort lebte man nach wie vor, schlecht und recht. Der Mann ging noch immer im blauen Kittel und die Frau trug noch fortwährend ihr Rosakleid. Dabei arbeiteten sie tüchtig

und ließen sich keine hochmüthigen Gedanken in den Kopf kommen.

Aber das Pantoffelregiment hatte auch, wie schon oben erwähnt worden ist, seine schlimmen Folgen, denn die Weiber wurden jetzt von Tag zu Tag übermüthiger und stolzer. Besonders zeichneten sich in dieser Beziehung die Frauen der vier ältern Brüder aus. Ihre Keckheit erreichte sogar eine entsetzliche Höhe, als sie die Bekanntschaft einer Dame machten, welche aus fremden Landen gekommen war und unter dem Namen einer Comtesse Emancipation reiste, ohne dieser eigentlich bürgerlichen Familie anzugehören. Die falsche Person setzte nämlich einen Stolz darin, aller ächten und tiefen Weiblichkeit Hohn zu bieten. Sie bekümmerte sich nicht im Mindesten um das Hauswesen, das Kochbuch hatte sie nie gelesen, vom Waschen und Bügeln verstand sie nichts, ihre Kinder hatte sie niemals an ihrer Brust getragen, sondern sie lediglich Ammen und leichtsinnigem Gesinde überlassen. Dafür aber fegte sie von einer Gesellschaft in die andere, trug Mannskleider, rauchte Cigarren, jagte auf den wildesten Pferden umher und, was das allerschlimmste war, sie hielt sich eine Masse abenteuerlicher Freier, von denen sie die meisten aber eben so schnell wieder zum Teufel jagte, wie sie dieselben durch ihre berechneten Koketterien angelockt hatte. — Mit dieser Dame von den verwerflichsten Tendenzen schlossen die vier genannten Schwiegerinnen eine enge Freundschaft. Sie ahmten ihre Ausschweifungen nach und fragten bald gar nichts mehr nach ihren Männern, die gleich ihnen auf allerlei gefährliche Abwege geriethen, wodurch denn zuletzt die mannichfachsten Verdrießlichkeiten in das Haus kamen.

Wie die vier ältern Brüder sich schon von Tag zu Tag immer mehr von dem schlichten Michel Teut zurückgezogen hatten, weil er zu gemeine Arbeiten verrichtete, so verschmähten ihre Frauen auch von nun an immer mehr das einfache natürliche und herzliche Wesen der Anna Maria Thorheit, genannt Weisheit. In dieser Abgeschlossenheit lernte sie an einem schönen Abende, als sie von ihren schweren Arbeiten ausruhend an der Thür ihres Hauses saß, die Bekanntschaft des eigentlichen Fräuleins Emancipation, aus dem Hause Natürlich, welche mit einem duftenden Veilchenstrauß an der Brust vorüber ging. Die beiden Frauen sahen sich von ungefähr in die großen unschuldigen blauen Augen, begrüßten sich, gingen auf einander zu und lagen sich bald als unzertrennliche Freundinnen im Arm. Dies rechte Fräulein Emancipation hatte von nun an den günstigsten Einfluß auf den Geist von Michels Frau. Die geringe Eitelkeit, womit ihr Wesen ausgestattet war, drängte sie mit Würde und Entschiedenheit immer mehr in den Hintergrund. Sie that dabei einen Schwur, stets wahr, offen, gerecht und freundlich zu sein. Von nun an kam keine Lüge mehr über ihre Lippen, sie zeigte nach allen Seiten hin ihre Freundschaft, wenn die Personen ihrer werth schienen, und eben so ihre Abneigung, wenn sie Selbstsucht oder Falschheit an ihnen bemerkte. Auch hütete sie sich, wie ihre Schwiegerinnen über die Menschen zu lästern und zu schimpfen und Dinge zu erzählen, welche aller Wahrheit entbehrten. Dabei war sie heiter, neckisch, voll guter Einfälle, wenn sie nach ihrer Arbeit mit Andern zum Scherze zusammenkam. Daß sie allen eitlen Aufwand in Kleidung und Speise und Trank vermied, versteht sich von selbst.

Michel Teut wurde durch das Wesen seiner Frau von Tag zu Tag glücklicher und heiterer. Sie trocknete ihm dabei den sauren Schweiß von der Stirn und küßte ihm die düstern Sorgen von seinem Munde. Und so gingen sie denn einstmal an den Ufern des Rheins spazieren. Es war ein schöner Sommerabend; die Luft war blau, Kähne mit weißen Segeln kamen wie Schwäne über die glatte Fluth, die leise und rauschend an die Ufer schwoll; die Weiden säuselten ihnen entgegen. Alles war Frieden und Ruhe. Michel rief aus: „Mein Schatz, mein Herz, mein Augentrost!“ Dann sagte er, daß er an ihrer Seite unendlich glücklich sei, und daß er glaube, im Himmel könne das Leben nicht schöner sein.“ Nun sagte sie: „Ich bin es auch, und da habe ich den leidigen Pantoffel hinfort nicht mehr nöthig, den ich Dir sonst so oft zeigen mußte, wenn Du die Hausordnung nicht hieltest. Da Du aber jetzt brav bist, und nur zu Zeiten in's Wirthshaus gehst, und da Du stets nüchtern aus demselben nach Hause kommst, so wollen wir den verhängnißvollen

Schuh in den Rhein versenken, damit er dort beim Nibelungenhort liege.“ Dann nahm sie den Pantoffel aus ihrer Tasche, band ihn an einen schweren Stein und Michel, dem das Herz ganz leicht wurde, schleuderte ihn weit, weit in die silbernen Fluthen, während er laut ausrief: „Es lebe die echte Emancipation aus dem Hause Natürlich!“

Ihr holden Damen, die Ihr alle so gute Männer habt, wie Michel Teut Einer ist, und die Ihr an liebenswürdigen Eigenschaften der Anna Maria Thorheit, genannt Weisheit, nicht nachsteht,

gehet hin und thuet deßgleichen!

Wolfgang Müller.

Minnezwist.

Gedicht von J. Baptist Vogl.

1.

Mein Lieb und ich, wir Beide
Sind nun geschied'ne Leut',
Weil Eines will verdrießen,
Was just das And're freut.

Sitz' ich im Lindenschatten
Dort vor des Wirthes Haus,
So schimpft sie mich erbärmlich
Als einen Trinkbold aus.

Und thut sie dann scharmiren
Mit Jenem und mit Dem,
So ist das — alle Wetter! —
Mir auch nicht angenehm!

Soll ich kein Gläschen trinken
Vom guten, kühlen Wein,
Soll sie auch mit den Andern
Nicht also narrethei'n!

Drum, weil sie 's nicht will lassen
Und treibt das Ding so fort,
Hab ich's ihr aufgekündigt
Und trink' in Ruhe fort.

2.

Ich hab' ihr's aufgekündet,
Und sitz' beim kühlen Wein
Im breiten Lindenschatten
Beim frühsten Sonnenschein.

Da trink' ich bis zum Abend
So manche Kanne leer,
Doch geh' ich dann nach Hause —
Ist Kopf und Herz mir schwer.

Es will mir nimmer munden
Der allerbeste Trank,
Es liegt mir in den Gliedern
Als wär' ich matt und krank!

3.

Und sitz' im breiten Schatten
So heut wie gestern ich,
Geht sie gar oft vorüber,
Doch schaut' sie nicht auf mich.

Geh' immerhin vorüber!
Da sitz' ich fest beim Wein —
Dort kommt sie um die Ecke —
Holla! Herr Wirth, schenkt ein!

4.

„Was ist doch mit dem Mädel?
Sie lacht und scherzt nicht mehr,
Sie gehet so alleine
Und Keiner neben her?"

Weiß nicht, was mich das kümmert?
Heda, Herr Wirth, schenkt ein!
'S ist wohl so ihre Laune,
Geht's mich was an? — o nein!

Die liebe Jungfer Kanne
Ist jetzt mein trauter Schatz —
Hilf Gott! was ist geschehen
Dort auf dem großen Platz?

Die Leute steh'n beisammen —
Was ist's, was gibt's — sagt an?
„Ei nun, der braunen Käthe
Kam ein Gebreste an."

5.

O Käthe, liebste Käthe,
Mach auf die Aeuglein dein,
Ich schwör's bei Gott im Himmel,
Zu lassen von dem Wein!

„Und läßt du von dem Weine,
Laß' ich vom Flattersinn,
Ich schau' in meinem Leben
Nicht mehr auf And're hin!"

Wollt' mir das Herz doch brechen,
Gingst du am Schank vorbei!
Ich trieb's nur so, mein Liebchen,
Als wär' mir's einerlei!

„Und sah ich dich dort sitzen
Am Lindenbaume breit,
Hab' ich mein thöricht Treiben
Im Herzen tief bereut!"

6.

Was soll ich weiter singen?
Mein Liedlein ist jetzt aus;
Ich geh' mit meiner Käthe
Als Bräutigam nach Haus.

Und über's Jahr, auf Pfingsten
Ein ander Lied hebt an,
Das singt in seiner Wiege
Ein junger Sängersmann!

„Dürfte ich wohl so frei sein, Sie um einige Silbermünzen zu ersuchen? — Ich befinde mich in großer Noth.“ —

„Was? Sie betteln mit diesem anständigen Exterieur?“

„Das scheinen Sie nicht zu verstehen, mein Herr; man muß in jedem Geschäfte einen gewissen äußern Anstand zu bewahren wissen.“

Fremder: Sagt einmal, guter Freund, könnt Ihr mir vielleicht sagen, wo die Schäfergasse ist? —

Holzhauer. Gehn Se nor immer gradaus, bis Se an de remische Kaiser kumme, un dann gehn Se links um die Eck erum, dann sein Se uf d'r Schesergaß. —

Fremder: Ja, wo ist aber der römische Kaiser? —

Holzhauer: Waß? deß wisse Se net? Maant m'r dann, daß's noch so dumme Mensche gewwe kennt; kimmt deß dumm Gos noch Frankfort, un waaß net emol, wu d'r remisch Kaiser is! —

— „Sie! ich wollt' Sie fragen, ob man noch Holzschneider annimmt?“ —

„Het denn dat Tau keen End?“
„Jck glöf, se hebben dat End unnen afsneden.“

Der Polizei-Vigilant.

„Ich bin schon 7 Jahre Vigilant.“

Defensor: Ich bite den Zeugen zu fragen, ob er denn für seine Vigilantendienste Belohnung bekömmt?

„Na natürlich, für Nichts ist Nichts! Wenn ich für das Vigiliren Nichts bekommen sollte, so triebe ich mich ja lieber auf der Straße herum!“

Umgehung der Gesetze.

„Sagt Heer, welt Ihr mich nit op en Bedelstoud Uer Zigaar lehnen?“

Wagenrecht.

Eine höchst tragiſche Geſchichte
von
Mosje Billikens und Jungfer Nettchen.
(Schluß.)

THE DISMAL DIRGE
OF
BILLIKEN and NANCY.
(Conclusion.)

Am Abend in der Dämmerung
Da öffnet ſeine Kammer
Herr Bill'kens, ach! ſein Nettchen lag
Da bleich und todt! o Jammer!

As Billikens that evening
Unlock'd his room-door,
He spied his poor Nancy
Lying dead on the floor.

Ein großer Topf mit kaltem Gift
Fand er an ihrer Seite;
Ein Briefchen auch: „Für Bill'kens nur
Ward ich des Todes Beute!"

A pot of cold poison
All down by her side
And a billet-doux, that said as how
For Billiken she died.

Da legte er sich zu ihr hin
Und küßt die kalten Glieder,
Und schreit ihr kräftig in das Ohr:
„Dort sehen wir uns wieder!“

So he kissed her cold corpus
Tho' she was no more,
And called her his jewel
A thousandtimes o'er.

Er nahm den Topf und trank den Rest
Mit ruhiger Gebehrde. —
Jetzt ruhen beide Liebenden
Vereint im Schooß der Erde!

He drank all the cold poison
Like a true lover brave —
And Nancy and Billikens
Lie buried in one grave.

Pädagogik.

„Da hast du nun schon wieder dem Herrn Pfarrer die Aepfel gestohlen; ich bin nur bange, daß es meiner Gesundheit schadet, sonst würde ich dich schwarz und blau hauen!“

Korrespondenz - Nachricht.

Köln, am — — —

Ich beeile mich Ihnen anzuzeigen, daß Sie binnen wenig Tagen einen seltenen Kunstgenuß haben werden. Die Sängerfamilie Stümperl aus der Gegend von Tyrol wird, nachdem sie zuvor hier einige Tage verweilt, auch Ihre Stadt besuchen, um Vorstellungen zu geben. Ich hatte Gelegenheit, schon vorläufig in einem Privatzirkel Proben ihrer Kunst zu vernehmen: Alles, Alles vorzüglich! Es scheint wirklich, daß solche Gesangesgabe oft das beneidenswerthe Erbtheil ganzer Familien sei und von Glied zu Glied sich fortpflanze. Fräulein Lisi Stümperl hat das weichste, angenehmste Organ von der Welt; der vierzehnjährige Toni ist eine ächte Künstlernatur, und selbst der kleine, kaum dritthalbjährige Franzel singt schon wahrhaft ausgezeichnet. Stümperl, der Vater, aber überbietet ohne Frage Alles, was man bis jetzt in dieser Art geleistet hat. Vielleicht mißtrauen Sie so großem Lobe, zumal da kurz nacheinander mehrere Tyroler Sänger in hiesiger Zeitung auf ähnliche Weise gepriesen wurden; aber, glauben Sie sicher, ich sage nicht zuviel: so Etwas ist noch nie dagewesen! O, wenn Sie einmal das wunderliebliche Nationallied hörten, was der Vater Stümperl so unnachahmlich vorträgt! Ich kann mich nicht enthalten, hier gleich die ersten Strophen mitzutheilen, sollte Ihnen auch dadurch der überraschende Eindruck des Ganzen in etwa verkümmert werden. —

„„Uf mei Hof bin i ganga,
„Hob' a Schmeißfliegli g'fanga,
„Hob' em d'Flüegli ausgzoga —
„Isch allweil nit mehr g'floga.

„Zum Dirndel bin i ganga,
Sei Herzli wollt' i fanga,
Un sind au kei Flüegli nit dra,
„Ich's allweil doch nit fange cha"" ꝛc. ꝛc.

Solche Gesänge — man fühlt das — sind dem innersten Herzen des Volks entsprossen; für die Kunst sind sie rein unerreichbar. Und nun erst der Vortrag! Jede Zeile so bestimmt charakterisirt, nicht bloß im Ton, auch in Miene, Gesichtsausdruck, Haltung des ganzen Körpers! Der Eingang hielt sich so — unbestimmt; man fühlte deutlich, daß man noch nicht wisse, was folgen würde. Ihm schloß sich die zweite Zeile plötzlich so leise und zartsummend an, ich möchte sagen: wie ein Zehntel eines Bienentons; die dritte gar naiv-muthwillig; die vierte endlich so weich, gleichsam ein kindliches Mitleiden nach der selbstverübten That. In der zweiten Strophe wie durch ein Wunder ein ganz anderer Ton: der Ton zärtlicher Liebe; in der folgenden Zeile zu sehnsüchtigem Verlangen gesteigert; in der dritten schon ein Anflug von Wehmuth, und in der letzten Zeile tiefe, herzerschütternde Melancholie. Und nun gar hinterher das wogende, auf- und niederschwebende Todl—dia—hua—ia—u; dia—hoa—ua; tria—di—hu!!!

Doch — hören Sie Selbst; Sie müssen Selbst hören! Ich bleibe unterdessen

Ihr ergebener
Jeremias Hirz.

N. S. Ich bin eben damit beschäftigt, eine ausführliche Recension des „Uriel Acosta" zu schreiben. —

(*Dr.* H. M. Schaffrath.)

Physiognomische Fragmente.

Praefatio.

Anerkennend den hohen Werth eines gewiß höchst interessanten Gegenstandes, wundere ich mich, daß nicht längst schon von den Düsseldorfer Monathesten Ausführlicheres über Physiognomik geschrieben wurde. Sehr Viele zwar arbeiteten schon auf diesem Felde. Wer kennt nicht die Schriften des Aristoteles, Adamanti, Sophistae, Theophrasti Bombasti Paracelsi, Lavaters ꝛc.? Allein alle diese Männer — ich will ihren physiognomischen Kenntnissen nicht zu nahe treten — scheinen mir nicht praktisch genug in dieser Wissenschaft bewandert gewesen zu sein. Und dann lebten sie ja in einer Zeit, die bei weitem nicht die Quellen lieferte, als unsre gegenwärtige; pro primo gab's noch keine Eisenbahnen, um in einigen Stunden vom mittelländischen Meere nach des Nordens kalten Zonen zu fliegen. — Wer dachte damals an Amerikas blühende Auen, an das Land, wo Einem die gebratenen Vögel in's Maul fliegen? — Der Britten Schwärme durchstreiften noch nicht gleich wandernden Heuschrecken Deutschlands Gauen; auch kannte man nicht Schießbaumwolle und Schwefeläther. Der Proletarier Geschlecht schlummerte noch im Schoose der Zeit. Communismus, Socialismus, Radicalismus, Ultramontanismus, Deutschkatholicismus, Daguerrotypismus, und tausend andere ismus waren damals noch Hieroglyphen. Lauter wesentliche Punkte bei dem Entwurfe einer Physiognomik. Eisele und Beisele hatten ihre Kreuz- und Queerzüge damals noch nicht angetreten, um die merkwürdigen Städte Deutschlands zu durchwandern, und Länder- und Völkerkunde zu dociren.

Und wie höchst nützlich ist diese Wissenschaft, — wie höchst nothwendig und unentbehrlich allen Gensdarmen, Polizeispitzeln und Schergenknechten; allen Advocaten, Medizinern, Juristen, allen Malern und Schauspielern, allen Censoren und Professoren, Philosophen, Psychologen, Physiologen, Zoologen, Katalogen, überhaupt allen möglichen logen. Kaufleute, Trödler, Wirthe und Kellnerinnen, alle werden einen ungeheuern Nutzen daraus ziehen, besonders auch alle Geschäftsleute, welche betrügen und betrogen werden, wie Schuster und Schneider ꝛc. Für das schöne, verliebte Geschlecht,

welch großer Schatz! Pfarrer und Schulmeister lehrt es Eurer Jugend! — Alexandro Medici hätte gewiß den Lorentino für keinen treuen Freund, Carl Peter Ulrich seine Catharina für keine zärtliche Gattin und die Zürcher Regierung Gutzkow für keinen Communisten gehalten. Augenblicklich würde die Herzogin Praslin das Verhältniß ihres Gemahls zu Fräulein de Luzi durchschaut haben, wäre sie in dieser Wissenschaft unterrichtet gewesen. Wie viele alte Jungfrauen würden nicht schmachten im stillen Dachstübchen, trauend den Schwüren ihrer treulosen Bräutigamen.

Die Quelle, woraus ich meine physiognomischen Studien schöpfe, ist theils die Geschichte, theils die Natur. Ich machte eine Unzahl von Beobachtungen, machte mich bekannt mit allen Raçen und Nationen, studierte alle Reiche der Natur, Lebende und Gestorbene, und noch nicht Lebende durchforschte ich.

Ich durchreiste Rußland und Calabrien, Indien und Sibirien, England und Welschland, Syrien und Portugal zu Wasser und zu Lande. — In meinen Verzückungen, in die mich eingeathmeter Schwefeläther versetzte, durchschwebte ich Elysiums Gefilde und des Tartarus finstere Behausung, wo ich die ausgezeichnetsten Helden und Genies zu Modellen gebrauchte, was ich mir Alles ad notam nahm. Auch habe ich meine großen Kenntnisse in dieser Kunst meinem Amte zu verdanken, (ich bin nämlich cum salva venia ehrsamer Dorfschulmeister,) und vorzüglich auch meiner Kunst im Portraitiren. Ich male die Leute 10 bis 20 Jahre jünger und älter, und bürge für die Wahrheit der Aehnlichkeit dieser Portraite. Ersterer Fall könnte mich vielleicht bei dem schönen Geschlechte recommandiren. Wollen Sie hierüber weitläufigere Aufschlüsse haben, so bitte ich Sich zu wenden an

Ihren

ergebenst hochachtungsvollst unterzeichnenden

Jeremias Habakuk Schmalhaus,

Dorfschulmeister zu Jammerthal.

P. S. Sollte sich Einer oder der Andere betroffen fühlen, so bitte ich zu bedenken, daß meine Physiognomik gerade den Zweck haben soll, zu treffen, und dieses Treffen die Gediegenheit derselben verbürgt. —

Weil alle Theorie langweilig ist, so will ich gleich practisch mit Beispielen beginnen, und zunächst die vier Temperamente charakterisiren, da sich auf diese die ganze Physiognomik stützt; sodann nur Weniges — um die Sache nicht weitläufig zu machen — über allgemeine und namentlich National-Physiognomik sprechen, bevor ich mit der Special-Physiognomik beginne.

Die vier Temperamente.

a. Das pflegmatische, nasse, wässerige Temperament.

Der Phlegmatiker ißt und trinkt gerne, raucht viel Tabak aus Pfeifen, liebt besonders Pfannenkuchen und sonstige Fastenspeisen. Er macht sich wenig Bewegung, weßwegen er ein Feind von

allen Jagd-, Turn- und Fechtübungen ist. Wenn er tanzt, was jedoch höchst selten geschieht, so ist es nur Polonaise und Menuet. Am liebsten sitzt er hinter dem warmen Ofen in einer Kneipe, wo er äußerst fidel werden kann. Er schnupft Pariser und Schmalzler oder Brisill, schwitzt stark und verdaut schlecht. Man erkennt ihn an seinen großen glotzenden Augen, er hat gewöhnlich Warzen auf der Nase und im ganzen Gesichte, große goldene Ohrringe und umgelegte Vatermörder. Zu diesem

Temperamente gehören alle alten Pfarrer und Klosterbrüder, alle höheren und niederen Civilbeamten, alle Mathematiker, Mechaniker, Miniaturmaler und Tapezierer. Von Thieren gehören zu diesem Temperamente: der Esel, das Schaf, der Ochs, der Stockfisch, die Schnecke, die Ente, das Faulthier, der Wiedehopf ꝛc.

b. Das cholerische, trockene oder lustige Temperament.

Der Choleriker raucht und kaut Tabak, hat immer mehr Durst als Hunger, trinkt gerne Schnaps, weßwegen er schnell aufbraust. Er tanzt, turnt, jagt und stampft. Kurze, struppige Haare, neapelgelbe Gesichtsfarbe, ein viereckiges Gesicht, kleine, funkelnde Augen mit großen Büscheln Augenbraunen, stehende Vatermörder, und eine starke

Baßstimme bezeichnen den Choleriker. Alte Soldaten, besonders Officiere vom Hauptmann an aufwärts, also Stabsofficiere, Jäger, Scharfrichter, Todtengräber, Krankenwärter, Mediziner und Thierärzte, Zuchthausverwalter und Polizeibeamte, Mörder und Straßenräuber, fast alle sind sie Choleriker. Von den Thieren: der Löwe, der Panter, die Hyäne, das Stachelschwein, der Igel, Iltis, Marder, das Wiesel, der Kukuk, der Haifisch ꝛc.

c. Das sanguinische oder feurige Temperament.

Der Sanguiniker raucht bald Cigarren, bald aus einer Pfeife, bald ist er in der Kirche, bald im Wirthshaus, er lacht und weint, ist lustig mit den Lustigen und traurig mit den Traurigen; er geht nicht, sondern fliegt. Bringt er eine rhetorische Figur an, so ist es eine Hyperbel. Mathematik capirt er nicht leicht. Er hat nie Geld im Sacke und weiß nie, wie er in der Zeit ist. Es ist dies das glücklichste aller Temperamente,

und es bekennen sich die meisten Menschen zu diesem; so alle kleinen Kinder und verliebten Frauenzimmer, alle commis voyageurs, Schauspieler und Maler, überhaupt das ganze Künstlerpersonal, alle Kellner und Lohnlaquaien, alle Friseur- und Barbiergesellen, tailleurs und cordonniers, so wie die Subalternoffiziere. Ferner besitzen dieses Temperament: die Affen, die Heuschrecken, der Haase, fast alle Hundsgattungen, außer dem Mops, welcher pflegmatisch und dem Rattenfänger, welcher cholerisch ist; dann: das Reh, die Gemse, der Storch, die Nachtigall und alle Schmetterlingsgattungen ꝛc.

d. Das melancholische oder irdische Temperament.

Das melancholische Temperament äußert sich durch Niederschlagen des Blickes auf den Boden, durch das bleierne, traurige Aussehen. So Einer lacht selten, ist immer düster und treibt sich am liebsten in dunkeln Wäldern umher, wo er die Belladonna atropa und giftige Pilze genießt. Er ist ein Feind von allem Lichte, weßwegen er gewöhnlich grüne Lichtschirme trägt. Melancholisch sind alle Romanenhelden, alte Jungfrauen und Betschwestern, Bankrotteurs und dimittirte Studenten, Künstler, die sich überlebt haben, alte Sängerinnen, denen die Stimme verfallen, und Tänzerinnen, die nicht mehr gefallen. An diese schließen sich der Dachs, das Murmelthier, der Maulwurf, die Eule, die Fledermaus ꝛc.

(Fortsetzung folgt.)

— „'S ist doch a kurioſe Geſchicht'! was haben's denn nur an das alte Bretterkast'l g'freſſe, daß m'r hier ſtehe und das Ding bewache muß?“ —

Der Winkeladvokat zu Deutsch: „Ferkenglerher“.

Der Winkeladvokat zu Deutsch: „Ferkensterher".

_Ja ja, Herr Doctor, ihr versteht es prächtig, eine krumme Sach' grad zu mache!__

Darauf kommt es auch bei der Justiz hauptsächlich an!

Lith. Inst. von Arnz & Cie in Düsseldorf.

Poesie und Prosa.

— Horch nur, geliebter **Amandus,** wie süfs Philomele durch die Nacht säuselt!" —
— „Die heft good fleuten, die heft geenen Weiten to verkeupen." —

(**keinen Weizen zu verkaufen.**)

Lith. Anst. von Arnz & Cº in Düsseldorf

— Was ist denn der Unterschied zwischen Leuten vom Leder und Leuten von der Feder? —

— Ja, wissen's, da haben mer drei Klassen davon: die erste, das seind die Deorethischen! die verstehen's, können's aber nit machen. Die zweite, das seind die Bractischen, die verstehen's nit, können's aber machen. Die dritt' seind die Deorethisch Bractischen, die verstehen's nit, können's auch nit machen, und dazu gehört die hochlöbliche oberste Behörde. —

Graf Fips Trill von Trillenhausen und seine Familie.

Erzählung von **Carl Cramer.**

In der Wohnstube des Obristen, Grafen Fips Trill von Trillenhausen herrschte Todtenstille, trotzdem, daß sich darin vier Frauenzimmer befanden, und darunter sogar ein Kammerkätzchen. Alle vier waren nämlich mit Lectüre beschäftigt.

Auf dem Sopha gestreckt lag die Gräfin Mutter, eine Dame von etwa 38 Jahren. Die Zeit war an ihren kräftigen, etwas vollen Formen spurlos vorübergegangen. Sie durfte noch immer Anspruch darauf machen, eine schöne Frau genannt zu werden, und sie hätte kein Weib sein müssen, wenn sie einen solchen Anspruch nicht wirklich geltend gemacht hätte, weßhalb denn auch Schminke und Schnürleib das Ihrige thun mußten. Sie las mit Eifer in einem jener Tractätlein, wie sie bei Hassel in Elberfeld im frommen Wupperthale in Fülle erscheinen. Im Contraste zu dem frommen Büchlein trug aber ihr ganzes Aussehen das Gepräge der Sinnlichkeit. Selbst die Blicke, die sie von Zeit zu Zeit gegen die Decke warf, glichen mehr Blicken, welche einem Manne, als dem Himmel zugeworfen werden.

Gleich der Mutter hielt auch die jüngste Tochter Bertha ein frommes Büchlein in der Hand, doch schweiften ihre Blicke unter dem Buche hinweg in die ausgezogene Schublade des Nähtischchens hinein, in welcher Claurens Mimili aufgeschlagen lag. Sie las eben, wie Mimilis Herzchen unter der Bettdecke gepuppert hat, und dabei pupperte auch das ihrige. Es war eine niedliche, blauäugige Blondine von zartem Wuchse, feinen Zügen und voller Leben; ein sogenanntes Backfischchen von 14 Jahren.

Niemand hätte es der gegenübersitzenden stolzen Schönen angesehen, daß es ihre Schwester sei, so wenig Aehnlichkeit hatte sie in Wuchs und Antlitz mit ihr. Pauline war etwa 2 Jahre älter, von schlanken, aber doch kräftigen und wohlgerundeten Körperformen. Ihre Züge waren etwas scharf markirt, aber doch edel; ihre schwarzen Augen und Haare glichen dem Feuer und der Kohle. Eben jetzt glühten ihre Augen recht glänzend, denn sie las eben zum fünfzigstenmale ein Gedicht, welches in dem Feuilleton der Zeitung stand, und ihre eigne Schönheit besang. Sie durfte daran nicht zweifeln, denn es knüpfte sich an einige Worte, welche sie selbst bei einer der letzten Soireen gegen den Dichter Walther vom Berge, oder — wie er eigentlich hieß — Walther Hochstein, sprach.

Damit wir das Kammerkätzchen doch nicht ganz übersehen, so bemerken wir, daß sie, am Fenster sitzend, gleichfalls ein frommes Tractätlein in der Hand hielt, hinter welchem sie mitunter gewaltig gähnte, und dabei recht frische Zähne zu blicken gab. Zuweilen versuchte sie dem draußen auf- und abwandelnden wachstehenden Freiwilligen kokette Blicke zuzuwerfen, die aber zu ihrem größten Aerger nicht an den Mann kamen und unbemerkt blieben. —

Die Stille, die im Zimmer herrschte, wurde jetzt durch ein leises Klopfen unterbrochen. Auf das „Herein!" trat der Kutscher Peter in's Zimmer. Er sah sich vorsichtig um und schien sich zu beruhigen, als er bemerkte, daß außer den Damen vom Hause nur das Kammerkätzchen zugegen war; denn Kammermädchen sind die vertrautesten aller Vertrauten, namentlich bei ältern Damen. Wem die Letzteren einmal die Geheimnisse ihrer Toilette enthüllt haben, für den gibt es keinen Winkel mehr in ihrem Herzen, der ihm verschlossen bleibt.

Peter näherte sich der Gräfin und sprach geheimnißvoll: „Es wird gereist!" — dabei überreichte er ihr ein Papier.

Die Gräfin erhob sich und las:

„Morgen früh sechs Uhr den Reisewagen anspannen. Die graue Jacke wird angezogen; eingepackt wird: die neue Livree, zwei Hemden,

zwei Paar Strümpfe. Der Schmiertopf wird halb voll gemacht.

Obrist Graf Fips Trill von Trillenhausen.

An den Kutscher Peter Knoll."

Wohin sollte die Reise? — und wer sollte auf Reise? — Dies waren Fragen, welche die Damen auf das Lebhafteste beschäftigten, die zu erfragen aber selbst die Gräfin Mutter nicht wagen durfte. Der Schmiertopf, der in solchen Fällen der gräflichen Familie zum Längenmesser diente, schien auf keine zu lange Reise hinzudeuten. Ob nicht gleich ein Befehl an eine der Damen einlief, sich marschfertig zu halten? —

Während sie so der Dinge harrten, die da kommen sollten, überbrachte der Bursche und Kammerdiener Johann einen zweiten Cabinetsbefehl, der ihm geworden war. Laut demselben sollte er, außer seinen eignen Kleidern einen bedeutenden Theil der Garderobe des Grafen einpacken. Dies schien wiederum dem halbvollen Schmiertopfe zu widersprechen.

Kaum hatten sich die beiden dienstbaren Geister entfernt, so überbrachte die Ordonnanz drei neue Kabinetsbefehle, einen für die Mutter, und einen für jede der beiden Töchter. Hastig wurden sie erbrochen. Der erstere lautete:

„Morgen früh vier Uhr erscheinen in meinem Schlafgemach. Kostume: Reizendes Morgennegligee. Das Frühstück für die Familie um sechs Uhr.

Obrist Graf Fips Trill von Trillenhausen.

An die Gräfin Constanze Fips Trill von Trillenhausen, geschiedene Freifrau von Berger, geborne Freiin von Reizenstein

Hochgeboren."

Dieser Cabinetsbefehl war, wie die übrigen, von der Hand des Geheim-Secretairs und Unteroffiziers Brummer ausgefertigt, von der Hand des Grafen aber unterfertigt.

Durch die beiden andern Erlasse wurden die beiden Töchter um die bestimmte Stunde zum Frühstück beschieden.

So war denn über die Person des Reisenden der Zweifel gehoben, aber Zweck, Ziel und Dauer der Reise blieben noch immer ein tiefes Geheimniß.

Wieder klopfte es, und es erschien der Unteroffizier und geheime Secretair Brummer; derselbe citirte die Comtesse Pauline vor den Vater, eine Aufforderung, der auf der Stelle Folge gegeben wurde.

Um hinter das Geheimniß zu kommen, beschloß die Mutter, die Anwesenheit Brummers zu benutzen, und einen Angriff auf seine Beamtentugend zu machen.

Das schien keine leichte Aufgabe. Man durfte von dem Unteroffiziere Brummer mit Recht sagen: „Ein Unteroffizier, jeder Zoll ein Unteroffizier." Seine Haltung war fest, wie aus Holz geschnitzt. Ein buschiger Schnurrbart, der sich mit dem Backenbart verband, sonderte sorgfältig den intelligenteren Theil von dem verschlingenden. Ueber dem erstern lag Ruhe und das Bewußtsein seiner Würde ausgegossen, während die Nase, die wie ein Leuchtthurm den buschigen Bart überragte, von vielem Geiste zeugte. Der etwas weitgeschlitzte Mund gab Kunde, daß auch der untere Theil des Gesichtes seinen Dienst gehörig verrichten könne.

Die Gräfin Mutter wußte indessen, daß er — so sehr ihm auch das Amtsgeheimniß an's Herz gelegt worden war — doch nicht unempfindlich sei für ein Gläschen Likör.

„Lisette, bringe sie doch einmal die Absynthflasche her!" befahl sie. „Brummer, Er trinkt wohl ein Gläschen?" —

„O, ich danke sehr!" sprach Brummers Mund, aber Brummers Augen funkelten: „Her damit!"

„So, lieber Brummer, trink Er!" sagte Bertha, indem sie ihm eigenhändig ein Gläschen kredenzte.

Brummer schlang den Likör hinunter, und das Gläschen schien Gefahr zu laufen, folgen zu müssen.

„Im tiefsten Vertrauen," flüsterte die Mutter, „sage Er mir, wohin reist mein Mann?"

Brummer zuckte die Achseln, senkte das Haupt und schwieg.

„Noch ein Gläschen!" sagte Bertha. — Brummer trank. „Bitte, lieber Brummer, wohin geht der Vater?" —

Brummer zuckte nochmals die Achseln, senkte nochmals das Haupt und schwieg zum zweitenmale.

„Noch ein Gläschen!" rief die unermüdliche Bertha. „Aber dann sag' Er auch schön, wohin geht der Vater?" —

Brummer hatte die frühern Gläschen mit einem gewissen Heißdurst hinunter geschlungen, jetzt aber unterwarf er den Trank einer sorgfältigen Probe. Nachdem die Nase vorher ihr Gutachten abgegeben, drehte er ihn prüfend auf der Zunge.

„Schmeckt es?“ fragte die Gräfin.

Brummer nickte wohlgefällig, dann schlürfte er den Trank leise hinunter; ein sanftes Frühlingslächeln schwebte auf seinem herbstlichen Angesichte, das Eis schien gebrochen, die Augen der Damen hingen an seinen Lippen.

Brummer aber öffnete den Mund, und sprach feierlich also: „Das ist ein ganz vortrefflicher Schnaps!“

Bertha stampfte vor Ungeduld mit dem Fuße, und drehte sich auf dem Absatze von ihm weg. Die Mutter aber versuchte noch einen letzten heroischen Sturm.

„Also er schmeckt Ihm?“

„Vortrefflich!“

Die Gräfin hielt unterdessen die Flasche gegen das Licht. Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß nicht viel mehr darin war, reichte sie ihm dieselbe mit den Worten: „Nun so nehm' Er die ganze Flasche! Aber nun sag' Er mir, lieber Brummer, wohin geht mein Mann? — Mir darf Er es doch wohl anvertrauen!

Brummer steckte die Flasche ein, zuckte abermals mit den Achseln, senkte abermals das Haupt, und schwieg zum drittenmale. Dann salutirte er, machte militärisch Kehrt, und marschierte ab.

„Was Dem im Kopfe stecken mag?“ murmelte Bertha. „Ich dachte, Der würde für einen Schnaps, wie Judas für dreißig Silberlinge, seinen Herrn verrathen.“

Vergeblich hielten beide Damen jetzt mit der Kammerjungfer Kriegsrath, wie hinter das Geheimniß zu kommen sei, es wollte ihnen kein besonderer Plan glücken. —

Doch führen wir den Leser dem Geheimniß etwas näher, indem wir das Bureau des Obristen betreten.

Wir finden den Obristen in aufrechter Haltung, die Hand auf den verlassenen Schreibtisch Brummers gestützt. Hatten die Jahre die Schönheit seiner Frau geschont, so galt dasselbe von seinem kräftigen Aussehen.

Kraft steht beim Krieger eben so hoch im Werthe, wie Schönheit bei der Frau. Drum wußte auch der Obrist sein Aussehen sorgfältig zu pflegen. Sein bräunliches, kräftig geröthetes Antlitz kostete ihm gewiß ebenso viel Farbe, wie seiner Frau die Lilien und Rosen, die auf ihrer Wange blühten. Seine kräftigen Formen, besonders die schönen Schenkel verdankte er, ebenso wie früher das preußische Heer die schöngewölbte Brust, der Watte. Um aber auch das Zierliche mit dem Kräftigen zu vereinigen, war sein Schnurrbart an den Enden gleich einer Schusterpfrieme zusammen gewunden. Seine wirklich schönen Züge, sein lebendig funkelndes Auge, verkündeten unverkennbar den Vater Paulinens, nur daß bei ihm der Ausdruck des Stolzes sich in einer Härte aussprach, welche wie ein falscher Ton den ganzen Accord der Züge verstimmte.

Vor dem Obristen steht der Lieutenant von Plattow, der maitre du plaisir aller theés dansants,

und der erklärte Courmacher Paulinens, mit der er alle neuen Touren vorzutanzen pflegte. Er hatte eben den Wachrapport abgestattet, schien aber noch etwas auf dem Herzen zu haben, und drehte verlegen an den Quasten des Porteépées.

„Sonst noch was?“ fragte der Obrist in jenem barschen Tone, der gleichfalls nur Offiziere gehört, der ihm aber auch, so lange er mit Untergebenen sprach, durchaus natürlich war.

„Dienstliches nicht mehr, aber —“ er stockte, wußte er doch, wie unzugänglich der Graf in geselliger Unterhaltung war.

„Nun —?“ fragte der Einsilbige.

„Haben der Herr Obrist das Gedicht in der heutigen Zeitung gelesen?“

„Gedichte lesen? Dummes Zeug! Offiziere Gedichte lesen?“

„Aber dieses Gedicht dürften Sie dennoch lesen. Es knüpft sich an einen geistreichen Einfall, den die Comtesse Pauline kürzlich hatte, und besingt ihren Geist und ihre Schönheit.“ Mit diesen Worten zog der Lieutenant das Blatt aus der Brust.

„Hm! — Hoffentlich wird es doch ein Dichter von Distinction sein, der meine Tochter besingt!“

„Walther vom Berge!“ bemerkte von Plattow, und überreichte mit schadenfrohem Lächeln das Blatt.

„So, so, lassen Sie sehen!“ —

Plattow glaubte, jetzt würde ein Donnerwetter losbrechen, und war schon darauf gefaßt, selbst etwas davon begossen zu werden. Wußte er doch, daß der Obrist seinen Unwillen an dem auszulassen pflegte, der ihm am ersten in den Wurf kam. —

„Ich hielt es für meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen,“ setzte er drum vorbeugend hinzu.

Diesmal hatte sich aber von Plattow geirrt.

Der Obrist las wohlgefällig mit dem Haupte nickend.

„Nicht übel! Na, der Walther vom Berge hat ja Ruf! — Was sagt man von dem Ding in der Stadt? —

„Na!“ bemerkte von Plattow höhnisch, „man sagt, es komme recht vom Herzen, und sei ein inniger Ausdruck der Liebe.“

„So, so! sagt man? Schön, schön!“ mit diesen Worten faßte der Obrist Plattow's Hand, und drückte sie freundlich, „mein lieber von Plattow, ich danke Ihnen bestens für die Aufmerksamkeit, die Sie mir und meinem Hause beweisen. — Rechnen Sie, wo ich Ihnen dienen kann, auf meine Freundschaft. Sie sind entlassen.“

Plattow entfernte sich erstaunt und unzufrieden. Wie herb auch die Vorwürfe waren, die er schon von dem Obristen erduldet hatte, sie wären ihm in diesem Augenblicke lieber gewesen, als seine jetzige Freundlichkeit.

Diese Unterredung hatte die Veranlassung gegeben, daß Pauline zum Vater beschieden worden war. — Als sie ängstlich in das Bureau trat, empfing er sie auf seinem Lehnstuhl und fragte mit kaltem inquirenten Ton, indem er mit den Fingern auf das Blatt deutete: „In welchem Verhältnisse stehst Du zu dem Dichter Walther Hochstein?“

„In keinem nähern. Ich erwies ihm nur die Aufmerksamkeit, welche der Anstand verlangt.“

Der Oberst nickte beifällig. „Ich würde es Dir übel nehmen, wenn dem nicht so wäre. Ich verbiete Dir vielmehr, ihn völlig zurück zu weisen; mein Haus steht ihm offen. In einigen Monaten gehst Du als Hofdame nach P····. Die Liebe des Dichters macht Dich interessant, und erleichtert Dir deinen Weg. Im Uebrigen kennst Du deine Stellung. Du wirst wissen, was Du deiner Abkunft, deinem Range, was Du mir schuldig bist . . . .; daß Du berufen bist, mir meine frühere Stellung, deinem Hause sein früheres Ansehen wieder zu erlangen. Diese höhere Rücksicht wird Dich leiten, und vor Leichtsinn bewahren.“

„Ich verspreche es!“ sagte Pauline.

„Ich bedarf keines Versprechens; ich bin gewohnt, zu befehlen, und meine Befehle vollzogen zu sehen. Du bist entlassen.“

Pauline war zu sehr an des Vaters barschen Ton gewöhnt, als daß er sie schmerzlich hätte berühren sollen. Dazu behagte ihr des Vaters Befehl. Zwar schmeichelte des Dichters Lob ihrer Eitelkeit, aber seine Bewerbung würde doch ihren Stolz verletzt haben. Das Lied eines vergeblich schmachtenden Dichters mußte den Ruhm ihrer Schönheit noch mehr erhöhen, als dasjenige eines begünstigten

Liebhabers. Am Singen sollte er jedenfalls gehalten werden. Pauline verließ den Vater in aufrechter Haltung. Dieser verfolgte sie mit prüfendem Blick, indem er erwägte, welchen Eindruck sie wohl auf den Erbprinzen, einen großen Verehrer des schönen Geschlechtes, machen würde. Er hatte alle Ursache mit seiner Prüfung zufrieden zu sein. Er rief sie zurück, küßte sie auf die Stirne, und sprach,

indem er sie auf die Wange klopfte: „Nun geh, Du bist mein liebes Kind.“

Unsere Leser wenden sich vielleicht mit Abscheu von unserm Obristen ab, und halten ihn für einen Ausbund der Immoralität. Jedoch sie thun ihm Unrecht, er war vielmehr Präsident im Verein zur Förderung der Moral in den niedern Ständen. Staatsmänner aber darf man nicht nach dem gewöhnlichen Maßstabe der bürgerlichen Moral messen; der Obrist verfolgte höhere Zwecke. In Folge eines Auftrittes, den seine Heftigkeit herbeiführte, hatte man ihn vom Hofe zu Windlingen, wo er als Adjudant des Fürsten nicht ohne Einfluß gewesen war, verbannt; er wußte, das allgemeine Wohl erfordere, daß er seinen frühern Einfluß wieder erlange. Nicht, daß er etwa besondere Staatsprincipien vertrat; im Gegentheil, seine Politik bestand gerade darin, daß er seine Grundsätze den jedesmaligen Umständen anzupassen wußte, und den Mantel nach dem Winde zu drehen verstand. So sehr er am Adel hing, so würde er selbst diesen geopfert haben, hätte er dadurch sein persönliches Ansehen zu fördern gewußt. Nur dies Eine war ihm klar, das Fürstenthum Windlingen konnte ohne ihn nicht gedeihen.

Am andern Morgen stand der Wagen nach Vorschrift angespannt. Man hatte bereits gefrühstückt. Nachdem der Obrist seinen schriftlichen Befehlen noch einige mündliche Ordres hinzugefügt hatte, erhob er sich, und begab sich, gefolgt von den Seinigen, an den Wagen. Hier küßte er sie mit einem Kusse von 10 Grad Réaumur, das ist etwa 2½ Grad unter Kellerwärme, dann stieg er ein, kommandirte: „Vorwärts Marsch!“ und dahin flogen die Rosse. — Wohin? — Das wissen die Götter und der Herr Obrist. Selbst der Kutscher erfuhr nichts davon; er mußte sich vorerst mit den Commandoworten begnügen: „Rechts um, links um, grade aus, vorwärts marsch!“

Familie und Dienerschaft sah ihm nach; kaum aber hatte nach dem ersten: „Links um!“ der Wagen um die Ecke gebogen, da war es ihnen Allen zu Muthe, wie den Soldaten, denen nach langen mühsamen Uebungen endlich: „Rührt euch!“ kommandirt wird.

In der That war das ganze Haus gehalten, wie ein Soldat im Glied. Nur mit Furcht wagte man die kürzeste Entfernung ohne Urlaub, denn jeden Augenblick konnte ein Kabinetsbefehl einlaufen, und wehe! wenn demselben nicht gleich Folge geleistet wurde. Endlich war man des Zwanges los.

Bertha sprang wild auf, gleich einem Buben, der eben der Schule entlassen wird, faßte das Kammermädchen Lisette bei den Schultern, und schwang sich mit ihr im Kreise herum. Die Mutter selbst war so froh, daß sie diesmal nicht daran dachte, ihr diesen Verstoß gegen das Dekorum zu zu verweisen; sie athmete tief auf, wie Jemand,

dem ein schwerer Stein vom Herzen genommen wird. Auf allen Gesichtern strahlte Freude und Freiheit.

Es war der 2. Juni, nach langem Regenwetter ein warmer, lichter Frühlingstag, an welchem der Obrist verreiste. Aehnlich jenen Kunstreitern, die durch die Straßen reiten, um die Zuschauer in ihre Buden zu ziehen, flogen die Schwalben zwitschernd hoch über die Stadt, die Bürger hinauszulocken zu ihren begabteren Kunstgenossen in Wald und Flur. Die Luft durchwehte jener süße Frühlingshauch, der die Brust höher aufathmen läßt, und jene Blüthenpracht vor die Phantasie zaubert, die draußen duftet.

An solchen Tagen drängt es Einen mächtig hinaus. Wen die Pflicht an den engen Raum des Hauses fesselt, dem kann es dann oft recht wehmüthig um die Seele werden, und in den Zellen der Gefangenhäuser mag manche bittere Zähre die Wange herabrollen.

Um so mehr freuten sich die Töchter des Obristen ihrer Freiheit. Sie verabredeten für den Mittag einen Spaziergang nach einer Capelle, die auf einer Anhöhe lag, und an diesem Tage das Ziel vieler Waller bildete, welche den Genuß der freien Gottesnatur mit der Verehrung der Gottheit zu verbinden wußten.

Bertha sprang darauf in den Garten, und dort auf die Terasse, um sich von Julius, dem Sohne des reichen Banquiers Feldmann, ihrem Nachbar, etwas necken zu lassen, um nachher mit ihm zu zanken; nebenbei aber auch von dem Spaziergange ein Wörtchen fallen zu lassen.

Pauline aber setzte sich an ihren Arbeitstisch und las zum einundfünfzigstenmale mit seligem Lächeln Walthers Gedicht.

Am Nachmittage wandelten schon lange bevor die Töchter des Obristen erschienen, auf dem Wege, den sie kommen mußten, Julius Feldmann und Walther Hochheim. Julius war ein junger Lebemann mit gesunden frischen Wangen, von denen ein Frohsinn lachte, der es nach dem bekannten Sprichworte: Gleich und gleich gesellt sich gern, erklärlich machte, daß Bertha ihn nicht floh.

Das Aeußere des Dichters war auf den ersten Augenblick nicht sehr gewinnend. Seine Züge waren geistreich, aber ein gewisser Ernst sprach aus ihnen; eine etwas nachlässige Haltung ließ den sonst wohlgebauten Körper nicht in seinem ganzen Vortheil erscheinen; nur sein Auge durfte in der That schön genannt werden.

Als Pauline und Bertha anlangten, priesen die Jünglinge den Zufall, der sie zusammentreffen ließ. Muß in der Regel schon das Wetter sich zur Einleitung der Unterhaltung gebrauchen lassen, so war an diesem Tage dies Gespräch natürlich, und selbst bei einem Dichter, der sonst die schönen Reime Sonne und Wonne ängstlich vermied, blos weil sie so oft gebraucht oder gar mißbraucht werden.

Dann kam man auf die Reize der Umgebung zu sprechen. Walther pries vor allen die Aussicht, welche ein Gang über eine nahgelegene Hügelkette biete, ein Spaziergang, der von der Menge wenig bekannt sei; namentlich hob er einen Punkt hervor, den er sich zum Poetenwinkel auserkoren habe. Die Damen entschlossen sich leicht, das Ziel zu wechseln, und sich der Leitung Walthers anzuvertrauen.

Bald wandelten sie paarweise den Weg, den sie auch heute, trotz des herrlichen Wetters ziemlich einsam fanden. Dies erklärte sich jedoch leicht, er war bei seinem Beginne nichts weniger als einladend. Mühsam führte er eine Hügeltreppe hinan, wobei man sich auf der einen Seite den Sonnenstrahlen Preis gegeben sah, während auf der andern ein Gebüsch von verkrüppelten Buchen die Aussicht ins Thal verbarg.

Die Begleiter Hochsteins hofften auf der Höhe belohnt zu werden, aber der Weg zog sich unter den Höhen entlang. Fortwährend verhinderten auf der einen Seite abwechselnd bald Buchen, bald Kiefern die Aussicht, während auf der andern sich nur die aufsteigenden Hügel zeigten, bewachsen mit Haidekraut, bunten Pilzen und hin und wieder mit einer dürftigen Birke.

Deßhalb begann sich ein Strom von Spott von den Lippen Feldmanns und Berthas über den armen Dichter zu ergießen. Pauline begann zu argwöhnen, daß er den Weg der Einsamkeit wegen gewählt, doch hütete sie sich wohl, dieß zu äußern, hätte sie doch sonst zurückkehren müssen. Und dann gab sich in diesem Kleinleben der Natur nicht auch jenes lebendige Frühlings-Regen zu erkennen? —

Dufteten die Kräuter nicht, schnurrte der Käfer nicht drum umher, schwebten die Schwalben nicht hoch in der blauen Luft und drang ihr Zwitschern nicht herab aus der Höhe, und der Schlag der Singvögel nicht herauf aus dem Thal? —

Ein anderes kleines Schauspiel fesselte bald auch die Aufmerksamkeit der beiden Spötter. Ein buntes Falterpaar tanzte in den Lüften, es schien Haschen zu spielen. Der eine flatterte davon, der andere ihm nach; oft schien sich der erste nähern zu wollen, entwischte aber dann wieder dem zweiten in neckischer Wendung.

Zog die Sympathie Feldmann und Bertha zu den bunten Vögeln, oder wollten sie dieselben fangen, kurz — sie sprangen ihnen nach. Die Schmetterlinge stellten jetzt ihre Neckerei ein, und flogen so geraden Wegs, als es ihnen ihr flatterhaftes Wesen nur gestattete, ins Gebüsch hinein, ohne deshalb ihre Verfolger los zu werden.

Hochstein und Pauline waren nun allein. Bis dahin hatte man ein allgemeines Gespräch geführt, jetzt stockte es fast ganz. Ihm war das Herz so voll, so gern hätte er erfahren, welchen Eindruck sein Gedicht auf Paulinens Herz gemacht, und doch wagte er deßhalb keine Frage. Sie aber vermied es absichtlich, davon zu reden. Wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, man darf das nicht berühren, was die Brust bewegt, und spricht von Geringfügigkeiten, die dem Gedächtniß fast eher als den Lippen entfallen.

Beide waren eben an das Ende eines Kiefernwaldes gekommen. Walther bog um die Ecke, und sie standen vor einer tiefen Schlucht, über die hinaus sich ein freier Blick in die Gegend bot. Pauline stand erstarrt, überwältigt von der Schönheit, die so plötzlich vor ihr Auge trat.

Walther feierte seinen Triumph. Es schien als ob sich die Gegend doppelt geschmückt habe, um dem Lobe, welches ihr von des Dichters Munde geworden war, Ehre zu machen. So erhaben schön, wie heute, war sie ihm selbst noch nie erschienen.

In der That, der Anblick war bezaubernd. Tief aus dem Thale glitzerte und blitzerte ein breiter Strom. Oberhalb drängte sich von beiden Seiten ein mächtiges Gebirge von vulkanischen Formen in demselben hinein, welches die schon sich neigende Sonne mit glühenden Farben übergoß. Die beiden vorspringenden Berge trugen Burgen auf ihren Häuptern, sie bildeten gewissermaßen ein Thor ins Gebiet der Romantik, durch welches hindurch man in bläulich duftiger Ferne andere Berge ihre mächtige Kuppeln erheben sah.

Aber auch das Thal unterhalb war lieblich. Grünende Felder wechselten mit Wäldern von blühenden Obstbäumen, aus denen freundliche Dörfer hervorblickten. Streckte doch das Gebirge die beiden Hügelarme, auf deren einen sie standen, stromabwärts, gleich als wolle es das reizende Thal liebend umfangen.

Ein kleiner Bach durchrauschte die Schlucht unter ihnen, und sprang lustig auf das Rad einer Mühle, welches ihn in seinen oben schachtigen Wasserbehälter auffing, und leise zur Erde senkte, gleichsam als wolle es ihm vor zu jähem Sturze freundlich bewahren. Etwas weiter unten verkündeten einzelne Rauchsäulen, die hinter einem Eichengebüsch aufstiegen, so wie die hellen jauchzenden Kinderstimmen, die weithin die klare Frühlingsluft durchdrangen, ein naheliegendes Dörfchen. —

Nachdem sich Pauline von ihrem ersten Erstaunen erholt hatte, setzte sie sich am Abhange der Schlucht nieder; denn der Genuß des Schönen liebt die Behaglichkeit des Körpers. Walther ließ sich gleichfalls an ihrer Seite nieder.

„Welche erhabene Schönheiten bietet die Natur!“ hub Pauline an. „Ich weiß nicht, ob ich den Künstler höher stellen soll, der mir Scenen aus dem Menschenleben darstellt, oder denjenigen, der mir solche Naturansicht vorzuführen verstände. Und doch hat man einst darüber gestritten, ob man den Landschafter zu den Künstlern rechnen dürfte.“

„Die Darstellung würde ihm sicher nicht gelingen,“ erwiederte Walther, „wenn er ein bloßer Techniker, und kein Künstler im höhern Sinne des Worts wäre; wenn ihm die Natur nichts anderes wäre als ein Gemisch von Farben und Formen; wenn er den Geist nicht ahnte, der in diesen Farben lebte, von dem diese Formen das Gepräge sind. Was wir die menschliche Schönheit nennen, ist theils selbst Naturschönheit — theils aber ist es das selbstständige Gepräge des menschlichen Geistes. Naturschönheit aber ist das Gepräge eines höhern

Geistes, denn die Welt ist der Körper der Gottheit. Wo wir den höhern Geist, den wir nicht zu fassen vermögen, in der Natur zu ahnen beginnen, wo sie für uns einen Ausdruck gewinnt, annähernd ähnlich demjenigen, wodurch sich im Menschen das Höhere zu erkennen gibt: da erhält sie für uns Charakter und Schönheit, da stehen wir tief erschüttert vor Gegenden, an denen wir oft kalt vorüber gingen."

„Der Maler," fuhr Walther fort, „der dies zu erfassen versteht, gibt seinem Bilde Stimmung. Das ist es gerade, was in meinen Augen unsern bessern deutschen Landschaftern so hohen Werth vor manchen berühmten Ausländern verleiht. Sie fassen den Charakter der Natur so scharf auf, daß man diejenigen, die nicht wechseln, danach unterscheiden könnte, wie die Schauspieler nach der Rolle. So gibt Achenbach: die aufgeregte Natur im wildbewegten Kampfe der Elemente, Carl: die ruhende Natur in stiller Würde und Majestät, Schirmer: die stillschaffende Natur in Waldesduft und Waldesschatten."

Pauline hatte dem Dichter mit der größten Aufmerksamkeit zugehört. „Ich fühle" sprach sie, „es liegt eine tiefe Wahrheit in dem, was Sie sagen, und doch — so ergriffen ich von diesem Anblicke bin, so wüßte ich doch nicht, welch einen Ausdruck ich gegenwärtig der Natur beilegen sollte; übersetzen Sie mir Ihre geheimnißvolle Sprache."

„Sollte Ihnen dieses nicht selbst gelingen?" erwiederte Walther. „Blicken Sie hin! Prangt nicht die Natur in ihrem grünen, mit Blüthen durchwirkten Brautkleide? Hauchen nicht diese Blüthen ihre süßesten Düfte in die Luft, und schwirren, summen und schnurren die Käfer nicht zwischen den getrennten Blüthen hin und her, als Liebesboten den Blüthenstaub an den Flügeln tragend, den jene mit Wonneschauer empfangen? Bemerken Sie nicht diese Schmetterlinge, die paarweise buhlend die Luft durchschaukeln? Hören Sie nicht das Schmettern der Vögel, und vor allem nicht dieses langgezogene Girren der Nachtigall, die alle ihre schönsten Töne versucht, und der doch keiner zu genügen scheint, das würdig genug auszudrücken, was sie bewegt. Und Sie fragen, was es sei? Die Blüthenzeit ist die Zeit der Liebe, der Poesie, die Zeit des Schönen, die das Gute gebährt, die Verkündigerin kommender Früchte. Die Natur liebt!"

Pauline hielt ihr Auge auf den begeisterten Sänger geheftet, der sich erhoben hatte. Er bot in der That einen Anblick, der wohl geeignet war, ein Weiberauge zu fesseln. Sein Antlitz leuchtete, seine sonst etwas farblosen Wangen belebten ein höheres Roth, die sonst etwas nachlässige Haltung war in eine erhabene edle Stellung übergegangen, welche seinen wohlgebauten Körper, in vollem Sinne des Wortes als schön erscheinen ließ. Jede seiner Bewegungen war voller Anmuth.

Ist das nun das Wirken des menschlichen oder eines höhern Geistes? Sonderbar — was oft den Bemühungen des geschicktesten Schauspielers nie zu seiner vollen Befriedigung gelingt, das bewirkt eine höhere Regung in dem Körper des Ungeübten, ohne daß er sich dessen selber bewußt wäre.

„Ist es auch nur eine poetische Träumerei," sprach Pauline lächelnd, „sie gefällt mir. Ich werde mich künftig noch mehr zu den Blumen hingezogen fühlen, indem ich mich in den Gedanken hinein schwärme, sie empfänden Liebe wie der Mensch."

„Mag auch die Blume an und für sich," fuhr Walther fort, „nur ein unbewußtes empfindungsloses Glied des Ganzen sein, im Ganzen, — dies möchte ich nicht als eine bloße poetische Lektion angesehen wissen, — lebt ein bewußter Geist. Wenn Ihr junges stolzes Herz überhaupt schon Liebe empfunden hätte, so würde ich fragen: Lieben wir, oder liebt in uns die Natur? Können wir lieben wollen, oder uns der Liebe entziehen, wenn sie sich regt? Nicht doch! Wie das Blut in unsern Adern rollt, ohne unser Wollen; wie es uns oft, gegen unser Wollen, verrätherisch in die Wangen schießt, so lieben wir, weil wir müssen. Die Liebe wächst. Wenn die Zeit der Blüthe gekommen, durchbricht sie die Hülle, die sie umschloß; so blüht die Liebe im Herzen, umsonst stemmt sich eigener und fremder Wille ihr entgegen, in ihr lebt und webt eine höhere Macht, der keine irdische widersteht."

(Fortsetzung folgt.)

Physiognomische Fragmente.

(Fortsetzung.)

In meiner Lehre von den Temperamenten habe ich gezeigt, wie jedes derselben einen gewissen Character bedingt, bezeichnet, resp. in sich einschließt oder, wenn man will, denselben auch ausdrückt und dadurch characteristische Eindrücke auf uns hervorbringt. Jetzt läge es uns zunächst ob, jene große und tiefsinnige Erklärung ebenfalls im Großen in Anwendung zu bringen. Jede Nation, oder wollen wir sagen, jedes Land hat sein bezeichnendes Temperament, welches ihm vorherrschend eigenthümlich ist, welches jedoch auch nichts desto weniger durch bedeutende Zeitereignisse influirt, merkwürdiger Weise über- und umgehen kann, so etwa wie die Milch, wenn sie sauer wird, sich in Käs verwandelt, und der Käs, wenn er fault, sich in aufrührerische Maden auflöst. Um diese weniger klaren, vielleicht etwas philosophischen Sätze deutlicher zu machen, wollen wir gleich mit Beispielen beginnen. Da stellen sich nun folgende empirische Wahrheiten hervor.

Nämlich phlegmatisch sind:

Deutschland mit seinen 39 Bundesstaaten, besonders der deutsche Bund selbst, ausgenommen jedoch Schleswig-Holstein, welches mehr cholerisch ist. Auf andere Variationen kommen wir später.

Italien, so weit es der östreichischen Regierung einverleibt ist.

Holland — u. s. f.

Cholerisch sind:

Das ganze große russische Reich — ausgenommen Polen, welches bald sanguinisch, und seit 1830 vorherrschend melancholisch ist.

Tscherkassien.

Die Türkei.

Die Schweiz — u. a. m.

Sanguinisch sind:

Frankreich, besonders wenn es an die Rheingränzen denkt.

Spanien nach der Verheirathung der Königin und der Infantin.

Mitunter die Rheinprovinz und ein großer Theil von Preußen, in Bezug auf Constitution.

Belgien — u. a. m.

Melancholisch sind:

Das ehemalige jüdische Volk.

Griechenland — wenn es bezahlen soll.

Hannover.

Sibirien.

Irland und alle Badeorte im Winter.

Um nun dem geehrten Leser zu zeigen, in welchen wunderbaren Gradationen und Stufungen sich diese Allgemeinheiten in Specialitäten wiedergeben, und auf diese Weise die höchst schwierige Aufgabe eines Systemes, salva venia einer Wissenschaft zu lösen, ohne welche Form der Deutsche nicht leicht seinen eignen Verstand aufkriegen kann, wollen wir hier einige gute Kopfexemplare verschiedener Länder in Abbildung aufstellen und diese physiognomisch zu entziffern suchen. Was ich nicht erwähne und verschweige, wird sich Jeder selbst, der überhaupt meine Physiognomik erfaßt hat, leicht selbst herzählen können.

Hier also zunächst zwei Profile; das eine ist ein Engländer, das andere ein Deutscher.

Wer nicht grausam durch die gütige Mutter Natur vernagelt ist, wird leicht den Einen und den Andern erkennen. Um aber auch dem so beschaffenen zu Hülfe zu kommen, möge folgende Erklärung gelten.

Kennzeichen eines Engländers.

Geschorner Kopf, hohe gewölbte Stirn mit drei parallelen Falten, struppige, große Augenbraunen; gewölbte, fein zugespitzte Nase mit zwei großen, schießschartenähnlichen Oeffnungen; zusammengepreßte, geschnittene Lippen, von denen die untere vorsteht; mit einem gesunden Gebiß, eigens

für roast-beef geschaffen; viereckiges Kinn; fuchsiger gestutzter Backenbart; unübersehbare Vatermörder; langer zum Beschauen ausgestreckter Hals und aufrechte Haltung, als hätte man ihm einen Besenstiel vom Scheitel bis zu den Füßen eingesteckt. Er ist cholerisch-phlegmatisch und sein Character hartnäckig und anmaßend. — Zu finden ist er in der ganzen Welt, besonders aber in der Schweiz, Tyrol, Salzburg, am Rhein und in den Gegenden, wo es zwar theuer zu leben, doch noch immer hundert Procent billiger als in England ist. Kommt derselbe in einen Gasthof, so miethet er sich gleich ein Separat-Zimmer, oder wenn er mit Familie reist, einen ganzen Stock. Alsdann verlangt er im Sommer Feuer und Bettflaschen, und im Winter sperrt er Thür und Fenster auf, um der Natur zuwider zu handeln. Er führt nebst Murray's guide-book stets ein Tagebuch bei sich, in welches er die merkwürdigsten Unbedeutenheiten einschreibt. Wo irgend ein Berg, der etwa einige 1000 Fuß über die Meeresfläche hinausragt, eine schöne Aussicht gewährt, so besteigt er denselben, aber am liebsten bei starkem Nebel. Fernröhre, Landkarten und Reisebeschreibungen trägt er immer bei sich, ja er läßt sich letztere auf Taschentücher, Hemden, Beinkleider ꝛc. drucken, um sie stets bei der Hand zu haben. Ebenso führt er seine eigene Küche, bestehend aus Kaffe, Thee und Arac mit. Rechnungen wünscht er sich im Gegensatz zu allen andern Menschenkindern groß, im entgegengesetzten Falle wählt er sich ein nobleres Gasthaus. Musik und lärmende Gesellschaft können ihn vertreiben, tödten ihn gar Sonntags. Nach Gall fehlt ihm eigentlich der Kunst- und Tanzsinn gänzlich; seitdem jedoch Jenny Lind in London war, bemerkt man bei ihm einigen Ansatz dieser Sinne. Auch ist er ein abgesagter Feind von Rauchen und Schnupfen, weßwegen er in Deutschland immer ächten Jean Marie Farina bei sich führt, und auf den Eisenbahnen sich die schriftliche Versicherung geben läßt, daß in seinem coupée nicht geraucht werden darf. In einer seiner vielen Taschen führt er stets das berühmte Werk Jacob I. über die teuflische Erfindung des Rauchens. —

Kennzeichen eines Deutschen.

Eine breite dicke kartoffelartige Nase, welche wie eine Billardkugel zwischen seinen ebenfalls dicken und rauhen Backen sitzt; kleine, von den Augendeckeln gedrückte Augen; eine mäßig gewölbte Stirne mit vielen Furchen, die theils von der Devotion, theils vom Nachdenken entstehen, theils auch Folgen seines Patriotismus sind; dicke, gutmüthige Lippen, mit denen er beständig an einer Pfeife saugt, wie das Kind an Mutterbrust; über dieselben den nie fehlenden Schnurrbart, den er als Unterthan eines

Militairstaates wachsen läßt. Seit der Zeit der Churfürsten und Herzöge hat er ein bedeutendes Unterkinn; trägt Pferdehaarene Halsbinden ohne Schleife und irgend ein buntes Band am Knopfloch. Sein Gang ist behaglich und seine Haltung bezeigt, daß er Vieles zu tragen hat. Man findet ihn ächt fast nur in seinem Lande; er stirbt meist, wo er geboren wird. Doch hat sich dies seit der Entdeckung von Amerika geändert, seit welcher Zeit er öfters auf der See verhungert. In Kneipen ist es ihm am wohlsten, in denen er oft schrecklichen Spectakel macht. Politisch ist er nur auf Zweck- und Festessen, wo er große Reden hält, und seine eigentliche Gesinnung verbirgt. Endlich ist er der Erfinder von allen erdenklichen Vereinen, als von dem Gustav-Adolph-Verein, dem Borromäus-Verein, den Lebensversicherungs-Anstalten, dem Thierquälerei-Verein und unzähligen andern. Auch erfand er die Lojalitäts-Adresse und die Schießbaumwolle. —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Bülletin aus dem Kaukasus.

(Hierzu eine lithographirte Beilage von Th. Hosemann.)

In einer Stadt, wo sonst den Frieden
Nicht der geringste Anstoß störte,
Weil sie zum deutschen Bund gehörte,
Da standen jetzt, im hellen Zwist geschieden,
Sich zwei Partheien gegenüber.

Die sonst sich auf den grünen Bänken
Mit Solospiel und alten Schwänken
Beim Wein vergnügt — die guten Bürger
Verfolgten sich wie arge Würger,
Und Aufruhr hing an einem Nasenstüber.

Hier ging es nicht um freie Presse,
Um römische und deutsche Messe,
Kartoffelnoth und Landtagswahlen,
Um Rentenkurs und Steuerzahlen,
Geschweige um Ministerstellen —
Wer prügelt sich um solche Bagatellen!

Die unaufknackbar harte Nuß
Des Haders war — der Kaukasus,
Ob der Kosake den Tscherkessen —
Ob dieser Jenen würde fressen.

Die Bürger rechts vom Ofen pochten
Allsommerlich auf Russensieg;
Die auf der linken Seite fochten
Allwinterlich den Freiheitskrieg;
Die Rechten prahlten mit Berichten,
Gefallen sei der größte Aul —
Die Linken nannten 's Truggeschichten,
Nach andern Blättern hab' in Einer Nacht
Schamil drei Garnisonen umgebracht;
Die Rechten schrien: das sei ein Lügenmaul!

So blieb bereits ins dritte Jahr
Die Wahrheit, wo sie anfangs war;
Kein Theil, trotz allem Kriegesglück,
Kam vorwärts, keiner ging zurück;
Und, trotz der Bürger Zeitungslesen,
Die Sache blieb, wie sie gewesen.

Bis daß der Magistrat zuletzt
In seiner Weisheit festgesetzt,
Um dieses Schisma zu beenden,
Zwei Mann an Ort und Stell' zu senden;
Die sollten unpartheiisch prüfen,
Ob Russen, ob Tscherkessen liefen.

Sie reisten ab. Die Kämmerei
Hielt sie auf Stadtunkosten frei,
Und man verglich sich, unterdessen
Des ganzen Streites zu vergessen.

Dieweil es sehr weit draussen ist,
Verging wohl eine lange Frist,
Und — sagen konnten sie vom Glück —
Am Ende kamen sie zurück.

Die ganze Stadt war höchst begierig
Auf den zu hörenden Bericht;
Der war indessen gar nicht schwierig,
Die Sache kam sehr kurz ans Licht.

„Wir haben uns umsonst gestritten,
— So ließen sich die Herrn vernehmen —
Und Jeder mag sich nur bequemen,
Dem Andern Unrecht abzubitten:
Denn was wir selbst mit angesehn,
Wird über die Erwartung gehn!"

„Gefochten wird auf jeder Seit'
Mit beispielloser Tapferkeit!
Wo ein Tscherkesse zuhau'n thut,
Rollt auch des Russen Kopf im Blut;
Legt ein Kosak die Lanze ein,
Gespießt wird der Tscherkesse sein,
So daß wir stets auf einem Plan
Besiegt und Sieger jeden sahn;
Sie fressen bis zum Schwanzesknauf
Sich, wie die beiden Löwen, auf!"

„Doch ist das Unglück nicht so groß,
Die Welt wird Alle Beide los!"

W. v. M.

Progressions-Lehre.

„Aber um Gotteswillen, Catharina, wie kommt Sie dazu, diesen fürchterlichen Braten zu bringen? ich habe doch nur 2 Pfund bestellt."

„Ja, allerdings Madam, haben Sie nur 2 Pfund bestellt, ich habe aber 4 Pfund verstanden, und da habe ich dem Metzger 6 Pfund gesagt, da hat der aber 8 Pfund verstanden, und hat mir nun 10 Pfund gegeben." —

„Spik juh Inglisch?“
„O, yes!“
„Dann lang mi mal dat Tau herdahl!“

Der gute Nachbar.

— „Kann ich Ihnen vielleicht mit 30 Millionen aus der Verlegenheit helfen?“ —

„Nun, Louise, — schwören Sie nun noch auf den treuen Eduard?“

„Sind Sie die schöne Jula, wovon ich bei Lord Stuart so Vieles gehört habe?“ —

„Zu dienen, man nennt mich so!“ —

„Baahh!!“ —

„Alexander Dum — Alexander Dum — as. Eich glaawe gar, deß soll vielleicht uf deitsch dumm Gos haaße. Waß deß Franzeesch jetz awwer su leicht is! Morge loß ich mein Philipp franzeesch lerne!“

„Herr Doctor, mei Herr loßt Ihne frag'n, ob er Bier trinke darf, wenn er das Magazin hier einnimmt!“

Betrachtungen über Dr. Faust,

mit daran geknüpften erbaulichen Consequenzen für die Kunst.

Erstes Kapitel.

Wie Faust mit Hülfe des Teufels seinen Lebenslauf verkennt. Der Autor begießt Faust's Andenken mit einer Thräne des Mitleids, und schüttet seinen Schmerz darüber aus, daß derselbe seinen Genius nicht den schönen Künsten zugewendet; er gewährt dem Leser einen entzückenden Blick in den Feengarten der Musen, und läßt mit Darlegung der Meriten, wodurch Faust sich für die Künste qualificirte, sein erstes Kapitel auslaufen.

Wenn wir betrachten des Dr. Fausti Biographie,
Wie Juristerei er studiret und Philosophie,
Und leider auch Theologie mit heißem Bemühn,
Und wie mit Magie er sich abgibt und mit Medizin,
Um dann verzweifelnd, trotz seinem Wissen, zu zagen:
So können unser Mitleid wir ihm
nimmer versagen;
Zuletzt hat ihn der Teufel obendrein noch geholt!
(Warum hat er auch Lichtfreund werden gewollt?!)
Damals war Satanas nicht so aufgeklärt,
Daß er leichthin Jedem gewährt,
Im Himmel und auf dieser Erden
Nach eigner Façon selig zu werden;
Indem Faust Bileam's Esels Gespräche nicht anerkannt,
Ist er recht blindlings in die bredouille gerannt. —
Wie ich aus jenen alten Büchern
mir gelesen,*)
Ist es auf der Schule zu Krakau gewesen,
Wo Faust die verderblichen Grundsätze eingesogen,
Durch die er sich den Teufel auf den Hals gezogen.
Hätte nun damals schon die Diplomatie sich der Krakauer angenommen,
Und sie bevormundet zu ihrem Nutzen und Frommen,
Fausten wäre dies malheur gewiß nicht passirt,

(Wie Faust Lichtfreund werden wollte, und ihn darob der Teufel holt.)

*) Aus dem Conversations-Lexikon von Brockhaus
Zog ich diese Notize heraus.

Denn väterlich hätte man ihn da auf den rechten Weg wohl geführt.
Oder wenigstens eingesperrt und bewacht,
Und so sich und Anderen unschädlich gemacht. — —

(Wie Faust als Student zu Krakau in der jetzigen Zeit auf den rechten Weg geführt worden wäre.)

Genug — wir sehen, daß Faust seine Carière verfehlt;
Denn nicht einmal in der Walhalla ist er aufgestellt,
Und wird dort auch schwerlich je eingeführt,
Wenn nicht etwa der Papst noch für ihn petitionirt,
Oder irgend eine Fee oder enchanteresse ihn 'rein expedirt.
(Sicher, spanisch müßte es Jedem vorkommen,
Würde Faust in Walhalla jetzt aufgenommen.)
Wenn wir nun hierüber Betrachtungen anstellen,
So müssen uns die Gedanken quälen,
Warum, da ihm doch Alles nicht wollte gelingen,
Er nicht der Musen Gebiet that bespringen?
Die artes liberales hätten gewiß ihm gegeben,
Wonach er gestrebt und gelechzet im Leben!
In der Camönen Schooß war er sicherlich sicher gebettet,
Unter Appollo's Schutz wohl vor der Hölle gerettet:
Finden wir doch Kunstbeflissene öftermal
Glückselig schon hienieden im ird'schen Jammerthal,
Denn sehn wir nicht häufig, mit vieler Rührung,
Am Halse ihnen baumeln eine Verdienst-Verzierung? —
Noch mehr: wurde doch Benvenuto Cellini'n
Sogar ein Zeichen vom Himmel verliehn,

(Wie die Camönen den in ihrem Schooße gebetteten Faust vor dem Teufel geschützt hätten.)

Indem ein Strahl von seinem
heiligen Licht
Sich gloriengleich ihm um die
Schläfe flicht!*) —
Die Künste beackern ein gar
herrlich Gebiet,
Säen und erndten Nektarschaum
für Herz und Gemüth,
Auch brauchen die Künstler keine
Gewerbesteuer zu zahlen,
Und wenn sie kein Geld haben,
können sie sich was malen.
Wir können nicht umhin, hier
einzuschalten,
Daß sich der Teufel doch recht
nichtswürdig verhalten
Gegen Faustum, indem er ihn ge-
flissentlich so ganz und gar
Von der Kunst zurückhält, für die
er doch wie geschaffen war;

(Conterfei eines glückseligen Künstlers, des römischen Goldschmieds und Bildhauers Benvenuto Cellini, seinen Heiligenschein bewundernd.)

*) Wovon in Benvenuto's eigenhändiger Lebensgeschicht'
Von Goethe übersetzt und befördert an's Licht,
Im ersten Kapitel des zweiten Theils, man
Das Ausführlichere lesen kann.

Denn lesen wir nur, was Goethe uns aufbewahrt
Von der Tiefe seines Gemüthes, so ganz nach Künstler Art,
Von seiner sprudelnden Phantasei, seinem heißen Blut,
Und wie in schönen Formen er schwelgen thut;
Wie er aus dumpfem Bücherhauf sich sehnt nach Licht der Sonnen,
Wie nach Natur er seufzt, der Künste heiligem Bronnen!

(Wie der Teufel Fausten von der Kunst zurückhält.)

O, wäre doch Satanas, wie er Fausten durch Auerbachs Keller geführt,
Mit ihm durch etzliche Ateliers spaziert,
Wo er sie hätte gesehn, in Sammetröcken und Blusen,
Sitzen und schwitzen am Musenbusen:
Dies Schauspiel in seiner gemüthlichen Pracht
Hätte, ich wette, ihn auf andre Gedanken gebracht! —
Hätten die Künste Faustum für sich errungen,
Wer weiß, ob seinem Genius es nicht gelungen,
Den Stein der Weisen in der Kunst zu ergründen,
Und schon damals die Lasir-Methode zu erfinden!

Wenn der Autor die herbeigezogenen Beispiele und Belege für seine Ansichten meistens dem Gebiete der bildenden Künste und vorzugsweise der Malerei entraubt, so geschieht dies lediglich aus einer speciellen Malice oder Liebhaberei, und keineswegs wegen Mangel an passenden Bezüglichkeiten aus dem Bereiche irgend eines der andern Kunstfächer. So könnte z. B. statt obiger Strophen von: „O wäre doch Satanas" an, gewiß eben so treffend gesagt sein:

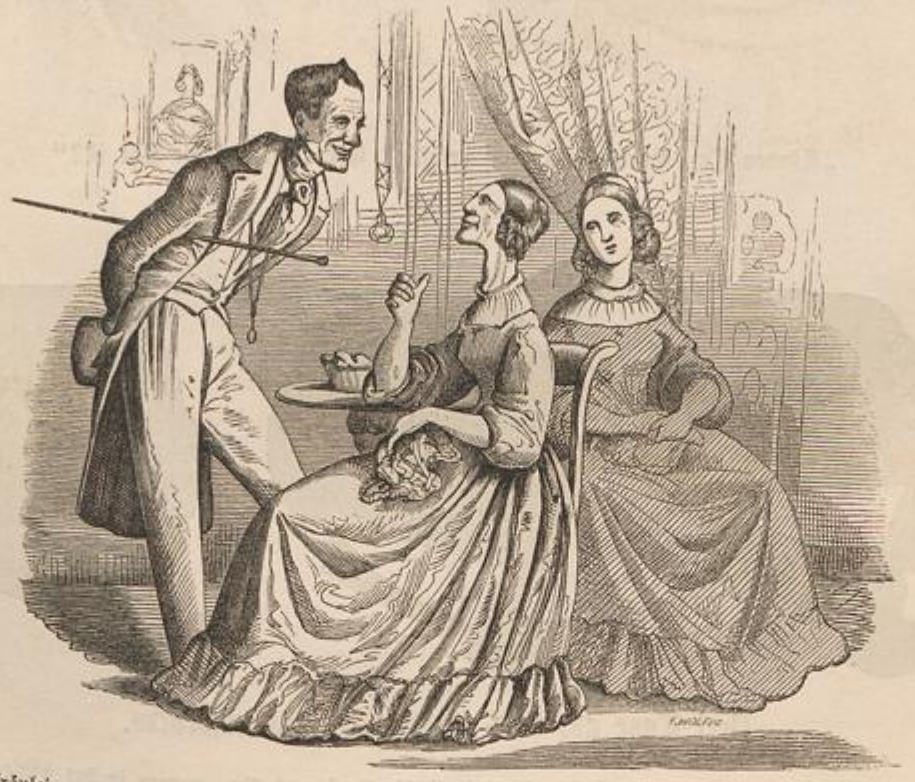
O, konnte der gemeine Kerl von Satan nicht eben so gut
Wie auf den Blocksberg zum Sabbath der Hexenbrut
Mit Fausten zu den Priesterinnen Terpsichores wandeln?
Wo er sie hätte sehn ihre entrechats und Attitüden behandeln!
Dies Schauspiel, in seiner entzückenden Pracht,
Hätte, ich wette, ihn auf andere Sprünge gebracht! ꝛc. ꝛc.

(Wie Faust in einem Tempel der Terpsichore sich in seinem Elemente befunden hätte.)

Bei der Verwandtschaft der Künste untereinander würde es dem Autor ein Leichtes sein, in dieser Art seine Nutzanwendungen zu variiren und zu multipliciren; er zieht es jedoch vor, dem denkenden Leser nicht so Alles vor der Nase wegzufischen, und überläßt es gern der Phantasie desselben, dergleichen Varianten aufzufinden, auszumalen und anzuwenden.

(Fortsetzung folgt.)

Sit Jhr der Herr Dierarzt? — „Warum?“ — O, ech wollt mech eus von Üch ongersöke loße. — „Ja, dann bin ich der Herr Thierarzt!“ —



„Mein Fräulein, wie haben Sie sich auf dem gestrigen Balle amüsirt?“

„O, ganz vortrefflich! Ich habe Effect gemacht. Kaum trat ich in den Saal, so waren alle Blicke auf mich gerichtet.“

„Und welches Kostüm hatte die Ehre, wenn ich fragen darf?“

„Ich wollte eigentlich Minna von Barnhelm darstellen, und da hatte ich mir meinen vorigjährigen Domino mit gelben Rosetten besetzen lassen.“

„Vortrefflich! Sie müssen reizend ausgesehen haben!“ —

„Können Ew. Gnaden uns nicht gefälligst sagen, wieviel die Uhr ist?“

Drei Tage aus dem Leben eines Vatermörders.

Melodie: Gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen, morgen in das kühle Grab.

Lith. Anst. von Arnz & Cie. in Düsseldorf

—Sind Sie der berühmte Reisende N.N?
—Zu dienen!
—Dann her mit Ihrem Leben!
—Aber um's Himmelswillen meine Herren, hier ist meine Börse, verschonen Sie mein Leben!
—Nichts da, her mit Ihrem Leben! Das ist der Schriftsteller X. und ich bin sein Verleger!——

Schwerhöriger Arzt und harthöriger Patient.

Lith. Inst. von Arnz & Cº in Düsseldorf.

A. *Guten Morgen, Herr Schmitz, das ist Ihnen ein herrliches Wetter!*
P. *Wetter? das eben nicht, liebster Dr, mager, mager wie ein Windhund, immer noch Kolik.*
A. *Ja Ja Politik! was halten Sie denn von der Adresse der rhein. Städte, die man dem König übergeben?*
P. *Übergeben? ja, lauter Galle, nichts als Galle!*
A. *Die Volksfreiheit beginnt endlich besser zu tagen!*
P. *Nein, besser ist nicht der Magen. Die Goldpillen müssens jetzt allein fertig bringen!*
A. *Da haben Sie recht, der Volkswille muß es jetzt allein fertig bringen und das Pulver annöthig machen.*
P. *Und die Pulver annöthig machen.*
A. *Das ist meine Meinung! Es freut mich übrigens, daß Sie mich so gut verstehn. Ihre Harthörigkeit nimmt von Tag zu Tag mehr ab und Sie fügen sich immer mehr den Forderungen eines zeitgemäßen Fortschrittes. Adieu, mein lieber Herr Schmitz.*

— Ach! Herr Pastor, lassen Sie uns um Gotteswillen eine Bittfahrt um Regen anstellen, es ver: trocknet alles im Feld! —

— Recht gern, liebe Leut' solange aber der Wind im Nord-Ost bleibt, kriegen wir doch keinen Regen. —

Graf Fips Trill von Trillenhausen und seine Familie.

Erzählung von **Carl Cramer.**

(Fortsetzung.)

„Pauline," fuhr Walther fort, indem er ihre Hand faßte, „so wird die Liebe einst auch in Ihrem Herzen erbleichen. Ach! möchte meine Gluth — ein Strahl nur jener großen Lebenssonne — der Gluthstrahl sein, der die Knospe Ihrer Liebe erschlösse!" —

„Walther!" flehte Pauline, welche zu befürchten begann, der Dichter habe Recht, die Liebe möchte wider ihren Willen in ihrem Herzen sich erschließen, „fahren Sie nicht fort, daß sich nicht trübe Erinnerungen an diese herrlichen Augenblicke knüpfen;" — nach einer kleinen Pause setzte sie seufzend hinzu: „daß nicht diese glückliche Minute eine thränenvolle Zeit beginne!"

„Theure Pauline!" rief Walther entzückt, „ich täusche mich nicht! Die Furcht vor dieser Minute sagt es mir: meine Gefühle finden Widerhall in Ihrem Herzen, nicht Sie —, die Welt und ihre kalten Convenienzen halten Sie ferne von mir. Was sage ich: die Welt? — Dürfen wir es die Welt nennen, dieses kleine, selbstsüchtige Menschengetriebe? — Blicken Sie hinaus in die große, freie Gottesnatur, das ist die Welt! Dort duften die Blumen, dort surren die Käfer und singen die Vögel: Liebe! — und Liebe webet und strebet unsichtbar in allen Keimen!"

Er hatte ihre Hand an's Herz gedrückt, sie erwiederte dies fast unbewußt mit leisem Händedruck, dann suchte sie tiefgerührt mit Thränen in den Augen ihre Hand zu lösen, — „noch einmal, Walther, ich bitte, lassen Sie mich!"

In diesem Augenblick hörte man in der Ferne die Stimme Bertha's den Namen ihrer Schwester rufen. Diese Unterbrechung kam Paulinen eben so gelegen, als Walther ungelegen; mit wogender Brust bog sie um die Ecke des Waldes, und winkte der Schwester, die schmollend vor Feldmann herging, mit dem Tuche. . . . .

Kehren wir zu dem Augenblick zurück, wo sich die beiden Paare trennten, um zu sehen, was sich unterdessen zwischen Feldmann und Bertha begeben hat. Die beiden waren bei Verfolgung der Schmetterlinge in eine niedere Schlucht hineingerathen, die sich den Berg hinunter zog. Hier hoben sich die bunten Vögel, und flogen über den Rand der Schlucht hinweg. Julius wollte nach. Er kletterte die etwas steile Böschung hinauf, und hatte eben den Fuß auf eine vorspringende Wurzel gestemmt, als Bertha die Neckerei trieb, ihm den Fuß weg zu ziehen.

Feldmann kollerte in die Schlucht zurück, und Bertha trat laut lachend in einige Entfernung.

„O! du Abscheuliche!" rief er.

„Weßhalb?" erwiederte sie; „ich habe bemerkt, daß die Schmetterlinge ein Liebespärchen sind, das wollen wir nicht stören!"

„Lieber nachahmen!" sprach er, und nun begann eine lustige Jagd, die sich vom Haschen der beiden Falter jedoch durch ein lautes Kichern unterschied.

Mehrmals war Bertha bereits durch plötzliche Wendungen ihrem Verfolger entwischt, endlich aber faßte er sie. Bertha stieß einen Schrei aus, in dem sich Schrecken mit Freude vermischt aussprach.

„Warte!" sprach er, „jetzt sollst Du für Deine Bosheit gezüchtigt werden." Damit umfaßte er sie, und suchte sie zu küssen. Nach langem, vergeblichem Ringen gelang es ihm endlich, ihr drei herzliche Küsse auf die Lippen zu drücken.

Bertha hatte sich bis dahin so ritterlich gewehrt, daß man glauben sollte, es habe ihr zuletzt mehr die Kraft als der Wille zum Widerstande gefehlt. Kaum aber hatte sie die Küsse weg, als sie sich mit einem Aufwande von Kraft losriß, der diesen Glauben Lügen strafte. Dabei verfing sich eine Falte ihres Kleides in einen Knopf Feldmanns, und dieser nahm fast eine ganze Bahn mit.

Hatte sie schon ein böses Gesicht aufgesetzt, so gelang ihr dieses jetzt um so besser. Sie suchte schmollend den verlassenen Pfad wieder auf, gefolgt von Julius, der bald versuchte, sie zu versöhnen, bald sie wieder neckte.

Als Bertha sich ihrer Schwester nahte, zeigte sie dieser den Schaden und klagte über Feldmanns Ungezogenheit. Pauline aber meinte, diesem dürfe wohl die geringste Schuld beizumessen sein.

„Habe ich es nicht gesagt" — wandte sich Bertha zu Feldmann — „am Ende muß ich die Schuld noch davon tragen." Da bemerkte sie die glühenden Wangen und die heftige Aufregung ihrer Schwester. „Man sollte bald sagen," meinte sie verwundert, „Hochstein habe sich nicht viel besser aufgeführt. Du bist aber natürlich ganz unschuldig."

Das Blut schoß Paulinen bei diesen Worten noch mehr in die Wangen. „Wo denkst Du hin," entgegnete sie, „wir sprachen über Philosophie und erhitzten uns beim Disput."

„Ah so! über die Philosophie!" lachte Bertha. „Wir können beide noch sehr gelehrt werden. Feldmann gab mir Privatlexionen über die Naturgeschichte der Schmetterlinge."

Man hatte eben um die Waldesecke gebogen; auch vor Bertha's Augen erschien plötzlich die bewältigende Schönheit der Gegend, die jetzt in dem höhern Roth des Abends prangte. „O Julius! wie schön!" rief sie, und reichte diesem, dem sie kurz vorher ewige Feindschaft angekündigt hatte, versöhnt die Hand.

Julius aber sprach sein Entzücken durch einen stummen Händedruck aus, dann führte er seine Gespielin auf einen frischen Rasen, wo sich diese niederließ, nachdem sie vorher einen flüchtigen, aber forschenden Blick auf den gleichfalls sehr bewegten Hochstein geworfen hatte. Julius setzte sich neben sie, und flocht ihr einen Kranz von Waldblümchen, den geschlossenen Frieden noch mehr zu befestigen.

Pauline, um die Wahrheit ihrer Behauptung zu bekundigen, wandte sich mit den Worten an Hochstein: „Sie sprechen am Ende dem Menschen noch alles Selbständige, alles Eigenthümliche ab; am Ende selbst einen eignen menschlichen Geist, geschweige, daß Sie gar an dessen Fortdauer dächten. Bekennen Sie einmal offen, glauben Sie an die Fortdauer des menschlichen Geistes?"

„Das Menschliche stirbt, aber der Geist lebt ewig!" erwiederte Walther. „Des Menschen Geist gleicht dem Sonnenstrahl, der durch die gebrannte Fensterscheibe einer gothischen Kirche fällt. So brechen sich Tausende und aber Tausende von Strahlen in tausendfältige Nüancen. Jeder erhält seine Färbung durch seine Scheibe. Schlagen Sie die Scheibe entzwei, so ist es wieder der reinlichste Sonnenstrahl. Des Menschen Geist ist der Strahl und Gott ist die Sonne."

Ueber diese Bemerkung gerieth Hochstein mit Pauline wirklich in einen kleinen Streit, und letztere begann sogar ein wenig heftig zu werden; denn jeder Mensch, auch der Gebildete, hat seinen kleinen Fanatismus, was sich namentlich dann zu erkennen gibt, wenn ein überlegener Geist seine bisherigen Ansichten über die höchsten Dinge bedroht. Denn Fanatismus ist keine Glaubenskraft, sondern vielmehr die Furcht vor der eignen Glaubensschwäche. Vor neuen Ansichten suchen wir uns ängstlich zu verschließen; denn eine neue Ansicht wirthschaftet im Gemüthe des Menschen, wie eine neue Frau im Hause; da wird das Unterste zu oberst verkehrt, alles verrückt und verschoben, alles muß sich nach ihrem Sinne modeln. Das aber versetzt Einem auf lange Zeit in den Zustand der Unbehaglichkeit, und wären die Veränderungen auch die zweckmäßigsten der Welt. Auf so manche süße Gewohnheit muß man verzichten, und man empfindet dieses so lange schmerzlich, bis Einem die neuen Gewohnheiten oft noch süßer werden, als die früheren. Doch wie der liebende Mann gerne der jungen Frau ein solches Rumoren nachsieht, so vergibt das schmiegsame, biegsame Weib dem Manne, für den es empfindet, noch leichter einen kleinen Spuk im Gemüth. Es war ein günstiges Zeichen für Hochstein, daß Paulinens Heftigkeit keine lange Dauer hatte.

Die Sonne war unter diesen Gesprächen am Horizonte hinabgesunken. Bertha machte darauf aufmerksam, daß es die höchste Zeit sei, sich nach Hause zu begeben.

Man erhob sich. Pauline bemerkte den Blumenkranz im blonden, seidenen Haare Bertha's. „Sehen Sie, Hochstein, wie reizend hat Feldmann meine Schwester geschmückt! Er hat ihr Haupt geziert, während Sie das meine mit Ihren Ansichten verwirren."

„In der That," bemerkte Hochstein, „sie gleicht einer Flora. Ich würde mein Versäumniß bedauern, wenn ich nicht glaubte, daß Ihrem

schwarzen Haare Blumen minder kleiden würden. Für Sie möchte ich einen andern Putz wählen.“

„Und welchen?“ —

„Diamanten, ein Diadem möchte ich in Ihre Locken winden. Schade nur, daß es mir nicht zu Gebote steht.“

Man stieg die Schlucht hinab, den Bach entlang, dessen Rauschen die langgezogenen Töne der Nachtigallen begleitete, die sich auf den Zweigen der nahen Weiden wiegten.

Hochstein eröffnete als Führer mit Pauline den Zug, welche ängstlich jede größere Entfernung von dem folgenden Paare zu vermeiden suchte. Dieses aber folgte nur langsam, hielt bald dort, bald hier, die Weidenstämme betrachtend, welche in der Dämmerung gespenstige Gestalten anzunehmen begannen.

Möglich, daß Julius die Entfernung suchte, die Pauline fürchtete. Nie war ihm Bertha reizender erschienen; der herrliche Anblick, den sie verließen, die linde, dämmernde Abendluft, welche der Duft des Hollunders durchwehte, hatte auch sie weich gestimmt. Sie hing sich vertrauensvoll an seinen Arm, sich lieblichem Geplauder hinzugeben, ohne auch nur ein einziges Mal ihr kussiges Mündchen zum Spotte zu verziehen. Kein Wunder, daß man unter solchen Umständen den Weg nicht zu schnell zurücklegte.

Es war allmälig dunkel geworden. Man näherte sich der Mühle. In der blühenden Hagedornhecke, welche den Garten des Müllers umgab, flimmerten die Johanniswürmchen mit ihrem bläulichen Phosphorlichte.

„Da kann ich mein Versäumniß nachholen,“ sprach Hochstein, brach einige Zweige von einer Eiche, und flocht sie zu einem Kranze.

Unterdessen schob das andere Pärchen eilig an ihnen vorüber.

„Es wird spät,“ mahnte Bertha; auch Pauline drängte weiter zu gehen. Walther ließ sich aber nicht stören; er sammelte mehrere Johanniswürmchen, setzte sie vorne in den Eichenkranz und drückte diesen auf Paulinens schwarze Haare.

Sie bot in der That einen bezaubernden Anblick. Gleich einer Königin der Nacht strahlte sie in dem phosphorischen Diadem, das mit magischem Lichte ihre hohe, weiße Stirne beleuchtete.

„Pauline!“ flehte Walther, fast in betender Stellung, „lassen Sie die kalte Welt uns wenigstens diesen herrlichen Abend nicht verderben. Haben Sie Mitleiden mit dem Gefühle, das mich verzehrt!“

Pauline war nicht minder bewegt, als er; sie duldete, daß er seinen Arm um sie schlang. Sein Antlitz näherte sich dem ihren, seine Augen widerstrahlten das geheimnißvolle Funkeln der Leuchtwürmchen, sein Herz klopfte an ihrem Herzen, und ein glühender Kuß brannte auf ihren Lippen.

Leise entwandt sie sich darauf seinen Armen, eilte den Andern nach, und verschmähte den gebotenen Arm so lang, bis sie das Paar erreicht hatte.

Wäre sie nicht zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen, so würde sie bemerkt haben, daß Feldmann bei ihrem Nahen den rechten Arm zurückzog, dessen Hand auf der Hüfte ihrer Schwester geruht hatte.

Stumm wandelten beide Paare von nun an den Heimweg. Aber die Herzen der Mädchen sprachen, indem sie an den führenden Arm ihrer Begleiter pochten, und die Begleiter erwiederten den Schlag ihrer Herzen, indem sie mit der Linken die Hand drückten, die auf ihrem rechten Arme ruhte.

Als sie die Stadt betraten, befiel beiden Mädchen die Furcht, von der frommen Mutter wegen ihres langen Ausbleibens ausgeschmählt zu werden. Aber Bertha wußte Rath. Feldmann mußte voraus in eine Conditorei, und sie vor der Thüre derselben mit Chocolade empfangen. Bertha trank nur wenig davon, den Rest schüttete sie über das zerrissene Kleid.

Die Entschuldigung war fertig: der ungeschickte Feldmann hatte ihr das Kleid mit Chocolade beschüttet; beim Aufspringen hatte sie dasselbe vollends zerrissen. In einem solchen Aufzuge konnte man unmöglich bei Tage wandeln.

Man sieht, die Politik des Vaters war auf seine Tochter übergegangen, und derselbe hätte sie wohl an der Stelle ihrer ältern Schwester an den Hof zu Windlingen senden können, wo man den höchsten Triumph der Staatskunst in der Schlauheit fand. —

Es drängte an diesem Abende Pauline bald aus dem Familienkreise hinaus auf die Einsamkeit ihres Schlafzimmers. Sie mußte sich mit sich selbst verständigen. Welche Aenderung war an diesem Tage mit ihr vorgegangen! Nie hätte sie geahnt, daß ihr der Befehl ihres Vaters jemals schwer fallen dürfte. Sie hatte sich vorgenommen, Walther die Freundlichkeit zuzumessen, wie man der gefangenen Nachtigall die Mehlwürmer vorzuzählen pflegt, wenn sie schlagen soll.

Und jetzt? — Kinder, die mit Feuer spielen, verbrennen sich, und Mädchen, die mit Liebe spielen, versengen sich. Jetzt hatte der Brand, den sie

schüren wollte, ihr eignes Herz ergriffen, und dort glühte es, wie nur jemals in dem Herzen eines Mädchen mit kohlschwarzen Haaren, und drohte ihren Stolz zur Asche zu brennen. Vielleicht hätte sie schon jetzt allen Widerstand gegen die Liebe, die sich an ihr rächte, aufgegeben, aber ihr Vater, der despotische, jähzornige, wüthende Vater?! Wie sollte das enden? —

Sie hatte sich allmälig der beengenden Tagestracht entledigt; ein leichtes Nachtgewand umfloß schmiegsam ihre plastische Formen. Wer sie so gesehen hätte, würde sich mit uns verbunden haben, dem Schnürleibe den Krieg zu erklären, welches die zarten Rundungen des Körpers ins Eckige verzerrt, und das anmuthvolle Wiegen und Biegen in den Hüften unmöglich macht.

Pauline fühlte sich indessen noch zu lebhaft bewegt, als daß sie sich hätte niederlegen sollen. Sie öffnete das Fenster, welches auf den Garten hinausging, und legte sich hinein.

Aber auch hier draußen in der Natur war es noch wach, war gleich das Geräusch der Stadt verstummt. Das Geisblatt duftete, Nachtsfalter flogen umher, Heimchen zirpten, der Glockenton der Unke läutete dem Frühlinge, Frösche ruf drang an ihr Ohr, dem die Ferne den schneidenden Mißton genommen hatte. Mitunter vernahm sie das Schmettern einer fernen Nachtigall hindurch, welches sie im Geiste in den kühlen Mühlengrund — in die Arme Hochsteins versetzte.

„Die Liebe wächst!“ sprach sie seufzend, und lüftete ihr Busentuch. Die wachsende Mondessichel warf ihre lüsternen Strahlen auf den wogenden Marmorbusen, der vergeblich Kühlung suchte in der lauen Nachtluft. Tausende und aber Tausende von Sternen blickten neugierig herab.

Für Pauline hatte heute Alles Leben gewonnen, was ihr bisher leblos erschien. Liebe strahlte ihr entgegen aus den leuchtenden Augen des Himmels. Die Sterne schienen ihr freundlich zuzuflüstern: „Laß ab von den Eitelkeiten der Welt, und folge dem Gott, der dir im Busen weht.“

„Ach!“ sprach sie, „auch ihr seid Welten. Wer dort auf dem grünlich flimmernden Abendsterne Hand in Hand mit Walther in goldenen Auen wandeln könnte!“

Während sie diesen Gedanken noch weiter spann, bemerkte sie, daß sich in Feldmanns Garten einige Lichter hin und her bewegten. Pauline zog ängstlich ihr Busentuch zusammen.

Da erklangen die vollen weichen Töne von vier Waldhörnern. Es währte nicht lange, so trat Bertha, von der Musik angelockt, ins Zimmer, und lehnte sich mit ihrer Schwester ins Fenster.

Nach kurzem Vorspiel gingen die Hörner in begleitende Accorde über, und vier Männerstimmen, unter denen die Mädchen bald die Stimmen ihrer Verehrer erkannten, huben Eichenhofer's inniges Quartett an zu singen, welches mit dem Refrain schließt:

„Was sich in den Räumen reget,
So lieblich, so wonniglich,
Was sich in der Brust beweget,
Beweget sich durch Dich;
Durch dich, o Liebe, o holde Liebe,
Beweget Alles sich.“

Die Sänger ließen es bei dem einzigen Tonstück. Walther hatte es so gewollt. Er wußte, daß Tonstücke und Bilder verlieren, wenn man sie als Quodlibete zusammenreiht, und wollte den Eindruck des einen durch den des andern nicht gerne vernichten. So ein großer Verehrer der Tonkunst er war, so vermochte man deßhalb nur sehr selten, ihn zu bewegen, einem ganzen Conzerte beizuwohnen.

Sie hatten übrigens alle Ursache, mit dem Eindruck, welchen das kurze Ständchen machte, zufrieden zu sein. Das Quartett stimmte so harmonisch in die Empfindungen der Mädchen hinein; sie waren weich geworden, und drückten unter Thränen sich gegenseitig ans Herz. Ob sie dabei auch an sich gegenseitig dachten, oder an Andere; wer ergründet die Tiefe einer Mädchenbrust? —

Als die Sänger sich entfernten, winkten ihnen zwei wehende Tücher den Dank.

Bertha fühlte sich überglücklich und versank, nachdem sie ihr Lager gesucht, bald in freundliche Träume.

Nicht so Pauline. Der Kampf in ihrem Innern ließ sie nicht ruhen. Erst mit dem grauen Morgen schloß sich ihr müdes Augenlied zum kurzen Schlummer.

Hatte sich am vorgehenden Tage Kunst und Natur mit Hochstein verbündet, Paulinens Herz zu bestimmen, und ihre bisherigen Grundsätze zu erschüttern, so war der folgende Tag ganz dazu geeignet, Paulinen zu bestimmen, die äußeren Verhältnisse nicht aus dem Auge zu verlieren, und dem Gefühle keine zu große Gewalt über sich einzuräumen.

Die beiden Schwestern saßen am Morgen des andern Tages mit ihren Stickereien beschäftigt in der Wohnstube, die Gräfin Mutter aber, welche bemerkte, daß Brummer seit der Abwesenheit des Gatten von selbst redseliger geworden war, gedachte das Eisen zu schmieden, so lange es heiß sei, und ließ ihm eine neue Ladung Likör geben. In der That erfuhr sie nunmehr, weshalb sie früher nichts erfuhr: Brummer wußte nämlich selbst nichts.

Wir selbst sollten eigentlich dem Leser das Geheimniß noch unenthüllt lassen; darin besteht einer der sichersten Kunstgriffe der Romanschreiber, den Leser zu fesseln. Hat man ihn einmal an der Neugierde gepackt, so muß er mit, er mag wollen oder nicht; mag er sich entsagen, oder Ekel empfinden, es hilft alles nichts, er muß mit durch Hecken und Sümpfe, Diebeshöhlen, Gefängnisse und Lazarethe, zu schmerzhaften Operationen ohne Schwefeläther und gräßlichen Hinrichtungen, durch 24 Bände hindurch fort, fort! und immer weiter! Mag er auch am Schlusse finden, daß das Ziel alle die erlittenen Qualen nicht werth war. Was schadet das? Am Schlusse läßt man ihn laufen. Der Hauptzweck der meisten Romane — ist erreicht, eine lange, lange, der Langweile sonst verfallene Zeit ist glücklich todtgeschlagen.

Gerne ließen wir deßhalb unsre Leser wichtige Staatsgeheimnisse ahnen, leider aber zwingt uns die nöthige Characteristik des Grafen, wenigstens soviel zu gestehen, daß seine Geheimnisse gewöhnlich nicht weit her waren. Für seine Verbannung vom Hofe, die er noch immer nicht verschmerzen konnte, suchte er sich einigermaßen dadurch zu entschädigen, daß er sein eignes Haus zum Hofe machte, an welchem er den Fürsten spielte. Deßhalb regierte er dasselbe vermittelst Kabinetsbefehle und umwob jeden seiner Schritte mit dem Schleier des Geheimnisses. Wer will das dem Grafen verargen? — Führen wir doch in unsere Häuser Gebräuche ein, die uns passen, wie dem Gemüßbauer das Ritterkostüm, womit er sich zur Faschingszeit so gerne behängt.

Die Gräfin wußte dies alles sehr wohl, jedoch bleibt die Abwesenheit eines Hausherrn, und namentlich eines Hausherrn, wie unser Obrist war, für eine Familie immer ein wichtiges Ereigniß, und es lohnt wohl der Mühe, zu erfahren, wie lange eine solche Abwesenheit dauern kann.

Brummer aber wußte nur soviel zu sagen, daß sich der Graf in der letzten Zeit auf eine kabalistische Weise mit Zahlen beschäftigt, und dabei häufig mit einer Nadel in ein Kartenblatt gestochen habe. Am Tage vor dem Zahltag sei er dabei häufig in die Worte ausgebrochen: „Morgen! — Morgen! — Morgen!“

Diese Worte declamirte Brummer laut, und ahmte dabei mit der Linken eine heftige Gestikulation des Obristen nach, während er zwischen Daumen und Zeigefinger der Rechten ein gefülltes Likörgläschen balancirte.

Da hörte man einen eilenden Wagen vor dem Hause halten. Mehrmaliges Klatschen der Peitsche forderte Einlaß. „Der Graf! der Obrist!“ schrie es draußen. „Der Vater!“ rief es drinnen.

Brummer knickte vor Schrecken in die Kniee, ließ das Gläschen den Fingern entgleiten, und rannte auf das Bureau. Alle Andern liefen erschreckt nach dem Thore.

Man hatte sich indessen geirrt; es war nicht der Obrist, sondern der Ober-Präsident von Berger, der Gräfin erster Mann.

„Du Adalbert!“ rief diese freudig überrascht.

„Meine Constanze!“ entgegnete er, indem er mit einem Satze aus dem Wagen sprang, und seine frühere Gattin an's Herz drückte.

Auch die beiden Schwestern traten hinzu, bewillkommneten freudig ihren Vorvater, und sträubten sich nicht gegen den familiären Kuß, den er auf ihre Lippen drückte. Besonders Bertha umarmte er mit wahrhaft väterlicher Zuneigung, und — sonderbar — der Gräfin zweite Tochter glich auffallend ihrem ersten Manne.

Der Wagen rollte jetzt in das geöffnete Thor, die Töchter rannten fort, um dem Gast das Fremdenquartier einrichten zu lassen. Die Gräfin aber führte den Freund und Ergatten in das Wohnzimmer, hing sich wie eine Braut in seinen Arm und

fragte mit zärtlicher Stimme: „Was bringst Du Neues, mein Lieber? —

„Eine wichtige Neuigkeit; versprich mir nur nicht zu erschrecken!“ erwiederte der Ober-Präsident, indem er den Hut, den er bis dahin auf den Rücken gehalten hatte, langsam vorbrachte.

„Wie Trauer?“ rief die Gräfin, den schwarzen Flor bemerkend. „Und wer?“

„Mathilde!“

„Deine Frau!“

„Sie ist vor acht Tagen verschieden.“

„Mathilde todt! Und ich! O mein Adalbert!“ rief die Gräfin, stürzte ins Sopha, und verbarg ihre weinenden Augen in die Kissen.

Der Ober-Präsident setzte sich neben sie, legte den Arm um ihre Hüften und sprach beruhigend: „Tröste Dich, Constanze! Bringt uns das doch nicht ferner, als wir uns bis dahin standen.“

Wir sehen im Geiste, wie viele unsrer Leser bei dieser Scene ungläubig den Kopf schütteln. — Schon mehrmals werden sie uns den Vorwurf gemacht haben, daß wir zu grell auftrügen. Vielleicht machten wir uns den Vorwurf selbst, hätten wir nicht die grellsten unsrer Farben der Wirklichkeit entliehen. Um diese sonderbare Scene zu erläutern, finden wir uns genöthigt, in das frühere Leben der Gräfin zurück zu gehen.

Die nunmehrige Gräfin Fips Trill von Trillenhausen, geschiedene Baronesse von Berger, und geborne Freiin von Reizenstein, war in ihrer Jugend die Königin aller Feste. Von allen, die um ihre Hand warben, war sie mit inniger Jugendliebe dem damaligen Regierungs-Referendar von Berger zugethan. Und der Referendar war ihrer würdig; wie sie der Abgott aller Lieutenants, so war er der Liebling aller Damen, geistreich, gewandt, von edlem Wuchse und feinen Zügen.

— Bald hatten sich beide Liebende ihre gegenseitige Neigung gestanden, zum großen Aerger von Constanzens Aeltern, denen der Referendar seiner prekären Stellung wegen wenig zusagte, und die gerne eine Convenienzheirath geschlossen hätten. Aber wahrhafte Liebe trotzt allen Hindernissen. „Eine Hütte und dein Herz!“ rief Constanze, wenn sie ihrem Adalbert die Einwendungen ihrer Aeltern hinterbrachte.

Die Aeltern erkannten bald, daß Widerstand vergeblich war, und kaum war von Berger zum Regierungs-Assessor ernannt, als der Bund geschlossen wurde.

Während der Flitterwochen lebte das Paar, wie gewöhnlich — im Himmel. Es dauerte aber leider nicht lange, da ward ihnen der Himmel zur Hölle.

Constanzens Forderung: „Eine Hütte und dein Herz!“ war zwar mehr als genügt. Sein Herz besaß sie ganz, und anstatt der Hütte eine freundliche und geschmackvolle, wenn auch eben nicht prachtvolle Wohnung. Aber Adalbert machte die ungebührliche Forderung, daß sie von nun an auf ihre Triumphe bei den Festen verzichten, und sich mit den Freuden der Häuslichkeit begnügen solle. Eine Hütte, ja das hätte sie sich gefallen lassen, versteht sich, daß sie ihr nicht zum Gefängniß werden durfte.

Anfangs gab er zwar nach; jedoch er war ein zu guter Rechenmeister, um nicht einzusehen, daß ein solches Leben auf die Dauer nicht durchzuführen war. Er selbst zog nur einen kleinen Gehalt; seine Frau, obgleich einer der angesehensten Familien angehörend, nur eine unbedeutende Appanage. Freilich war das Paar bei allen Festen immer gerne gesehen, ohne daß es nöthig hatte, dieselben zu erwiedern. Aber Constanze wollte den Glanz, womit sie als Jungfrau aufgetreten war, als Frau nicht erblassen sehen. Die Rechnungen der Modehändlerinnen und der Juweliere wurden immer größer. Adalbert sah sich immer mehr in Verlegenheit gesetzt, ward am Ende derb, und verbot ihr auf das Strengste jeden Einkauf ohne seine Bewilligung.

Auf jedem Balle, bei dem sie sich von nun an verdunkelt glaubte, schwand ein Theil ihrer Liebe zum Gatten. Je kälter sie gegen ihn wurde, um so feuriger wurden ihre Anbeter. Auf ihre

väterliche Familie war der französische Ton übergegangen, wonach man Galanterien für eine nöthige Zubehör zum Ritterthum hielt; — ein Ton, der freilich mit dem Wesen des Adels im schärfsten Contrast steht, der aber demungeachtet noch immer bei vielen adligen Familien vorherrschend ist; so daß man wohl nirgend mit weniger Sicherheit auf eine bestimmte Abkunft rechnen kann, als gerade da, wo man auf eben diese Abkunft den meisten Werth legt.

Nachdem die Liebe einmal Constanze nicht mehr an ihren Gatten band, schien es eben nicht, daß sonst etwas dies vermochte; wenigstens bemerkte man nicht, daß die Zudringlichkeit ihrer Anbeter sie jemals verletzt habe.

Keiner derselben war eifriger, als der Adjutant des Fürsten von Windlingen, der Major Graf Fips Trill von Trillenhausen. Damals ein Mann in der vollen Blüthe seiner Jahre, feurig, reich, galant und von Ansehen bei Hofe, war er jedem Gatten ein gefährlicher Nebenbuhler. Was ihn dabei besonders in der Gunst Constanzens hob, war die Geschicklichkeit, womit er die Vielliebchen zu verlieren verstand, während er sich scheinbar die größte Mühe gab, zu gewinnen. Sie durfte fast mit Sicherheit darauf rechnen, daß jedes genossene Vielliebchen ihr eines jener Putzstücke brachte, wonach sie am meisten geschmachtet hatte.

Ihrem Gatten schienen diese Galanterien ganz zu entgehen. Es gibt Wahrheiten, die so schmerzlich sind, daß man sie selbst bei sehenden Augen nicht glauben mag, namentlich dann nicht, wenn sie die Ehre kränken.

Ein anderer Umstand aber führte nicht lange nachher eine Katastrophe herbei. Frau von Berger bemerkte nämlich bei jedem Schmuck, den sie von dem Major empfing, daß irgend ein anderer Schmuck zur Ergänzung hinzugehöre. Sie vermochte dem Drange nach dessen Besitz nicht zu widerstehen, und verletzte das Gebot ihres Mannes, stets hoffend, bald in der Lage zu sein, die heimlichen Schulden decken zu können.

Lange blieb dies aber ihrem Manne kein Geheimniß. Wer malt ihren Schrecken, als sie eines Morgens in der Zeitung folgende „Nothgedrungene Erklärung" las:

„Ich erkläre hiermit, daß ich keine, von meiner Frau ohne mein Wissen eingegangenen Verbindlichkeiten anerkennen werde.

A. von Berger,
Regierungs-Assessor."

Es gab eine Scene zwischen den Ehegatten, wobei sich der Zorn Constanzens bis zur Wuth steigerte.

Da trat der Major ins Gemach. Er hatte die Anzeige gelesen, und mochte einen ähnlichen Auftritt vorausgesehen haben. Mit hofmännischer Kälte setzte er ihnen auseinander, daß die Schuld ihrer Entzweiung weniger an ihnen selbst, sondern vielmehr an ihren Verhältnissen liege. Er rieth ihnen, dieselben durch eine Scheidung aufzulösen, und schlug von Berger vor, ihm seine Gattin zu überlassen; dagegen verspreche er dem Assessor seine eifrigste Protektion bei Hofe.

Es ist ein eigenes Ding um das menschliche Herz. Kaum hatte die Baronin das Wort Scheidung gehört, als sie erschrak und in Thränen ausbrach. Alle die schönen Scenen ihres Liebelebens traten ihr vor die Seele, und es währte nicht lange, so warf sie sich ihrem Gatten mit eben der Heftigkeit an den Hals mit der sie ihm kurz vorher gegenübergestanden hatte. Sie gestand jetzt ihren Fehler, versprach Besserung, und gab die glühendste Versicherung ihrer ewigen Liebe. Adalbert stand verdutzt.

„Grade dieser Liebe wegen," bemerkte der Major, „die ich keineswegs stören will, solltet Ihr Euch trennen. Eure Ehe ist der Tod Eurer Liebe. Getrennt wird dieselbe wieder aufleben, wie sie jetzt schon das Wort Scheidung neu erweckte. Liebtet Ihr Euch wirklich, so würdet Ihr Euch nicht gegenseitig Hemmnisse in den Weg legen. Adalbert ist eben so wenig für einen engen Wirkungskreis geschaffen, wie Constanze für den engen Kreis der Häuslichkeit. Mein Vorschlag dient Euch beiden, er eröffnet Adalbert den Weg zur Ehre, und führt Constanze in den Glanz des Hofes ein. Glaubt dem Rathe eines Freundes in einem Augenblicke, wo Ihr selbst zu heftig bewegt seid, um Euch selbst zu rathen, und täuscht Euch nicht mit Vorsätzen, die gut gemeint sind, zu deren Durchführung Euch aber die Kraft gebricht. Wie gesagt, ich schlage Euch keinen Bruch der Liebe vor, im Gegentheil eine Scheidung — aus Liebe.

Diese Worte fanden bei Adalbert gleich eine gute Stätte, obgleich er es nicht zu erkennen gab. Zwar erweckte die stürmische Umarmung seiner Gattin auch bei ihm frühere Gefühle; dennoch hatte er in der letzten Zeit zu schwer geduldet, als daß er nicht bei dem Gedanken an Trennung frei hätte aufathmen sollen. Zudem war er gleichfalls überzeugt, daß seine Gemahlin nicht Kraft genug besaß,

ihre Gelübde zu halten. Mit einem tiefen Seufzer beklagte er deßhalb, daß ihn das Geschick nicht so begünstigt habe, ihr dasjenige Loos bereiten zu können, welches er ihr so gerne bieten möchte.

Auch die Baronesse fühlte sich allmälig durch die Gründe des Majors besiegt. Welch eine reizende Aussicht, sich im Glanze des Hofes zu sehen, mächtig durch die Schönheit, wirkend für Adalberts Wohl. Besonders gewonnen wurde sie durch die letzten Worte des Majors: „Scheidung aus Liebe!" Sie klangen so besänftigend, es lag in ihnen ein gewisser verborgener Zauber, so daß es nur dieser Wortschminke bedurfte, um die kurz vorher beschworne ewige Treue wanken zu machen.

Der Major zog sich zurück, und empfahl seinen Vorschlag einer ruhigen Prüfung. Die Gatten hielten sich unter Thränen lange umschlungen.

Die Baronesse, obgleich im Innern entschieden, war doch zu zart, dies ohne Weiteres auszusprechen. Damen, die sonst nichts thun, gefallen sich in Gemüthsbewegungen, die sie etwas beschäftigen, deßhalb war sie nicht geneigt, denselben durch eine Entscheidung zu bald ein Ende zu machen. Sie nannte ihren Zustand einen Kampf zwischen höherer Seelenliebe und gewöhnlicher persönlicher Zuneigung; ihr Herz ward zum Turnierplatz, und ihr Kopf sah eine Zeitlang vom Tournierbalcon zu, wie sich die beiden Kämpfer darin herumtummelten.

Damit aber doch die höhere Seelenliebe am Ende den Sieg davon trage, wandte sie sich nach einiger Zeit um Rath an eine seelenkundige Freundin, eine Dichterin der haute volée. Diese unterstützte nicht nur den Vorschlag des Majors, sondern sie fand auch die Lage der Baronesse so romantisch, daß sie sich dadurch zu einem vierbändigen Roman: „Die Trennung aus Liebe" begeistert fühlte, der ein halbes Jahr nachher erschien. Natürlich pries sie darin ihre Heldin als ein Muster von Seelengröße und Gemüthlichkeit, welches ganz zu würdigen die rohe Männerwelt nie im Stande wäre.

Ein Vierteljahr nach der beschriebenen Scene war die Trennung ausgesprochen, und der Major führte die Geschiedene als seine Braut in die Residenz. Die gesetzliche Frist war kaum verstrichen, als er den neuen Ehebund mit ihr schloß.

Die junge Gräfin war in der That ein neues glänzendes Gestirn, welches in den höhern Zirkeln aufging. Der Roman ihrer Freundin hatte nicht wenig dazu beigetragen, das Interesse für sie zu steigern. Vielleicht war es diese Welterfahrung, welche dem Obrist später die Lobpreisungen seiner Tochter durch Hochstein so werthschätzen ließ.

Mit Wissen ihres nunmehrigen Gatten unterhielt die Gräfin mit dem frühern einen vertrauten Briefwechsel, der immer inniger wurde, je unfreundlicher sich ihre häuslichen Verhältnisse im Gegensatze zu den frühern gestalteten. Der Major war kurz nach der Hochzeit zum Obrist-Lieutenant avancirt, ein Avancement, das sie mit Recht als eine Huldigung, ihrer Schönheit dargebracht, betrachten durfte; nichts desto weniger machte er nur zu bald, auch ihr gegenüber, jene militärische Subordination geltend, welche wir bereits kennen gelernt haben. Man darf nicht behaupten, daß sie sich deßhalb in ihre frühere Lage zurückgewünscht hätte, nichtsdestoweniger erschienen ihr einzelne frühere Familienscenen in einem glänzendern Lichte und boten fortwährend Stoff zu innigen Briefen.

Ihre glücklichsten Tage waren stets die, wenn ihr früherer Gemahl die Residenz besuchte, bei welcher Gelegenheit er von seinem Nachfolger auf das freundlichste bewirthet wurde. Ja, als einst bei der Abwesenheit des Grafen die Gräfin glaubte, den frühern Gemahl nicht aufnehmen zu dürfen, machte ihr der Graf später Vorwürfe über diese spießbürgerliche Ansicht.

— In Betreff der Beförderung des Assessors hielt der Graf Wort, und da seine Protektion von den wirklichen Fähigkeiten des Empfohlenen unterstützt wurde, so krönte sie der günstigste Erfolg, und dieser stieg von Stufe zu Stufe. Da Adalberts frühere Ehe aus Neigung so übel ausgeschlagen war, so entschied er sich nunmehr zu einer Convenienzheirath. Seine frühere Gattin spielte dabei die Vermittlerin, und Dank ihrer Hülfe, führte er bald darauf die blatternarbige Tochter eines Ministers heim. Von nun an stieg sein Avancement noch schneller vorwärts. — Gegenwärtig stand er mit einem Fuße im Ministerium.

Somit besaß er nunmehr Alles, was früher den Grafen vor ihm auszeichnete, während dieser nur noch eine Staffel stieg, um dann in Ungnade zu fallen. Sein Vermögen hatte der Obrist nach und nach theils vergeudet, theils im Spiel verloren; diese Widerwärtigkeiten hatten allmälig seine Heftigkeit immermehr gesteigert, und seine Tyrannei immer drückender gemacht.

Der Leser wird es nun errathen, was in der Gräfin Herzen vorging, als sie sich mit den Worten: „Mathilde todt! Und ich! O mein Adalbert!" in's Sopha warf.

(Fortsetzung folgt.)

Physiognomische Fragmente.

(Fortsetzung.)

Der Holländer.

Betrachten wir nun den Holländer. Er kommt mit einer irdenen Pfeife und einem glasje klaare met zuiker auf die Welt, was seine Geburt sehr erschwert. Seine Züge verhalten sich meist sehr ruhig, selbst bei seinen bedeutendsten Finanzspeculationen. Dasselbe that er auch bei der letzten Belagerung von Antwerpen. Wenn er unvermuthet einen Belgier sieht, so wird er erst roth und dann blaß. Er liebt das Geld und die See, die Goldfische, die Stockfische und seinen König, besonders den verstorbenen, von dem er Vieles hätte lernen und erben können. Reinlichkeit ist seine zweite Seele, oft seine erste, weßhalb bei ihm das Wörtchen smeerlapp das größte Schimpfwort ist. So phlegmatisch er ist, so wechselt er doch öfter seine Minister als der Deutsche. Er ist ein Feind vom Cosmopolitismus und Communismus, doch nicht vom Pietismus und Egoismus, und auch nicht von den Rheinzöllen. Seine Körperverhältnisse sind meist untersetzt wie seine Geldverhältnisse, darum sitzt er, wo er sich einmal setzt, recht fest. Er hat beständig den Hut auf, und lebt mehr auf und in dem Wasser, als auf dem Lande, weßhalb man ihn ein Amphibium nennen könnte. Doch paßt dieser Name nur theilweise auf ihn, da seine Frauen und Mädchen größtentheils stillfeuriger Natur sind. Es widerspricht diese Eigenschaft ihrem Phlegma nicht, sondern durchbricht dasselbe nur wie schmale Kanäle, auf denen alsdann der ruhigere Gemahl oder Geliebte mit seinem Boote phlegmatisch in das Herz wie in den Hafen fährt. Von inniger, poetischer Liebe, wie dieselbe bei dem Deutschen, oder von romantischer, wie sie bei dem Franzosen vorkommt, oder von sonst einem aufregenden Gefühl kennt er nichts; Leidenschaften sind ihm fremd, sein Phlegma läßt nichts derartiges aufkommen. Die Ehe betrachtet er deßhalb als ein Geschäft, und es wird um die Mitgift des Sohnes und der Tochter förmlich gehandelt; auf die Person selbst, sie mag so schön oder häßlich sein, wie sie will, wird nicht das geringste Gewicht gelegt. Sein Gesicht hat eine annähernde Aehnlichkeit mit dem Deutschen, nur bildet sich alles muschelförmiger. Die Stirne ist rauh wie eine Austerschale und ähnlich gewölbt; die Augen schließt er — seit dem Abfall der Niederlande — bei politischen Widerwärtigkeiten und unangenehmen Börsennachrichten fest wie Muscheln; geöffnet sehen sie Schellfischaugen ähnlich; die Nase

ist nicht klein, aber stumpf wie ein Leinpfahl; die Unterlippe vorstehend; wenn er küßt, was er sich nicht genirt in öffentlichen Gesellschaften zu thun, bekömmt der Mund das Aussehen einer im Anmarsch begriffenen Seeschnecke. Er hört auf den Ruf: „Jan "

Es ist einleuchtend, daß diese Charakteristik, so tiefsinnig und psychologisch wahr sie ist, doch nicht auf jeden Holländer und auf jede Holländerin paßt; vielleicht auf keinen ganz vollkommen. Dies thut nichts. Bei der Behandlung von Nationen kommt es überhaupt darauf nicht an, ob dieselbe paßt oder nicht, sondern — ob die Nation eine solche sich gefallen läßt. Experientia docet, oder auch wie ein großer Mann Italiens sagte: Non fa niente! Es geschieht doch!

Einleuchtend dürfte nunmehr Jedem meine Methode sein, die Temperamente aufzufinden. Wie überall, so kommt es auch hier auf die Exegese an. Schon der alte Göthe sagt:

Im Auslegen seid munter,
Und legt Ihr nicht aus, so legt was unter!

Ein goldner Spruch für Fürsten und Völker, für Gelehrte und Weltweisen, für Literaten, Geistliche, Advocaten, Schafsköpfe, Bücherfabrikanten und für uns Alle. Ich könnte hier noch sehr Vieles sagen, mehr als ich selbst verstehen und irgend Jemand begreifen könnte, wo denn ein ergiebiges Feld zum Grübeln gewonnen würde. Allein ich überlasse dies tiefsinnigen Poeten und füge statt dessen noch eine auf reale und subjective Anschauung begründete Betrachtung über unsern Mitmenschen, den Russen bei.

Der Russe.

Lieber Leser! ja der Russe ist unser Mitmensch, so gut wie der Jude und Neger. Wir brauchen uns deßhalb nicht zu geniren, ihn als unsres Gleichen zu betrachten und ihn hierbei abzubilden.

Eigentlich ist der Russe mehr choleraisch als cholerisch. Ueber den Ausdruck seines Gesichtes läßt sich wenig sagen, da in seinem Lande ihm jeder Ausdruck verboten ist, der nicht allerhöchsten Ortes vorgeschrieben wurde. Seine Augen sind klein und tiefliegend wie die des Maulwurfs, sein Mund dagegen groß, und könnte in anderer Hinsicht ein Maulwurf oder Wurfmaul genannt werden. Er knirscht mit den Zähnen, glaubt an Einen Gott, an den Kaiser und die Knute. Als Nationallied hat er das Göthe'sche Gedicht: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühen?" übersetzt, und zwar lautet der Anfang: „Wie lächelst freundlich du Sibirien?!" — — Er liebt die Polen, und verschlingt Kartoffeln, Talgkerzen und Speck, dreht

sich gerne im Schnee um und grunzt, wenn ihm eine Gnade zu Theil wird. Er schwört wenig, aber flucht doch auf — nun auf allerlei, was in seiner Nachbarschaft geschieht. Sonst ist er für sich klug, hat Geld und viele Leidenschaften, worunter das Schnapstrinken, die Proselytenmacherei und der Tscherkessenhaß obenanstehen. Obgleich er sein Weib oder seine Geliebte häufig mit Füßen tritt, ist er dennoch der sinnlichen Liebe nicht abgeneigt und ein guter Ehemann, der niemals vom Tisch bleibt und sich auch nicht scheiden läßt. Der Ständeunterschied ist bei ihm nur äußerlich; innerlich sind sich alle Russen gleich an Zartgefühl, Unterthanentreue, Knutenfurcht, Geld- und Schnapsliebe.

(Fortsetzung folgt.)

„La bourse ou la vie!“ —

„Ich habe Nichts, wie dieses Paraplui!

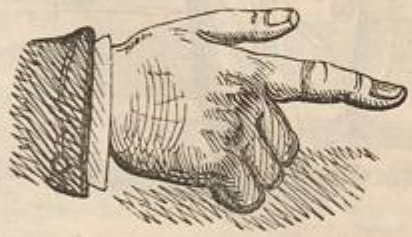
„Kerl! ich schieße Dich zusammen, wenn Du nicht —“

„Entschuldigen Sie, Herr Bankier; ich wollte mir man eenen Fünfdahlerschein wechseln!“

— „Das ist kein Wunder, daß der Mann schlecht exerzirt; er hat ja nicht einmal einen Regenpfropfen auf dem Lanse!“ —

„Aber bester Freund, was hat denn Ihre Frau?“ —

„O, 's ist nichts als ein vorbeireitender Husaren-Offizier; die sieht sie für ihr Leben gern!“



Bekanntmachung.

Es ist ein Messer ohne Heft verloren gegangen, woran die Klinge fehlt. Unten folgt die Abbildung desselben.

Ein Schüler des Gedächtnißriesen Dr. Kothe bei Aufführung eines modernen Trauerspiels.

— Lassen Sie mich um Gotteswillen heraus; ich behalte sonst das ganze Stück auswendig. —

— Warum zum Teufel tragen Sie Ihren Regenschirm versteckt und öffnen ihn nicht? —
— Ich hab' ihn vor Kurzem erst gekauft und will ihn anfangs etwas schonen. —

„Der Lumpenhund, nur Silbergeld! Da hat man ja seine liebe Müh', es fortzubringen!“

„Na, dafür kriegt er aber ooch noch einmal die scheensten Keile!“

„Spitzbub! was suchst Du da?“ —
„Ich — ich — ich habe meine Mütze verloren.“
„Die hast Du ja auf dem Kopfe!“
„Excusiren Sie — — das ist — — eine fremde!“

— Wird Dein Herz auch fern von mir nur für mich schlagen? —
— Ich werde den Versuchungen des Teufels zu trotzen wissen! —

Betrachtungen über Dr. Faust,

mit daran geknüpften erbaulichen Consequenzen für die Kunst.

Zweites Kapitel.

Wie die Künstler durch ihre Namen und schöne Leibesgestalt ausgezeichnet sind und hochgeehrt werden; mit den schlagensten und erhebendsten Beispielen belegt. Unerhörte Erfindungen im Gebiete der Kunst. Stoß- und Boßseufzer des Autors über Faust und Mephisto.

Bei der Geburt seines Sohnes hat mit vielem Geist
Tristam Shandy Betrachtungen angestellt; und beweis't,
Daß der Name, den ein Menschenkind erhält,
Höchst wichtig ist für seine Stellung in der Welt.
Da können denn die Künstler ihren Schöpfer preisen,
Denn sie haben wohltönende Namen aufzuweisen;
Namen wie Raphael, Guido Reni, Michel Angelo,
Höllenbreugel, Schmier-Franke ebenso,
Wie gaukelnde Sylphiden über die Lippen fließen,
Während and're Branchen sich jämmerlich behelfen müssen.
Zum Beispiel: — — — doch wollt' ich Exempel auch hier notiren,
Sie würden die Censur doch nimmer passiren;
Ich bitte daher, daß der Leser lieber nach eignem goût
Und sans gêne dies frei in Gedanken thu'.

Ich schreite jetzt zur Gestalt, da werden denn die Künstler befunden,
Idealisch schlank und in Hogarth'schen Linien gewunden.

Dicke trifft man nur selten d'runter an,
Meistens sind sie mager, und ist nicht viel d'ran,
So daß man förmlich eine Rarität daraus macht,
Wenn es Einer bei der Kunst zur Korpulenz 'mal gebracht.
Es üben die Künstler durch ihres Leibes schöne Gestalt
Oft in ganz jungen Jahren schon eine so zaub'rische Gewalt,
Daß wir sie zu den feinsten Theezirkeln geladen sehn,
Wo sie denn als Staffage an den Wänden 'rum stehn.

Natürlich werden hiermit nur Diejenigen beehrt,
Denen das Schicksal zugleich die Mittel gewährt,
Daß sie sich können ebenbürtig machen dazu
Durch Anschaffung von Frack und glacée - Handschuh.
Die nicht so glücklich sind, im Grunde auch nicht viel verlieren,
Unter uns gesagt: wer weiß, ob sie nicht gar dabei profitiren? —
(Du lieber Gott! die Tasse Thee und ein Stückchen Kuchen knapp
Steht man sich ja an den Hacken ab!) —
Im Blüthenalter ist die Stirn von wallenden Locken umgeben,
Ueppig wuchernd, wie Schlingen der edelsten Reben,
Das Haupthaar, wie mit Ambrosia der Götter gesalbt, glänzt.
Später wird dies durch Hückstadt'sches Kräuteröl ergänzt,
Bis die Laube verschwindet, dann aber werden des Künstlers Stirn

Blühtenalter.

Kräuteröl.

Ruhm.

Die Lorberkränze seines Ruhmes verzier'n,
Und seine Geburtstage werden fortan fetirt,
Wozu denn der Hoftapezier die Festhallen dekorirt,
Bis Edens Amaranthenduft
Ihn in's ewige Leben ruft!*)
Wir sehen die Künste von jeher auf's Höchste hochgestellt,
Indem die Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften der Welt
Ihre lyrischen Haine zu betreten
Sich zu erniedrigen nicht verschmähten.
Ich erinnere nur an den cyprischen König Pygmaleon,
Und an Dädalus, eines Königs Sohn! —
Noch jetzt stehen die Künstler von ächtem Schrot und Guß
Auf Du und Du mit dem Könige Gambrinus. —

Vom Maler Apelles thut uns die Geschichte erzählen,
Daß er sich ungeladen durfte zur Tafel einstellen
Beim Könige von Alexandrien, Ptolomäus genannt;

*) Manche nehmen fürlieb denn auch mit einer schofeln Adonis-*tour*,
Und genießen Lorbern, in Blättern, an ihrer Nudelsuppe nur.

So werden Künstler zu Mitgliedern der Akademie auch ernannt,
Und dürfen den Akademiehof von selbiger Zeit
Benutzen, zu ihrer Bequemlichkeit!
Was brauch ich nunmehr noch auszutrompeten,
Daß Künstler auch anderswo Fürsten vertreten;
Obgleich, wenn nicht alle Kennzeichen trügen,
(Büffon und Cuvier sind keine Leute, die lügen,)
Wir sie nach unserm besten Wissen,
Wie andre Menschen, zu den Säugethieren zählen müssen. —

Wie alles Schöne und Edle auf dieser Welt
In sich fortwuchernde Keime enthält,
So auch die Kunst, denn ihre Segnungen
sehn wir vermehrt
Durch Erfindungen in ihrem Gebiet, ganz
unerhört:
Wir wollen nur den Kuhpfoten-Oelgemälde-
Druck betrachten,
Und die Kupferstiche von Kitt-Papier, die
auch nicht zu verachten.*) —
Hätte Faust auch nur dergleichen lukrative
Dinge getrieben,
Seine Karre wäre auch nicht stecken geblie-
ben; —
Noch glänzender vielleicht als bei einer wirk-
lichen Kunst
Genösse er da wohl des Schicksals Gunst!
Wir können uns hier wiederum nicht ent-
halten
Zu lassen unsre Gefühle walten,
Indem wir wegen Fausten einen Seufzer
ausstoßen,
Und uns über die Hinterlist des Mephisto
boßen!

(Fortsetzung folgt.)

Mieris Kuhpfoten-Oelgemälde-Druck.

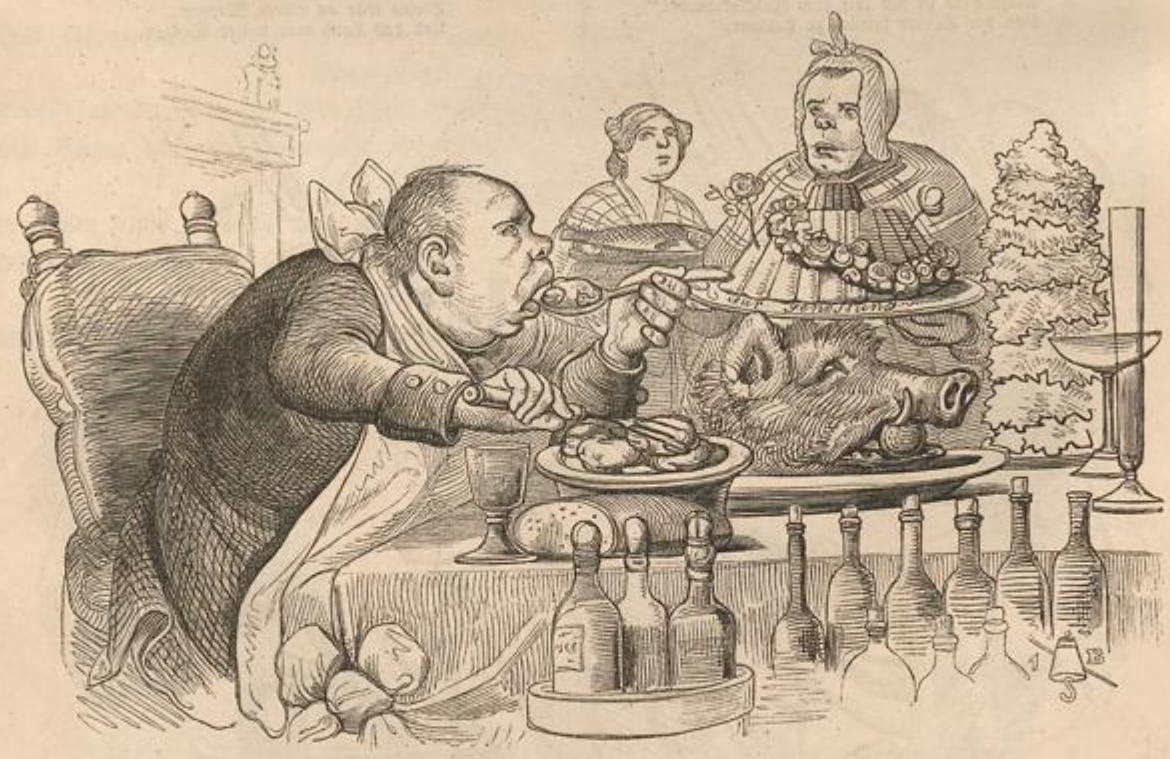
*) Diese beiden Erfindungen gehören unstreitig zu den praktischsten der neuen Zeit, und rivalisiren in würdiger Weise mit der Erfindung der Lehm- und Steinkohlen-Bedachung. (Bei welcher es nur zu bedauern ist, daß es durchregnet.) — Der Kuhpfoten-Oel- (Ochsenpfoten-Fett-) Gemälde-Druck möchte wohl unersetzbar zu nennen sein, namentlich für die Vervielfältigung pockennarbiger Gesichter und bemooster Häupter. — Es ist unglaublich, was die Kunst durch dergleichen Erfindungen gefördert wird; durch letztere sogar auch noch die Viehzucht. (Wegen des starken Verbrauchs von Kuhpfoten-Oel oder Ochsenpfoten-Fett.)

Die Bülletins.

Der Herr Hofrath ist erkranket,
Weil er was zuviel getranket. —
„Johann, schnell zum Doctor eile,
Schwer wie eine Hammelskeule
Ist mein Haupt; ich bin marode,
Mein Leib ist fest wie eine Rokokokomode!“
Und der Doctor kommt zu dannen,
Schreibt ein Recept wohl von drei Spannen,
Und ein Bülletin dabei:
„Daß der Puls sehr fiebrig sei:
„Druck auf Hirn und auf Platte,
„Und die Zunge weiß wie Watte.“
Dieses war an einem Morgen,
Und das Land war voller Sorgen.

Mittags kommt der Doctor wieder,
Und verordnet etwas Flieder,
Und den Kranken stark zu dürsten;
Essen dürf er nichts von Würsten,
Keine Braten, noch Pasteten;
Doch ein Fußbad sei vonnöthen.
Und in der Zeitung steht geschrieben:
„Der Patient wird jetzt gerieben.“

Als die Nacht nun niedersinket
Und das Heer der Sterne blinket,
Kommt der Arzt zum drittenmal.
Der Kranke ist noch sehr fatal,
Doch die Krisis ist im Kommen,
Und der Schweiß kömmt schon geschwommen.
Das Bülletin nun rapportiret:
„Der Kranke etwas transpiriret.“
Nunmehr fängt er an zu schlummern
Bis zum Morgen ohne Kummern.



Als Phöbus nun mit seinem Wagen
Am Himmel längst emporgefahren,
Da gähnt er und verlangt zu essen.
Zur Küche rennen die Expressen.
Den Schweinskopf darf man nicht vergessen;
Der Arzt erscheinet unterdessen
Und freuet seiner Kur sich weidlich;
Der Appetit im Bülletin heißt: „leidlich!“
Dafür ward er in den nächsten Tagen
Zum Sanitätsrath auch geschlagen.

L. C.

DIE WAARENZAHLER.

A. SCHRŒDTER.

Lith. Inst. v. Arnz & Cie in Düsseldorf

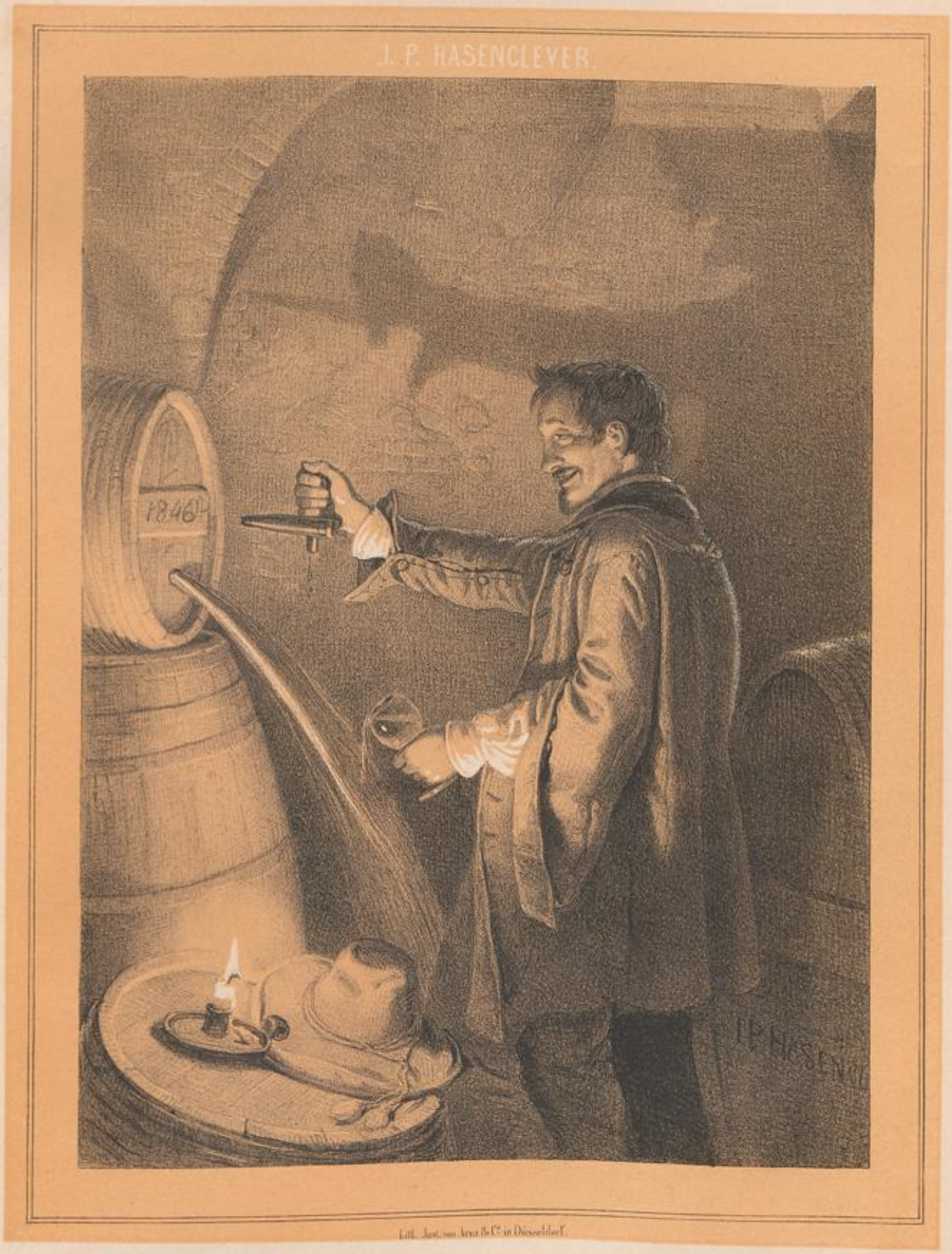
—Herr, hier ist die Bestellung, verakkordirt zu 22 Rthr; wir haben es uns vier Wochen sauer daran werden lassen.

— Lasst sehen, gute Leute — da habt Jhr erstens eine schöne Weste, zu 4 Rthr 10 Sgr. Dann ein Rest Kattun, 7 Ellen à 13 Sgr. 3 Rthr 1 Sgr. 5 ℔ Kaffebohnen à 11 Sgr. 1 Rthr. 25 Sgr. 4 Stück seidene Tücher, à 1 Rthlr. 12 Sgr. macht 5 Rthlr. 18 Sgr; sodann kriegt Jhr hier einen schönen Kanarienvogel nebst messingenen Käfig, zu 5 Rthlr. 20 Sgr; — da kriegt Jhr noch grade 1 Rthlr. 16 Sgr. baar heraus.

— Nun, Adieu liebe Frau! ich werde dir wahrscheinlich heute einen Hirsch mitbringen! —

— Ich bin schon mit einem Hasen zufrieden, aber höre: der letzte, den du mitbrachtest, hatte zu viel haût goût, — ein frischer wäre mir lieber.

— Pah! wer kann fragen, ob ein Hase frisch ist, oder haût goût hat, man schiefst, was einem vorkommt. —



Lith. Inst. von Arnz & Cº in Düsseldorf.

Viel Durst.

(Vergleiche Seite 81 das Gedicht von Wolfgang Müller.)

Graf Fips Trill von Trillenhausen und seine Familie.

Erzählung von **Carl Cramer.**

(Fortsetzung.)

Die Anwesenheit ihres Vorvaters mußte es natürlich Paulinen in's Gedächtniß zurückrufen, wie unglücklich ihrer Mutter erstes Eheverhältniß gewesen war, welches blos durch die Zuneigung, ohne alle Rücksicht auf äußere Verhältnisse geschlossen wurde.

Sie lebte von nun an mit sich selbst in einem steten Kampfe. Bald zog es sie zu Hochstein hin; dann aber begann sie ihre eigene Schwäche zu fürchten, und sie wies seine Bewerbungen ernst zurück; ihre Härte that ihr aber dann selbst so wehe, daß sie bald nachher wieder glaubte dieselbe mildern zu müssen. Sie glich immer jenen elektrisirten Korkkügelchen, die sich entfernt anziehen und wieder abstoßen, sobald sie sich berührt haben.

Anders gestaltete sich das Verhältniß zwischen dem andern Pärchen. Die beiden freuten sich ihrer gegenseitigen Neigung, ohne vorerst an das Ziel zu denken, wohin das führen sollte. Die gegenseitigen Neckereien wurden dabei keineswegs eingestellt, und oft so weit getrieben, daß Julius oft ernstlich böse wurde, und Bertha zuweilen einige bittere Thränen vergoß.

„Was sich liebt, das neckt sich," sagt das Sprüchwort. Es ist dies eine eigenthümliche Erscheinung, daß zwei Wesen, die sich innig wohlwollen, zuweilen Vergnügen daran finden können, sich gewissermaßen bis auf's Blut zu peinigen. Dürften wir eine Erklärung wagen, so möchten wir die Herzen solcher Verliebten mit einem Paar Instrumenten vergleichen, mit welchen ein Duett aufgeführt werden soll; da schlägt man so lange die disharmonirenden Saiten an, und schraubt so lange dran herum, bis es endlich gelungen, sie in Einklang zu bringen.

v. Berger war nach einem Aufenthalt von etwa einer Woche, und nach einem thränenreichen Abschiede von seiner früheren Gemahlin wieder abgereist, als die Familie neuerdings durch einen anrollenden Wagen in Schrecken versetzt wurde. Man erkannte in der That den eigenen Wagen, aber dennoch war auch diesmal der Schrecken ein blinder Schrecken; Peter brachte nur den leeren Wagen zurück.

Durch ihn erfuhr man, daß er den Obrist und Johann in einem der Haupt-Bäder Deutschlands zurückgelassen habe. So gab man sich denn der Hoffnung hin, noch auf längere Zeit von seinem lästigen Joche befreit zu sein.

Nur Pauline wurde dieser Nachricht nicht ganz froh. Gaben doch die weiteren Freiheiten, deren sie genossen, und die damit verbundenen Ausflüchte und Besuche, Hochstein um so öfter Gelegenheit sich ihr zu nähern. Bei ihrem letzten Beisammensein hatte sie ihn wieder abgewiesen, wobei sie vergeblich den Schein der Kälte anzunehmen gesucht hatte. Es sollte diesmal für immer sein, aber da brachte des andern Morgens das Feuilleton folgendes Gedicht:

Sehnsucht nach Mitgefühl.

Sonst hab ich manche liebe Nacht
In Saus und Braus durchwacht, durchlacht,
Dann durch der Brüder Rundgesang
Brach jauchzend meiner Stimme Klang.

Jetzt aber steh ich ganz allein
Und starre in die Nacht hinein.
Das Herz ist mir so freudenleer,
Das Auge mir so thränenschwer.

In Freundes Brust, die treu es meint,
Hätt' ich so gern mich ausgeweint,
Das sonst so gleich gestimmte Herz
Wußt nicht zu fassen meinen Schmerz.

Und der ich klagen möchte gern,
Ob sie mir nah, sie steht mir fern.
Die Welt und ihre Eitelkeit
Trennt Herzen, liebend sich geweiht.

Drum steh ich einsam und allein
Und starre in die Nacht hinein,
Und leise zu den Sternen zieht
Mein Schmerz hinauf als Klagelied.

Vielleicht daß einer dann es hört,
Dem gleiches Leid den Frieden stört,
Der seine Klag' der meinen eint,
Und mit mir eine Thräne weint.

Als Hochstein seinen eigenen Erguß gedruckt las, erschrak er vor den mannichfachen Verstößen gegen seine sonstige Formstrenge, und am meisten darüber, daß er zum erstenmale Herz und Schmerz vereinet hatte. Aber von Herzen kam es, und zum Herzen ging es. Nie hatte sich Pauline durch seine strengeren Gedichte so tief bewegt gefühlt, wie durch diese ungekünstelten Worte.

Sie brach in Thränen aus, und sah mit Schrecken dem Abend entgegen, an dem sie Walther bei einem ländlichen Feste treffen sollte, welches der alte Feldmann auf seinem Landgute gab. Und doch galt es heute vor allem ernst zu sein; rühmte sich doch der Dichter in dem Liede offen ihrer Zuneigung.

Der gefeierte Abend war heran gekommen. Das ländliche Fest, was Feldmann gab, war alles, nur nicht ländlich. Das Landhaus trug freilich im Aeußeren die Form eines schweizer Bauernhauses, aber das schwerfällige Eisengitter, welches den weiten englischen Garten umgab, mußte Kunde davon geben, daß es seinem Besitzer nicht an edleren Metallen fehlte.

In den geschnörkelten und gezirkelten Gängen des englischen Gartens wandelten Gäste, deren Benehmen ebenso geschnörkelt und gezirkelt war. Manche Dame hatte sich freilich mit Blumen geschmückt, aber sie waren der Fabrik und nicht der Natur entnommen. Traten nun die Herren in ihrer Balltracht in eine Gruppe zusammen, so bildeten sie gewissermaßen einen schwarzen Flecken in der prangenden Natur, die sie rings umgab.

Es ist dies eine sonderbare Sache. Man kann jetzt mit Windeseile von einem Ende der Welt zum andern kommen, aber unserer Noblesse ist es demnach unmöglich aufs Land zu kommen, denn sie führt überall die Stadt mit, wie die Schnecke das Haus. Ein wahrer Freund des Landlebens kann deshalb nichts Besseres thun, als dort gleich den Bündel zu schnüren, wo sich so ein Schwarm Noblesse niederläßt.

Im Uebrigen aber war das Fest glänzend. Im Innern des mit orientalischem Luxus ausgeschmückten Bauernhauses concertirten beim Erhardschen Flügel berühmte Concertsängerinnen. Draußen aber im Garten spielte die mitgebrachte Regimentsmusik für Ohren von minderem **haut-goût** die berühmte Polka: „Wenn der Muth in der Brust seine Spannkraft übt."

Der Cardinal, den der Festgeber selbst aus der Silberkumpe kredenzte, war aus den feinsten Weinen zusammengesetzt, und erntete den Beifall der kundigsten Feinschmecker. Es fehlte überhaupt nichts, als allenfalls ein Stuhl, auf dem man sich nach einer längeren Fußpartie hätte ausstrecken dürfen, ohne befürchten zu müssen, daß er breche.

Doch an solche Partien dachte man ohnehin nicht, man schonte die Füße für den **bal champêtre** der das Fest krönen sollte. Hochstein war vielleicht der Einzige, der bei seiner Ankunft sich der Hoffnung hingab, mit der Geliebten im Arme einen größeren und deshalb einsamen Spaziergang machen zu dürfen; aber er hatte sich diesmal garstig geirrt.

Pauline, die heute einmal fest bleiben wollte, hatte ihren früheren Courmacher, den Lieutenant von Plakow wieder herangezogen, gewissermaßen wie einen Keil, womit man einen andern austreibt. Als Hochstein sich ihr nähern wollte, fand er die Stelle, die er in der letzten Zeit eingenommen hatte, durch den glücklichen Lieutenant besetzt, der nicht von ihrer Seite wich.

Vergeblich versuchte es Hochstein verschiedenemal sich der Unterhaltung mit ihr zu bemächtigen. Seine Worte glichen dem Anker, der in den Flugsand geworfen, gleich wieder los geht. Sie schien nur Ohren für von Plakow zu haben, der ihr zu wiederholten Malen versichert, daß die Jenny Lind bei ihrem letzten Auftreten wieder einmal famos gottvoll gewesen sei.

Sehr zur ungelegenen Zeit, vielleicht um nicht seinem Nebenbuhler gegenüber zurückstehen zu wollen, erlaubte sich Hochstein endlich sie mit einem Tone der Vertraulichkeit anzureden, den sie ihm sonst wohl gestattete; aber diesmal wies Pauline diesen Ton mit höflicher Kälte zurück, und nahm ihn darauf selbst gegen den Lieutenant an. Dieser warf ob seines Sieges einen höhnischen triumphirenden Blick auf seinen Nebenbuhler.

Hochstein erröthete bis hinter die Ohren vor Scham über die traurige Rolle, die er spielte. Er rannte von dannen, suchte die entlegenste Allee des großen Gartens auf, und lief dort auf und ab, gleich einem jungen Schauspieler, der nicht mit den Armen zu bleiben weiß, heftig gestikulirend, und

mit den Zähnen knirschend wie Fiesko, wenn er wünscht, er möchte den Erdball zwischen den Zähnen haben, um ihn wie eine taube Nuß zu zerknacken.

Sein beleidigter Stolz sagte ihm jedoch, daß er seinem Gegner keinen Stoff zum Spotte geben dürfe. Nachdem er sich einigermaßen ausgetobt hatte, nahm er sich zusammen, und beschloß Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Er wollte seine Gleichgültigkeit dadurch zu erkennen geben, daß er irgend einer andern Dame die Aufmerksamkeit zuwende, die er sonst Paulinen in der Gesellschaft gewidmet hatte.

Unter den Damen, die bei dem Bankier Feldmann geladen waren, befand sich eine junge Wittwe, welche derzeit in der Stadt die meisten Anbeter hatte. Frau Bremmer war, wenn auch grade nicht hervorstechend, doch in der That so übel nicht; es war ein rundliches, kerniges Weibchen mit blühenden Wangen, und einer unversiegbaren frohen Laune, welche sie ungehindert spielen ließ, ohne sich durch die Furcht, gegen die Etiquette zu verstoßen, bewegen zu lassen. Sie durfte sich aber auch mehr wie andere frei gehen lassen, denn eines Theils wußte sie, daß man grade ihr manches nachsah, und andern Theils, war sie wirklich innerlich zu gut, als daß sie nöthig gehabt hätte, sich äußerlich strenge zu bewahren.

Das war nun freilich eine sehr gute Eigenschaft, aber doch nicht diejenige, welcher sie die Menge ihrer Anbeter, und die Nachsicht der Gesellschaft verdankte. Sie besaß einen andern Vorzug, den man zwar am wenigsten an ihr lobte, aber doch am meisten an ihr schätzte, nämlich ein Vermögen von 3 Millionen Thalern, und nicht etwa daß es erst zu erwarten stand, sondern, wie man zu sagen pflegt: „Butter bei den Fischen." Darf man sich wundern, daß so Mancher seine Angel nach dem Goldfisch auswarf?

Zwar wollte man wissen, der frühere Gemahl der Dame habe sein Geld in einer fernen großen Stadt durch das Straßen-Reinigungs-Unternehmen gewonnen; doch sprach man nicht laut davon, denn die vornehmen Zirkel unserer Zeit sehen über die Herkunft gnädig hinweg, wenn nur die Einkünfte darnach sind. Selbst der Adel betrachtet schon seit lange die **Alliance** mit dem Beutel nicht mehr als eine **Mesalliance.**

Kurz, der vergoldete Dreckkarren war der Dame zum Siegeswagen geworden, vor den sich adelige und bürgerliche Auskultatoren, Referendaren, Assessoren, Regierungsräthe, Offiziere von jedem Range, ordentliche, unordentliche und außerordentliche Professoren spannten, und so denselben anstatt der alten blinden Karrengäule mit vergilbtem Lederzeuge, höchsteigenhändig mit Glaceehandschuhen zogen. Man bemerkte darunter sogar einen Landtagsverordneten, der bei Gelegenheit der Debatte eines Bescholtenheits-Gesetzes die Behauptung aufstellte, ehrlos sei — seiner Ansicht nach — ein Kaufmann der mit einem Handwerker, ein Tertianer der mit einem Secundaner, und ein Offizier der mit einer — wenn auch braven — Dienstmagd Umgang pflege.

Auch von Plakow hatte sich, jedoch mit entschiedenem Unglück, emsig um ihre Gunst bemüht, er brachte es nicht einmal dahin, mit angeschirrt zu werden.

Die Damen rümpften freilich heimlich wohl über Frau Bremmer das Näschen, doch wagten auch sie keinen offenen Angriff; sie hätten sich sonst $^3/_4$ der jungen Männerwelt verfeindet, von denen am Ende Frau Bremmer doch nur Einen behalten konnte. Im Stillen wünschten sie dieselbe freilich dorthin, wo der Pfeffer wächst.

Es geht Frauenzimmern wie den Waaren, sie steigen im Werthe bei vermehrter Nachfrage. Selbst unserm Hochstein, der nicht an die Millionen dachte, ward die Dame werth durch die hohe Notirung, womit sie im städtischen Preis-Courant verzeichnet stand. Er steuerte deshalb direkt auf sie los und bat, da der **bal champêtre** eben begann, um einen Tanz.

Eine bessere Aufnahme, wie ihm ward, hätte sich Hochstein nicht wünschen können. Das muntere Weibchen empfing den Dichter, den es bis dahin unter seinem Gespann vermißte, mit fast sichtbarem Entzücken. Und das war leicht zu erklären. Junge Wittwen wollen selbstredend sobald wie möglich wieder heirathen. Und welch ein glücklicheres Loos konnte sich die reiche Frau träumen, als die goldenen Hesperiden Aepfel, entsprossen dem Kothe, den die Kinder der Nacht zusammenschleppten, dereinst in den Armen eines Dichters genießen zu dürfen? Hin und wieder waren ihr doch die Stichelreden der Damen nicht entgangen, und hatten sie tief verletzt, obgleich sie klug genug war, sich dies nicht merken zu lassen. Wie mußte ihr Ansehen steigen, wenn ihr der gewaltige Sprung ge-

lang aus den Armen eines Dreckspekulanten in jene eines gefeierten Sängers.

Die frohe Laune seiner Tänzerin kam Hochstein trefflich zu statten, seiner eigenen üblen Laune Herr zu werden. Ihr ungekünsteltes Sichgehenlassen bildete einen angenehmen Gegensatz gegen das steife Wesen der Welt, die ihn umgab, und die ihm mit ihren Vorurtheilen und Eitelkeiten so bitteren Schmerz bereitete.

Er verfehlte natürlich nicht, die Wittwe dieses Vorzugs wegen zu preisen, und dagegen die Schwächen der vornehmen Welt mit salziger Lauge zu beitzen. Sein Humor belebte sich immer mehr und sprühte Funken nach allen Seiten hin.

Frau Bremmer wurde immer froher und freundlicher. Sie legte sich des Dichters Stimmung zu ihren Gunsten aus. Weiß man doch selten den Humor von der frohen Laune zu unterscheiden, und die Wenigsten ahnen es, daß der erstere dem Kampfe mit dem Schmerze und dem Bestreben entspringt, demjenigen was schmerzt, die kleine, die komische, Seite abzugewinnen. Deshalb steht man gewöhnlich erstaunt, wenn der Humor mit seinen burlesken Kreuz- und Quersprüngen einmal plötzlich aus der Lustigkeit in die tiefste, innigste Wehmuth hinüberspringt.

Schon beim Tanze hatte Pauline kein Auge von dem Paare weggewandt. Als man nach demselben an den Tischen sich niederließ, um die gebotenen Erfrischungen zu genießen, wußte sie es so einzurichten, daß sie mit ihrer Familie in nicht zu großer Entfernung von Hochstein und Frau Bremmer zu sitzen kam.

Beide waren allmälig zu einer dramatischen Vorstellung verschiedener Charaktere der vornehmen Welt übergegangen. Er spielte eben einen blasirten Herrn, sie dagegen eine Gans, die aus Furcht sich nicht gut zu benehmen, sich gar nicht benimmt. Ihre Nachbarschaft verstummte und machte die Zuschauer. Am aufmerksamsten darunter aber war Pauline. Vergeblich pries der Lieutenant, wie jungfräulich Jenny Lind die Norma aufgefaßt und dargestellt habe; seine Worte verklangen unbemerkt.

Sollen wir schildern, was in dem Augenblicke in Paulinens Busen vorging? Wir wissen nicht, ob es überhaupt nach Shakespeare noch ein Dichter wagen darf, die Eifersucht zu schildern; wir unsrer Seits treten scheu vor dieser Aufgabe zurück. Was jedoch bei Paulinen das Gefühl, welches ihr Innerstes durchwühlte, noch schmerzlicher machte, war, daß sie es nicht gleich Othello austoben durfte, sie mußte es vielmehr ängstlich verbergen. Um so enger ward es ihr ums Herz. Sie wollte ihr Aug und Ohr von der Scene abwenden, aber umsonst, mit unwiderstehlicher Gewalt wurden sie wieder angezogen.

Eben wechselten Hochstein und die Wittwe die Rollen. Er spielte drauf einen faden Courmacher, sie ein hochmüthiges Fräulein. Da sie bemerkte, daß Pauline ihrem Gespräche folgte, so konnte sie sich die kleine Rache nicht versagen, ein paar Worte einzuflechten, womit sie diese einmal verletzt hatte. Hochstein, dem die Anspielung nicht entging, drückte der Wittwe die Hand, und bat flüsternd um Schonung.

Mochte nun Pauline sich täuschen über das, was Hochstein ihr ins Ohr sagte, vermochte sie es vielmehr errrathen, genug ihr Stolz fand sich eben so sehr dadurch verletzt, wie ihre Liebe. Sie vermochte ihre Gefühle nicht mehr zu bewältigen. Sie versuchte höhnisch zu lächeln, aber ihr Lachen ward zu einem convulsivischen lauten Lachen; Thränen drangen aus ihren Augen, kalter Schweiß aus ihren Poren, ihr Herz drohte zu zerspringen. Sie sprang auf um das Freie zu suchen, aber mit einem lauten Schrei sank sie ohnmächtig zusammen.

Hochstein sprang bestürzt hinzu. Die Aufmerksamkeit, die er der Wittwe zugewendet, hatte er nur als Maske gebrauchen wollen, über welcher er seinen Schmerz über Paulinens Zurückweisung zu verstecken gedachte, nicht als eine Waffe der Koketterie. So sehr Paulinens Ohnmacht zu seinen Gunsten sprach, so war doch seine Liebe zu wenig selbstsüchtig, als daß er sich nicht im ersten Augenblicke Vorwürfe über sein Benehmen gemacht haben sollte.

Auch die Wittwe erschrak schuldbewußt, und eine Thräne der Theilnahme drang in ihr Auge. Doch überzeugte sich ihr klarer Blick nur zu bald, daß ihre Worte wohl nicht die Hauptursache dieses Unfalls gewesen sein mochten. Eine Entdeckung, die ihr Gewissen zwar beruhigte, die aber dem unerachtet nicht sehr angenehm für sie war.

Man brachte Pauline in ein Nebengemach. Als sie wieder zu sich kam bemerkte sie, daß Hochstein vor ihr knieend ihre Hand gefaßt hatte. Sie entzog ihm dieselbe, dann wies sie ihn heftig hinweg. Mutter und Schwester drangen in ihn, sich zu entfernen.

Pauline aber verbarg darauf still weinend ihr Gesicht am Busen ihrer Schwester. Bald nachher fuhr die Familie nach Hause.

Hochstein verabschiedete sich gleichfalls und schlug zu Fuß den Rückweg zur Stadt ein. Die verschiedenartigsten Gefühle wechselten in seiner Brust. Die freudige Ueberzeugung sich geliebt zu sehen, die Furcht, sich Pauline auf immer verfeindet zu haben, befriedigter Stolz, Besorgniß um ihr Befinden, — ein Gefühl verdrängte das andere.

Am andern Morgen ersuchte Hochstein Julius Feldmann, mit dem er allmälig in ein Verhältniß des gegenseitigen Vertrauens getreten war, ihn bei Paulinen zu entschuldigen und wo möglich ein rendezvous für ihn auszuwirken.

Als Hochstein von diesem Gange heimkehrte, fand er bereits ein Schreiben Paulinens vor, laut welchem sie ihn auf immer aus ihrer Nähe verbannte. So bös aber der Wortlaut, so günstig legte sich Hochstein mit Recht die Bedeutung aus. Erkannte sie dadurch, daß sie ihm eine Schuld beimaß, nicht offen an, daß ein Verhältniß zwischen ihnen bestand? Wollte sie ihn wirklich verbannen, so mußte sie schweigen; das Schreiben war offenbar eine Herausforderung, vorerst mindestens zu antworten. Mit Recht übersetzte er sich deshalb ihr Verbot, nie mehr in ihre Nähe zu treten, in die Worte: „Komm ja recht bald."

Die Ankunft Feldmanns überzeugte ihn bald, daß er sich nicht getäuscht habe. Der Freund hatte ihn bei seiner Geliebten nicht nur entschuldigt, sondern sogar vertheidigt, indem er derselben ihr eignes Benehmen vorwarf, wovon das seine nur eine natürliche Folge gewesen sei. Der gebrochene Stolz der Schönen konnte sich natürlich nach dem gestrigen Vorfall nur daran wieder aufrichten, daß ihr der Sänger von nun an neue unverbrüchliche Treue widme; so gab sie denn ihren eigenen Gefühlen nach, und gestattete ihm für den Abend eine Zusammenkunft.

Dieses Stelldichein fand, wie alle andere, die ihm folgten, gar kein Hinderniß. Hätte die Gräfin Mutter ihrer eignen Ueberzeugung zu folgen gewagt, so wäre sie sicher einer weitern Fortsetzung des Verhältnisses entgegen getreten, nachdem ihr der gestrige Abend nur zu klar gemacht, welche Wendung dasselbe genommen habe; aber sie kannte die Befehle ihres Gemahls, war an eine wörtliche Befolgung gewohnt und parirte Ordre. Sie begnügte sich damit, Paulinen einige fromme Ermahnungen zu geben, und ließ übrigens die Sache gehen, wie sie ging, indem sie wie Pilatus, ihre Hände in Unschuld wusch.

Als sich am Abend im Garten des Obristen die beiden Liebenden fanden, fuhren ihre Herzen zusammen wie Magnet und Eisen.

Pauline klagte sich nun selbst an, und gestand ihre glühende Liebe. Unübersteigliche Hindernisse stellten sich zwar einer Verbindung entgegen, doch wollte sie auch nie einem Andern angehören. Dies schwur sie heilig und theuer. Auf ewig sei sie

sein in reiner Seelenliebe. Hochstein ging entzückt auf dies Verhältniß ein.

Bei dieser Erklärung der Seelenliebe kamen indessen die Lippen keineswegs zu kurz. Aber die armen Thoren! Der Mensch ist eine Ehe zwischen Körper und Geist, die nur der Tod zu lösen vermag.

Es währte gar nicht lange, so empfanden beide das bittere Wehe einer Liebe ohne alle Hoffnung. Besonders galt dieses von Paulinen, sie welkte sichtlich ab. An die Stelle des frischen Lebens, welches sonst aus den blühenden Wangen und den lebendigen Zügen sprach, trat der Ausdruck des Leidens und des Schmachtens, welches sich in den abgespannten Zügen und der Bleiche der Wangen zu erkennen gab. Vermißt der Mensch doch gerade dasjenige am schmerzlichsten, was ihm versagt ist. Kurz die Seelenliebe der beiden begann weit gefährlicher zu werden, als die wachsende Liebe zwischen Julius und Bertha, die beide an keine solche chemische Zersetzung der Liebe dachten.

Auch diese beiden fanden sich häufig. Sie neckten sich, lachten zusammen, und hetzten sich in Lust und Freuden. Manchmal strahlte wohl eine höhere Gluth aus ihren Augen, aber das hatte nichts zu bedeuten, ihre Liebe blieb ohne Thränen.

Bei den Zusammenkünften Walthers und Paulinens jedoch flossen die Thränen reichlich. Sie fühlten beide, daß ein solches Verhältniß ihnen auf die Dauer unerträglich werde. Sie beschlossen mehrmals von einander zu scheiden, und sich in der Ferne lieb und werth zu halten, vermochten aber nicht ihren Vorsatz durchzuführen.

Thränen sind geschmolzene Kraft. Es war an einem jener Abende, wo sie sich auf ewig Lebewohl sagten, um sich am andern Morgen wieder zu sehen, als sich ein Band schloß, welches Pauline anfangs nur mit Erröthen und etwas später nur mit Schrecken an eine Sprengung ihres Verhältnisses mit Walther denken lassen durfte.

Es wird Zeit daß wir uns einmal wieder nach dem Herrn und Gebieter der Familie umsehen. Derselbe weilte noch immer in ††† baden. Seine Gemahlin hatte diesmal geirrt, wenn sie glaubte, seine Reise habe keinen besondern Zweck. Er hatte sich nämlich eine Aufgabe gestellt, die zu lösen verschiedene deutsche Kammern bisher vergeblich versuchten, nämlich die Spielbanken zu vernichten.

Sein Mittel war das einfachste von der Welt: er wollte sie alle sprengen. Es war ihm nach vielem Kopfbrechen endlich gelungen, ein Spielsystem zu entdecken, wonach er unfehlbar gewinnen mußte. Zuerst sollte die Bank in ††† baden, ruinirt werden, und dann die andern. Kuno von Kyburg nahm die Bank des Enthaupteten (Vaters) und ward Zerstörer der heiligen Vehm; der Graf Fips Trill von Trillenhausen aber nahm seinen monatlichen Sold um der Zerstörer der Spielbanken zu werden.

Er verfolgte seinen humanen Zweck mit dem rastlosesten Eifer, und anfangs mit so viel Glück, daß er keinen Augenblick an der Vollendung seiner Aufgabe zweifelte. Schon triumphirte er im voraus, und sah schon im Geiste, wie sein Name in die Blätter der Kultur-Geschichte eingetragen wurde.

Aber sonderbar, in der letzten Zeit hatte das Unglück allen seinen Berechnungen Trotz geboten, und ihn rein ausgeplündert. Doch er verzagte so leicht nicht, und hielt wie ein Held ohne Wanken an seiner Ueberzeugung.

Kein Lieutenant sah dem Ersten des Monats mit größerer Sehnsucht entgegen, als er dem Anfange des Monats Juli, wo es ihm vergönnt wurde, neue Goldfinken als Lockvögel auszustellen, welche ihm die andern ins Garn ziehen sollten.

Das Thal, in welchem *** Baden gelegen, verschwendete alle seine Reize, um die Gäste ins Freie zu locken, aber unsern Obristen vermochte es keinen Augenblick von der Verfolgung des Zweckes abzuhalten. Fehlten ihm auch augenblicklich die Waffen zum Kampfe wider die Bank, so benutzte er seine Zeit doch dazu, alle Chancen des Spiels zu beobachten. Täglich durchstach er den Bankiers ein paar Dutzend Karten, ohne auch nur einen Groschen zu setzen. Und siehe sein System bewährte sich auf das Herrlichste. Mindestens 4mal wäre schon die Bank von ihm gesprengt worden, hätte er Geld gehabt.

Endlich war der Juli herangenaht. Er hatte seiner Gemahlin den Cabinetsbefehl zugehen lassen, ihm den ganzen Monats-Sold unverkürzt zu übersenden, und sich einstweilen mit Schulden machen zu behelfen. Schon ein paar Tage früher, ehe das Geld ankommen konnte, mußte der Kammerdiener

und Bursche Johann sechsmal des Tages auf die Post laufen, um nachzufragen, ob es noch nicht angelangt sei.

Endlich lag der beschwerte Brief in seinen Händen. Hastig riß er denselben auf. Wie groß war aber sein Zorn, als er sah, daß seine Frau, die auch im vorhergehenden Monat kein Geld empfing, alle Subordination verletzend, dringender Auslagen halber nur 200 Thaler in Gold anstatt 350 sandte. Er ahnte Unheil; aber bald schwand seine Befürchtung vor dem Vertrauen auf sein System. Er stürzte auf die Bank.

Folgen wir ihm dorthin.

Ueber einen rauschenden Bach gelangen wir in englische Anlagen. Welchen Weg wir einschlagen mögen, er wird wenigstens eine Wendung annehmen, welche uns ein Prachtgebäude vor das Auge bringt, das uns zum Eintreten ladet.

Wir treten in ein Vorgemach, geschmückt mit fürstlichem Glanze. Große Trumeaux verdoppeln und verdreifachen den Raum. Landschaften von der Hand der besten Meister gemalt hingen an goldnen Kordeln an den mit grüner Seide geschmückten Wänden. Selbst die Kunst hatte sich zur Kupplerin für die Spielhölle hergegeben. Ehre dem würdigen Obristen, der sie zu vernichten geht.

Ein noch größerer Reichthum entfaltet sich in dem eigentlichen Coursaale; wahrscheinlich so geheißen, weil dort den Beuteln die Dickleibigkeit kurirt wird. Purpurner Sammet mit Gold durchwirkt bekleidet hier die Wände. Nur die Bilder fehlen, denn die Aufmerksamkeit darf hier nicht abgelenkt werden. Die Herren und Damen, welche an den Wänden herum spazieren, flüstern nur leise, gleich als fürchteten sie, den Götzen zu beleidigen, dem hier geopfert wird. Nur das eintönige Gebet seiner Priester: „**Messieurs faites votre jeu, le jeu est fait!**“ und dann die Verkündigung des Orakels, welches die fallende Karte, die rollende Kugel brachte, dringt verständlich an das Ohr.

Lumpen findet man dort genug, aber nicht an den Kleidern, sondern in den Kleidern. Alles ist vielmehr höchst elegant. Dem Bauer wird selbst im reinlichen Sonntagsstaat der Eingang verwehrt, damit er nicht einen zu grellen Kontrast mit den Prachtsälen bilde.

Manche reizende Dame wallt an uns vorüber. Die Heilquellen müssen sehr vortheilhaft auf die Augen wirken, mindestens auf die Frauenaugen, denn die Frauen in den Bädern haben meist sehr feurige Blicke. Wie würden sie nicht erst glühen, müßten die Inhaberinnen nicht so stumm an den Wänden herum wandeln.

Doch wir werden bald aufgeregtere anblicken. Treten wir an einen der Tische, an welchem die Glückskugel rollt. Einige Damen werben um das Glück. Ihr Auge ist an die rollende Kugel gefesselt, ihr Busen wogt als wolle er oben aus dem Kleide hinaus hüpfen. Wie gierig scharren sie den Gewinn ein, und nie erbleichen sie, wird durch das eintönige **noir!** oder **rouge plate!** ihnen der Verlust verkündet.

Andere Damen, selbst unthätig, haben sich unter den Spielern einen hübschen Mann zum Günstling erkoren und halten ihm das Däumchen, ohne daß er sich selbst etwas davon träumen läßt. Mit liebevoller Theilnahme freuen sie sich seines Gewinnstes, oder bedauern seinen Verlust, gleichsam als wäre es ihr eigner.

Seht dort den blonden, blauäugigen Geschäftsreisenden, wie erbleicht er, als eben der Croupier seine letzten Goldstücke einstreicht, vielleicht den Rest seiner Reisekassa. Wie verstört stürzt er von dannen. Armer Teufel! Weshalb versuchtest du dein Glück nicht einmal neben dem Tisch, anstatt auf dem Tisch? Weshalb hobst du nicht ein einziges Mal den Blick von der Karte in das theilnehmende Auge jener Dame dort, mit dem blinkenden Juwelen-Schmuck. Wir kennen sie, es ist Frau Bremmer, die für eine Viertelstunde ihre Hoffnung an dein Glück geknüpft hatte; das ist ein dünner Faden, der sich zu einem Ankertaue spinnen läßt. Renne nicht von dannen! Frau Bremmer kann dir doch unmöglich nachrennen? Zerschmettere dir das Hirn nicht, dir kann geholfen werden! Umsonst er stürzt fort. Die Wittwe drückt ein paar Worte des Bedauerns gegen eine Nachbarin aus, und schenkt dann ihre Theilnahme wieder einem andern Spieler.

Draußen schallt ein Schuß. Die Herren stürzen hinaus. Die Frauen erbleichen. Frau Bremmer läßt sich erschüttert auf einen Stuhl nieder. Diejenigen Spieler welche das schwebende Spiel an den Tisch gefesselt hält, wenden für einige Sekunden Blick und Gedanken von ihrem Einsatz ab, und selbst die Bankiers werfen sich mit Bocksgesichtern einen fragenden Blick zu.

(Schluß folgt.)

„Fräuche, had ehr keen Nägel?“
„„Nä, Kenk.““
„Womet kratzt ehr öch dann?“

„Höchst merkwürdig, daß Abd-el-Kader sich doch endlich den Franzosen ergeben!“
— „Darüber kann ich Sie aufklären. Abd-el-Kader wollte sich schon vor längerer Zeit ergeben, aber Bugeaud ließ ihm bedeuten, er möchte sich noch etwas gedulden, bald komme der Herzog von Aumale, alsdann möchte er sich wieder melden, das würde dem alten Papa eine ungeheure Freude sein und könne auch für ihn unberechenbare Folgen haben.“ —

Die große Parade.

Nach Hackländer's Wachtstuben-Abenteuer.

Commandirender General:

„Herr Oberst, ich bin vollkommen zufrieden mit den Leistungen der Truppen. Ich habe an den Anzügen nichts auszusetzen gehabt; die Haltung war sicher; die Griffe wurden mit Schnelligkeit und Präcision ausgeführt, und das Schwenken so wie der Vorbeimarsch ließen nichts zu wünschen übrig. Ihr Füsilier-Bataillon machte beim Vorbeimarsch einen kleinen Winkel; dem Terrain ist jedoch ganz die Schuld beizumessen. Gönnen Sie den Leuten zum Beweise meiner Zufriedenheit einige Tage Ruhe. — Nochmals, Herr Oberst, ich bin ganz zufrieden, und werde im Rapport an Se. Majestät den König den wirklich guten Zustand des Armeecorps zu rühmen wissen."

Der Oberst:

„Herr Major, ich bin überzeugt, daß Sie nicht erwarten, der Commandirende würde aus Artigkeit gegen uns grobe Mängel und Fehler nicht entdeckt haben; daß es aber gerade eines meiner Bataillons sein muß, das sich durch schlechte Haltung und noch schlechteren Vorbeimarsch auszeichnet, thut mir wirklich in der Seele leid! — Haben Sie denn um Gotteswillen nicht bemerkt, wie ich Ihnen beständig gewinkt; denn wenn auch der Commandirende gütig genug war, die ganze Schuld auf das Terrain zu schieben: ich sah ganz gut, daß Ihr Bataillon schon beim Antreten seine Haltung verlor, und in eine complete Schlangenlinie aufgelöst war. Sie hören nichts von den Artigkeiten, die ich mir vom Commandirenden, vom Divisions- und Brigade-General muß sagen lassen. — In acht Tagen ist Se. Majestät der König von der schlechten Haltung meines Regiments unterrichtet. Morgen früh um acht Uhr tritt das Füsilier-Bataillon zum Parademarsch an, nachdem dasselbe vorher in Compagnien geübt wurde.“ —

Der Major:

„Herr Hauptmann, Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich mir beständig Mühe gab, das Bataillon im besten Stand zu erhalten. Was kann aber der Major machen, wenn er von seinen Offizieren nicht unterstützt wird! Was ich so oft sagte, wiederhole ich: Sie waren zu bequem, Herr Hauptmann, und haben den Parademarsch viel zu wenig geübt! — Aber glauben Sie nicht, daß ich ein ewiger Krittler bin, der ohne Noth schilt, und immer etwas auszusetzen findet. Haben Sie denn meine Bewegungen mit dem Säbel nicht verstanden? Haben Sie nicht gesehn, wie heftig ich Ihrem rechten und linken Flügel winkte, indem schon beim Anmarsch die Compagnie sich in vollkommener Auflösung befand? Aber da hilft nichts mehr! Die Herren geben sich keine Mühe, und das weiß der Soldat und marschirt vorbei, daß es eine Schande ist. Was glauben Sie, daß der Commandirende gesagt hat? Er war durch Ihren Fehler mit der ganzen Parade unzufrieden, und will es sich noch überlegen, ob er nicht die schlechte Haltung des 16. Regiments Sr. Majestät dem König anzeigen soll. Sie, Herr Hauptmann, tragen mit Ihrer Compagnie die größte Schuld. Ich habe beständig mit Ihnen zu kämpfen, denn Ihre Mannschaft zeichnet sich beständig durch Malpropretät und Nachläßigkeit aus. Merken Sie sich das und nehmen Sie Ihre Leute besser zusammen. Morgen früh um sechs Uhr tritt das Bataillon zum Parademarsch an, nachdem es sich vorher in Compagnien und Zügen fleißig geübt hat.“

Der Capitain:

„Herr Lieutenant, ich habe es mir immer zum Gesetz gemacht, Ihre Unaufmerksamkeiten und Fehler nicht vor den Leuten zu rügen, damit Ihr Ansehn nicht leide. Aber, Herr Lieutenant, nach dem was heute vorgefallen, könnte man es mir nicht übel nehmen, wenn ich Offiziere und Mannschaft über einen Kamm schere: denn Sie allein tragen die Hauptschuld, Herr Lieutenant. Ei freilich, es ist viel leichter, die Caffehäuser zu besuchen und sich durch Vergnügungen zu wälzen, als den Dienst in der Compagnie zu versehen. Wissen Sie denn das Endresultat unserer heutigen Parade? — Ja, Herr Lieutenant, und durch Ihre Schuld; denn was kann der Capitain thun, wenn ihn die Offiziere nicht unterstützen? — O Gott im Himmel, es ist meine Compagnie gewesen, die höchst malpropre aussah, die keinen Tritt hatte, die das Gewehr zum Erbarmen trug, kurz, die die ganze Parade verdarb. Daß der Commandirende im höchsten Zorne fortgeritten ist, können Sie sich denken. So ein Schandmarsch sei ihm in seinem Leben nicht vorgekommen, obendrein da das Terrain das günstigste von der Welt gewesen sei. Er will Untersuchung anordnen, und ich muß das Ganze büßen. Und daß Ihr Zug der schmählichste war, hat mich gar nicht gewundert. Lassen Sie mir die Leute vorlesen, deren Anzug heute Morgen vor dem Ausrücken Veranlassung zur Klage gab. Ich will sie schuhriegeln, daß es eine Freude ist.“

Der Lieutenant:

„Na, das muß ich sagen, ich hab' eine schöne Bande beisammen. Ihre Luderei ist Gott sei Dank stadtkundig, aber, Herr, ich will Sie schuhriegeln, daß Sie den Verstand verlieren sollen. Sie, der Sie stets mit dem Maule voran sind, thun Sie lieber Ihre Pflicht, als daß Sie sich immer mit schlechtem Weibsvolk herumtreiben. Mich soll der Teufel holen, wenn ich Ihnen noch das Geringste durch die Finger sehe. Daß ein alter Esel, wie Sie, seine Corporalschaft nicht besser im Stande hält, das muß mich nur wundern. Aber wissen Sie was, Herr Unteroffizier Kuhbach, kümmern Sie sich nicht so viel um das Markedentergeschäft Ihrer Frau, die, nebenbei gesagt, der Teufel mit ihrer ganzen Wirthschaft holen soll. Wissen Sie, daß Se. Exellenz, der commandirende General, schon während der Parade in die höchste Wuth gerathen ist. Alles ging unter dem Affen, unter dem Luder; namentlich bei unserer Division, und der Commandirende sagte beim Wegreiten, daß ihm ein solches Schandregiment wie das unsrige noch nicht vorgekommen, und daß er es zu einem Strafregiment machen wolle, wenn es möglich sei. Es ist jetzt zwei Uhr. Um viere steht der Zug vollkommen gepackt da, Paradeanzug. Euch soll die Schwernoth in den Magen fahren. Abmarschirt!"

Der Sergeant:

„So, so, Ihr Himmelsakermenter! Liegt Ihr wieder auf Euern faulen Bäuchen, wenn ringsherum der Teufel los ist?! — Hat sich denn der Herr Capitain umsonst die Lunge ausgeschrieen, um Euch Viehvolk die saubere Geschichte von heute Morgen klar zu machen? Nein, es ist unbegreiflich und unglaublich; warum wird nicht geputzt und lackirt, oder glaubt Ihr Himmelhunde, mit einer so verhunzten Parade sei es abgemacht?! Oh wartet, oh wartet! Angezogen, aufgepackt! und wessen Lederzeug einen Flecken hat, oder bei wem nicht auf's Sauberste lackirt ist in Zeit von einer halben Stunde, den melde ich dem Herrn Capitain als einen Vagabunden, und er soll drei Tage brummen, oder ich will Sergeant Schweinepelz heißen! So was ist zu arg!“

„Doppeltes Entrée zahlen .... ka Nasenspitz von'm Komiker seh'n .... gequetscht werden wie a Zitron .... a saubere Unterhaltung!"

Gedanken über Uniformirung der Civilbeamten auf Madagaskar.

(Nach Zeichnungen von W. Camphausen erläutert von L. Clasen.)

Es ist ein wahres Wunder, wie die Welt an Civilisation zugenommen und noch täglich zunimmt. Wenn wir bedenken, wie vor etwa 1000 Jahren die Menschen noch alle splitternackt umhergingen; ja, wie selbst bei den ästhetischen Griechen die Gewänder nur dürftig den menschlichen Körper bedeckten und die weibliche Welt den wollenen Unterrock und den cul de Paris noch gar nicht kannte; ferner, wie es später noch große Könige und Kaiser gab, welche keine Hosen trugen und statt anständiger Stiefel oder Ballschuhe sich noch, wie z. B. Carl der Große, der Sandalen bedienten, an denen die Zehen ungeziemend hervorsahen; ferner wie man unter Maximilian I. von einer vollständigen militärischen Montirung noch gar keinen Begriff hatte, sondern die Landsknechte und Ritter in vielen Punkten sehr verschieden waren; wenn wir alles dies bedenken, so dürfen wir stolz auf unsere Zeit sein, in welcher die Polizeidiener in ihrer heroischen Tracht martialischer als Julius Cäsar und Hannibal aussehen.

Gewiß ist in Bezug auf Costüm gegenwärtig schon viel geleistet worden. Das Militair dürfte wenigstens in dieser Hinsicht in einigen Staaten vollkommen zu nennen sein, da bei demselben nicht allein jeder Knopf eine symbolische Bedeutung hat und einzelne Verzierungen, wie z. B. die Epaulettes dem menschlichen Körper ein fremdartiges, erhabenes Ansehen verleihen, sondern auch die gewöhnlichen Soldaten sich durch ihre Tracht so vollkommen egal werden, als hätte ein Semmelbäcker sie zum Feste des heil. Nikolaus angefertigt. Der gewöhnliche Civilmensch steht weit in dieser Cultur zurück. Derselbe repräsentirt noch immer zu sehr ein Individuum, und schwingt sich ausnahmsweise mitunter zur Frack-Uniformität empor, auf welcher Stufe er jetzt beinahe 100 Jahre stehen geblieben. Wir müssen demnach die große Masse der Mensch-

heit einstweilen außer dem Bereiche der staatlichen Entwickelung betrachten, während neben dem Militairstande derjenige der Beamten sich am meisten zur Uniformirung qualificirt, und auch zum Theil dieselbe schon begonnen hat.

Wir haben uns lange den Kopf zerbrochen, wie eine solche am zweckmäßigsten bei den Beamten auf Madagaskar zu erreichen wäre, und berathschlagten uns deßhalb mit vielen großen Künstlern, Gelehrten, Philosophen und Staatsmännern. Die Resultate unserer Bemühungen scheinen uns glänzend, und dürften andre gebildete Staaten, welche ihre Beamten gerne in der gehörigen Abgeschlossenheit von andern Menschen erblicken möchten, davon Gebrauch machen können. Wir theilen deßhalb nachfolgende Musteruniformen nebst den nöthigen Erläuterungen mit.

Uniform eines Justizrathes.

Der Justizrath soll dem Volke als warnendes Beispiel gelten, weßhalb er die Wage der Gerechtigkeit auf dem Haupte und das Richtschwert an der Seite trägt. Die Inschrift Justitia auf dem Helme macht ihn dem gebildeten Publikum noch besonders kenntlich. Er ist, damit man ihm nie nachsagen könne, er habe seine Hände mit unschuldigem Blute besudelt, mit Stülphandschuhen versehen, die sich waschen lassen. Drei Knöpfe an seinem Kragen deuten das Ungrade an, zu welchem er oft in seinem Amte gezwungen wird, um hinter die Schliche der Verbrecher zu gelangen. Die Epaulettes haben bei ihm die allgemeine Absicht zu verhüten, daß ihm Niemand vertraulich auf die Schulter klopfe.

Uniform eines Geheimrathes.

Da derselbe eine durchaus friedliche Natur ist, so verliert der Helm bei ihm die gefährliche Spitze, mit welcher er, ohne es zu wollen, vielleicht einmal Einen verletzen könnte, und deren Stelle vertritt die Theetasse. Hierdurch ist leise angedeutet, wonach sein Herz sich sehnt, und zugleich seine gesellschaftliche Stellung auch äusserlich vertreten. Ebenso ist sein Degen so eingerichtet, daß er ihn auch zugleich zum Spazierstocke gebrauchen kann, den er nöthiger, als eine überflüssige Waffe hat. Die Zeichen seiner geheimen Verschwiegenheit werden selbst den Schulkindern verständlich sein, und Niemand wird somit von ihm ein offenes Geständniß seiner politischen Ansichten verlangen. Der Vorsicht halber ist an seiner linken Brust ein neusilbernes Stäbchen angebracht, zur leichteren Befestigung der unzähligen Orden. Am zweckmäßigsten erscheint es, wenn er gezwungen wird, fortwährend Escarpins zu tragen, damit er immer leise auftreten kann. Die Farbe seiner Schärpe ist hellrosa, und die Franzen derselben sind froschgrün, um anzudeuten, daß er nach Umständen kalt und warm erscheinen darf und muß. Nicht zu übersehen ist ferner das Vergißmeinnicht auf der Vorderseite des Helmes, oder besser der Nebelkappe. Es verräth die geheimsten Wünsche der Geheimräthe und hat die zarte Bedeutung eines Gesuches um Gehalterhöhung, Beförderung oder Auszeichnung.

Uniform eines Medizinalrathes.

Diese Uniform scheint uns vorzüglich zweckmäßig, besonders die hohen Stiefel, mit Hülfe derer er durch jeden Schmutz kommen kann, ohne Equipage. Die Form seines Helmes bezeugt seine Fähigkeit, Medizin zu verschreiben; der auf der Vorderseite befindliche Todtenkopf seine Absicht, in allen Fällen es mit dem Tode auf Tod und Leben aufzunehmen. Der Aeskulapsstab soll dem Kranken einige Hoffnung einflößen, daß auch die giftigste Medizin nicht immer eine todtbringende Schlange sei. Die Cholerabinde ist leicht verständlich, nicht minder sind dies die in einem, dem chinesischen Pfeilköcher ähnlichen Behälter aufgehobenen chirurgischen Instrumente. Die drei dicken Knöpfe am Rockkragen geben einen Begriff von der Dicke der Pillen, die er nöthigenfalls zu verschreiben im Stande ist. Seine Epaulettes sind oben von Kupfer und es wird gut sein, wenn er dieselben nie putzt, damit das Publikum aus dem Grünspannansatze das Alter seiner Würde und seiner Praxis erkennen kann; die Troddeln daran sind von Charpie. Es dürfte nicht leicht einen Kranken geben, der zu einem solchen Manne nicht sofort das größte Vertrauen hätte. Anderseits erhalten die Medizinalräthe durch diese Uniform ein größeres Ansehen, und wird es ihnen dadurch leichter werden, die Herren Kreisphysici mit ihren practischen Einwürfen auf staatlichem Wege aus dem Felde zu schlagen.

Uniform eines Regierungsrathes.

Wir zeigen ihn etwas mehr von hinten, um uns deutlicher machen zu können, doch wollen wir oben anfangen. Sein Helm trägt den Reichsapfel, zum Zeichen, daß er mit von den Aepfeln des Reichs genießt. Am Hintertheil der Kopfbedeckung befindet sich ein Federbehälter, damit er beim Schreiben nie in Verlegenheit gerathe. — Durchaus Bedürfniß ist das große Sitzungskissen, welches ebenso zur Erleichterung seines Amtes, als zur Zierde dient. Bei ihm haben die Epaulettes noch den besondern Zweck, die oft schwerdrückenden Acten und Staatssorgen nicht so fühlbar zu machen, weßhalb sie die Gestalt von Kränzen annehmen, wie solche die Gemüseweiber aus ähnlichen Gründen auf dem Kopfe zu tragen pflegen. Waffen trägt er nicht, doch einen Herrscherstab und ein großes Federmesser. Da er vom vielen Sitzen meist wadenlose und schwache Beine hat, so kann der Staat hier etwas profitiren, wenn er die Strümpfe und Hosen selbst liefert. Eine unbestimmte, graue, nichtssagende Farbe wäre wohl am besten. Der Rockkragen ist mit goldenen Kleeblättern bestickt, bloß zur Zierde. Die Schärpe dagegen ist zum praktischen Gebrauch, und vertritt die Stelle des Taschentuches. Sie ist mit Absicht so groß angegeben, weil der Regierungsrath nicht selten außer seiner angebornen Nase noch andere erhält.

(Fortsetzung folgt.)

„Stand: Handlungsreisender.
Alter: 21 Jahre.
Statur: untersetzt.
Haar: blond und schlicht.
Nase: gebogen.
Mund: proportionirt.
Bart: fehlt.
Ist Alles in bester Ordnung!“

— Es is doch erschrecklich, was man in dem Müncha soviel Geld braucht; jetzt hob' i mir erst vorgestern an Vierazwoanzga wechsl'n lass'n, und hob grod mehr sechzehn Kreuzer!“ —

— Aber ums Himmelswillen, Väterchen, können Sie mir im Ernste zu einem Menschen rathen, der weder den „ewigen Juden,“ noch „Monte Christo“ gelesen hat?! —

Lith. Inst. v. Arnz & Cº in Düsseldorf

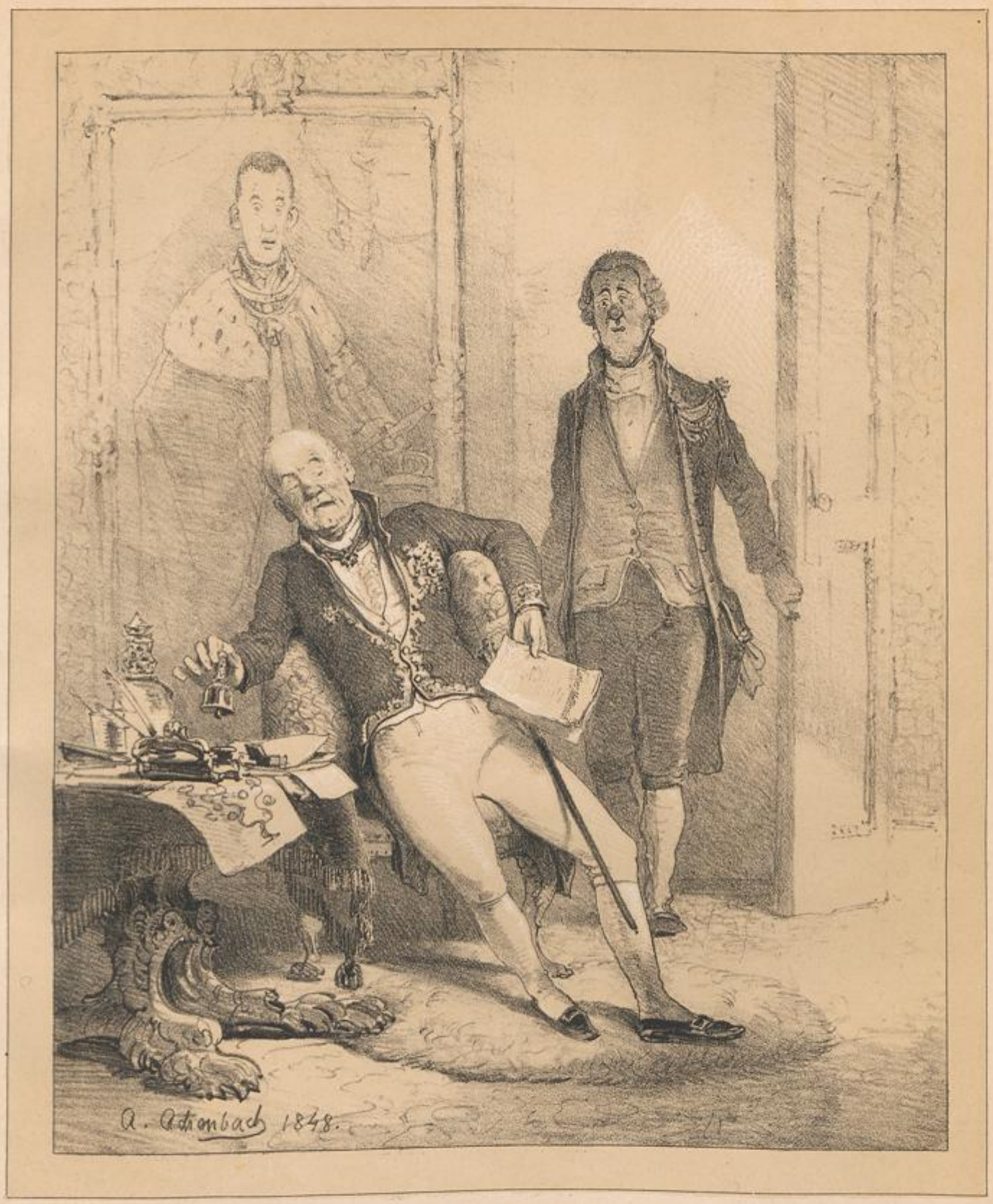
Vergessen.

A. SCHRŒDTER

Lith. Inst. von Arnz & Cº in Düsseldorf

—— Ich sage Ihnen, Herr Fuchs, das Malter Frucht ist abgeschlagen um einen ganzen Silbergroschen! ——

—— Entsetzlich! Wir sind ruinirt, und werden kaum noch 20,000 Rthlr. an dieser Ladung verdienen! Da kann sich ein ehrlicher Mann, wie unser eins aufhängen! ——



Lith. Inst. v. Arnz & Cº in Düsseldorf.

Metternich liest: Revolution? Louis Philipp fortgejagt? Republik? ___ ___
(zum Bedienten) Bringen Sie mir ein Paar andere Hosen! ___

Graf Fips Trill von Trillenhausen und seine Familie.

Erzählung von **Carl Cramer.**

(Schluß.)

Nur Einer steht unerschütterlich in der allgemeinen Bestürzung wie ein Fels im Meere. Es ist der Obrist. Der große Moment der Schlacht ist herangenaht, bereits fünfmal ist roth gefallen, und wenn sechsmal eine Farbe fiel, so besetzt er die andere, und verfolgt sie mit eiserner Consequenz.

Der Banquier hat sich wieder gefaßt. „Le jeu est fait!“ schallt seine tonlose Stimme. Das Roulette dreht sich, und spielt mit der rollenden Kugel. „Numero quinze, rouge gagne, noir perte! — Messieurs, faites votre jeu!“

Das ließ sich der Obrist nicht zweimal sagen, er setzte 2 Friedrichsd'or auf schwarz und verlor. Er setzte 4 und verlor. Er setzte 8 und dann 16 Friedrichsd'or, und verlor jedesmal wieder. Die Kugel schien es entweder gar nicht zu wissen, daß sie schon 6, 7, 8 und endlich gar 9 mal auf roth gefallen war, oder sie wollte sich gar nicht daran kehren. Der Obrist wollte seinen Satz noch einmal verdoppeln, aber siehe! es blieben ihm nur noch 10 Goldstücke. Er setzte sie und — gewann.

Es ist wohl ein seltener Fall, daß Jemand über seinen Gewinn erzürnt. Der Obrist aber, der die frühern Verluste mit der größten Ruhe vernahm, ereiferte sich bei seinem Gewinn gewaltig über seine Gemahlin. Wäre ihm die ganze Summe gesandt worden, so hätte er 2 Friedrichsd'or gewonnen, während er jetzt deren 20 verlor; er besaß dann 72 Stücke, während ihm jetzt nur noch 20 Stück verblieben: ein Reservekorps, welches ihm fast zu schwach schien, den mächtigen Feind noch ferner anzugreifen. Dennoch siegte sein Muth über die Befürchtung.

Das neckische Glück aber begünstigte gerade immer dann sein System, wenn ihm das Geld gefehlt hatte, es zu verfolgen. Sein Zorn gegen seine Gattin steigerte sich dabei immermehr.

Ein Umstand trug dazu bei, denselben noch mehr anzuschüren. Er hatte einem Professor der Mathematik aus seinem Wohnorte, den er im Bade traf, sein System mitgetheilt, um sein Gutachten zu vernehmen. Derselbe hatte ihm aber kurz geantwortet, er sei zu sehr Mathematiker, als daß es ihm einfalle, den Zufall berechnen zu wollen.

Gewissermaßen, als wolle er ihm die Geringschätzung gegen solche Systeme bezeugen, hatte der Professor während des Spiels gerade immer die entgegengesetzte Farbe mit derselben Summe besetzt. Als der Obrist zu Ende war, strich der Professor auch seinen Gewinn ein und folgte ihm.

„Nun, Herr Graf!“ sprach der Mathematiker lächelnd, „was habe ich gesagt? Fortuna ist ein Weib; man muß blind ihren Launen vertrauen, sie läßt sich nicht durch Zahlen fesseln, viel eher verscheuchen.“

Auch diese geistige Niederlage, die Verhöhnung seines Systems, verschuldete seine Gemahlin. Der Obrist hatte nicht übel Lust, einstweilen deßhalb dem Professor zu Leibe zu gehen, da er seine Frau nicht bei der Hand hatte. Aber der Professor hatte Geld, und er bedurfte desselben zur Rückreise; dies änderte die Sache.

Gold! Staub, den uns die Mohren schickten, wie mächtig bist du! Die Griechen schildern die Macht der Liebe dadurch, daß sie Löwen vor den Wagen Amors spannen, der sie mit einer Leichtigkeit lenkt, als wären es zwanzigjährige Droschkengäule. Aber Gold ist mächtiger als die Liebe, sie vermag nicht blos den Grimm des Löwen zu beschwichtigen, sondern, was viel mehr sagen will, einen Grafen Fips Trill von Trillenhausen in seinem Grimme zu zähmen.

Deßhalb erwiederte er, anstatt grob zu werden: „Mein System ist gut, aber —,“ wenig fehlte, so setzte er hinzu: „meine Frau, die taugt nichts.“ Die politische Zurückhaltung seines Zorns trug ihm aber in der That goldene Früchte. Er versetzte nur einfach *sein Wort*, und erhielt darauf die verlangte Summe.

Armer Professor! Mathematik hast du studirt, aber nicht das Leben! Weißt du nicht, daß die Ehrengerichte einen Unterschied machen zwischen dem einfachen *Worte* und dem *Ehrenworte* eines Offiziers? — Freilich, jeder Offizier ist ein Ehrenmann, das steht fest, und wehe dem, der daran zweifelt! Aber nichts desto weniger ist das Wort eines solchen Ehrenmannes kein Ehrenwort, er sage es denn ausdrücklich dabei. Tröste dich mit deiner Forderung auf die Gehaltabzüge im Jahre X, mit X bist du ja ohnehin befreundet.

Als der Obrist in seinen Gasthof zurückkehrte, überreichte ihm Johann ein Schreiben; es war von seiner Frau. Hastig riß er dasselbe auf, es begann mit Bibelsprüchen — wieder eine Insubordination! Hatte er ihr doch auf das Strengste untersagt, ihn mit ihrer Frömmigkeit zu behelligen. Diese Sprüche

waren gegen den Zorn gerichtet, aber er war gerade im Zorn, und das setzte ihn doppelt in Zorn.

Er riß das Schreiben in zwei Stücke, und wollte es zu Boden werfen, da fiel sein Auge auf die Worte: „Bedenke, daß Du selbst dieses Unglück herauf beschworst." Neugierig las er nun weiter: „als Du Paulinen den Umgang mit dem Dichter anempfahlst. Wir sind aber allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes" ꝛc. ꝛc.

Er las nun das Schreiben vollständig. Pauline, die längst schon Zeichen der Melancholie zu erkennen gegeben hatte, war unpäßlich geworden. Die Mutter war in sie gedrungen, und hatte erfahren, daß der Wunsch des Obristen, freilich in einer andern Bedeutung des Wortes, in Erfüllung gegangen war; die Bewerbung des Dichters hatte Pauline *interessant* gemacht. —

Dem Obristen kochte es, die Ader auf seiner Stirne schwoll. Er klingelte heftig, Johann trat ein.

„Es gibt Hunde zu dressiren. Da" — er warf Geld auf den Tisch — „gehe Er zum nächsten Sattler, und kaufe Er mir eine Hundepeitsche — aber eine tüchtige Karbatsche."

Kaum hatte sich Johann entfernt, so setzte sich der Obrist nieder, um zu schreiben. Es dauerte aber einige Zeit, ehe es seiner vor Aufregung zitternden Hand gelang, folgenden Kabinetsbefehl auf das Papier zu werfen:

„Am 8. Juni anspannen lassen. Mit beiden Töchtern nach —berg fahren. Vier Uhr dort eintreffen, im goldenen Mond. Nähere Ordre erwarten. —baden 4. Juli 18—.

Obrist Graf Fips Trill von Trillenhausen.

An die Gräfin Constanze Fips Trill von Trillenhausen, geschiedene Freifrau von Berger, geb. Freiin von Reizenstein. Hochgeboren."

Kaum hatte der Obrist das Schreiben vollendet, als Johann zurückkehrte. Er brachte zur Auswahl zwei Peitschen.

Der Obrist wog beide in der Hand.

„Schlingel!" fuhr er den Burschen an, „habe ich Ihm nicht gesagt, der Griff sollte von Saffian sein?" —

„Verzeihen Sie, Herr —"

„Stille schweigen!" fuhr der Obrist dazwischen, sich ihm nähernd, und fortwährend die Peitschen wiegend.

Johann trat einen Schritt zurück.

„Stille stehen!" heischte sein Herr. „Sprich, habe ich Ihm nicht gesagt, der Griff sollte von Saffian sein? — bekomme ich keine Antwort?"

Johann wollte sprechen.

„'s Maul halten!" brauste der Obrist auf, und zog ihm mit der Peitsche, die er in seiner Rechten hatte, einen kräftigen Hieb über seinen Rücken. Johann krümmte sich.

„Stille stehen! Besser aufpassen!" Damit wechselte er die Peitschen, und gab ihm mit der zweiten einen Hieb.

Johann krümmte sich noch mehr.

Nachdem der Obrist so einen doppelten Zweck erreicht, nämlich die Peitschen probirt, und seinen Zorn einstweilen etwas abgekühlt hatte, warf er ihm die erste Peitsche ins Gesicht mit den Worten: „Taugt nichts! Zurückbringen! Andere behalten! Marsch fort!"

Johann entfernte sich mit knirschenden Zähnen. Als er soweit aus dem Bereiche seines Herrn war, daß dieser ihn nicht hören konnte, brach er in ein Wuthgebrüll aus.

Einen Augenblick dachte er daran, seinen Herrn zu verklagen, bald aber gab er diesen Plan auf. Soldaten dürfen zwar ihre Vorgesetzten belangen,

aber wehe ihnen, wenn sie es thun! Welchen unzähligen Vexationen verfallen sie nachher? — Und dann, konnte der Obrist nicht irgend eine Insubordination vorschützen? Offizier-Gerichte sind stets geneigt, bei Klagen von Seiten der Soldaten und Civilisten zur Wahrung der Ehre des Corps anzunehmen, daß der Offizier im Rechte sei. Am Ende wäre dem Obristen ein Verweis, dem Burschen aber ein Jahr Festung zuerkannt worden.

Johann war ohnehin durch die Tyrannei seines Herrn bereits zu sehr heruntergedrückt, als daß er zu irgend einer entschlossenen, männlichen That noch fähig gewesen wäre. Er beschloß deßhalb, mit scheinbarer Unterwürfigkeit ihm, wo es nur anging, entgegen zu wirken, und ihm soviel zu schaden, als er vermochte.

Für's Erste studirte er, wie künstliche Mottenlöcher in die Galla-Uniform zu bringen wären.

Am 8. Juli parirte die Familie des Grafen Ordre, und fuhr nach —berg. Feldmann und Hochstein folgten in einem Tilboury. Es lag eine dumpfe Gewitterschwüle über dem Thale, welches der Leser bereits aus der Vogelperspective hat kennen lernen. Aber schwüler noch war es um die Herzen der Mitglieder der Familie. Niemand sprach. Pauline warf einen Blick auf jenen Punkt der Hügelkette, auf welchem sich zuerst ihr Herz der Liebe für Hochstein erschlossen hatte, und ein tiefer Seufzer entstahl sich der beengten Brust.

Auch Hochstein befand sich in einer sehr beklommenen Stimmung. Es ist in der That selbst für einen Mann von Muth und Entschlossenheit eine mißliche Sache, in ähnlichen Fällen einem Vater gegenüber zu treten, der sich vielleicht den ungemessensten Ausbrüchen des Zorns überläßt, ohne daß man ihm entschieden entgegen treten dürfte. Wir können es deßhalb unsern Lesern und Leserinnen nicht genug ans Herz legen, bei etwaigen Entführungen doch ja mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen, damit man sie ja nicht auf der That ertappt, oder unmittelbar nachher einholt.

Am ruhigsten, nur etwas gelangweilt war Feldmann. Hochstein hatte ihn zur Mitfahrt beredet, ohne ihn jedoch mit der ganzen Sachlage vertraut zu machen. Er hatte sich eine Lustfahrt versprochen; als er aber beim Einsteigen mit Bertha ein scherzhaftes Gespräch anknüpfen wollte, bemerkte diese ernsthaft: „Ach Julius, wenn Sie wüßten, wie es mir ums Herz wäre, Sie würden jetzt nicht scherzen.“ Feldmann bedauerte es, sich der Gesellschaft angeschlossen zu haben, deren Stimmung er nur einer übeln Laune zuschrieb. Er suchte deßhalb, als man in —berg eingetroffen war, einen Vorwand, um sich von der Gesellschaft zu trennen.

Diese fand im goldnen Mond weder von dem Obristen eine Spur, noch fernere Ordre; ließ sich deßhalb ein Zimmer geben, und harrte gehorsamst.

Nach einer Stunde fand sich indeß Johann ein, und von ihm erfuhr man, daß der Graf in der goldenen Sonne eingekehrt sei. Er erzählte von der Hundepeitsche, von dem Zorn des Obristen, der aufs neue ausgebrochen sei, als er seine Familie nicht in der goldnen Sonne fand. Johann hatte geahnt, daß der Graf in seiner Aufgeregtheit Sonne und Mond mit einander verwechselt habe; als dieser ihn nun auf die Landstraße schickte, um zu sehen, ob der Wagen noch nicht anlange, wandelte er statt dessen von der Sonne zum Monde, um die Familie zu unterrichten. Nach also erstattetem Berichte begab sich Johann hinweg auf die Landstraße, um gleich einem Eulenspiegel wörtlich den Befehl seines Herrn zu befolgen, und nachzusehen, ob der Wagen noch nicht komme, von dem er nur zu gut wußte, daß er nicht zu kommen brauchte.

Welchen Schrecken diese Nachricht in die Familie verbreitete, brauchen wir wohl kaum zu berichten. Pauline fiel halb ohnmächtig in die Arme Hochsteins. Dieser aber überließ sie ihrer Schwester, und rannte hinab, um so schnell wie möglich einen Wagen herbei zu schaffen. Zum Glück traf er draussen einen Hauderer, der eben seine Gesellschaft absetzte. Da er nicht um den Preis feilschte, so war er bald mit ihm einig. Bei Paulinen bedurfte es auch nur weniger Worte, um sie zur Flucht zu bewegen, und bald nachher rollte er mit seiner Geliebten von dannen.

Ein neuer Schrecken für die Mutter! Sollte sie allein das ganze Ungewitter über sich ergehen lassen? — Dazu hatte sie keine Lust. Sie hieß Peter eilig anspannen, übertrug Bertha, dem Vater zu verkünden, daß sie nicht ferner geneigt sei, seine Tyrannei zu erdulden, und setzte sich dann in den Wagen, ehe er noch vollständig angespannt war. Dann aber führten sie die Pferde des zweiten Mannes den Umarmungen des ersten entgegen.

So war denn Bertha allein mit ihrer Angst. Sie vergoß Thränen darüber, daß sie mit Feldmann in keinem noch innigern Verhältnisse stehe. Indessen — Noth kennt kein Gebot. Sie sandte nach Julius, und veranlaßte zugleich, daß man sein Tilboury anspanne.

Als Julius zurückkehrte, war sie eben mit dem Falzen eines Briefes beschäftigt. Sie lief ihm hastig entgegen.

„Julius — liebst Du mich? —

Feldmann zog sie statt der Antwort ans Herz, und drückte einen Kuß auf ihre Lippen.

„Nun dann ent — —," sie stockte erröthend in ihrer hastigen Rede, griff darauf zu dem Briefe, und überreichte ihn dem Geliebten mit den Worten: „Da lies!"

Julius öffnete und las:

„Lieber Vater!

Wenn auch ich mich jetzt entführen lasse, so bin ich wahrhaftig unschuldig. Zwar Julius Feldmann liebt mich schon lange, und auch ich bin ihm gut; doch kann ich Ihnen versichern, daß ich vor einer Viertelstunde noch kaum ans Heirathen, geschweige ans Entführen gedacht habe. — Mich treibt die Furcht von Ihnen, nicht der Ungehorsam.

Pauline ist vor Ihrem Zorn mit Hochstein auf und davon gegangen, auch die Mutter ist ihnen gefolgt, und ich kann doch unmöglich unter Ihrem Zorne leiden, welchen ich doch nicht verschuldet habe.

In der Hoffnung, daß Sie gegen eine Verbindung mit Feldmann, die nach diesem Schritte unumgänglich nothwendig werden dürfte, überhaupt nichts einzuwenden haben werden, zeichnet in Thränen

Ihre
gehorsame Tochter
Bertha."

Julius umarmte nach Durchlesung des Schreibens Bertha als seine Braut. Sie aber riß sich los und siegelte den Brief; dann blickte sie besorgt zum Fenster hinaus. Sie sah dort Feldmanns braunen Renner, der bereits ans Tilboury gespannt war, ein Anblick, der ihr weit angenehmer war, als hätte sie ihren Vater gesehen.

„Fort, fort!" drängte sie, griff zu Hut und Tuch, und eilte vor ihrem Bräutigam her, der die Sache noch immer nicht recht begriff, die Treppe hinunter. Dort gab sie den Brief ab, mit dem Bemerken, man möge ihn in einer halben Stunde besorgen, und sprang dann mit einer Gewandtheit in das Tilboury, die einer Lola Montez, oder der Königin von Spanien Ehre gemacht haben würde.

Feldmanns Brauner hatte schon einen Preis auf einem Rennen gewonnen, und bewährte heute seinen Ruf.

Auf der Landstraße stand noch immer Johann. Er grüßte die Vorüberfahrenden zufrieden schmunzelnd, und erwartete noch immer die Ankunft des Wagens, den er eben hatte abfahren sehen.

Als dem Obristen der Brief Berthas überbracht wurde, steigerte sich seine Wuth bis zum Possirlichen. Er tanzte wie besessen durch das Zimmer, griff sich in die Haare, und vergaß dabei, daß er schon seit zehn Jahren eine Perrücke trug. Als er seinen Irrthum bemerkte, schleuderte er dem Boten die Perrücke in's Gesicht. Erstaunt über diesen seltsamen Botenlohn, zog sich dieser zurück.

Wen dürfte diese Heftigkeit wundern? — War jemals wohl einem Familienvater etwas Aehnliches passirt, daß ihm nämlich Frau und zwei Töchter zu gleicher Zeit durchrannten?! —

Als er sich einigermaßen wieder beruhigt hatte, bewog er den Wirth, ihm seinen Wagen zu überlassen. Ganz gelegen kam es dem Grafen, daß dessen Kutscher nicht zur Hand war. So sollte Johann, der von seinem Posten zurückberufen wurde, seine Stelle einnehmen, und die Pferde durften nicht darauf rechnen, geschont zu werden.

Der Obrist schloß ganz richtig, daß sich seine Frau, das Haupt der Rebellen, nach dem Wohnorte ihres ersten Gemahls begeben würde; deßhalb wurde die Verfolgung namentlich auf sie gerichtet. Er hoffte sie einzuholen.

Johann hatte es aber ganz anders beschlossen. Scheinbar seine Hast theilend, bewog er den Grafen, ihm selbst den Weg in's Freie zu überlassen, da er den nächsten Weg durch Seitengassen kenne; dann aber machte er einen Umweg durch Gassen, die von den Höckerinnen oft geräumt werden mußten, und die überall zum Schritte nöthigten. Einer Höckerin hatte er bei dieser Gelegenheit, da der Obrist drängte, den Kram umgefahren, worauf diese dem Wagen eine Fluth von Schimpfworten nachsandte.

Eben waren die Pferde auf einer breiteren Stelle in Trapp gesetzt, als aus einer Quergasse Träger erschienen, die einen großen Glasschrank trugen. Da der Schrank das Gleichgewicht verloren hatte, so senkten sie mitten in der Gasse die Bahre, und suchten dieses wieder herzustellen.

„Platz!" kommandirte der Obrist, dem dadurch der Weg versperrt wurde. Da man aber diesem Befehl nicht gleich militärische Folge leistete, so sprang er aus dem Wagen, und gab dem Schrank einen Stoß. Vergeblich hatte ein Träger versucht, den Tobenden zurückzuhalten, er gab dem Obristen nur einen gelinden Stoß, ohne deßhalb den Schrank zu retten: klirrend fiel er zu Boden. Ein Stoß aber ist eine Beleidigung; und wenn ein Offizier dermaßen beleidigt wird, dann erfordert es die Offizier-Ehre, daß der Bewaffnete dem Unbewaffneten mit der Waffe auf den Leib gehe.

Der Obrist war überhaupt nicht der Mann, der in dieser Beziehung etwas der Offizier-Ehre vergab, und am wenigsten in seiner augenblicklichen Stimmung. Er stürzte mit gezücktem Degen auf den Träger los. Der andere Träger aber faßte seinen Tragriemen an den äußersten Enden, warf denselben dem Obristen über den Kopf, und schleuderte den so gefangenen dann im Kreise herum, bis er zu Boden stürzte.

Armer Obrist! Weßhalb gelang es Dir nicht den gemeinen Menschen zu durchstechen? — Freilich ein Menschenleben wäre dann verloren gewesen, aber was wiegt ein Menschenleben gegen eine gerettete Offizier-Ehre? —

Jetzt aber ging es dem Obristen eine Zeitlang recht schlecht. Man zerbrach ihm den Degen und ließ die Tragriemen wacker auf seinem Rücken herumtanzen. Vergebens sah sich der Graf nach Hülfe um. Johann war zwar vom Bock gesprungen, hatte aber mit den Pferden zu schaffen, die sich, wahrscheinlich von ihm gekniffen, bäumten, und durchwollten.

Die erboste Höckerin, die den Vorfall zugesehen, machte jetzt die Lärmtrompete, und feuerte die Träger zum Kampfe an, während sie selbst die Arme in die Seite gestemmt, wie ein Kampfhahn in die Höhe sprang. Auf ihr Gekreisch kamen immer mehr Streiter gegen den Grafen ins Gefecht. Vielleicht wäre ihm die Vermehrung seiner Feinde zum Vortheil ausgeschlagen. Während nämlich die Ehre vom Offizier verlangt, daß er sich der Ueberlegenheit bediene, welche ihm die Waffe gibt, wird es bei den niedern Ständen zur Ehrensache, den Faustkampf einzustellen, sobald die Ueberlegenheit zu groß ist. Es ist ein sonderbares Ding um die Ehre, sie wechselt nach den Ständen die Farbe wie ein Kamäleon. Welche von diesen beiden Farben ist wohl die schönste? — —

Der Unstern des Obristen wollte aber, daß die Mißhandlung in Neckerei überschlug, wozu sein Aussehen, das in der That grotesk komisch geworden war, den Anlaß gab. Die Perrücke war ihm vom Haupte gefallen, die Watte seiner Hose hatte sich verschoben, die Waden saßen ihm auf den Schienbeinen, und die Schenkel waren nach hinten getreten.

Die Neckereien unserer niedern Stände werden aber mitunter so roh, daß sie von Mißhandlungen nicht zu unterscheiden sind. Man spielte Ball nicht nur mit seiner Perrücke, sondern bald mit ihm selbst. Die Höckerin opferte ihrer Rache ein halb Dutzend Eier, welche bald darauf von gewandten Händen geworfen dem Obristen an den Kopf flogen.

— Was hätte er nicht darum gegeben, wäre jedes Ei eine Kartätschenkugel gewesen, die ihm das Hirn zerschmetterte, anstatt ihm das Antlitz zu besudeln. Was war der Tod gegen solche Verhöhnung? — Man denke sich, einem Manne von seinem Stolze diese Beschimpfung! Einem Manne, der die ganze Welt wie eine Drahtpuppe hätte am Faden ziehen und lenken mögen, dieser jetzt wie ein Spielball hin und her geschleudert von jenen Niedern, die er gewissermaßen nur als Halbmenschen betrachtete! — Er bebte und schnob Rache; aber jeder seiner Angriffe, der einen Gegner vernichten, und die andern mit Furcht und Grauen erfüllen sollte, verlor sich in eine ohnmächtige Anstrengung, die nur Lachen erregte.

Schon seit einigen Tagen hatte sein Zorn seine Nerven in einen gereizten Zustand versetzt, eine Aufregung aber, wie diese, mußte auch den stärksten Mann zu Boden werfen. Mit krampfhaften Zuckungen, Schaum auf den Lippen, stürzte endlich auch der Obrist zu Boden.

Die Menge erschrack; diejenigen, die an der Mißhandlung am meisten Antheil genommen hatten, zogen sich zurück, doch beschieden einige von ihnen einen Arzt zur Stelle. Die Höckerin, die eben noch gegen den Obristen aufhetzte, kam mit Essig hinzu, und wusch ihm die Schläfe. Als der Arzt sich einfand, war der Graf eben wieder zu sich gekommen; man hob ihn in den Wagen, und brachte ihn in seinen Gasthof zurück.

Umsonst waren hier die niederschlagenden Pulver und andere Medicamente der Aerzte, der Graf verfiel in ein heftiges Fieber. Es gelang zwar, dieses zu bemeistern, doch blieben die Geisteskräfte des Kranken zerrüttet, und die Aerzte erkannten nur zu bald, daß sein Uebel unheilbar sei, wie dies denn gewöhnlich bei einem Wahnsinne der Fall ist, der sein Entstehen im Hochmuth fand.

Oft brach er in Tobsucht aus, und namentlich dann, wenn man den Namen seiner Frau und seiner Töchter nannte. Man sah sich deßhalb genöthigt, ihn in ein Spital zu bringen, und vorerst jede Annäherung der Seinen zu verhindern.

Um seinem Wahnsinne wenigstens eine mildere Richtung zu geben, und sein Gedächtniß durch Arbeit von den tragischen Scenen der letzten Tage abzulenken, verfielen die Aerzte auf folgende List: An einem Morgen ließ man ihm durch einen Briefträger eine große Kapsel überreichen. Sie enthielt ein großes Pergament, mit fremden Chiffern beschrieben, an dem in einer hölzernen Dose ein mächtiges Siegel baumelte. Einer der Aerzte, der früher eine Zeitlang im Orient zugebracht haben

wollte, erklärte das Pergament für einen Erlaß des Sultans, und übernahm die Uebersetzung.

Daraus ging Folgendes hervor: Die Gräfin war vor dem Zorne ihres Gemahls bis in die Türkei geflüchtet. Hier erblickte sie der Herrscher aller Gläubigen. Trotzdem, daß ihre vollen Formen für den türkischen Geschmack noch immer etwas zu schlank waren, so fand sie doch Gnade vor den Augen des mächtigen Herrschers. Er küßte die Rose des Nordens auf die lilienweißgefärbte Stirn, nannte sie Suleima, und befahl sie in den Harem zu bringen, und ihr täglich eine Portion Reis einzugeben.

Der Reis that seine Wirkung. — „Vielleicht hat sie auch ihr Schnürleib etwas springen lassen!" bemerkte der Obrist leise dazwischen. — Genug, als der Sultan sie nach ein paar Tagen wiedersah, gerieht er außer sich vor Wonne. Er sagte darüber selbst: „Ihre Augen funkelten gleich den Sternen des mitternächtlichen Himmels; ihre Wangen blühten gleich den Borsdorfer Aepfeln, gewachsen an den sonnigsten Plätzen Edens; ihr Haar duftete nach Arabiens Wohlgerüchen allen; — „wahrscheinlich nach Kölnisch Wasser!" bemerkte der Obrist abermals; — und ihre Formen quollen hervor, gleich dem Kürbisse im Garten von Schiras." Der Sultan erhob Suleima erst zu seiner Favoritin, und dann zu seiner rechtmäßigen Gemahlin. Er erklärte, nie habe er ein so folgsames, fein geschultes Weibchen in seinem Serail gehabt. Suleima pries ihm in zärtlichen Stunden das Verdienst, welches ihr früherer Gemahl sowohl um ihre Ausbildung als auch als Staatsmann habe. Um ein solches Verdienst würdig zu belohnen, ernenne ihn der Herrscher aller Gläubigen zum Pascha von drei Roßschweifen, welche Schweife binnen Kurzem folgen würden.

Außerdem fand sich in der Kapsel noch ein Schreiben Suleimas. Im Tone, womit ein Hochgestellter zu seinem Untergebenen spricht, empfahl sie ihre Töchter seiner Liebe bei Verlust ihrer Gnade.

Zugleich theilte sie ihm mit, daß der Sultan, ihr hoher nunmehriger Gemahl, gesonnen sei, seine noch immer etwas asiatischen Truppen vollständig zu europäisiren, und darüber seinen weisen Rath, namentlich in Betreff der Uniformen verlange. Sie deutete dabei leise an, daß ihm bei guter Lösung dieser schwierigen Frage der Nischan-Orden schwerlich entgehen würde.

Diese Mystification verfehlte ihre Wirkung nicht. Der Obrist war von nun an die Milde und Thätigkeit selber. Er gab dem vermeintlichen Kammerdiener, seinem Krankenwärter Ordre, das Portrait Suleimas herzubesorgen, da er selbst Stubenarrest auf Befehl seiner höhern Militairbehörde zu haben glaubte. Auch äußerte er den Wunsch, seine Töchter bei sich zu sehen.

Zugleich entwarf er an seine frühere Gemahlin ein Schreiben, wobei der Umstand, daß sein Titulaturen-Buch keinen Titul für eine Sultanin angab, ihm vieles Kopfbrechen machte. Er half sich indessen so gut es ging, und schrieb wie folgt:

„Allerdurchlauchtigste, Großmächtigste Blume des Serails!

In tiefster Unterwürfigkeit nahe ich mich dem Throne Ew. nach Arabiens Wohlgerüchen allen duftenden Majestät, kreuze die Arme über die Brust, beuge mein Haupt und küße den Saum Ew. Allerdurchlauchtigsten Gewandes, um meinen devotesten Dank für Dero Allerhöchste Protektion abzustatten.

Insgleichen bitte ich Ew. erhabenen Gemahl, der Sonne des Orients mit Ew. Allerdurchlauchtigsten Korallenlippen und Perlenmunde meinen submissesten Dank abstatten zu wollen, für gnädigst verliehene und remittirte drei Schweife der flüchtigen Renner Arabiens.

Betreffend die Europäisirung der Truppen Sr. Majestät, so werde ich mich der Arbeit mit größtem Fleiße unterziehen, muß aber zuvor die Frage, ob 12 oder 13 Knöpfe an die Kamaschen anzubringen sind, einer ernstlichen Prüfung unterwerfen.

Wenn ich mich zuweilen in aller Unterwürfigkeit zu erinern wage, daß ich einst die Formen umschlungen hielt, die schwellen gleich dem Kürbisse im Garten von Schiras, so gedenke ich zugleich mit Furcht und Zittern, daß ich Allerhöchstdenselben nicht immer mit der gebührenden Hochachtung entgegen trat. Wer aber hätte es ahnen können, zu welcher üppigen Blume sich die Knospe, verpflanzt in den Garten des Harems, entfalten würde.

Lassen Ew. Majestät den Strom Lethes über diese Scenen hinwegrutschen, damit sie der Verleihung des hohen Nischan-Ordens nicht hemmend entgegentreten.

Mit dieser Bitte ersterbe ich in aller Demuth

als

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster

Blume des Serails

Allerunterthänigster

Obrist Graf Fips Trill

von Trillenhausen."

Als nach einigen Tagen das Portrait der Gräfin und zugleich ein Stab mit drei Roßschweifen anlangten, unterbrach der Graf oftmals seine Arbeit, um mit dem Stabe umher zu stolziren, wobei er dann nie verfehlte, vor dem Bilde Suleimas Halt, und mit gekreuzten Armen eine tiefe Verbeugung zu machen.

Es war ein schwerer Gang für die beiden Töchter des Obristen, als sie kurze Zeit nachher am Arme ihrer Verlobten den Vater besuchten. War der Graf ihnen auch kein zärtlicher Vater gewesen, so schwieg die kindliche Liebe doch nicht bei der Kunde von dem Unheil, welches ihn betroffen hatte. Als sie eintraten, trafen sie den Obrist, dem man ihre Ankunft vorher gemeldet hatte, auf einem Throne sitzen, gebildet durch einen auf den Tisch gestellten Stuhl. In seiner Rechten trug er den Stab mit den drei Roßschweifen.

Die hellen Thränen entstürzten den Augen der beiden Töchter, als sie diese Zerstörtheit ihres Vaters sahen. Besonders Pauline fühlte sich tief ergriffen, und barg laut schluchzend ihr Antlitz an der Brust Hochsteins.

Der Vater aber empfing sie mit herablassender Milde, und versicherte sie seiner Gnade, und seiner Protektion bei dem mächtigen Herrscher der Gläubigen. Er rieth ihnen an, sich nach Constantinopel zu begeben, wo er ihnen den Weg zum Ruhme bahnen werde.

Die auf's Neue hervorbrechende heftige Erregtheit der beiden Töchter veranlaßte sowohl die Liebhaber als auch den annahenden Arzt auf eine schnelle Beendigung der Scene zu dringen. Da der Kranke wenig geneigt schien, eine andere Vertraulichkeit zu gestatten, so küßten die Töchter demselben die Hand, und entfernten sich. Draußen hatte man große Mühe Paulinen zu beruhigen, die sich laut anklagte, das Unglück auf ihren Vater herabgerufen zu haben, während doch seine eigne Heftigkeit allein die Schuld trug.

Sobald die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, hielten Hochstein und Pauline Hochzeit. Dann reisten sie nach Italien und das war gut.

Das andere Pärchen hatte keine Ursache den Mai der Liebe, den Brautstand abzukürzen. Vielmehr drang Bertha aus entgegengesetzten Gründen als diejenigen, die Hochstein und Pauline eilen ließen, auf Verlängerung desselben.

Die Mutter brachte eine Zeit lang in Bergers Wohnung zu. Jedoch ging diesem höhern Orts die ernstliche Weisung zu, eine solche Gastfreundschaft einzustellen. Man hatte in jüngster Zeit nämlich Gensdarmen und Polizeisergeanten ausgesandt, um Sittlichkeit unter den niedern Ständen zu verbreiten, und sah sich deßhalb genöthigt, mindestens den schreiendsten Skandalen in den höhern Kreisen entgegen zu treten. Sie theilt gegenwärtig die Wohnung einer andern frommen Mitschwester, und empfängt dort von Zeit zu Zeit die Besuche ihres Adalberts.

Nach Jahresfrist kehrte das Hochstein'sche Ehepaar zurück, mit einem Söhnchen, dessen ungewöhnliche Körper-Entwickelung bei dem zarten Alter von drei Monaten allgemeine Bewunderung erregte.

Kurz nach ihrer Rückkehr feierten Feldmann und Bertha ihre Vermählung. Die Liebe der beiden Paare, welche unter Thränen entkeimte, ist zu einer üppigen Pflanze aufgeschossen, die sie fortwährend mit Blühten und Früchten überschattet.

Dagegen fing die Neigung zwischen von Berger und ihrer Mutter an zu welken. Jemehr die Besuche des Erstern abnahmen, desto mehr nahm die Frömmigkeit der guten Dame zu. Gegenwärtig wird sie durch ihre gar zu ascetische Sittenstrenge mitunter dem frommen Kreise lästig, in dem sie sich bewegt. Man will behaupten, daß sie nicht ohne Einfluß auf Regierungsmaßregeln gewesen sein soll, wonach in dem Staate, dem sie angehört, jetzt jedem Droschkenführer ein Polizeisergeant beigegeben wird.

Der Graf vertürkischte immer mehr. Er trug einen schweren Turban, und behing sich mit alten Shawls, die man ihm gerne zukommen ließ. Dabei war aber sein Wahn so ruhig geworden, daß sich Hochsteins entschlossen, ihn zu sich in ihre Wohnung zu nehmen. Anfangs ward ihnen der Anblick der Zerstörtheit des Vaters zu einem bittern Wermuthtrophen in dem Becher der Freude. Bald aber kamen sie zu der Einsicht, daß man seiner selbst willen, einem solchen dauernden Leide, die komische Seite abgewinnen müsse.

Hochstein, um den Schwiegervater zu leiten, und ihn zufrieden zu erhalten, mußte seine Phantaste anstrengen, um demselben immer neue Orden und Ehren zukommen zu lassen. Je größer und blinkender ein Orden war, um so lieber war er dem Grafen. Das gab denn Stoff zu allerlei baroken Erfindungen. Die Orden wuchsen mit der Zeit zu einer wirklichen Last an; doch war der Graf nicht zu bewegen, auch nur einen einzigen abzulegen.

Bald an jenen Aufgaben arbeitend, bald umher spazierend, seinen beständigen Begleiter, den Stab mit den drei Roßschweifen in der Hand, führte er in seinem Wahne ein vergnügtes Leben. Nur der einzige Kummer drückte ihn, daß ihm Suleima auf das Strengste verboten hatte, sich in seinem Glanze dem Volke zu zeigen, damit die Muselmänner nicht eifersüchtig auf die Ehren würden, welche der Sultan einem Franken zuwende, und somit vielleicht die Sicherheit des Staates gefährdet werde.

Auf das Sorgfältigste mußte man fremde Frauenzimmer aus seiner Nähe gebannt halten, weil er bei ihrem Anblick sich mit aller Gewalt einen Harem anlegen wollte; ein Verlangen von dem man ihn nur mit der größten Mühe wieder abbringen konnte.

So lebte der Graf noch einige Jahre, und erlag dann der Last seiner Würden und Orden.

Bei Gelegenheit dieses Todesfalles wurden die Orden des Grafen zum allgemeinen Stadtgespräch, und gaben vielfache Veranlassung zum Lachen, ein Lachen, was sich indessen nicht vernünftig begründen ließ. Hatten dem Verstorbenen doch diese Orden denselben Dienst geleistet, wie die ächten! —

Betrachtungen über Dr. Faust,

mit daran geknüpften erbaulichen Consequenzen für die Kunst.

Drittes Kapitel.

Mannichfaltige und lustige Studien, zu denen der Künstler verurtheilt ist. — Der Autor verliert sich in Herzens- und Schmerzensergüssen über poetische Charaktere und die einreißende Prosa unserer Zeit. Er begleitet sodann den Künstler bis zum jüngsten Gerichte, und legt am Schlusse des Kapitels noch dar, wie Löwen und Adler von den Poeten gemißbraucht werden.

Die Jünger der Kunst, huldreich gewiegt von Leda's Küssen,
Die unterhaltendsten Studien machen müssen:
Luft, Licht, Perspective, Gruppirung und Composition,
Gewandung, Colorit, Anatomie und Proportion,
Naivität, Grazie und Majestät,
Lebendiges wie Todtes, Intelligenz gleich wie Stupidität

Müssen sie studiren und mit jeglicher Modification
Aufzunehmen streben in ihre Illusion.
Nymphen, Harpyen, Sirenen, Titanen und Pygmäen,
Venusse und Hermaphroditen ihre Phantasie durchwehen,
Eos im Saffrangewand Okeanos Fluthen entsteigend,
Luna im silbernen Kleid Endymions Küssen sich neigend! —

Auch darf er bei seinen Studien es nicht unterlassen
Mit Kellnerinnen und Stubenmadels sich zu befassen,
Die zu naiven Characteren, wie Goldschmieds Töchterlein,
Käthchen von Heilbronn und dergleichen sehr geeignet sein;
Im Nothfall können sie ihm sogar dienen
Zu Jungfrauen von Orleans und solchen Heroinen!
In Niedrigkeit, Hochedel-, höchstens Wohlgeboren,
Ohne Schnürcorset, in Demuth auferzogen,
Kommt es, daß so eine Kathy oder Mariandel
In ihrem bewegten Lebenswandel
Meist gar nicht recht zum Bewußtsein gelangt
Der Tugenden, womit sie im Stillen prangt;
Doch was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ihr kindlich Gemüth! *)
Und diese sancta simplicitas
Ist es nun eben, justement, was
Der Künstler zu seinen naiven Bildern
Brauchet, und sucht abzuschildern. —
Das gereicht nun keineswegs etwa zum Tadel
Denen Prinzessinen und Fräuleins vom Adel;
Denn Mangel an Naivität ist doch eigentlich nur
Ein Zeichen ausgezeichneter Erziehung und hoher Kultur:
Wer zu seiner Qualitäten Erkenntniß gekommen,
Dem ist natürlich die heilige Einfalt um etwas benommen.
Zu gewissen historischen Charakteren, à la bonheur,
Qualifiziren sich die Vornehmen wieder desto mehr:
So sind zum Beispiel zu den beiden Leonoren
Geheimraths-Töchter wie auserkoren!

---

*) **Schiller.**

Ein Faktum bleibt es jedoch, unbestritten,
Daß die niedern Stände mehr Kunststoffe bieten:
Unleugbar ist der polnische Jude mit seinem bevölkerten Bart,
Pitoresker als ein Baron Rothschild und diese barbierte Art.
Ja, so unglaublich es auch erscheinen mag,
Wir sehen die Künstler noch bis auf den heutigen Tag
Lieber das Kostüm Adams und Evas studiren,
Als die Uniform eines Lieutenants (selbst Borussia's) kopiren! —
So sind denn auch Gärtnerinnen und Mädchen vom Lande
Mehr seine Sachen als Damen von Stande.
Die belles jardinières und Fornarinen
Thaten zu den fürtrefflichsten Kunstwerken dienen.

Bei dieser Gelegenheit dürfen wir uns nicht verhehlen,
Daß wir die recht poetischen noblen Seelen,
Beim Lichte besehn, begabt meist finden
Mit einigem Beigeschmack und etzlichen Sünden:
Othello, Makbeth und die Makbethin sind da,
So wie Karl Moor mit seiner Amalia,
Und Hieronymus Jobs in seinem lüderlichen Jugendleben,
Um Belege für diese Behauptung abzugeben:

Karl Moor und Amalia.

Hieronymus Jobs und seine Amalia.

So haben die herrlichsten Helden der ersten Poeten
Fast alle die bürgerlichen Gesetze übertreten!
Bei der fortschreitenden Kultur der Polizei in den civilisirten Staaten
Die poetischen Charactere auch immer schlechter gerathen;
Denn wenn da auch Einer durch Raub, Gift, Dolch oder Hochverrath
Wirklich 'mal einen poetischen Anlauf genommen hat,
So wird er baldigst von einem Geheimen entdeckt,
Und prosaisch vertilgt oder eingesteckt. —
Mit Schmerz und Bedauern müssen wir eingestehn,
Daß die Zeiten immer prosaischer hingehn:
Unter Italiens prangendem Himmelsbogen
Wird jetzt per Eisenbahn dahin geflogen.
Wo die Cypressen, Myrthen und balsamischen Narcissen,
Die Goldorangen und der cactus blühn und sprießen,
Verpestet den erquickenden Aetherduft
Der Lokomotive Qualm und Teufels-Dampfluft.
Auch werden die lazaroni und briganti sogar jetzt
Dort verboten, und durch Nationalgardisten ersetzt! —
Doch wollen wir hierüber lieber nicht weiter räsonniren,
Und fahren folgendermaßen fort unser Hauptthema zu continuiren:

Da sehn wir denn aus schöner Jüdinnen Augen
Den Künstler Begeist'rung für seinen Pinsel saugen.
Es dienet ihm zu einer Mirjam und Herodias,
Zu einer Judith mit Holofernessen das.
In diese Studien sich denn mancher so vertieft, und verliebt
Daß er sich gänzlich Mosen und den Propheten hingibt,
Und also sich gewinnet des Schicksals Gunst,
Daß es ihm förderlich wird, auch für die christliche Kunst.

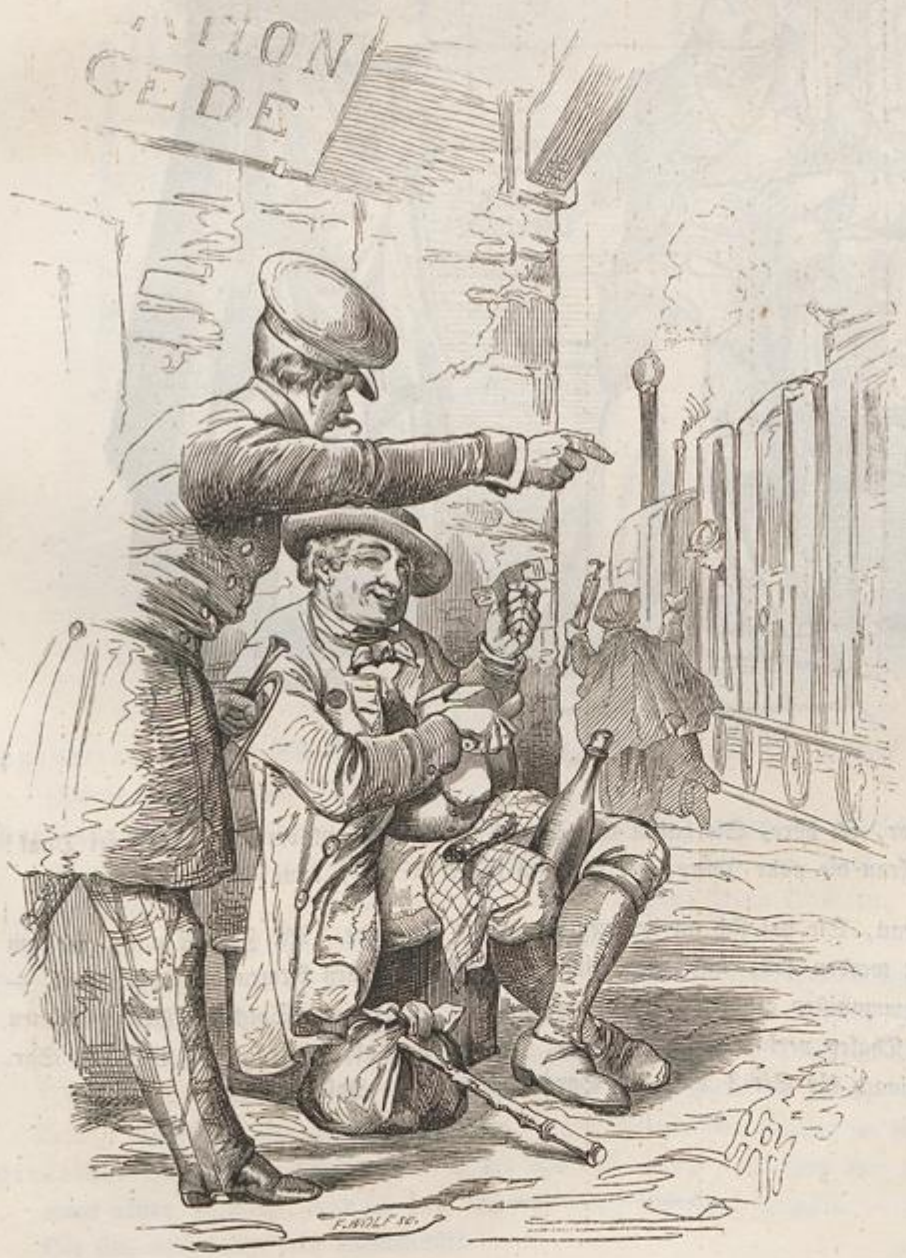
Da er auch die nichtsnutzigsten Charaktere muß erfassen,
So wird er selbst mit Zigeunern, Spitzbuben und Räubern sich einlassen:
Er schließt wie Callot und Salvator Rosa mit ihnen amitié,
Ist bald bei Rinaldini, bald bei'm baier'schen Hiesel zum Thee!
Dadurch wird er gegen menschliche Schwächen nachsichtig gestimmt,
Womit er es denn auch so genau nicht nimmt;

Mit Kunst-Schriftgelehrten und Pharisäern geht er passable um,
Ja selbst mit Rezensenten, das gereicht ihm doch wahrlich zum Ruhm! —

Um sich zu jüngsten Gerichten zu präpariren,
Muß er ganz eigenthümliche Studien vollführen,
Um richtig zu geben der letzten Posaunen Schall;
Und zu Motiven für einen recht grausigen Teufelsschwall,
Muß unumgänglich er Bekanntschaft da machen
Mit Trompetern, Salamandern und Molchen und Drachen. —
Kurz, was da kreucht und fleucht macht er sich unterthänig,
Und herrscht darüber, frei, ein unumschränkter König.
Vom Himmel zu der Hölle, vom Riesen bis zur Made,
Regiert in wahrem Sinn er recht durch Gottes Gnade;
Nicht wie im Reich der Lüfte etwa der Vogel Weih,
Noch wie durch Wald und Klüfte regiert der König Leu;
Denn während diese Bestien ihre sujets erwürgen und fressen,
(Ganz aller Regentenpflichten und Gottes- vergessen,)
Fährt er mit Styl und ordnendem Sinn
Veredelnd drüber her zu Aller Gewinn:
Aus der Wildniß rauhen Söhnen, schafft er, mild
An Kastor angelehnt, ein blühend Pollurbild.
Den Dämagogen und den Hochverräther
Veredelt zu St. Paulus er, und zum St. Peter.
So sehn wir prächtig einen Eid, den Helden, hoch zu Roß,
Und das Modell dazu war Stiefelputzer bloß!

(Stiefelputzer sind nun freilich auch Gestalten,
Die bei uns zu Lande mit den meisten Charakter entfalten.)

Nachdem wir oben von Nobel, dem Leuen, angeführt,
Wie anmassend er seine Völker regiert,
Sei es es uns erlaubt zu erwähnen nun,
Daß die Poeten doch eigentlich Unrecht thun,
Regierende Häupter so gerne zu vergleichen
In klingenden Phrasen, mit Löwen, Adlern und dergleichen.
Umschlingt doch bei dem jetzigen Culturzustand
Die Fürsten und Völker ein Liebesband. (Schluß folgt.)



„Wenn Sie noch mit wollen, so machen Sie rasch, der Zug geht ab!“

„Oh, de Isenbahn fall woll warten, ick heff jo min Billet!“

Was ist ein Kommunist?

Frau. Ach Herr Doktor, ich höre, Sie haben nun mein Häuschen so gut verkauft! Gott sei Dank! nun kann ich alte Frau die paar Jahre, die ich noch zu leben habe, ohne Sorgen genießen!

Doktor. Ja, liebe Frau, Sie hat sich an den rechten Mann gewandt. Die Zeit ist nah, wo dem Armen Gerechtigkeit werden soll, und der Reiche nicht ungestraft den Armen aussaugen darf. — Hat Sie je von Kommunisten gehört? Ich nenne mich mit Stolz einen Solchen! Das Häuschen haben wir zu 100 Thaler verkauft; hier sind sie. Mein Guthaben beträgt 96 Thlr. 13 Sgr. 10 Pf., bleiben demnach für Sie 3 Thlr. 16 Sgr. 2 Pf. übrig. Adieu!

Was ist kein Kommunist?

Hausherr. Schämen Sie sich nicht, daß Sie betteln? — Sie sind ja stark und gesund genug, um schwere Arbeit zu thun!

Proletarier. Ach lieber Herr! Ich leide seit fünfzehn Jahren an unlöschbarem Durst, hab' zu Haus sieben ungezogene Kinder — alles Zwillinge — und eine Frau, die vierzehn Jahre am Nervenfieber leidet. Ich muß mich durch meine Hände-Arbeit ernähren; das hat mir auch der Herr Bürgermeister hier auf dies Papier bescheinigt.

Hausherr (liest:) „Daß der Maurer Peter Saufhaus vom Gerüste gefallen ist, und es ihm ungewöhnlich schwer wird, sich und seine zahlreiche Familie zu ernähren, bescheinige ich hiermit."

A.....tz, den 14. Februar 1814. Der Bürgermeister Müffenkopp.

„Man wird gebeten, diesen Schein dem Mann nicht zurück zu geben, da er sonst zum Betteln benutzt wird." — So, da hat Er etwas — den Schein aber behalte ich hier!

Proletarier. Was — behalten? — Thun Sie das nicht, sonst muß mir der Herr Bürgermeister einen neuen schreiben, und ich hab' ihn jetzt schon siebenmal gequält. — Aber das seh' ich doch, Sie sind noch lange kein Kommunist!

— „Kann ich hier ein Zimmer bekommen?“

„O oui Monsieur!“

— „Ah, Sie sprechen französisch?“

„O yes Sir!“

— „Englisch auch?“

„Jawohl mein Herr!“

Gefreiter
(meldend:)

Der Rekrut Schlottebohm der 3. Compagnie ist gestern Abend im Lazarethe am Nervenfieber gestorben.

Major:

Donnerwetter! Wie kann der Mensch sterben, der ist ja noch nicht 'mal ausexerzirt! —

Uniformirungen

(Fortsetzung.)

Uniform eines Consistorial- und eines Schulrathes.

Bei diesen beiden Chargen war das Hauptaugenmerk darauf gerichtet, der Milde solcher Beamten einen herberen Beigeschmack zu geben. Wenn die Wissenschaften den Menschen zähmen, so ist es unzweifelhaft, daß der Schulrath der zahmste von allen Menschen ist. Zwar könnte man dagegen einwenden, nicht alle Schulräthe wären so besonders wissenschaftlich begabte Geschöpfe, allein dies ist nur ein Einwurf der Bosheit, die leider heut zu Tage selbst unsere ersten Beamten nicht verschont. Genug, obgleich der Schulrath zahm sein soll, und außerdem die zweifache Pflicht hat, die Lehrer und die Schüler gleichzeitig zu zähmen, so ist es für einen wohlorganisirten Staat doch nothwendig, daß dieser Rath zugleich etwas militärisches hat. Beim Militär — das ist ausgemacht — ist im Grunde alles vollkommener, als beim Civil. Kein Mensch kann sich einen Begriff davon machen, wie in den Schulen eine militärische Ordnung wohlthut. Wenn der Schüler vor dem Lehrer fein gerade steht, die Füße zusammen, nur die Fußspitzen etwas nach aussen, die Hände hinter der Hosennaht, und so das A B C erst „nach Zählen," dann „in

langsamem Schritt," und endlich im Parademarsch hersagt; wenn er ferner „nach Zählen" betet, und „nach Zählen" um Erlaubniß fragt, ein kleines Bedürfniß verrichten zu dürfen: so macht dies einen ungemein wohlthuenden Eindruck. Das häßliche Menschliche geht allmälig verloren, und das angenehme Steife, Lederne und Maschinenhafte tritt an seine Stelle. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, muß man es schön finden, daß der Schulrath auf Madagaskar das klassische Alterthum beständig in einem Tornister mit sich führt; daß er Epaulettes von Pappe mit Franzen von Papierschnitzeln trägt; endlich, daß er am rechten Schuh einen Sporn hat, der blos für die Lehrer ist, und dazu dient, ihnen einen leichten Verweis zu geben, ohne daß die zarte Jugend es merkt. Passend schmückt seinen Helm die vielbedeutende Ruthe. Dieselbe soll nicht allein auf den Akt milder und weiser Züchtigung hindeuten, sondern auch die Anspielung auf den Besen der Wissenschaft vertreten, welcher bestimmt ist, die Finsterniß verflossener Jahrhunderte auszufegen. Nach Goethes Worten: „Freund, grau ist alle Theorie!" hat auch seine Uniform diesen Grundton. Der Kragen jedoch ist schwarz, als eine Anspielung auf die gelehrte Dinte, während rechts und links ein großer Knopf von Elfenbein auf den Sand hindeutet. Diese Andeutung würde sich indessen unserer deutschen Jugend gegenüber nicht passen, da der Name „Sand" in den Schulen so verpönt ist, daß nur das weichere Löschpapier gebraucht werden darf. Vielleicht würden Vatermörder von Löschpapier diese Beziehung ersetzen. Hosen und Strümpfe des gelehrten Herrn sind eiergelb, nicht ohne tiefere Bedeutung.

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf den etwas fernerstehenden Consistorialrath. Auch auf Madagaskar scheinen die Herren Consistorialräthe nicht so friedlicher Natur, als man gemeinhin annimmt. Allerdings ist es ganz zeitgemäß, ihm einen Brustharnisch, einen Schild, ein Schwert und Pfeile zu verleihen. Wer weiß, was diese guten Herren jetzt gegen früher auszustehen haben; wer weiß, wie mancher von ihnen heute ein Buch schreibt, der es nie gethan haben würde, wenn ihn nicht die Lichtfreunde, die Rongianer, die Wislicener, die Sträußе und die Feuerbache auf den Tod quälten, der wird uns beistimmen und die Bewaffnung practisch finden. Weil man jedoch hin und wieder Bedenken trug, man könnte der Pfeile wegen diesen Beamten für den heidnischen Gott Amor ansehen, welches zu allerlei Bemerkungen hätte Veranlassung geben können, so fügte man seinem Helme den alten berühmten Consistorialvogel resp. Truthahn bei, um so mehr, als derselbe sich durch ein feines, weiches und schmackhaftes Fleisch auszeichnet. Man könnte dagegen einwenden, daß dieses Thier nicht das klügste sei, allein auch dies paßt in tieferer Beziehung auf den Consistorialrath, insofern er nämlich mit dem heiligen Augustin den Grundsatz theilt: Ich weiß, daß ich nichts weiß. Als Hauptwaffe führt er das Flammenschwert. Geht seiner geistigen Lampe einmal die rhetorische Flamme aus, oder kann er eine Controverspredigt nicht zu Ende bringen; oder will ihm jemand irgend etwas an einem Lieblingsglaubenskapitel flicken, so schwingt er rücksichtslos dieses Schwert. Uebrigens trägt dieser Herr alles von Seide; hat, wenn nicht ächte, doch falsche dicke Waden, und feine Schuhe. Sein Waffenrock ist mit Bibelsprüchen gefüttert.

Uniform eines Polizeirathes.

Was ist ein Polizeirath? — Was soll ein Polizeirath? — Was nützt ein Polizeirath? — Was schadet ein Polizeirath? — Was darf ein Polizeirath und was darf er nicht? — Soll ein Polizeirath sichtbar sein oder nicht? — Ist der Polizeirath ein gewöhnlicher Mensch, oder ist er das Ideal der Menschheit, oder der schützende Genius derselben und als solcher nackt, d. h. in Tricot mit goldenen Flügeln, einen Regenschirm tragend, darzustellen? — oder ist er als Packan der Justitia mehr eine practische Erscheinung? — Alles dies ist zu erwähnen. Auf Madagaskar erfaßte man ihn von der praktischen Seite, und so sehen wir ihn vollständig symbolisirt und mit allen Attributen seines Standes vor uns stehen, um jeden Augenblick in die geheimsten Winkel

selbst des Familienlebens dringen zu können. Seine fünf Sinne sind durch mancherlei Vorrichtungen künstlich geschärft, nur das Gefühl ausgenommen, welches eher durch eiserne Handschuhe gedämpft wird. Die Augen sind mit einer stark vergrößernden Brille bewaffnet, damit ihm alle Vorfälle wichtiger erscheinen, als sie sind. An den Ohren trägt er Schallhörner, welche mit ihrem Ansatze ins Ohr münden und dort mit Gutta percha befestigt werden. An diesem Ende haben dieselben ein Klappchen, damit das, was in's eine Ohr hineingeht, zum andern nicht wieder hinausgehen kann. Auch bei ihm hat die Kopfbedeckung die Gestalt des beliebten Helmes, welche noch durch den darauf gelötheten Vogel Greif bedeutend verschönert wird. Da der Polizeirath kein ästhetisches Aussehen beansprucht, und auch keine besonders ehrwürdige Rolle spielt, so ist bei ihm auf Schönheit weniger Rücksicht genommen. Die Farbe seiner Hosen und seines Waffenrockes ist dunkelgrau mit hellen Punkten. Die hellen Punkte deuten die seltenen Fälle an, in denen sein Auftreten von erfreulichen Folgen begleitet wird. Der Rockkragen ist roth; die Knöpfe sind so wie alles, was an ihm wie Gold aussieht, von schlechtem Kupfer, damit ihm nichts Werthvolles genommen werden kann. Seine Epaulettes enthalten eine Vorkehrung, welche jeden, der sich an ihnen vergreift, wieder ergreift. Sie sieht unsern Spatzenfallen ähnlich, und besteht aus zwei Bügeln, die zusammen schlagen, wenn man einen in der Mitte befestigten falschen Friedrichsd'or berührt. Die übrigen Geräthschaften, die er bei sich führt, erklären sich selbst. Seine Fußbekleidung sind kurze Filzstiefel, die ihm zwar nicht besonders kleiden, welche aber sehr brauchbar zum Demagogenfangen und Aushorchen, Lauern u. dgl. sind.

(Fortsetzung folgt.)

— „Ach meine Gnädigste! nur Wasser! Wie schade ist es nur um den schönen Durst, der da vergeudet wird!“ —

Kommunist. Theilen wir denn! Sie mit mir Ihr Geld, ich mit Ihnen meine Schulden. —

Philantrop. Dieses weniger: machen Sie mir einen Vorschlag, der abgemagerten Menschheit mit meinem superflu abzuhelfen.

— Was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten. —

Lith. Jnst. v. Arnz & Co in Düsseldorf.

Louis Philipp

versieht in Ermangelung anderer Beschäftigung bei der Königin Victoria Ammendienste.

28

Lith. Inst. von Arnz & Cº in Düsseldorf.

Schon Alles besetzt, meine Herren!

Reiseberichte eines Combuctuanschen Touristen über ein civilisirtes Land.

(Schluß.)

Ach Gott, wie hat sich das hier in dem civilisirten Lande geändert. Als ich herkam, erzählte man mir soviel von den unverbesserlichen, vollkommenen Zuständen, von der gränzenlosen Bildung und Aufklärung, und nun sind alle die hochgepriesenen Dinge als schlecht und unbedeutend auf die Seite geschafft. Aber Ihr versteht mich so nicht. Ich muß Euch den angeführten Hergang erzählen.

Die Stadt, worin ich jetzt seit längerer Zeit lebe, heißt Düsseldorf. Darin bemerkte man vor etwa vier Wochen unter gewissen Klassen einen Dünkel und Hochmuth, wie Ihr Euch kaum vorstellen könnt. Der Adel, die Offiziere, die sogenannten Geldmänner, die Ihr aus meiner früheren Schilderung kennt, gaben Bälle und Feste, Schlag auf Schlag, und gebehrdeten sich, als wären sie die

Automaten-Versammlung zu Düsseldorf.

Götter auf Erden. Ja man hielt hier eine sogenannte Autonomen-Versammlung. Ihr fragt, was Autonomen sind? So hört! diese Menschenklasse hält sich für die vollkommenste in allen Dingen, in denen die Vollkommenheit nicht eben zum Ruhme gereicht. Sie nimmt sich deßhalb vor allen andern Menschen Sachen heraus, zu denen sie im Grunde gar nicht berechtigt ist, will ihre eignen Gesetze und Gerechtsame haben, und nennt alle andern Menschen Canaille. So war die Sache. Sie hielten ein großes Fest, aßen und tranken das Theuerste, was zu haben war, und was nicht zu haben war, ließen sie aus Paris kommen. Da haben sie denn plötzlich aus Paris auch etwas bekommen, was sie nicht haben wollten. Man vertrieb nämlich in dieser großen Stadt den König, weil er achtzehn Jahre lang

geheuchelt und gewuchert und den Nationen etwas vorgeweint hatte. Die Thränen waren dieses Mannes schwächste Seite, so lange er regierte; jetzt soll er gar nicht mehr weinen. Doch genug davon; sie bekamen auf einmal die Revolution, ein Fieber, das diejenigen krank macht, die es nicht haben. Die Autonomen aber aßen und tranken vorher und

dachten, es wäre gar nicht möglich, daß auch ihnen einmal der Brodkorb etwas höher gehangen werde.

Auf einmal mit ungeheuerm Toben und Brausen kam, wie man hier zu Lande sagt, der Geist über das Volk. Es war gerade, als wäre der Pfropfen von der Flasche gegangen, als der Pariser König weg war. Und die Andern zitterten und bebten alle in dieser Stunde, weil eben der Geist gekommen war, an den Keiner vordem so recht glauben wollte. Ich glaube immer noch, es muß dieser unser alter Freiheitsgott Hutlikatli sein, der sich jetzt rächt, daß man ihn so rücksichtslos vertrieben hat.

Wie nun das alles so kam, da hättet Ihr den Adel, die Autonomen, die Offiziere und alles, was drum und daran hängt, sehen sollen. — Die thaten alle auf einmal so freundlich,

so freundlich und herablassend, daß sie kaum wieder zu erkennen waren. Wenn sie früher den Bart strichen und ausspuckten, wenn Einer kam, der weniger war als sie, so sagten sie jetzt zu jedem Tagelöhner: „Lieber Freund, wie geht es Euch?" — Man meint aber, es wäre dies mehr Furcht, als aufrichtige Freundschaft. Das wäre jedoch nach meinen Begriffen ganz erbärmlich!

Die andern Leute, die hier sind, haben sich auch merkwürdig verändert. Früher hatten sie etwas Trauriges, so etwas Schwarzes und Weißes an sich, jetzt auf einmal tragen sie lebhafte Farben: Schwarz, Roth und Gold, obgleich für den Augenblick das Gold sehr selten ist. Man bemerkte nun, daß noch vor Kurzem das Tragen dieser Farbe von den schlimmsten Folgen gewesen sein würde; ja, noch vor etwa 10 bis 13 Jahren sollen deßhalb Menschen für ihr ganzes Leben unglücklich gemacht worden sein. Ist dies nicht höchst merkwürdig, und wäre es nicht abscheulich, wenn dies wirklich der Fall sein sollte? — Und Ihr fragt, was bedeuten diese Farben? Nichts anders als Vaterlandsliebe, die man früher verboten hatte.

Uebrigens hat man hier jetzt eine sogenannte Bürgergarde errichtet, d. h. die Leute thun sich zusammen, um sich ihrer Haut zu wahren. Außerdem sagt man, hätten sie noch etwas Anders im Schilde, sie wollten nicht mehr von Soldaten und Offizieren bedrückt sein, die hier, wie bei uns die Heuschrecken, unzählig sind und dem Lande viel Geld wegfressen. An diesen Bürgergarden nimmt alles Theil;

Beamte, Bäcker, Schuster Schneider, Krumme, Lahme, Alte, Junge, Schreiber, Notare, Bauern, Bierwirthe, Schauspieler, Maler ꝛc. Von den Malern könnte ich Euch übrigens noch allerlei erzählen.

So lange sie jung sind, sehen sie anders aus als andere Menschen. Sie tragen langes Haar, und wenn sie welche haben, auch Bärte, machen ein bedeutendes Gesicht und möchten gerne auffallen. In diesem Zustande nennt

man sie Genies. Genie heißt so viel wie halb verrückt sein. Später werden diese Leute ruhig und besonnen, und malen Bilder mit bunten Farben, die oft sehr schön sind. Wenn so ein Bild gefällt, dann werden sie berühmt — d. h. man schreibt und spricht von ihnen, wo sie wohnen, wie sie leben, ob sie viel oder wenig essen oder trinken, ob sie eine Frau oder mehrere haben, kurz man bekümmert sich um sie. So lange man sich nicht um sie bekümmert, sind sie selbst bekümmert, und viele verkümmern für ihr ganzes Leben. —

Nachher, wenn sie todt sind, werden diese oft die berühmtsten. Man schreibt alsdann dicke Bücher über ihr Elend und erzählt sich viele Anekdoten aus ihrem Leben, und hohe Fürsten und Potentaten, so wie reiche Leute hören dies mit großem Vergnügen. — So ein Maler kann Alles malen, was er will, wenn man es ihm nur sagt.

„Mein Herr Maler, mal' Er mir ꝛc. ꝛc." (Frei nach Jordan.)

Im Allgemeinen nennt man hier diejenigen Leute, die Dinge treiben, welche besondere Geschicklichkeiten und Naturbefähigungen erfordern, — ohne daß diese Dinge zum gewöhnlichen Leben nothwendig sind, — Künstler. Es gibt verschiedene Sorten von Künstlern. Am Besten haben mir die Schauspieler gefallen, denn die können alles sein, was sie wollen: Könige, Kaiser, Reiche, Geliebte und Verliebte. Das geht so zu, wie im gewöhnlichen Leben. — Sie ändern nach

Zeit und Umständen ihre Sprache, Ansichten, Gefühle und ihre Kleider. Oft führen sie schöne Redensarten im Munde und ahmen täuschend ähnlich Kaisern und Königen nach. Sie streben dabei nach dem Beifall des Volkes, das sie eigentlich immer belügen. Sehr gut nehmen sich besonders die Schauspielerinnen aus. Man sagte mir, nahe bei wären sie meist häßlich und angestrichen. Ich finde es nur unrecht, daß man ihnen das Letztere vorwirft, da sich hier alle Menschen einen gewissen Anstrich geben, unter dem ein viel schlechteres Material verborgen ist. Uebrigens überzeugte ich mich selbst, wie kurios jene Schauspielerinnen in der Nähe aussehen. — Durch die Freundlichkeit einer solchen, die vielleicht gerne einmal mit einem Schwarzen anbinden wollte, weil sie an den Weißen bereits Ueberdruß hatte, kam ich auf die sogenannte Bühne. Gott! wie 's mir da wurde! Das schöne, glänzende Gold der herrlichen Welt verwandelte sich in Lumpen und Flitter, und die erste Liebhaberin, die mich aus der Ferne entzückte, glich einem abgemagerten Kameel, das sein ganzes Leben in einer Wüste zugebracht. Ein sogenannter Maler fertigte für mich die Porträts welche ich hier beifüge. — Derjenige, den Ihr hier bemerkt, wird ein Soufleur genannt. Er kam mir wie eine gefangene Gottheit vor, denn er ist, wie ich versichern kann, allwissend. Dennoch sperrt man ihn oft viele Stunden lang in einen engen Kasten, in dem er weder gehen noch stehen kann. Der Andere ist ein sogenannter Tenorist. Er singt so hoch, daß er oft selbst einige Schuhe von der Erde in der Luft schwebt. Den Letzten nennt man den Helden, allein, soviel ich bemerkte, ist er sehr furchtsam. Nur im Biertrinken soll er stark sein. — Ja, ja! so sind die Dinge anders, als sie aussehn. Ich glaube, wenn ich noch lange reise, werde ich ein Philosoph, das heißt: ein Mensch, dem die Welt zwar nur Wurst ist, der aber doch mit Resignation seinen Braten ißt. —

Nachschrift.

So eben trifft wieder eine Nachricht ein. Man ruft auf den Straßen: „Alle Könige versprechen jetzt eine Constitution!" Ich weiß noch nicht, was das Wort heißt, aber es kommt mir so vor, als bedeute es so viel wie Besserung. Einige sollen öffentlich gebeichtet haben; andere hat man eingefangen; wieder andere sind davongelaufen. Die armen Leute, die thun mir recht leid, denn sie haben fast alle den Kopf und die Minister verloren. Von der andern Seite, von der sogenannten liberalen Partei, wird dagegen jetzt ein Geschrei gemacht, wie wir es kaum bei unsern wildesten Männern antreffen. Das kommt daher, weil diese Leute früher kaum den Mund aufthun durften. Nur Eins wundert mich. Sie sagen, wir wären jetzt frei und dürften sprechen, was wir wollten, riskirt man aber etwas anders zu sagen, als diese sagen, oder es nicht ganz so stark zu sagen, so kommt man in Lebensgefahr. Das ist eine kuriose Sache. Nach meinen dummen Begriffen müßte das nicht sein.

Hier ist ein ungeheurer Jubel. Jetzt erst ist es dem berühmten deutschen Volke gelungen, einen alten Mann zu vertreiben, der sein langes Leben darauf verwendete, ganz Europa in Knechtschaft zu erhalten. Man sagt, er wäre von einem ganz eigenthümlichen, sogenannten politischen Teufel besessen gewesen. Diese Sorte Teufel soll die verschmitzteste sein. Ich weiß nicht, ob dieselbe auch Hörner hat, aber Krallen an den Füßen und Händen soll sie haben; dabei ein beständiges bittersüßes Lächeln auf dem Angesichte, und einen Haß im Herzen gegen Alles, was Freiheit ist. So ein Teufel lebt von politischen Noten, worunter man vergiftetes Papier versteht, und von allerhöchsten Cabinetsordres, das sind Befehle, die vorgeblich der Landesfürst ertheilt, die jedoch eigentlich diese Teufel ihm einflüstern. Alle ordentlichen Leute haben gegen diese Dinge einen angebornen Abscheu, dagegen gibt es andere, die schon so halb und halb besessen sind, welche daran lecken, wie die Kinder am Zuckerrohr. Manch Einer ist schon daran gestorben.

Auch erfahre ich so eben, der preußische Minister Pudelschwing oder Bodelschwing, sei gestürzt worden. Man sagt, das hätte Niemand vor drei Wochen denken können. Ich frug, warum man ihn gestürzt habe. Man sagte mir, er hätte sich nicht vom Boden aufschwingen können, obgleich er sich zum Minister emporgeschwungen habe. War der Mann denn so dumm? frug ich. Nein, entgegnete man, aber er war von der Aristokratie besessen. Da erfuhr ich denn, die Aristokratie wäre auch eine schlimme Branche in der teuflischen Welt. Die Aristokratie, sagte man, ist der eingefleischte Hochmuth und Dünkel, die unverschämteste Heuchelei und Prahlerei, der lügenhafteste Schein und die ärmste Innerlichkeit. Man trifft diesen Satan bei Männern und Weibern. Bei den Letzteren bringt er oft die lächerlichsten Aeußerlichkeiten hervor. Solche Weiber sind dann entweder dumm oder verschroben, oder beides zusammen, und wissen nicht, wie sie sich blähen und produciren sollen mit ganz werthlosen Dingen. Uebrigens ist diese Teufelsbranche offenbar die maulfertigste, und sie schwadronirt, daß gewöhnlichen Menschen die Ohren summen. Unter ihnen gibt es auch viele liederliche, ja, man hat hier Gräfinnen und Baronninen, die den schlechtesten Weibern in gar nichts nachstehen. In dieser Hinsicht kann sich die sogenannte Aristokratie als unter einander sehr nahe verwandt betrachten.

Doch wieder auf den genannten Pudelschwing zu kommen, so soll er sich dem Landleben ergeben haben, und Kohl und Rüben pflanzen, und mit vielem Glücke die rebellischen Kohlköpfe zu regieren wissen. Ob dies alles wahr ist, weiß der Himmel, denn man lügt hier in allen Kreisen sehr viel. Davon machen nur wenige Leute eine Ausnahme, am meisten jedoch trifft man dies Laster bei Regierungen und Advokaten an. Wie könnt Ihr Euch glücklich schätzen, daß Ihr die letztern nicht kennt. Man kann von ihnen alles und auch nichts haben, je nach den Umständen; dagegen nehmen sie so viel als die Umstände zulassen. Dieselben werden übrigens künstlich im Lügen erzogen, und sind so abgerichtet, daß sie lachen, weinen, schwören, weiß und schwarz machen können, je nachdem man sie bezahlt. Wenn man einen allein hört, so hat er immer recht und er beweist dies sonnenklar; hört man aber zwei gegen einander, so haben sie beide recht oder unrecht, wie man's nehmen will; hört man ihrer viele, dann glaubt man keinem mehr. Aber es sind überaus kluge Leute und wenn irgendwo ein Scandal los ist, so kann man sicher darauf rechnen, wenigstens ein Advokat ist dabei thätig. Was ich Euch hier schreibe, müßt Ihr Niemanden wieder sagen. Wer weiß, wie es mir gehen würde. Es ist nicht so gefährlich einem König auf die Füße zu treten, wie einem Advokaten ein unangenehmes Wort sagen.

Für diesmal muß ich schließen. Es findet eine Volksversammlung statt, die ich besuche. Was wir zu Hause täglich thun, ist den Leuten hier noch neu. —

Das Ständchen.

Pendant.

— Laß Dich am Fenster sehen ꝛc. —

Après.

— Auf Ehre, es geht doch nichts über ein verliebtes Abenteuer! —

An

eine verehrliche Redaction der Monathefte in Düsseldorf.

Verzeihen Sie, meine Herren, daß ich mir die Freiheit nehme, einigen Raum in Ihren vielbeliebten Blättern zu beanspruchen, in der sichern Voraussetzung, daß dadurch die Mittheilung, die ich zu machen habe, um so eher in unserm Vaterlande bekannt werden wird.

Ich war bis vor einigen Tagen noch Setzer in der Zeitungs-Druckerei in Warschau, bin aber, um den unglaublichen Quälereien eines russischen Setzers zu entgehn, mit Lebensgefahr hierher geflüchtet. — Sie, wie so manche meiner Landsleute, werden sich gewundert haben, daß die russischen Zeitungen alle ausländischen politischen Nachrichten auf eine so verschiedene Weise auslegen, und so entstellt wieder geben; — ich kann Ihnen hierzu den Schlüssel bieten: Sobald Nachrichten von Wichtigkeit in Warschau ankommen, werden sie einem dazu beauftragten General übergeben. Dieser begibt sich damit in das Offizin der Zeitungs-Expedition, unter Begleitung zweier, mit scharf geladenen Gewehren versehenen Soldaten. Redacteur, Setzer, Drucker, Laufjungen, mit einem Wort: das ganze Zeitungs-Personal, versieht in Rußland nur in Ketten ihr Geschäft, eine Sache, die beiläufig gesagt, jedem Anfänger das seinige gewaltig erschwert. Dazu vom Staat Besoldete haben, mit der Knute in der Hand, die genaueste Aufsicht zu führen, und wehe dem Setzer, der sich einen Druckfehler zu Schulden kommen läßt! der Knuten-Pfahl wartet seiner. Der General nähert sich dem angeketteten Redacteur, die Soldaten stellen sich ihm zur Seite, und die ausländischen Nachrichten werden ihm vorgelegt. Der General macht es sich indessen bequem, und auf einen Wink lies't der Redacteur die Nachrichten einzeln vor; der General übersetzt sie schnell in's Russische, und dictirt sie ihm in die Feder, worauf sie unter derselben strengen Beaufsichtigung gedruckt, und von Polizeidienern dem Publikum überliefert werden. Berücksichtigt man nun die Unzulänglichkeit der Sprachkenntnisse des übersetzenden Generals, und die Todesangst des Redacteurs und des ganzen Zeitungs-Personals, so wird man leicht den Grund entdecken, warum eine so große Verschiedenheit statt finden kann. Mehrere auf meiner Flucht mitgenommenen Druckbogen und eine Proclamation der Warschauer Zeitung machen es mir möglich, Ihnen einen Beleg für meine Aussagen geben zu können. Ich sende Ihnen die ausländischen Nachrichten über die Zeitereignisse der letzten vier Wochen, indem ich die russische Uebersetzung nebenan setze, und die Kaiserl. Proclamation vorangehen lasse.

Genehmigen Sie, meine Herren, die Versicherung meiner tiefsten Hochachtung.

Trzmeszno
in preuß. Posen,
den 20. März 1848.

Janek Kuhlmann,
Ex-Setzer der Warschauer Zeitung.

Proclamation.

„Um einigen, von vermuthlich deutschen, Aufwieglern verbreiteten gehaltlosen Gerüchten vorzu-
„beugen, welche den Geist der Empörung und Anarchie in unser glückliches Land zu versetzen bezwecken,
„befiehlt seine Kaiserl. Majestät, der Vater des Russischen Volkes, in seiner unnachahmlichen Liebe,
„daß nachfolgende Zeitereignisse schleunigst auf offiziellen Wegen veröffentlicht werden, damit der zu
„seinem Allerhöchsten Leidwesen überhand nehmende Majestätsverbrecherische Glaube, als sei im westlichen
„Europa in den letzten vier Wochen, irgend eine, wenn auch geringfügige Veränderung der dortigen
„Regierungsformen oder eine Andersgestaltung der dortigen Dinge eingetreten, Wurzel fasse. Sollte
„dennoch wider Allerhöchst Kaiserl. Erwarten dies doch geschehen, so sind die treuesten Diener Sr.
„Kaiserl. Majestät, das Militair und die Polizei unumschränkt ermächtigt, jeden (der nicht vom
„Adel oder Militair) Zuwiderhandelnden unverzüglich zur Strafe der Knute zu verurtheilen, und ihn
„nachher in wohlverwahrter Kibitke auf seine eigenen Kosten nach Sibirien zu transportiren.“

Warschau, den 18. März 1848.

Laut Kaiserl. Ukas vom 30. Juli 1830.

Der Magistrat.

Uebersicht der neuesten Zeitereignisse,

deutschen und französischen Blättern entnommen, mit der russischen Uebersetzung (verdeutscht.)

Paris.

Louis Philipp ist, von dem Fluche seines Volks gefolgt, nach England entflohen. Paris ist zu Ehren der Republik illuminirt! Der Erzbischof von Paris hat ein feierliches Todtenamt für die gefallenen Freiheitshelden anbefohlen.

Louis Philipp ist auf das dringendste Anrathen seiner Aerzte nach E. gereist. Paris erfreut sich fortwährend der größten Ruhe, Der Erzbischof von Paris hat öffentliche Gebete für die glückliche Rückkehr des Königs der Franzosen anbefohlen.

Carlsruhe.

Gänzliche Aufhebung der Censur! Volksbewaffnung! Verantwortlichkeit der Minister! Vereidigung des Militairs auf die Verfassung! Deutsches Parlament!

Großherzogl. Verbot Alles in Frankreich Gedruckte zu lesen! Vermehrung der Polizei! Erhöhung der ministeriellen Gehalte! Antrag des Volks um Werbung von Schweizertruppen zum Landes-Schutz.

Wiesbaden.

Der Herzog von Nassau hat den Bürgern 2000 Gewehre verabfolgen lassen! hat mit ihnen geredet!! und wird sich an die Spitze der süddeutschen Bewegung setzen!!!

Der Herzog von Nassau hat von England 2000 Pferde zur Vermehrung seines Gestüts kommen lassen; und befiehlt eine allgemeine Verschärfung der Wildschaden-Gesetze.

München.

Der König Ludwig von Baiern hat zu Gunsten seines Sohnes abgedankt, da er in Concessionen hat willigen müssen, an die er sich gewöhnen zu können verzweifelte.

Der König Ludwig von Baiern hat seinem glücklichen Volke eine Erhöhung des K. Budgets angeboten, und in der Adresse die loyalsten Gesinnungen für sein Wohl und seine Regierung ausgesprochen.

Hohen-Zollern-Hechingen.

Der Fürst ist so eben von wuthentbrannten Bauern, die dem Druck der Feudallasten erlagen, verjagt, und hat sich in aller Eile nach Stuttgart geflüchtet.

Der Fürst hat so eben 700 aufrührerische Bauern füsiliren lassen, die zu denken gewagt hatten. Se. fürstl. Durchlaucht reiste sodann in aller Eile nach Stuttgart zu einem Hoffeste.

Rheyd und Gütersloh.

Vier Greise und zwei Säuglinge sind meuchlings von einer Majorität hiesiger Eingesessener ermordet worden, angeblich weil sie die Melodie des Liedes: Heil dir im Siegerkranz, nicht zu kennen vorgaben.

Ist wie im Original stehen geblieben!
Anmerk. des Setzers.

Wien.

Metternich ist gestürzt! Das Militair hat auf das Volk gefeuert! das Volk siegte! Der Kaiser hat alle Forderungen des Volkes bewilligt! Der Hemmschuh Deutschlands ist gelöst! Die Stadt illuminirt!

Metternich beabsichtigt eine fernere Anleihe von 16 Mill. Rubel! Die Unteroffiziere vertauschen den Stock mit der Knute, als zweckdienlicher. Der Kaiser lernt russisch. Todesstrafe wegen Preßvergehen eingeführt. Die Stadt illuminirt.

Berlin

a. d. Preuß. Staats-Zeitung.

Der heldenmüthige Aufstand des Berliner Volks hat zu einem glänzenden Siege über Verfinsterung und Knechtschaft geführt! Das Volk hat, einem 16stündigen Kanonenfeuer ausgesetzt, gesiegt, der König sein Volk erkannt! König und Volk sind eins! Der Prinz von Preußen ist nach England! Die deutsche dreifarbige Binde umschlingt ein einiges Deutschland! Amnestie der 90 verurtheilten Polen, deren Hülferuf in dieser Zeit auch in deutschen Herzen Anklang finden wird; nur von Osten droht uns Gefahr; dort thürmt sich die schwarze Wolke der Finsterniß und der Knechtschaft auf. Die preußische Presse ist frei! die Ständeversammlung einberufen auf den 2. April. Vor Frankreich und Rußland keine Furcht, denn Deutschland hat das Licht der Freiheit erblickt!

Eine längst vorbereitete Emeute des Berliner Pöbels hat es nöthig gemacht, daß das Militair ihn mit Kanonen zu Paaren trieb was durch die fast gänzliche Waffenlosigkeit desselben erleichtert wurde; das Militair hat natürlich gesiegt! Eine telegraphische Depesche bittet um russische Hülfe. Der Prinz von Preußen Mitregent! Ganz Preußen trägt die dreifarbige russische Binde und Cocarde! Die 90 verurtheilten Polen sind bei einem vereitelten Fluchtversuch aus Versehen getödtet. Der König lernt Russisch. Vorschlag zur Einführung russischer Commandos bei der Armee. Russische Schullehrer aus Moskau requirirt. Die Censur ist unbegränzt verschärft; der Zollcordon an der russischen Grenze geöffnet. Die Ständeversammlung wird russische Hülfe beanspruchen. Das Volk, Frankreich fürchtend, wirft sich verzweifelnd in die Arme des ihm durch Verwandtschaft und Gesinnung verbrüderten Rußlands!

Betrachtungen über Dr. Faust,

mit daran geknüpften erbaulichen Consequenzen für die Kunst.

Viertes und letztes Kapitel.

Des Künstlers Wanderjahre. Wie er gelehrte Abhandlungen illustrirt, Kameele studirt und zum Weltbürger wird. Des Künstlers Träume. Letzter schmerzlicher Hinblick auf *Dr.* Faust's Verblendung. Erhebender Schluß.

Voll Thatendurst, frisch, in der Jugend Kraft
Begiebt sich der Künstler auf Wanderschaft.
Nach Hesperiens Papstbeglückten Gefilden,
Gleichwie in die Urwälder zu Menschenfressenden Wilden
Zieht er, verlassend sein väterlich Haus,
Auf Landschaften-, Thier- und Menschen-Kenntniß aus!
Bei dem Großtürken im Orient
Widmet er den Odalisken sein Talent,
Und suchet, wenn auch verstohlen nur
Den Harems zu kommen dort auf die Spur;
In Scheherezadens Wundergarten
Die brillantesten Studien seiner warten;
Auf Sklavenmärkten und in den Gassen
Untersucht er der Völkerstämme verschiedenen Raçen.
(Wobei er den Unterschied lernt erkennen
Zwischen Sklaven, und was wir Unterthanen nennen!) —

Sklavenmarkt.

Eisbäre und Seehunde gehören weniger zu den Ideälen
Die man zu Kunstwerken sich möchte wählen,
Daher denn nach Rußland und jenen eis'gen Klimaten
Künstler wir selten sehn hingerathen;
Es geschieht dies nur, wie meistens wir finden,

Aus ganz besonderen und gewichtigen Gründen! —
Doch in Aegypten und den nubischen Wüsten kannst Du ihn sehn
Auf das Studium von Bayaderen und Sphynxen ausgehn.
Den Lauf verfolgend des Nil's, bis zu seiner Quelle,
Legt er sich dort auf Nilpferde, Crocodille und Kameele,
Durchstöbert der Pyramiden Mumienhaltigen Bäuche,
Und erforscht der Beduinen und Fella's Gebräuche. —

Besondere und gewichtige Gründe.

Bei diesem Nomadenleben es öfter geschieht,
Daß man den Künstler mit reisenden Gelehrten sieht,
Wie er als dienender Bruder ihre Forschungen illustrirt:
Sie also genießbar macht und beim Publiko einführt;
Wobei er seine Einbildungskraft oft sehr muß excerziren,
Und auf das Erstaunlichste lernt phantasiren! —

Proben archäologischer Illustrationen, ausgeführt nach Angabe verschiedener Gelehrten.

Daguerrotyp-Abbildung eines bei Eleusis*) ausgegrabenen Basreliefs in weißem Marmor vom Berge Pentelicus.

Der gelehrte Reisende Smelfungus**) erklärt die auf dem ausgegrabenen Basrelief befindliche Darstellung für: Eleusinische Priester mit dem Opferschweinchen.

Der gelehrte Reisende Mundungus beweist, daß sein berühmter College im Irrthum begriffen ist, und daß das Basrelief den Theseus mit dem Minotaur darstellt.

Mr. Raoul-Rochette erklärt seine gelehrten Freunde für Schafsköpfe und die Darstellung auf dem Basrelief für die Geburt der Venus.

(Mangel an Raum verbietet uns noch mehrere der verschiedenen Erklärungen dieses interessanten Basreliefs beizubringen.)

*) Jetzt Lupsina, 12 engl. Meilen nordwestlich von Athen. — **) Siehe: Yoriks empfindsame Reise.

Das Mumienstudium könnte er allenfalls missen,
Mit der Kameelnatur aber muß er umzuspringen wissen:
Wie könnte, zum Beispiel, er Engländer sonst porträtiren,
Wenn Karavanen durch die Wüste sie führen?! —
Auf seinen Wüstenreisen gewöhnt er sich auch an den vielen Sand,
Wohinein ihn das Schicksal oft später verbannt,
Und lernt Entbehrungen, Hunger und Durst ertragen,
Was ihm öfter zu Statten kommt in seinen alten Tagen. —
So wird er denn zum Weltbürger, den wir zu Hause sehn
In allen Sphären, und der mit Umsicht weiß umzugehn
Mit Potentaten und Bettlern, mit Dummköpfen und Leuten von Genie,
Gleichwie mit Löwen und Schafen, mit Eseln und andrem lieben Vieh! —
Wenn der Künstler auch wirklich einen Convenienz-Schwupper macht,
So wird ihm das nie hoch in Rechnung gebracht;
Im Gegentheil passirt er dann erst recht, allemal
Für eine wahre Künstlernatur und stupendes Original. —
Aechter Kunstquell quillt tief nur im inn'ren Gemüth!
Selbst der mittelmäßigste Psychologe daher leicht einsieht,
Daß der äußere Weltton und Verstandessachen
Bei dem Künstler nur Nebenrollen können machen:
Und so gewährt man ihm denn förmlich das Privilegium
Etwas grob sein zu dürfen und ein Weniges dumm.
— O Faust, o Faust, du armer Wicht!
Warum wurdest du kein Künstler nicht?! —

In Folge seiner Studien, so mannigfaltig, bunt und kraus,
Hat der Musenpriester auch noch den Vortheil voraus,
Daß eine Reizbarkeit seine Nerven durchwühlt,
Die sich selbst nicht zur Nachtszeit abkühlt.
Wenn sich des Helios leuchtende Fackel in's Dunkel gesenket
Werden die schönsten Ideen vom Traumgott ihm oft noch geschenket;
Wenn andre Leute langweilig von Grütze träumen,
Die fürtrefflichsten Hirngespinnste im Künstlerbrägen schäumen:*)
Die wüsten Schlachten, die er bei Tage entworfen hat,
Glaubt er, in Morpheus Armen, zu kämpfen in der That;
Schafft er Grazien, Horen, Houri's und Amoretten,
Umschlingen ihn liebliche Träume mit Rosenketten;
Ist er auf Junggesellenschaft reduzirt
Wird er in Hymens Mysterien wohl eingeführt;
Träumt wie sich beglückte Gatten
Küssen auf den grünen Matten;

*) In seinem Kopf geht's bunter zu als in Tausend und Einer Nacht!
Kein Wunder, daß dies Manchen manchmal verrückt schon gemacht.

Idylle.

Liebgekos't von Balsamwest
Feiert er sein Hochzeitsfest!
Wenn er gar 'mal haût goût soupirte, keck
Indianische Vogelnester etwa, oder Schnepfendr . . .
Dann träumt Elegie'n er, im Styl des Properz,
Und höher und herrlicher hüpft ihm das Herz! —
Es hegt die böse Mab, der Träume Schaar Entbinderin,
Entschieden freundschaftlich, für Künstler einen gnäd'gen Sinn.
Sei es nun, daß sie die Künstler für ihre Collegen ansieht,
Oder daß es aus purem Mitleid für die braven Jungens geschieht:
Es huscht das luft'ge Hexenweibchen
Mit ihrem Spann von Sonnenstäubchen,
Als Phantasus in leichtem Trab,
Des Künstlers Nase auf und ab,
Ihm Stoff und Kraft zum Schaffen gebend,
Mit süßer Hoffnung ihn belebend,
Die, wenn der Pinsel verzweifelnd sinkt,
Zu frischer That ihn ins Leben winkt.*) —
Träume spielen also die Hauptrolle im Künstlerleben;
Wem das nicht genügend erscheint thut gut davon zu bleiben. —
Selbst der Hauptmucker Alp ist gegen Künstler human
Und nimmt gegen sie einen milden Charakter an.
Dies wird freilich von vielen Künstlern bestritten werden,
Die meinen, daß es keine Kreatur gäb' auf Erden

*) In Shakesspear's Julia und Romeo
Erzählt anmuthig uns Merkutio,
In welchen variirten Manieren
Dies Frauenzimmer thut chikaniren.

Die gleich ihnen vom Alp würde gedrückt und gekniffen,
Doch sind sie, wenn auch in der Mehrzahl, im Irrthum begriffen;
Ich weiß sehr wohl: der Alp besucht ebenfalls die Künstler auch,
Er liegt ihnen sogar zum öftern bei Tage auf dem Bauch,

Der Alp, welcher den Künstler bei Tage besucht.

Ich behaupte nur, er behandelt sie gelinder,
Und inkommodirt sie etwas minder:
Ein Portefeuille mit diplomatischen Noten gespickt,
Zum Beispiel, unstreitig schwerer als 'ne Skizzenmappe drückt.
Ebenso werden seine Geldsäcke im Kasten
Den Künstler höchst selten als Alp belasten.
Im Gegentheil, hat er dergleichen Visionen,
So gehört dies zu seinen angenehmen Illusionen.
Doch genug! ein Jeder sieht sonnenklar
Wie selbst in Bezug auf Träume sogar
Dr. Faust sich ungeheuer im Lichte stand,
Indem er sich der Kunst nicht zugewandt! —

Wollte ich alle Annehmlichkeiten der Künste anführen
Hätte ich manche Eselshaut voll noch zu schmieren;
Dann möchte meine Abhandlung sich zu einer wissenschaftlichen erheben,
Und dieses Ansehn will ich ihr eben nicht gerne geben.
Ich breche also ab, denn des Lesers Geduld möchte brechen,
Wollt' ich dies Thema noch länger besprechen.
Ich frage nur noch: wenn man sieht, wie Faust sich abstrapazirt,
Und wie ihn der Teufel hinter's Licht geführt,
Ob man da nicht blutige Thränen, frage ich Einen,

Oder doch mindestens salziges Naß möchte greinen?! —
„Wo faß' ich dich unendliche Natur? euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens!*)"
Ruft sehnsuchtsvoll der arme Hans, und ach, vergebens! —
O, wenn ihm doch da Einer Pinsel und Pallette
Unter die Nase gerieben hätte!
Von allem Wissensqualm genesen,
Wär' er auf der Stelle gesund wohl gewesen.**)

Augenscheinliche Vermeidung des Kunst-Gebiets.

Daß Mephistopheles also augenscheinlich vermied
Mit Fausten zu betreten der Künste Gebiet,
Zeigt glänzend, welch Paradiesgärtelein
Umschleußet ihr friedlicher Palmenhain,
Und können daraus wir trefflich ersehen,
Wie Gottes Odem die Kunst muß durchwehen:

Vor ihren Harmonieen
Die bösen Geister fliehen,
In ihren heiligen Hallen
Mag kein Verräther wallen!***)

G. L.

*) **Göthe.**

**) ? (Anmerkung des Redakteurs.)

***) **Schikaneder.**

Melodie:

Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier.

Mein Frack ist im Pfandhaus, mein Frack ist nicht hier;
Du prangst schon im Ballkleid, und ich nicht bei Dir.
Geladen auch bin ich zu Thee und zu Tanz —
Mein Frack ist im Pfandhaus, mein Stiefel nicht ganz.
Zum Teufel du Pfandhaus, du schändliche Noth!
Du Haus der Errettung, du bringst mir den Tod!
Wohin ich auch blicke, Columbus, kein Land:
Die Hose hängt traurig allein an der Wand.

Leb' wohl denn, Geliebte, so schön und so reich!
Mein Frack ist im Pfandhaus, ein schändlicher Streich! —
Der Teufel holt Alles, mich holt er und Dich!
Durch Ballstaat, durch Liebe, durch Alles 'nen Strich.
Mein Frack ist im Pfandhaus, mein Frack ist nicht hier.
Du prangst schon im Ballkleid, und ich nicht bei Dir.
Wohin ich auch blicke, Columbus, kein Land:
Die Hose hängt traurig allein an der Wand.

Wilhelm Caspary.

„Johann, wenn Er fertig gedeckt hat, werde ich Ihm zeigen, wie Er die Karten legen soll!"
„Aber gnädiger Herr, Sie sind ja nur zu Dreien, ich meine, da wären die Karten ja wohl überflüssig!"
„Halt' Er's Maul, Er ist ein Esel, das ist einmal Ton, was weiß denn Er davon?"

„Bei meiner Frau hab' ich ihn getroffen, er hat sie geküßt, ich habe — — —"

„Um's Himmelswillen, bester Freund — ihn doch nicht erschossen oder erstochen?"

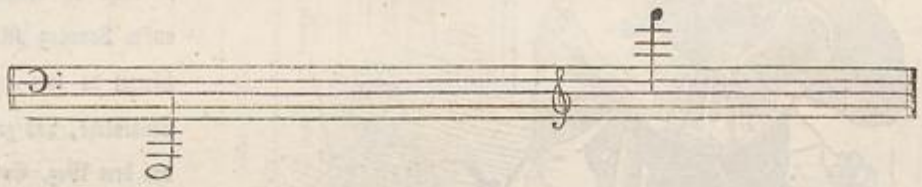
„Nein, aber ich habe die Thür so zugeworfen, daß sie beide wohl gemerkt haben müssen, wie's mir zu Muth' war!"

Sonntagsjäger.

(Silhouette von Müller.)

„Das Volk ist nie zufrieden, selbst wenn man Gold gibt!“
„Ja, Herr, dat es evver och ke Gold.“

„Ging ich so, und hab' so recht an Nichts gedacht, auf'm Sonntag Morgen; — kömmt da so'n zwölfzölliges Studentche, und geh' ich ihm aus dem Weg. Gott helf'ch! sagt' ich. — Halt den Rand! sagt' er. — Sie haben mir nir zu verbitten, sagt' ich; Sie sind ein dummer Junge! — Und als ich das gesagt, ich mir nicht faul, lang' ich aus und — — — er mir eine Maulschelle mit 'nem Treffer!!“



Ludewiche
Gab es schon viele Unglückliche!

Resignation!

Regisseur. Es ist wirklich empörend, in einem solchen Anzuge auf der Probe zu erscheinen; es bleibt wohl nichts Anderes mehr übrig, als daß man Ihnen den Abschied ertheilt, denn offen gestanden: Sie kommen immer mehr und mehr herunter.

Chorist. Das ist ja aber gerade der Wunsch des Herrn Kapellmeisters, welcher sich täglich darüber beklagt, daß mir als Bassist die Tiefe mangelt! —

Aus Leipzig.

„Heren Se, mai Kuter, seind Se denn uf den janzen Leibe so schworz?“
„Ja freilich!“
„I, des is woll nich meglich, do seind Se woll am Ende jor nich aus Laapz'g.“

— Apotheose und Anbetung des Götzen unserer Zeit. —

Lith. Inst. von Arnz & Cº in Düsseldorf.

Rommeldibowskÿ Karradoff läſst den Landtagsabgeordneten Herrn von Thadden schnupfen, wobei er in die ewig denkwürdigen Worte ausbricht:

„Wat sagst de nu! ?"

Wie soll man's machen?

Lith. Inst. von Arnz & Cº in Düsseldorf.

Auf dem Markte wurde ich angeranzt: „Wie, keine Kokarde?" Pums! und der Hut ging mir über's Gesicht.— Was war zu thun, ich kaufte mir eine, und dachte das soll nicht wieder geschehen.—

Von da ging ich in die Kaserne, um dem Herrn Lieutenant ein Paar Stiefel anzumessen und wurde angeranzt: „Wie, eine Kokarde?" Pums! und der Hut ging mir abermals über's Gesicht.—

Petition der Proletarier des Eselgeschlechtes an eine hohe Ständekammer.

Einleitung.

Von **L. B.**

Wir leben in einer inhaltsschweren Zeit! Die Tarantel der Freiheit, die zuerst die Franzosen gestochen, hat ihren Blitzesflug über ganz Europa ausgedehnt. Alle Völker sind nun von ihr berührt, und tanzen jetzt den Tanz der Freiheit. Das ist ein eigenthümlicher Tanz! — Die Tänzer, müde von demselben, wollen und begehren zur Erfrischung und Stärkung nicht Zuckerwasser oder Limonade, sondern die heterogensten Dinge, als Preßfreiheit, Lehrfreiheit, Glaubensfreiheit, Gewerbefreiheit, Verziehungsfreiheit, Mißliebiger-Beamten-Fortjagungsfreiheit, und als Knochenzugabe verlangen einige auch noch ein wenig Plünderungsfreiheit. Die Steuerfreiheit nicht zu vergessen! Letztere soll nicht allein frei, sie soll sogar vogelfrei sein!

Sie verlangen ferner: Abschaffung der Zölle und der Fürsten; Gleichheit des Gewichtes, des Maaßes und der Menschen, daher Eskomotirung des Adels. Weiter wollen sie Einführung des Communismus, der erste Schritt dazu ist Errichtung von nur einer Kammer für das ganze Volk. — Ob der hohe Adel, der bisher gewohnt war, in hohen Prunksälen für sich allein zu wohnen, in solcher Gemeinschaft, die er sicher für gemein hält, sich heimisch fühlen wird, steht sehr zu bezweifeln. Fühlt ja selbst das Volk, — genannt bis zum Jahre des Heils 1848 die Canaille, — daß zu solchem Zusammenleben ein guter Körper und gesunde Kräfte gehören, und verlangt schließlich eine gute Constitution.

Wenn solcher Weise gleich einer neuen Sündfluth in ganz Deutschland es Petitionen und Adressen regnet, darf nicht wundern. Wenn aber dieser Freiheitsrausch Wesen ergreift, die wir bisher solchen Eindrücken unzugänglich gehalten, wenn, wie aus nachfolgendem ersichtlich, selbst die Esel um Freiheit und Selbstständigkeit petitioniren, dann müssen wir freilich gestehen, daß dieser Durst nach Freiheit etwas Göttliches, und daher Unwiderstehliches ist. — Und wenn das Göttliche sich überall gleich, und wenn der Seeleneinklang, die Seelenverwandtschaft, ein Bruderband um uns Alles schlingt, dann müssen wir freilich bei dem Rufe: Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft, — — auch des gedrängten Bruder Esels uns annehmen!

Jetzt bleibt mir, bevor ich die Petition der Esel veröffentliche, nur noch übrig, Dir, lieber Leser, mitzutheilen, auf welche Weise ich in den Besitz derselben gekommen: auf ganz einfache Weise.

Vor einigen Tagen saß ich im einsamen Zimmer still überlegend, wer wohl ein größerer Esel gewesen sei, ob Metternich, der das deutsche Volk 33 Jahre geknechtet, oder das deutsche Volk, das sich diese Knechtschaft 33 Jahre gefallen ließ — als die Thüre sich öffnete, und ein veritabeler Esel, von altem, ehrwürdigem Aeußern in mein Zimmer trat.

Die Fragen: Woher? Wohin? hielt ich für überflüssig. Der Esel hatte ein stockdummes Aussehen, ließ den Kopf gewaltig hangen, hatte beschränkten Unterthanenverstand — man sah's auf den ersten Blick, es war ein Deutscher, aus der Zeit des ancien regime.

„„Ich komme zu Dir,"" begann er, „„Dich zu bitten, die bei mir habende Petition an die National-Stände-Versammlung zu besorgen.""

„Das geht nicht, alter Graukopf," fiel ich schnell ein, „seit Einführung der Städteordnung dürft ihr Esel nicht mehr selbsteigen petitioniren, das thut jetzt ein löblicher Stadtrath, indem er eure Sache zu der Seinigen macht."

„„Das thut nichts,"" meinte der Alte, — „„dann ernten wir doch wenigstens die Frucht aller Petitionen und das ist uns schon Genugthuung.""

„Was ist das für eine Frucht?" fragte ich neugierig.

Der Alte schmunzelte schlauer, als ich von einem Esel erwartete. „„I nun, — meinte er — daß auch uns die bescheidenste, rechtlichste Forderung abgeschlagen wird.""

Solchem Argumente konnte ich nicht widerstehen, und erbot mich zur Beförderung der Petition, als der Esel mit einer neuen Bitte ins Feld rückte, die Bitte: weil es, wie er wisse, Styl sei, alle Adressen der Oeffentlichkeit zu übergeben — diese Petition durch die Monathefte bekannt zu machen.

„Lieber Alter," entgegnete ich, „da nehmt doch lieber ein politisches Blatt dazu, und nicht ein humoristisches. Habt Ihr denn keinen Freund oder Bruder bei irgend einer Redaction eines politischen Blattes."

„„Das wohl,"" meinte der Esel, „„sogar hier in der Nähe, aber an die mag ich mich nicht wenden; die haben gar keinen Begriff von dem Geiste der Zeit, und verstehen ihr eigenes Interesse nicht zu wahren.""

Weiß der Himmel, wie es kam! Ich hatte kurz zuvor Firmenichs „Germaniens Völkerstimmen" gelesen. Da dachte ich denn, auf eine Stimme mehr oder weniger wird es ja wohl nicht ankommen, mag denn auch diese Eselsstimme gehört werden. Ich nahm den Antrag an.

Den Witz, diese Eselsstimme wäre meine eigne, den könnt Ihr, ohne ein Plagiat zu begehen, nicht machen, denn ich mache ihn hiermit. Ich verwahre hierdurch mein Eigenthumsrecht in Bezug auf diesen Witz, und werde jede unrechtmäßige Weiterverbreitung als einen Diebstahl verfolgen.

Jetzt zu unserer

Petition.

Hohe Ständekammer!

Mit dem Gefühle bittern Unmuthes, welches Eine hohe Ständeversammlung zwar eine Eselei nennen wird, treten die Esel Ihres Reiches vor Hochdieselbe, und bitten um Verbesserung ihrer Lage.

Wir haben bisher geduldig, wie es treuen Unterthanen ziemt, die Schläge ertragen, die uns von oben herab, und die uns von Seitenlinien beigebracht wurden, ohne zu murren. Wir haben bisher geduldig, wie es den Gläubigen ziemt, unser Kreuz auf dem Rücken getragen. Und wenn wir je es wagten zu klagen, dann erhielten wir zur Antwort: Wir wären Esel!

Aber eben weil wir Esel sind und keine Ochsen, wollen wir Proletarier des Eselgeschlechts uns diesen Druck nicht länger gefallen lassen und fragen entrüstet: Wer gibt Euch ein Recht, uns zu tyranniſren? Ein juridisches Recht habt Ihr gewiß nicht. Wir Esel sind eins der edelsten Geschlechter der Erde, und so weit die Sage und die Mythe geht, stets im höchsten Ansehen gewesen. Von einer Unterdrückung lesen wir nirgends. Seit Jahrtausenden waren wir stets in den größten Ehren.

Wir wollen in unserm eigenen Interesse aus der Geschichte Ihnen Belege dafür liefern. Wir wollen mit unserm Ahnherrn, dem Esel des Bileam, anfangen.

Die Bibel sagt von ihm, daß er ein Gottgeweihter, ein Seher gewesen, und weit mehr los gehabt, als sein Besitzer, der Herr Bileam. Denn als letzterer den Esel durchaus durch einen Hohlweg spornen wollte, weil er, ein Brett vor dem Kopfe habend, die am Eingang des Hohlweges stehende Engelsgestalt mit dem bloßen Schwerte

nicht sah, da hielt ihm der Esel eine derbe Strafpredigt. *)

Beiläufig sei's hier erwähnt, daß seit der Zeit die Esel überall das große Wort haben.

Daß Simson mit eines Esels Kinnbacken 1000 Mann erschlagen, halten wir für eine orientalische Metapher. Das ist nichts als ein humoristisches Bild und soll heißen: wer einem Esel zwischen die Kinnbacken geräth — der ist verloren.

Zur Zeit Samuels, als Judäa eine freie Republick war, und Niemanden unterthan, zu der Zeit ist das Sprüchwort entstanden: Wenn dem Esel zu wohl ist, geht er auf's Glatteis. — Damals versammelten sich die Juden um den Samuel und verlangten stürmisch — einen König!

Entsetzt eilte der Prophet in den Tempel, hatte hier eine Unterredung mit Jehova und kam zurück, dem Volke den Ausspruch Gottes zu verkünden.

Wir wollen hier pour passer le temps diesen Ausspruch citiren. Wir haben denselben zwar aus einem nichtcensirten Buche — es ist über 20 Bogen stark — wir befürchten aber trotzdem nicht mißliebig zu werden, denn dieses Buch heißt — die Bibel.

Die Stelle steht I. Samuelis 2, 10 und weiter und heißt:

„Und Samuel sprach all' die Worte des Ewigen zu dem Volke, das einen König von ihm verlangte.

Und sprach: Dies wird die Weise des Königs sein, der über euch regieren wird: Eure Söhne wird er nehmen und sie verwenden für seine Wagen und für seine Reiter.

Und er wird sich machen Obersten und Hauptleute über 1000 und über 50.

Und eure Töchter wird er nehmen zu Salbemischerinnen und Köchinnen.

Und eure Felder und eure Weinberge und eure Oelbäume, die schönsten wird er nehmen und seinen Dienern geben.

Eure Schafe wird er zehnten, und ihr werdet seine Sklaven sein.

Und ihr werdet schreien an jedem Tag wegen eures Königs.

Aber das Volk hörte nicht auf ihn, und rief: Wir wollen sein wie die andern Völker, wir wollen einen König haben, der uns beherrscht.

Hohe Ständeversammlung! Zu damaliger Zeit muß es viele Esel gegeben haben.

Wir bitten uns nicht mißzuverstehen! Wir meinen dieses im wörtlichen Sinne, weil eben durch einen Esel der frischgebackene Königsstuhl besetzt wurde.

Hohe Ständeversammlung! Wir bitten abermals uns nicht mißzuverstehen, wir meinen dieses im indirecten Sinne. Die Sache trug sich nämlich folgendermaßen zu.

Dem alten Papa Saul war ein Esel fortgelaufen, und er schickte seinen Sohn fort das Thier wieder zu suchen. Die Bibel sagt von dem jungen Bürger, daß es ein großer vierschrötiger Mann gewesen, einen Kopf hoch über alles Volk hervorragend; also ein Mensch, der das Maaß hatte. Von seiner geistigen Größe sagt die Bibel nichts. Es muß jedenfalls ein Schwachkopf gewesen sein, denn er versteckte sich, als man ihn suchte, hinter altes Geräthe.

Als nun Samuel seiner habhaft wurde, sprach er zu dem Volke: „Da habt ihr euren König!"

Doch wir verlassen den Boden der heiligen Geschichte und wenden uns zur profanen, und finden da überall unser Geschlecht blühend und im Ansehen.

*) Erlauben Sie, verehrte Leser, daß ich hier auf einen Augenblick die Petenten unterbreche. Die Esel sind unbedingt im Irrthum, wenn sie behaupten, es sei ein Engel gewesen, der am Eingange des Hohlwegs gestanden. Ein in meinem Besitze sich befindendes uraltes Bild, dessen getreue Abbildung ich mir im Holzschnitt wiederzugeben erlaube, zeigt es klar, daß es kein Engel gewesen, der dort Schildwach gestanden, sondern ein Soldat vom zweiten Regiment. Und daß diese keine Engel sind, weiß doch jedes Kind.

Der Setzer.

Der Geschichtsforscher sucht vergebens danach, welches Land die Wiege der Europäischen Esel gewesen. Die Annahme, daß es Frankreich sei, möchte wohl die richtige seyn. Spanien, wie einige Gelehrten meinen, ist es nicht. Zwar wimmelt es da von lauter Eseln, aber die sind erst dahin gekommen, als Frankreichs Bourbonen einen Zweig ihrer Familie als Herrscher nach Spanien sandten. Da waren die Esel im Gefolge.

Daß Frankreich es sei, dies möchte auch schon dadurch zu erläutern sein, weil gerade in Frankreich unser Geschlecht in den höchsten Ehren stand. — Zwar heißen wir dort nicht „Esel," sondern „âne." Aber bis jetzt gab es in Frankreich die vornehmsten Familien, die es zu ihrem größten Stolz rechneten, nur recht viele — Anen zu besitzen.

Die Schiffbarmachung der Ströme, die Nivellirung der Straßen hatte zur Folge, daß wir uns auch in das übrige Europa verbreiteten. So kamen wir auch nach Deutschland. Hier aber kann von einem Stolze, wie in Frankreich, nicht die Rede sein. Denn gäbe es bei uns Leute, die, statt durch eigenes Verdienst zu glänzen, damit prahlten, daß sie viele Anen besäßen, so wäre das doch folgerichtig und übersetzt nichts Anders — als eine deutsche „Eselei."

So, hohe Ständeversammlung! hoffen wir sattsam bewiesen zu haben, daß durchaus kein Grund vorhanden ist, uns länger unser göttliches Recht vorzuenthalten, und bitten geziemend, jedoch energisch um dieses: wir wollen nicht länger die Proletarier unseres Geschlechtes sein!

Wir lassen uns nicht, wie die Juden, damit abweisen, daß wir im christlich-germanischen Staate nicht emancipirt werden könnten. Wir sind treue Bekenner des Kreuzes, nur tragen wir dasselbe auf den Rücken. Jedoch zählen wir unter unsern Brüdern gar viele, die wahre Märtyrer des Kreuzglaubens sind, und die kein Opfer und keine Qual

scheuen, um auch ein Kreuz, und wäre es auch nur ein ganz kleines, vor die Brust zu bekommen.

Man wird uns antworten: Es fehle uns zur bürgerlichen Anerkennung an Intelligenz! Verläumdung das! In vielen Ständeversammlungen und Rathskammern haben wir Brüder sitzen, die in ihrem Amte dem Staate oder der Stadt treue, brauchbare Diener sind. Zwar glänzen dieselben nicht durch rhetorisches Talent; sie sind aber trotzdem von unendlichem Nutzen, indem sie bei allen Verfügungen, die von oben herab kommen, devot mit dem Kopfe nicken und ihr Votum: J–a, J–a abgeben.

Man wird schließlich sagen: Wir hätte kein savoir faire. Leerer Einwand! Man sehe unserer Brüder viele in den Logen sitzen, — man höre

auf den Bällen, wie sie den Damen honigsüß Fadaisen sagen, — und man ist vom Gegentheil überzeugt. Zwar, wir gestehen es mit Aerger, schämen diese Brüder sich unserer; sie verläugnen unsern ehrlichen Familiennamen, und nennen sich „Löwen." Das ist aber eitel Verstellung nur, die zu Nichts nützt. Der ruhige Beobachter sieht doch überall den Esel durchblicken.

In Berücksichtigung unseres historisches Rechtes, unserer Verdienste, aus Rücksicht der Billigkeit und Gehör gebend dem Rufe unseres philantropischen Jahrhunderts, wolle es Ew. hohe Ständeversammlung gefallen:

> Uns Proletarier des deutschen Eselgeschlechts bald in das Recht zu setzen, welches uns ohne Fug vorenthalten worden, und welches wir wieder zu erhalten glauben — weil wir Esel genug dazu sind."

Namentlich verlangen wir deutsche Esel:

1. Die sofortige Wiedereinführung der uns durch die anarchischen Zustände des Märzmonats widerrechtlich und gewaltsam entzogenen Censur. Wir sehen immer mehr und mehr ein, daß die Censur ein Institut sei, das ganz geschaffen für die Esel, so wie sicherlich ein Esel der Erfinder derselben gewesen ist. Nur durch die Censur sind die geldsackbesitzenden Philister ihres Eigenthums, und die Adligen ihres Stammbaumes sicher, was für diese doch unendlich mehr werth sein muß, wie eine sogenannte Volksfreiheit.

   Wir müssen die Wiedereinführung der Censur um so mehr verlangen, als durch Aufhebnng derselben viele unserer Brüder, die das Amt als Censoren verwaltet, um die Censurgebühren gekommen.

2. Die sofortige Aufhebung der allgemeinen Bürger-Wehrpflicht. Diese Wehrpflicht entzieht uns unsere Zeit, id est: unsere Ruhe, und ist deßhalb im direkten Widerspruche mit dem ersten Paragraph unsrer Pflichten, der da lautet: Ruhe ist die

erste Bürgerpflicht!! Diese Wehrpflicht setzt uns der Gefahr aus, Mißbrauch von der Waffe zu machen, indem sie uns verbieten könnte, gegen die Reaction dieselbe zu kehren. Wir sind überzeugt, daß wir die Waffe sicher von Einer Hochl. Regierung zu dem Zwecke nicht erhalten haben. Wir beantragen deßhalb die sofortige Entwaffnung unserer Brüder. — Sollte diese Entwaffnung etwa bei den sogenannten Wühlern böses Blut setzen, so könnte man dieselbe auf irgend eine schlaue Weise bewerkstelligen, etwa: daß man durch Straßenbuben oder ein halbes Dutzend trunkener Handwerksgesellen irgend einen kleinen Straßenauflauf verursachte, in Folge dessen die Stadt in Belagerungszustand erklärte, und bei Strafe des Erschießens, binnen einer Stunde sämmtliche Waffen bis auf die Taschenmesser hinab, sich ausliefern läßt. Wir sind überzeugt, unsere Brüder werden solchem Befehle pünktlich Folge leisten, und glauben behaupten zu dürfen, daß Alle die, die dasselbe nicht thun — keine Esel sind.

3. Die Zurücknahme des Gesetzes über die freie Association. Wir Esel haben uns bisher zu wohl dabei befunden, Mitglieder einer abgeschlossenen, priviligirten Kaste zu sein; wir halten die Bevormundung von Seiten der hohen Polizei, der höhern Regierung und des aller-höchsten Ministeriums für eine zu große Nothwendigkeit, als daß wir Andern, die keine Esel sind, das Recht solcher Vereinigung zugestehen können.

4. Widerruf der Verfügung über das freie Verziehungs- und das allgemeine deutsche Heimathrecht. Unser Geschlecht ist ein so ausgebreitetes, ein so zahlreiches in unserm engern deutschen Vaterlande, als daß wir es ruhig ansehen könnten, aus den andern 38 Vaterländern Brüder und Vettern als neue Mitbürger zu erhalten, die nur dazu dienen werden, uns in unsern bürgerlichen Rechten zu schmälern, und die Zahl der Canditaten zu Ehrenstellen und Sinecuren zu vergrößern.

5. Die Zurücknahme des Gesetzes der gleichen Berechtigung aller Staatsangehörigen. Gegen dieses schmachvolle, allen vorhandenen Rechten, allen spießbürgerlichen, jahrhundertalten Gewohnheiten Hohn sprechendes Gesetz müssen wir auf das allerentschiedenste protestiren. — Selbst wer kein Esel ist, wird einsehen, daß dieses Gesetz uns in unseren alten Zunftrechten schmälert, da es möglicherweise veranlassen kann, daß die solcherweise nun mit uns Gleichberechtigten uns in's Handwerk pfuschen ..... Wir deutschen Esel wollen aber das unbestrittene Verdienst: die größten Lasten mit der größten Geduld bisher getragen zu haben, mit keinem andern Sterblichen theilen. Endlich

6. protestiren wir gegen jede uns von der Anarchie aufgedrungene Freiheit. Wir wollen keine Freiheit, nur Ruhe, und nochmals Ruhe, und dann noch recht — recht viel Ruhe!

Wie aber auch die Entscheidung laute — schlimmer kann es uns ja nicht ergehen, als daß man uns die Haut abzieht, um Trommelfelle für die mobil zu machenden Armeecorps daraus zu bereiten. Aber auch selbst dann werden wir unsern deutschen Character nicht verläugnen und seufzend noch ausrufen: „Da haben wir Esel 'mal wieder unsre eigne Haut zu Markte getragen!“

Petition der arbeitenden Klasse an den Stadtrath.

Stadtrath!

Wir, die arbeitende Klasse, verlangen wie folgt:

1. per Tag an Löhnung das Doppelte, damit wir, unserer souveränen Stellung gemäß, anständig leben können;
2. pro Mann einen Regenschirm, um auch im Regen arbeiten zu können;
3. zur nationalen Feier des blauen Montags eine besondere Vergütung;
4. als eine nothwendige Folge des blauen Montags die Einrichtung, daß Dienstags die Arbeit erst um 12 Uhr beginne, und Mittags wieder aufhöre;
5. auch für den Mittwoch wünschen wir eine Erleichterung, und zwar Nachmittags — wie dies seit alten Zeiten bei andern Instituten der Fall — Spieltag;
6. Donnerstags Empfang der Löhnung, um eine selbstständige Verwaltung vornehmen zu können;
7. Freitags Fastenspeise, damit die kirchlichen Bestimmungen aufrecht erhalten werden; nur wünschen wir statt der Stockfische der alten Regierung Vollbücklinge mit Eier;
8. Samstags Leberklöße;
9. für den Sonntag Einlösung sämmtlicher in der Woche versetzten Pfänder.

In der festen Ueberzeugung, daß unsere zeitgemäßen Forderungen auf das Unverzüglichste gewehrleistet werden, werden wir Sie bis dahin noch als Stadtrath in Funktion belassen.

—f, den 10. April 1848.

Das Comite der Arbeiter.

Namens desselben:

Bummelines,
Arbeit. a. D.

Der ärgste Despot, der noch nie Widerstand gefunden.

Fromme Wünsche oder deutsche Wünsche:
Vereinigung
der Krone mit der Freiheitsmütze.

Hamburger Revolution.

„Kinners, wat wöllt je denn egentlich?“ — „„Wi wullen Barrikaden bauen!““ — „Worum denn dat?“ — „„Weil wi en Republik hebben wullen!““ — „Je hest jo en Republik!“ — „„Dann wullen wi doch noch Barrikaden hebben; in Trier hebben sie se och nit nöthig gehebt, en hebben se doch gebaut!““

Wie sich ein berühmter Staatsmann, der wie viele Andere auf den Rennweg gekommen, am Ende seiner glorreichen Laufbahn auf einmal gestürzt und bestürzt in den Spiegel sieht, und sich sehr verändert findet.

Wie der deutsche David den russischen Goliath bekämpft.

(Nach der Melodie: War einst ein Riese Goliath &c.)

„Na, wat loofste denn so?“ —

„Ick muß machen, dat ick eenen guten Platz uf de Revolution kriege.“

„Na, mach man nich, dat se dir 'nen Sperrsitz geben.“

Physiognomische Fragmente.

Schluß der allgemeinen Physiognomik.

Der Franzose.

Die Kennzeichen eines Franzosen sind trotz seiner Windbeutelei mehr in kleinen als in großen Dingen zu suchen. Wenn vom Franzosen die Rede ist, so kann man eigentlich nur den Pariser meinen. Der Pariser hält sich für das Modell der Menschheit; er ist daher unausstehlich eitel auf Gestalt, Bewegung, Sprache u. dgl. m. Hätten wir den Pariser nicht, so hätten wir viele abgeschmackten Moden nicht; und hätten wir die Pariserin nicht, so wüßten wir ja nicht, zu welcher hohen Bedeutung und Cultur die Vorsehung das Weib befähigt hat. —

Der Pariser ist meistens schlank, elegant und schwarzhärig. Häufig haben seine Gesichtszüge etwas blasirtes, welches sich jedoch verliert, sobald er eine Revolution anfängt. In dieser Beschäftigung ist er unübertrefflich. Ferner ist er ein Freund von Pomade, falschen Locken, falschen Waden, von Katzen und besonders Hunden, die er als göttlich verehrt. Er ist höflich gegen Fremde, doch ladet er sich dafür auch zu Gaste ein, wo man ihn nicht gerne sieht, und bekümmert sich um Dinge, die ihn nichts angehen. Geldgierig ist er nicht, es müßte sich denn eine Gelegenheit bieten, einige Tausend, Hunderttausend oder Millionen Franks durch einen geschickten Griff zu erwerben. Man könnte ihn, zuverlässig nennen, wenn er sein Wort hielte, und nicht so entsetzlich löge. In seiner Glanzperiode nennt er sich „Löwe," trägt langes Haar, einen chapeau mecanique, lackirte Stiefel, ein Schnürleib, buttergelbe Handschuhe und ein vollständiges Narrenkostüm. In diesem Zustand ist er über alle Maßen prahlerisch und aufgeblasen, gestikulirt wie ein Hanswurst und behauptet, der Franzose stehe auf der Spitze der Civilisation, und nur Frankreich könne Ideen aufbringen.

Die Pariserin ist ungefähr ebenso und nennt sich in dem bemerkten Zustande „Löwin." Sie raucht Cigarren, und die Boulevards sind die Erdenetage ihres Himmelreichs. Sie ist nicht selten bis zur Unausstehlichkeit liebenswürdig, und wirft alsdann ihren Kopf, ihre Augen, ihre Hände und Beine nach allen Himmelsgegenden, so daß man nicht sicher ist, getroffen zu werden. Da der Franzose nach Montesquieu das geselligste Thier ist, so liebt auch sie außerordentlich Gesellschaften, Bälle und Courmacher, ohne jedoch die vaterländischen Gränzen dabei zu berücksichtigen. Beide, Männchen und Weibchen haben lebhafte Augen und eine noch lebhaftere Zunge, daher besonders bei ihm lebhafte Versprechungen, lebhafte Anklagen, lebhafte Vertheidigungen, lebhafte Täuschungen über sich, sein Land, seine Regierung, seine Heldenthaten und über den Zustand anderer Länder.

So, lieber Leser, war der Franzose vor der Februar-Revolution. Jetzt ist er etwas anders. Seinen eleganten Rock läßt er zu Hause, oder bringt ihn ins Pfandhaus, und geht in einer Blouse, damit man ihn ja nicht für reich, oder für einen Nichtrepublikaner halte. Heutigen Tages haßt er den Luxus und die Herrschaft des Geldes; er freut sich, daß die unzähligen Arbeiter müßig durch die Straßen gehen und die Republik nicht bezahlt, dennoch ist er etwas niedergeschlagen, daß Louis Blanc besser schreiben als organisiren und Ledru-Rollin so leicht Millionen wegwerfen kann. Bis auf die Ausweisung der deutschen Arbeiter ist der Franzose im Charakter noch der alte. Er liebt alle Nationen mit einer schreckenerregenden Zärtlichkeit, besonders und öffentlich die Polen und die Italiener und im Stillen die Rheinländer. Es geht ihm jedoch wie der Spinne mit dem Weibchen; er frißt das geliebte Land meist nach genossener Liebe gänzlich auf. Auffallend ist jedoch, daß er trotzdem selten dick wird.

Noch ist über die Franzosen zu bemerken, daß sie auch im Himmelreich einen besondern Platz haben und eine bevorzugte Stellung einnehmen, da

aus ihnen die Heerschaaren der Sehr=affen rekrutirt werden, wogegen die Deutschen in Folge ihrer Neigung zum Getränke nur zu Geh=rubinen verwendet werden können. Das Schlimmste ist nur, daß man ihnen nachsagt, sie hätten auch an der ersten himmlischen Revolution Theil gehabt, und die Mehrzahl der sogenannten Teufel wären gestürzte französische Engel.

Letzteres überlassen wir jedem Selbstdenker zur Entscheidung. So viel ist sicher, den Franzosen kennt man leicht und es dürfte auch leicht sein, daß wir ihn bald noch besser kennen lernten.

Der Schleswig-Holsteiner.

Derjenige, welcher sich einbilden könnte, es wäre eine leichte Aufgabe, einen Schleswig=Holsteiner zu bezeichnen, so zu bezeichnen, daß, wenn man ihn im Dunkeln an die Nase zupft, man ihn sofort erkennt, der irrt sich. Früher, d. h. in alten Zeiten sah diese Menschenrace sehr gleichgültig aus und das übrige civilisirte Europa sah ebenso gleichgültig auf sie. Dieses hat sich jedoch geändert. Der Schleswig=Holsteiner hat gegenwärtig einen zum Theil sehr aufgeregten, zum Theil einen besorgten, und zum Theil einen dankbaren, und noch einmal zum Theil einen undankbaren Ausdruck; die letztere Beimischung rührt von den vielen Freischärlern, welche das Land Schleswig=Holstein glücklich zu machen beabsichtigten, und zwar mehr als es selbst will. Die Physiognomie ist nach den eingegangenen Nachrichten der anwesenden Helden ebenfalls sehr verschieden. Häufig soll diese Menschensorte eine lange Nase und stechende, unheimliche Blicke haben, mit denen sie in Ermangelung geeigneter Fahrzeuge auch in die See stechen, wofür die Dänen sie dann wieder stechen. Eben so häufig jedoch findet man dort ganz kleine Näschen, die aber die dänische Politik auszuspüren verstehen. Der weibliche Theil des in Rede stehenden Volkes ist, wie allenthalben, liebenswürdig und dem männlichen Geschlechte nicht abgeneigt. Mehrere haben sich sogar mit den Dänen in sehr freundschaftliche Berührung eingelassen, wodurch die ursprüngliche deutsche Nationalität etwas gelitten haben soll.

Als eine Preisaufgabe für abgesetzte deutsche Minister dürfte sich der Gegenstand zur Untersuchung eignen, warum man die Schleswig=Holsteiner so lange zappeln gelassen, so daß ihre Gesichtsfarbe eine cholerische Röthe erhalten. Da aber die alten deutschen Minister nichts fertig gebracht haben, so werden sie dies wahrscheinlich auch nicht fertig bringen. Daran ist auch nichts verloren. Es thut uns nur leid, daß wir erstens, der Unerschöpflichkeit des Gegenstandes entsprechend, und zweitens, der unruhigen Zeiten wegen, in denen Niemand stille sitzen kann, kein genügendes Bildniß des letztbesprochenen Geschlechtes, welches nach Versicherung aller Gelehrten mit dem Deutschen nahe verwandt sein soll, zu geben vermögen.

Mit diesem wichtigen Resultat, daß viele Aehnlichkeit mit Resultaten anderer Gelehrten hat, dürfen wir unsere, ohne Zweifel auf den Bildungsgang der Völker einflußreiche Abhandlung über Physiognomik im Allgemeinen schließen. Und wir glauben, es ist recht zeitgemäß, daß wir gerade in einem Augenblick diese Betrachtungen fallen lassen, in dem die halbe Welt eine viel zu räthselhafte Physiognomie hat, um mit Bestimmtheit dieselbe angeben zu können.

Zum Schlusse — finis coronat opus — gebe ich meine eigne Physiognomie und die meiner Söhne von mir selbst gezeichnet und in Holz geschnitten, den verehrten Lesern zum Besten.

„Wai geschrieen, Joel, was hast de gemacht mit dein Bart?!“

„As mer doch soll wern emancipirt am ganzen Leib, hob' ich derweil emancipirt mei Gesicht!“ —

Es muß besser gehn, es
muß besser gehn,
Die Welt ist rund, sie
muß sich drehn.

Wirth: Der Wein ist gut genug für Tischwein!

Gast: Kut kennuck fur die Schwein, ja, aber nick fur das Mensch!

„Auf Ehre und Pflicht, meine Herren! auf der Treibjagd war Ihnen Wild — — na davon können Sie sich gar keinen Begriff machen. — Sie kennen doch meinen alten einläufigen Püster? — den hatt' ich mit! — Das Ding schießt — auf meine Ehre! — na auf 150 Schritt jedesmal den Hasen im Dampf mausetodt mit Nr. 4 — und hält zusammen — na auf 80 Schritt einem Krummen im Lager regelmäßig den Kopf ratsch ab — auf meine Ehre! — Na also auf der Treibjagd — springt mir ein Hase — Paff! — da liegt er. — In demselben Augenblicke auf der andern Seite einer — Paff! — todt. — Da der dritte Paff! — und Paff! — der vierte, — und so hatte ich im Nu vier Hasen um mich liegen — auf Ehre und Pflicht!"

„Aber, mein Gott, wo hatten Sie denn die Zeit zum Laden her? — Sie hatten ja nur einen Lauf."

„Ei was! Wer hat da Zeit zum Laden, wo so viel Wild ist? — da ist man froh, wenn man nur immer am Knallen bleiben kann!"

Milde Beiträge für Schlesien.

Relief am Zeughaus zu Cöln.*)

Das Lied vom Greyn.

Nach einer Handschrift aus dem 14. Jahrhundert,
verbessert von **Eduard Lauffs.**

Es was ein Mann zu Cöln am Rhein
Wohl für sechshundert Jahren,
Derselbig Mann hieß Hermann Greyn
In Sturm und Streit erfahren.

Der Held hätt eines Leuen Muth
Als ihr hernach sollt hören,
Und was ein Bürgermeister gut
Und thät die Bürger ehren.

Denselben thät er allzeit Schutz
Für Unterdrückung schaffen,
Darob entbrannten ihm in Trutz
Der Bischof und die Pfaffen.

Und wollten ihn ermordet han
Und wußten's nit zu fügen;
Er was ein stark und muthig Mann,
Mocht ihr'r wohl zehn besiegen.

Da kamen sie auf List und Lug,
Wie dann die Pfaffen pflegen,
So immer Schlauheit, Tück und Trug
Im falschen Herzen hegen.

Der Bischof hätt' einen grimmen Leu'n
In zweer Pfaffen Hause,
Die luden ein den Hermann Greyn,
Daß er käm zu eim Schmause.

Derselbig arge Löwe war
Drey Tage sonder Speise,
Da kam der kühne Weigand**) dar
In wohlgemuther Weise.

„Die Pfaffen schmausen nimmer karg
Und saufen gute Weine."
So meynt Herr Greyn und ahnt kein Arg
Und macht sich auf die Beine.

Und wie er zu den Knünchen kam
Da han sie sich verneiget:
„Wir freu'n uns, daß ihr uns nicht gram
Und uns die Ehr erzeiget."

Und lächeln freund- und frömmiglich
Recht als die falschen Katzen,
Die lecken vorne schmeichelich
Und hinten thun sie kratzen.

„Bevor wir in den Speisesaal,
Gestrenger Ritter gehen,
Habt ihr nicht Gust und Lust einmal
Den großen Leu'n zu sehen?"

Das ist dem edeln Herren recht,
Und will des nit entbehren.
So führen ihn die Lottersknecht'
Da sie den Leuen nähren.

Und wie er an nichts Arges denkt
Da stoßen ihn die Buben
Mit allen Kräften angestrengt
Zum Unthier in der Stuben.

Da syrung sich brüllend auf der Leu
Auf seine starken Branken,***)
Doch Hermann Greyn stund fest und frei
Ohn' Weichen und ohn' Wanken.

Und als er kam auf ihn gerannt
Da wickelte der Degen
Den Mantel um die linke Hand
Und stürzt ihm keck entgegen.

Und in den offnen Rachen fährt
Dem Thier er mit der Linken
In seiner Rechten blitzt das Schwerdt
Der starke Leu muß sinken.

So kam der Herr aus großer Noth
Ging wieder heim ungessen —
Den Pfaffen aber schwur er Tod
Für das versäumte Essen.

Denn Greyn ein ernsthaft Ritter was
Hielt nichts von derhand Flausen,
Drum dacht er für sothanen Spaß
Die Glatzköpf' baß zu lausen.

Er sandt' zur Stund' die Mannen aus
Zu fahn des Teufels Schälke
Und henkte sie bei ihrem Haus
Fein hoch an ein Gebälke.

Daß sie nit groß gelächelt mehr
Ist leichtlich zu ermessen;
Denn ihre Bäuche zogen schwer,
Die sie sich angefressen. —

Die Mähr ist wahr und ist geschehn
Und ward in Stein gehauen,
Und so ihr wollt gen Köllen gehn
Da könnt ihr's selber schauen.

---

*) Ein anderes befindet sich noch am Rathhause, in welchem Greyn im römischen Costüm dargestellt ist.

**) Weigand, Kämpfer, von „Weig" (Wig altdeutsch, Kampf) und der alten klangvollen Partizipialform „and" wie Heil Heiland, oder vielmehr von dem *verbis* Wigan und Heilan.

***) Bekanntlich Löwentatze, auch ins Italienische übergegangen: *branca*.

„Die verdammten Stegehosen! Muß ich nun bei der Hundekälte die Hosen ausziehen, um den Hausschlüssel zu kriegen, der mir durch die Tasche in den Stiefel gerutscht ist!“

„Abscheulich! jedesmal erkennt man uns gleich! es gibt zu häßliche Plauderer!“

„Liebstes Herzensschätzchen, will Sie mir nicht nach Hause leuchten?“

„Hab' ich doch den Herrn Canonikus nie für einen Lichtfreund gehalten!“

Der deutsche Michel im Februar 1848.

Ach! wenn die Hoffnung nicht wär',
So lebt' ich nicht mehr.

Vorsicht.

„Aber bester Herr Lieutenant, wenn Sie nach Schleswig-Holstein wollen, so besteigen Sie ein deutsches Schlachtroß; dieser Engländer wird Ihnen beim Angriff wahrscheinlich neutral bleiben wollen!“

Ernste und feste Haltung der Könige.

Uniformirungen.

(Schluß.)

Uniform eines Baurathes und eines Professors der Academie.

Obgleich die guten Vorschläge der Uniformirungs-Comission jetzt nach den neuesten Zeitereignissen eigentlich etwas post festum kommen, — denn das große Fest der Uniformen-Steifheit und des militärischen Zopfes ist vorüber — so bringen wir dennoch diese letzten Vorschläge, theils um die Leute zu ärgern, theils um im Stillen einen Versuch zu einer Reaction zu machen. Meint Ihr etwa, es würden solche Versuche nicht auch anderswo, und zwar auf eigene Faust gemacht? Wer weiß, welchen Erfolg sie haben, und da kann es nicht schaden, wenn man auf alle Fälle vorbereitet ist. — Doch zur Sache! —

Nehmen wir zuerst den Baurath. Scheint er nicht ein Muster von Dauerhaftigkeit, System und Organismus zu sein? — Dabei repräsentirt er in der Zusammensetzung seines Costüms recht eigentlich unsere Zeit. Auf dem Kopfe hat er den gothischen Helm, obgleich seine Beine byzantinisch sind. Brust und Unterleib sind mit Quadersteinen eingefaßt, was ihm ein solides Ansehen gibt, jedoch lassen wir seine politischen und moralischen Tugenden, so wie seine Gedanken dahin gestellt sein. Das geht uns auch nichts an. Da derselbe alles nach der Richtschiene thut und nie aus dem Loth kommen darf, so führt er beide beständig bei sich. Der Baurath ist unter den Künstlern das, was der Artillerist unter den Soldaten

ist: daher trägt er einen schwarzen Sammtkragen; jedoch ist die Farbe des Rockes ziegelroth, dagegen die der Beinkleider kalkweiß. Der Kragen ist zinnenförmig ausgeschnitten. Sein Kopf schaut aus demselben hervor wie ein Thurm, an dem der Backen- und Schnurrbart wie dichtes Moos ansitzt. Die Brille, die er beständig tragen muß, glänzt in der Sonne wie schweres Geschütz. Auch seine Epaulettes machen sich gut, wenn sie blank geputzt sind. Der Baurath ist übrigens im Staate eine unentbehrliche Person. Wer sollte wohl künftig die Kostenanschläge machen, die immer um die Hälfte zu gering sind, wenn wir ihn nicht hätten? Wer sollte uns Pläne machen helfen, die nicht zur Ausführung kommen können? Wer endlich kann besser dafür sorgen, daß den Leuten nichts einfällt, als eben der Baurath? Solcher Räthe bedürfen wir.

An ihn reiht sich der Professor der Academie wie eine dicke Perle. Die Kunst ist eine Perle, die freilich nur zu oft den Säuen vorgeworfen wird. Dies müssen wir künftig verhüten, und zwar dadurch, daß wir den Künstler wahrhaft machen, daß wir auch ihm etwas Militärisches beibringen. Er aber darf vermöge seiner Phantasie am meisten von dem Herkömmlichen abschweifen, und sich in andre Zeiten versetzen, der prosaischen Gegenwart gegenüber. Wir haben ihm deßhalb den Helm der Pallas Athene gegeben. Die zopfige Verlängerung am Hintertheile desselben soll nur die Verbindung mit den höhern Ständen unterhalten. Der antike Mantel verhüllt seine Brust, in der die verschiedensten Gefühle spielen, wie ein Theatervorhang. Seine Farbe ist purpurroth, mehr um einen warmen Reflex auf die kalte Natur zu werfen, als aus einem andern Grunde. Es ist ihm überlassen, ob er die angegebenen nackten Beine, welche die ungeschminkte Natur zeigen, oder ob er enge flanellene Hosen von gelber Farbe tragen will. Letztere dürften nur deßhalb vorzuziehen sein, weil er bei ihren Anblick nicht in Gefahr geräth, kalte und frostige Bilder zu malen, oder selbst zu frieren. Der Stock, den er in der Hand hat, ist keineswegs ein gewöhnlicher Stock, sondern der vielbesprochene „Styl," ein Instrument, das zu den schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes gehört. Als Waffe trägt er eine große Reißfeder mit spitzer Zeichenkohle versehen, um überall der mangelhaften Natur corrigirend beispringen zu können, wenn er irgendwo einen Fehler entdeckt. Der Professor der Academie ist demnach eine außerordentlich erfreuliche Erscheinung, und dieses schon deßhalb, weil er den Beweis liefert, daß ein Künstler auch im materiellen Leben recht gut bestehen kann, wenn er ein ordentliches Gehalt bezieht. Und darauf kommt Alles an! — Mit dem Wunsche, daß jedem guten Christen ein solches zu Theil werden möge, schließen wir unsere Vorschläge über Uniformirung.

Pedanterie.

„Was steckst Du da fort, laß mich sehen!"

O, ich habe nur so zum Zeitvertreib etwas geschrieben, theurer Gatte."

„Her damit! Ich will's sehen! (liest:) *Mon très-cher Auguste! Il y à déjà trois jours et je Vous attende avec inpatience, mais en vain. Venez, je Vous demandez, ce soir à huit heur chez moi; mon mari est invité chez S., pour y faire quelques parties de l'hombre, ou il ne manquera jamais. Elle Vous attend, qui se nomme toujours Votre très-fidèle*

Amélie.

Undankbare! so also belohnst Du meine Güte?! — Es ist schändlich, abscheulich! Seit drei Jahren treibe ich jetzt französisch mit Dir, und nun machst Du mir in dem Wisch da doch wieder so viele Fehler!" — —

Pegasus verläßt die preußischen Staaten,
weil er Gefahr läuft, aufgefressen zu werden.

Lith. Inst. von Arnz & Cº in Düsseldorf

Worum legst de denn den Sattel verkehrt ufs Pferd?

Schaafskopp, weest du denn, wo ick hinwill?

H. RITTER.

Lith. Institut von Arnz & Cie Düsseldorf

Keeser ist grofs, grofs, grofs! Chott ist noch grofser, aber Keeser ist noch jung! wenn Keeser wult, er nehmt ganz Terkei und Deutschland, aber er wult noch nicht.

Jau, hei hett et ook noch nich !—

— „Wia steht's mit da G'sundheit, Herr G'vatta?—

— „I woaſs gar net, es will's holt nimma recht thoa; es schmeckt ma all's recht guat, aba da Durst — denken's no, jetz trink i scho' den ganz'n langa Tag und der Durst will alleweil no net kumma!"—

Des Weines Hofstaat.

Julius Rietz.

Alla Marcia, con moto.

Tenori.

1. Da kommt ja die feſt = lich = ſte Pro = ceſ = ſi = on her = ein! Vor = an auf um = laubtem, be =
2. Um = ge = ben von Re = ben, im ſchil = fe = nen Kranz kommt Rhein; ihm ſchreitet zur Sei = te im
3. Ge = ſpreitet ein = rei = tet der Mei = ſter vom Stall, Herr Saus; ge = rü = ſtet ſich brü = ſtet der
4. Ei, ſchaut, wie dem Pfaffen das Ge = hen ge = lingt, dem Faß! Gar hell der Po = e = te nun

Bassi.

1. trau = be = tem Thron Fürſt Wein; drauf ziehn die ge = ſammten Be = am = ten der Kron' hin = ter drein.
2. hei = te = ren Tanz der Main; und der drit = te mit ſit = ti = gem Schritte iſt ganz von Stein;
3. Feld = mar = ſchall, Herr Braus; und es deckt und be = le = cket als Truchſeß das Mahl, Herr Schmaus;
4. ſin = get und klingt, das Glas; und der Schalk wie ein Falk in die Lüf = te ſich ſchwingt, der Spaß.

4 Soloſtimmen oder kleiner Chor.

1. Ei, wie fein an den Wein ſie ſich reih'n, ei, wie fein an den Wein ſie ſich reih'n,
2. denn der Rhein und der Main und der Stein, denn der Rhein und der Main und der Stein,
3. denn Herr Saus und Herr Braus und Herr Schmaus, denn Herr Saus und Herr Braus und Herr Schmaus,
4. denn das Faß und das Glas und der Spaß, denn das Faß und das Glas und der Spaß,

Non troppo Presto.

Chor.

1. Ei, wie fein an den Wein ſie ſich reih'n, an den Wein ſie ſich
2. denn der Rhein und der Main und der Stein, Rhein und Main und der
3. denn Herr Saus und Herr Braus und Herr Schmaus, Saus und Braus und der
4. denn das Faß und das Glas und der Spaß, Faß und Glas und der

her = ein!
vom Wein!
das Haus!
ſind das!

1. reih'n, ſie zieh'n ja zu drei = en her = ein, ſie zieh'n ja zu drei = en her = ein, ei, wie fein an den
2. Stein ſind die er = ſten Mi = ni = ſter vom Wein, die er = ſten Mi = ni = ſter vom Wein, denn der Rhein und der
3. Schmaus, ſie ver = wal = ten das fürſt = li = che Haus, ver = wal = ten das fürſt = li = che Haus, denn Herr Saus und Herr
4. Spaß, die fürſt = li = chen Rä = the ſind das, die fürſt = li = chen Rä = the ſind das, denn das Faß und das

1. Wein sie sich reih'n, sie zieh'n ja zu drei=en her=ein, sie zieh'n ja zu drei
2. Main und der Stein sind die er=sten Mi=ni=ster vom Wein, die er=sten Mi=ni
3. Braus und der Schmaus, sie ver=walten das fürstli=che Haus, ver=walten das fürst
4. Glas und der Spaß, die fürstli=chen Räthe sind das, die fürstli=chen Rä

sie zieh'n ja zu drei
die er=sten Mi=ni
ver=walten das fürst
die fürstli=chen Rä

1. sie zieh'n ja zu

1. =en, zu drei=en her=ein, sie zieh'n ja zu drei
en, zu ꝛc.
2. =ster, Mini=ster vom Wein, die ersten Mi=ni
ster, ꝛc.
3. =li=che, fürstli=che Haus, ver=walten das fürst
li=che, ꝛc.
4. =the, die Räthe sind das, die fürstli=chen Rä
the, ꝛc.

sie zieh'n ja zu drei
die er=sten Mi=ni
ver=walten das fürst
die fürstli=chen Rä

=en, zu drei=en her=
en, zu ꝛc.
=ster, Mi=ni=ster vom
ster, ꝛc.
=li=che, fürst=li=che
li=che, ꝛc.
=the, die Rä=the sind
the, ꝛc.

1. drei=en, zu drei=en her=ein,
sie zieh'n ja zu drei=en, zu ꝛc.

Soli.

1. ein, zu dreien her=ein,
2. Wein, Mi=ni=ster vom Wein,
3. Haus, das fürstli=che Haus,
4. das, die Räthe sind das,

zu dreien her=ein,
Mi=ni=ster vom Wein,
das fürstli=che Haus,
die Räthe sind das,

Chor.

1. ein, zu dreien her=ein,
2. Wein, Mi=ni=ster vom Wein,
3. Haus, das fürstli=che Haus,
4. das, die Räthe sind das,

zu dreien her=ein, sie zieh'n ja zu
Mi=ni=ster vom Wein, die er=sten Mi=
das fürstli=che Haus, ver=walten das
die Räthe sind das, die fürstli=chen

1. drei=en her=ein, sie zieh'n ja zu drei=en her=ein.
2. ni=ster vom Wein, die er=sten Mi=ni=ster vom Wein.
3. fürst=li=che Haus, ver=wal=ten das fürst=li=che Haus.
4. Rä=the sind das, die fürst=li=chen Rä=the sind das.

Basso IIdo.

1. sie zieh'n ja zu drei=en her=ein.
2. die er=sten Mi=ni=ster vom Wein.
3. ver=wal=ten das fürst=li=che Haus.
4. die fürst=li=chen Rä=the sind das.

Fünfte Strophe.

cresc. *ritard.* *a tempo.* *dim.* *ritard.*

5. Und der glänzende, schwänzende Junker kommt dann, Ge = nuß; ge = zie = ret er führet das Fräulein heran, Dame

a tempo. *ritard.* *a tempo.*

Kuß; ihm fol = get der grimme, der schlimme Kumpan, der Schluß. Daß Genuß und der Kuß, ach! den Schluß, den Schluß zum Ge =

nos = sen doch haben muß, den Schluß zum Ge = nossen doch ha = ben muß, den Schluß zum Ge = nossen doch ha = ben muß,

muß, doch ha = ben muß. doch ha = ben muß, ach!

Soli oder kleiner Chor.

daß Ge = nuß und der Kuß, ach, den Schluß, daß Ge = nuß und der Kuß, ach, den

Non troppo Presto. Chor.

Ach! Ach! daß Ge = nuß und der Kuß, ach den Schluß, daß Ge =

Ach! Ach!

Col Coro.

Schluß zum Ge = muß! Ach!

Col Coro.

nuß, ach, den Schluß zum Ge = nos = sen doch ha = ben muß, zum Ge = nos = sen doch ha = ben muß, daß Ge = nuß und der

Col Coro.

Col Coro.

ha

Kuß, ach, den Schluß zum Ge=nossen doch haben muß, zum Ge=nossen doch, zum Ge=nossen doch ha

zum Ge=nossen doch

Col Coro.

Col Coro.

ben, doch ha=ben muß, zum Ge=nos=sen doch ha

ben, doch ha=ben

=ben, doch ha=ben muß, zum Ge=nossen doch, zum Ge=nossen doch ha

ben, doch ha=ben

ha = = ben muß,

zum Ge=nossen doch ha = = ben

muß, daß Genuß, ach, den Schluß zum Ge=nossen doch ha=ben muß.

muß, daß Genuß, ach, den Schluß zum Ge=nossen doch ha=ben muß,

den Schluß zum Ge=

den Schluß zum Ge=nos=sen doch ha=ben muß.

nossen doch ha=ben muß, zum Ge=nos=sen

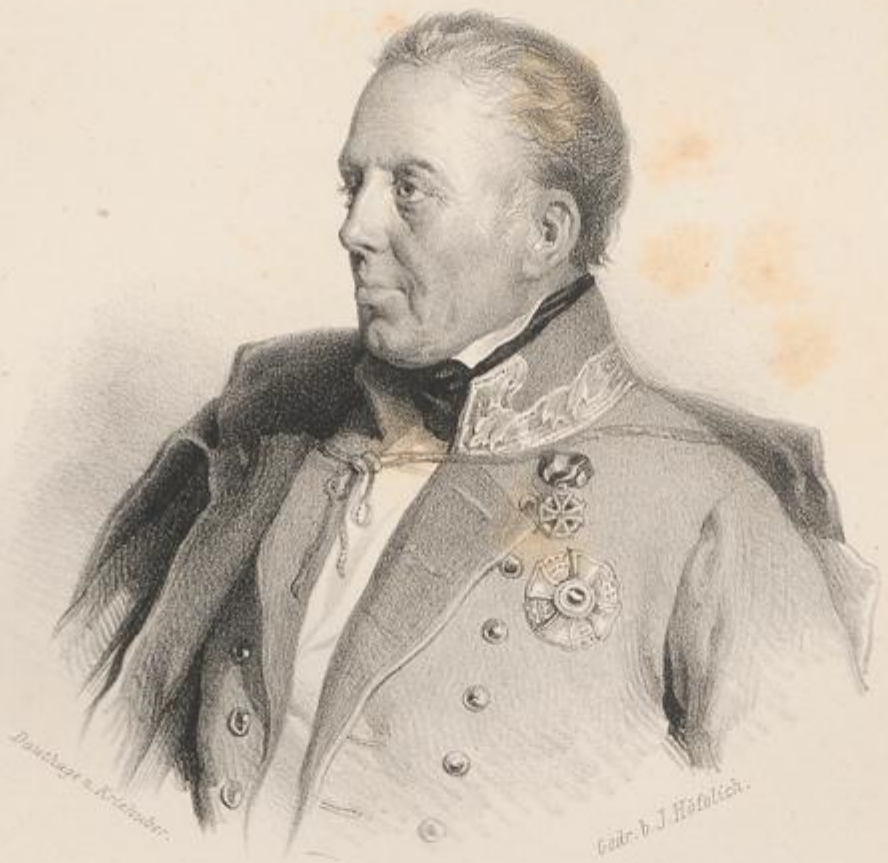
FRANZ JOSEF I.

Kaiser von Oesterreich, etc. etc. etc.

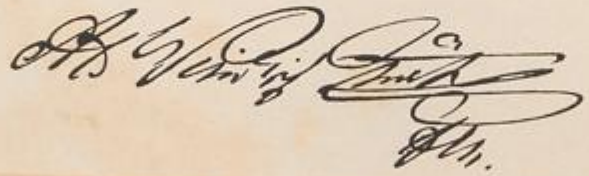
Wien, bei L. T. Neumann.

Eigenthum des Verlegers mit Vorbehalt gegen Nachdruck.

J. Jellacic
Ban


Dauthage u. Kriehuber.
Gedr. b. J. Höfolich.

Dauthage n. Kriehuber.
Gedr. bei J. Höfelich.



Die Volksversammlung.

Erster Redner.

Alle diejenigen sind Feiglinge,
Und die mit ihnen halten Weichlinge,
Die nämlich, welche
Nicht glauben, daß man die Kelche
Der Freiheit bis auf den Grund
Leeren müsse mit dem Mund.

(Bravo! Bravo!)

Volk! die Freiheit besteht zwar nicht in Worten,
Sondern auch in Thatendurst und Thatentorten,
Und jetzt ist endlich an der Zeit,
Daß auch Ihr arme Leut'
Nicht mehr werdet vergessen,
Und Braten und Wurst dürft essen! —

(Bravo! Bravo!)

Ich bin zwar kein Schlächter,
Auch kein reicher Pächter,
Der Euch überlassen kann ein Schwein;
Ich selbst nehme nur wenig ein —
Ich habe von meinen Prozessen
Kaum das tägliche Essen
Und das nöthige Trinken —
Wir Advokaten verachten die Goldfinken —
Wäre ich aber ein reicher Mann, so
Solltet Ihr werden Alle des Lebens froh.

(Bravo! Bravo!)

Dies Alles muß sich ändern
In allen deutschen Ländern,
Sonst errichten wir ohne Gnaden
In unserer Stadt die Barrikaden,
Und vertheidigen sie mit Muth!
Armes Volk! ich bin dir gut!

(Bravo! Bravo!)

Deutschland, bisher so zerrissen,
Werde jetzt wieder zusammengeschmissen
In einen großen Topf,
Und oben drauf als Kopf
Komme ein deutscher Kaiser mit der Kron';
Ein Jahr besitz' er den Thron,
Dann muß er wieder fort.
Und so auf mein deutsches Wort
Muß die Kaiserschaft werden gewechselt,
Bis wir uns Alle zu Kaisern gedrechselt.

(Stürmisches Bravo!)

Volk! du bist reif, du bist weise —

(Bravo! Bravo!)

Du wandelst in dem rechten Gleise.
Aber die Fürsten sind Hunde —

(Bravo! Bravo!)

Und ihre letzte Stunde
Hat bereits geschlagen!! — —
Ich kann es Euch sagen,
Wir werden sie zu Schiffe bringen,
Und es wird uns gelingen,
Ohne etwas zu riskiren,
Sie nach Botanybai und Texas zu führen!

(Endloses Bravo!)

Noch ein Wort über die Steuer.
Dieselbe war bisher ungeheuer,

Die Reichen und Hochgestellten
Waren die am wenigsten Geprellten —
Dies ist vorbei!
Der Reichthum muß vernichtet werden —
Sonst gibt es hier auf Erden
Kein Glück und keinen Segen. — —
So lange sich diese Canaillen so vornehm bewegen,
Seide und Sammt tragen,
Und in Equipagen fahren,
Feine Möbel kaufen,
Und in eleganten Stiefeln laufen!
(Bravo! Bravo!)
So lange bist du armes Volk betrogen,
So lange wird deine Kraft dir ausgesogen,
So lange bist du Sklave und Knecht —
Dir aber muß werden dein Recht —
Dein Recht!
(Bravo! Bravo! Bravo!
Bravo! Bravo — o — o — o — o — o — o — o!

Der Redner kömmt vor anhaltendem Beifalle nicht mehr zum Wort, und wird endlich aufgehoben und im Triumphe durch den Saal getragen.)

Zweiter Redner.

(Ein Arbeiter.)

Mitbürger! Es hatte zwar recht
Der Herr Doktor, daß unsʼre Regierung schlecht,
Daß die Steuern uns drücken,
Und die Tücken
Der Aristokratie
Uns Alle möchten behandeln wie das Vieh!
(Bravo!)
Allein — (bedenkt sich.) —
Welches thut denn die beste Regierung sein? —
Ist es die Monarchie? —
Ist es die Republik? —
Ich sage, ich antworte darauf nie,
Sondern behaupte, diejenige führt zum Glück,
Wo wir zu arbeiten und zu essen,
(Bravo! Bravo!)
Wo uns der Lohn nicht knapp zugemessen,
(Bravo! Bravo!)
Wo wir neben dem Brod auch Fleisch genießen,
(Lebhaftes Bravo!)
Und Wein und Bier zu Genüge fließen!
(Stürmisches Bravo!)
Ich will damit nicht sagen,
Bei mir entscheide allein der Magen —
Es ist die Vaterlandsliebe,
Welche die Triebe
Laut und offen zu sprechen
Bei mir hervor läßt brechen. — — —
Das große deutsche Vaterland —
(Bravo! Bravo!)
Das deutsche große Vaterland —
(Bravo! Bravo!)
Das Vaterland, das deutsch und groß,
(Bravo! Bravo!)
Dieses ist es bloß,
Welches mir leid thut,
Da alle Arbeit ruht,
Und die Meister nicht mehr können bezahlen,
Und die reichen Herren, die fatalen
Ansichten haben, jetzt nichts mehr zu kaufen —
Da möchte man wahrlich zum Teufel laufen!
(Bravo! Bravo!)
Ich hasse zwar das reiche Pack,
(Bravo!)
Das so viel Geld in seinem Sack —
Und sich stolz und vornehm kleidet,
(Bravo!)
Aber Unrecht ist es, daß man ihm verleidet,
Sich Möbel anzuschaffen, Stühl' und Tische,
Alle Jahre andere und frische;

Deßhalb bin ich für Ordnung und Ruh',
Sonst macht man uns Allen die Thüre zu;
Denn Wagen und Equipagen und Tapeten
Und viele andre Dinge sind gewiß vonnöthen,
Soll der Arbeitsstand nicht im Lande
Untergehen in Elend und Schande,
Und das Vaterland wird schrecklich zerrissen —
Das erträgt niemals mein Gewissen!
(Bravo! Bravo!)
Deßhalb ist es meine Devise:
Zum Brod auch Fleisch und Gemüse —
(Bravo!)
Wo möglich eine Flasche Wein —
(Stürmisches Bravo!)
Sei muthig, deutsches Volk und Land,
Und gehe immer Hand in Hand!

(Allgemeines Klatschen und Bravorufen. Geschrei: „Der hat es ihnen einmal recht gesagt!" Große Unruhe.)

Dritter Redner.

(Ein furchtsamer Conservativer.)

Meine Herren! Ich kann gar nicht begreifen,
Wie Sie in ihren Reden streifen
So nahe an die Anarchie;
Diese macht uns glücklich nie,
Darauf können Sie sich verlassen;
Denken Sie etwa, es wäre nur ein Spaßen,
Einem das Ersparte,
Das er mühsam verwahrte,
Ohne Weit'res zu nehmen?
Sie sollten sich etwas schämen,
Denn wer sich etwas erworben,
Ist deßhalb noch nicht unmoralisch oder verdorben;
Er ist deßhalb noch kein Feind
Des Volkes, wie man meint.
(Gemurmel und Buh!)
Ich wollte nur damit sagen,
Man könnte mit Recht nicht wagen,
Jemandem das Seine zu kränken;
Ich sollte denken,
Daß es früher, so schlecht doch nicht gewesen,
Als — — —
(Buh! und Geschrei: Doch, doch, doch!)
Meine Herren, ich habe — — —
(Abermaliges Buh!)
Meine Herren, ich will — —
(„Sie haben nichts zu wollen!")
Meine Herren, ich möchte — —
Gesetz und Freiheit und der Volkeswille,
(Bravo!)
Sie brächten uns in Ueberfülle
Eine durchaus demokratische Verfassung,
Ohne Zulassung
Von zwei Kammern und Adel;
(Bravo! Bravo! Bravo!)
Dies wollte ich nur sagen und keinen Tadel
(Bravo!)
Aussprechen — denn, es fällt mir nicht ein,
Gegen die Liberalität zu sein!
(Bravo!)
Im Gegentheil — denn sagen wollte ich nur:
Es lebe das Volk, die Freiheit und die Rechte
der Natur!

(Stürmisches Beifallklatschen. Der Redner schleicht fort.)

Vierter Redner.

(Ein dreister Conservativer.)

Mitbürger! was soll das heißen,
Daß sie so mit Ihrem Beifalle um sich schmeißen!
Sie lassen sich hier abspeisen mit Phrasen,
Die im Grunde nur für sie selbst sind Nasen —
Man spricht Ihnen von allerlei schönen Dingen,

In Worten die noch schöner klingen,
Und verleitet Sie zu dem Glauben,
Künftig sollten die gebratenen Tauben
Ihnen fliegen zu jeder Stund'
In den offenen Mund;
Den Arbeitern thut man sagen,
Sie hätten recht mit ihren Klagen,
Den Lohn müsse man erhöhen
Und auf die Stunde und die Arbeit nicht sehen;
Der Reiche soll' mit dem Armen theilen;
So glaubt man dem Paradies entgegen zu eilen.
Sind dies nicht alles Faxen?
Glaubt Ihr so könnte Euer Wohlstand wachsen?
Da irrt Ihr Euch sehr —
Dem Wohlstand leistet nur Gewehr
Sparsamkeit und Fleiß,
Und wer nicht darin sucht den Lebenspreis,
Der geht zu Grunde,
Und gäb' man ihm auch zur Stunde
Zehntausend Thaler,
Nachher wär' er desto kahler.
Dann aber noch Eins. Man nimmt hier das Wort
Und thut als hätte man alle Staatsweisheit fort! —
Es ist keine Kunst, in fremden Wörtern
Dem Volke etwas so zu erörtern,
Als wäre es lauter Weisheit und Licht —
Während es just an Beiden gebricht.
Merkt Ihr nicht, wie man Euch will fangen? —
Merkt Ihr nicht, wie man zu erlangen
Eure Gunst sich bemüht,
Während man vorgibt, man glüht
Nur für Wahrheit? Wozu diese Schmeichelei,
Seid Ihr wirklich so reif, und wir alle so frei?
Auch ich will den Fortschritt, aber mit Ruh',
Ich will die Freiheit mit Sicherheit dazu,
Ich will das Volk an der Spitze,
Aber so, daß es ihm etwas nütze,
Gehörig vertreten durch Männer von Kraft —
Die man aber nicht durch Brüllen begafft.

(Bravo! Bravo! Bravo!)

Eine Stimme eines Radikalen

(aus dem Hintergrunde.)

Volk! höre den jungen Mann,
Der zu Dir spricht, so gut er kann.
Mord, Dolche und Tyrannen

(Aufregung.)

Suchten Dich bisher zu morden und zu bannen,
Wie die Frösche und Kröten
Hat man Dich zertreten — —

(Große Aufregung.)

Man hat Dich betrogen
Und ausgesogen —
Und wenn einmal nach vielen Jahren
Die Todtenköpfe sich einander fragen:
Warst du reich oder warst du arm —
Dann seid Ihr nicht mehr warm,

Euer Recht zu vertheidigen
Und die zu morden, die Euch beleidigen.

(Allgemeines Entsetzen. Sturm. Man sucht den Redner zu fassen.)

Mord, Dolch, Kröten, Blut,
Volk, habe Du nur den Muth — —

(Allgemeiner Tumult. Der Präsident klingelt heftig.)

Volk — höre mich — Du bist verrathen;
Zerreisse die, die es thaten —
Auf — greift an — —

(Geschrei: Heraus mit dem Kerl! Allgemeiner Tumult. Man bringt den Redner zur Ruhe. Er setzt sich niedergeschlagen in einen Winkel.)

Ein pathetischer Republikaner

(besteigt die Rednerbühne und gestikulirt theatralisch.)

Wie hat die Zeit
Mit ihrem flüchtigen Kleid
Sich so verändert!
Wie strahlt umbändert
Mit schwarz, roth, gold
Die Gegenwart hold! —
Bin ich noch Preuße? — Nein!
Es ist nur Schein.

(Einzelnes Bravo.)

Ein Deutscher bin ich geworden,
Und in republikanischen Accorden
Schlägt mächtig mein Herz,
Blicke ich vorwärts,
Und schaue in der Größe der Räume
Der Freiheit edelprangende Bäume.

(Mehrere Bravo.)

Meiner Jugend hat geträumt es oft,
Dereinst würde unverhofft
Ein großer Baum das Vaterland beschatten,
Darunter Alle würden sich begatten,
Baier, Hesse, Hanoveraner,
Oesterreicher und Markaner,
Und wie die andern All' sich nennen;
Jetzt seh' der Zukunft Fackel ich schon heller brennen,
Bald — bald — o deutsches Volk, o Brüder . . .
Sinkt jeder bunte Schlagbaum nieder!
Bald — bald wird man keinen Zoll mehr heben
In den deutschen Landen in diesem Leben.

(Stürmisches Bravo.)

Die große Frage: Wer soll werden Kaiser?
Erschüttert jetzt die Seelen und die Häuser;
Wir leben — ohhh! — in einer Zeit,
Da wird das Herz so muthig und so weit,
Da tummelt, bummelt, treibt und reibt
Sich Alles, daß zuletzt nichts bleibt
Von den Aristokraten,
Die vordem wichtig thaten!

(Bravo!)

Auf, Brüder, auf!
Nur dran und drauf!
Die Republik errichtet,
Das Alte sei vernichtet!
Und herrlich schlinge durch das Land
Sich ein gleiches rothes Band;
Dann werden Alle, klein und groß,
Als Brüder wieder nackt und blos
Sich treu die Hände reichen
Ohn' Haß und Ordenszeichen!

(Bravo!)

Ich grüße dich, du deutsches Volk,
Du grüßest mich, du deutsches Volk,
Wir grüßen uns zusammen.
Da schlägt die deutsche Einigkeit
Im ganzen Lande weit und breit
Empor in hohen Flammen!

(Ungeheures Bravo! *Da capo!* Der Redner schlägt die Augen zum Himmel. Wiederholter Ruf: *Da capo!*)

Du schlägst dich deutsche Einigkeit
Im ganzen Lande weit und breit —
Und stehst in hellen Flammen!

(Er verläßt die Tribüne. Einzelne Stimmen: „Wat hät de Kel egentlich gesat?")

Ein Professor

(tritt auf die Tribüne. Er wird mit stürmischem Rufen empfangen; man weiß nicht, ob es Hohn oder Anerkennung ist.)

Mitbürger! lassen Sie mir sagen
Ein paar Worte von diesem Schragen.

(Heftiges Gelächter.)

Der Kaiser, den wir bekommen sollen,
Ist derjenige, den wir auch wollen;
Denn wenn wir nicht wollen vor allen Dingen,
So kann uns Niemand zu etwas zwingen.
Zwingen und Zwang
Sind Gott sei Dank!
Aus der deutschen Sprache gewichen,
Und für ewige Zeiten gestrichen!

(Gelächter.)

Aber — ich wollte eigentlich etwas sagen
Von der Steuer, die in unsern Tagen
Durchaus nicht zeitgemäß mehr ist,
Wie Ihr alle wißt.

(Eine Stimme: „Bravo! Professor nach Frankfurt!" Er verbeugt sich.)

(Für sich.) Weiß Gott! was ich soll schwätzen —
Ich kenne ja nichts von Recht und Gesetzen.
(Laut.) Also die Steuer
Ist viel zu theuer,
Man muß sie anders einrichten;
Etwa so, daß Der,
Dem der Beutel ohnedies zu schwer,
Die Hälfte ab muß geben,
Damit die Andern bequemer leben — —

(Heiterkeit.)

Volk! du lachst?!
Weißt du, was du machst,
Wenn du deine Propheten verachtst? —
Ha Volk! du magst wollen oder nicht,
Ich sag' es dir in's Gesicht:
Du mußt — du sollst glücklich werden,
Du sollst und mußt auf dieser Erden
Ein and'res Loos erhalten,
Sonst soll der Teufel schalten und walten.

(Tumult und Bravorufen.)

Der Präsident.

Herr Professor, ich bin gezwungen
Von diesen Stufen
Zur Ordnung Sie zu rufen!
Was Sie gesprochen, hat fast geklungen
Als hätten Sie das Volk wollen verhöhnen — —
Das müssen Sie sich abgewöhnen.

(Lauterer Tumult. Der Präsident klingelt anhaltend. Der Professor agirt mit Händen und Füßen. Man hört mitunter die Worte:

Das ist zu toll!
Ich glaube, das Pack ist voll!

worauf der Tumult den höchsten Grad erreicht, und der Präsident die Sitzung schließt. Plötzliche Stille.)

Der Präsident.

Sollen wir bei der Sache Gestalten
In künftiger Woche noch eine Versammlung halten? —

(Es ertönt ein einstimmiges Ja! worauf sich Alles in Wohlgefallen auflöst.)

Zwei Blätter aus der deutschen Geschichte.

(Als Commentar zu den beiden vorliegenden Lithographien von H. Ritter.)

Erstes Blatt:

Deutschland im Jahr 1847.

Im Jahre des Heils 1847 war es ziemlich ruhig in Deutschland. Die Fürsten saßen bequem auf ihren Thronen, und die Völker knurrten und flehten in ihren Ketten, aber Alles war ruhig! — Viele fühlten sich glücklich, dem großen Götzen der absoluten Monarchie ihre Opfer darzubringen. Der Götze der absoluten Monarchie war ein großes Ungeheuer, aus einem alten Baumstamm oder Stammbaum verfertigt und mit einem furchtbaren Schlund versehen. Man opferte ihm Menschen, Gold und Silber die Menge; man sang ihm Lieder und vergötterte seine Thaten — die er nie gethan. Dabei befanden sich die Könige wohl, und um die Throne lagerten sich Wesen, dazu geeignet, die hohen Herren in süße Träume einzuschläfern.

Wagte sich mitunter das Volk vor den Thron und bat oder sprach von seinen Rechten, so trat zuerst die Lüge dagegen auf, betheuerte, was das Volk gesprochen, wäre Alles unbegründet, und was das Volk gedroht, hätte nichts zu sagen. Alsbald kam nun die Polizei heran, schob eine uniformirte Puppe, Militair genannt, vor, und brachte das Volk zur Ruhe oder doch zum Schweigen. Nun zeigten sich die bösen Geister um den Thron desto geschäftiger. Der Sclavensinn kroch auf allen Vieren heran, die Schmeichelei leckte den Staub von den Schuhen des Potentaten, die Heuchelei hielt über dem gesalbten Haupte den blendenden Heiligenschein, und die vornehme Rohheit, die viel schlimmer ist, als die Rohheit des Volkes, hielt sich die Ohren zu, damit sie die Stimme — die hochherzige Stimme des Volkes nicht vernehme.

So kam es denn, daß die Fürsten die Petitionen des Volkes zerrissen, daß sie einschliefen in dem Hochmuthe ihrer Allmächtigkeit und Unfehlbarkeit; und der Adel und die Pfaffen, die Speichellecker und die Heuchler, die Polizei und die Rohheit des Soldatenthums — und den Hofnarren nicht zu vergessen, der beim Erwachen das Allerhöchste Lächeln zu erregen wußte! — alle diese Geschöpfe befanden sich wohl im Sonnenschein der Gnade.

O Sonnenschein der Gnade des Jahres 1847! wie brichst du aus schwerumwölktem Himmel —! Aber wer sieht und achtet auf die Wolken des Himmels? Die Könige schlafen. Nur das Volk, das Volk prophezeit: Es wird der Tag der Rache kommen und der Herr des Himmels wird die Herren der Erde heimsuchen! Die Könige schlafen noch immer; die Lüge an den Thronen lügt noch immer; die Heuchelei heuchelt noch immer, und ebenso macht es der Sclavensinn, die Schmeichelei, die Polizei und die priviligirte Rohheit. Und die Könige schlafen fort! das heißt: sie fühlen sich glücklich in der Empfindung ihrer Allgewalt, die vermeintlich keine Macht der Erde zu erschüttern im Stande ist. —

Zweites Blatt:

Deutschland im Jahr 1848.

Im Jahr 1848 erhob sich auch in Deutschland ein Revolutionssturm. In Wien und Berlin erfocht das Volk einen herrlichen Sieg, und stürzte die Bureaukratie, die Aristokratie und die absolute Monarchie. Auf den gestürzten hohlen Stamm der letztern wurde die dreifarbige deutsche Fahne gepflanzt, und Jedermann trug die schwarz-roth-goldene Cocarde. Das Volk trat allenthalben vor seine Fürsten und Könige und sagte ihnen, daß sie um des Volkes willen, und nicht das Volk um ihretwillen, dawären. Die hohen Herrschaften erschraken heftig, noch mehr aber das unwahre Gesindel um den Thronen, die sich nur durch Lüge, Heuchelei, Kriecherei und durch rohe Gewalt zu halten vermochten. Und viele der Fürsten erwachten und erkannten die Bethörung und den Betrug,

und sahen ein, daß das Volk recht habe, und daß es ehrenvoller sei, der König eines freien, als eines geknechteten Volkes zu sein. Da stürzten die feigen Gunsthascher verzweifelnd zu Boden, rissen sich die Zöpfe aus und brüllten vor Wuth. Und die Könige legten, sich stützend, ihre Hände auf die Schultern des Volkes, verbannten den Lug und den Trug, und beriefen zu Ministern Männer des Volkes, die verantwortlich waren dem Volke für ihr Thun. Und durch ganz Deutschland erscholl der Ruf nach einem einigen Deutschland.

Wie aber konnte dies Alles in so kurzer Zeit geschehen? — Der Genius der Gerechtigkeit, von der allmächtigen Weltseele gesandt, er war es, der, begleitet von dem Geheule einst nicht gehaltener Fürsten-Versprechungen daher sauste, diejenigen weckte, die noch schliefen, so daß von einem Ende Deutschlands bis zum andern der Ruf nach Freiheit — nach der herrlichen, edlen Freiheit erscholl!

Da bebten die Herzen und die Kniee, da stürzten die Palläste und wankten die Throne, und die goldenen Vorhänge, die das Geheimniß der alten Regierungen deckten, wurden abgerissen. Da ward die Presse und das Wort frei, so frei, wie es nie gewesen, und Oeffentlichkeit war das Losungswort der neuen deutschen Aera.

O Deutschland, Land einer gewaltigen Geschichte, wenn es dir gelänge, im Geiste der neuen Zeit, im Geiste des Fortschrittes noch einmal ein vereinigtes Deutschland zu werden, wenn du dich nochmals zu einer stolzen, deiner würdigen Pracht politischer Größe zu erheben vermöchtest; wenn du nach vielhundertjährigem Schlafe nicht blos erwachtest, um wieder einzuschlafen, sondern dich gewaltiger gestaltetest als je — — — dann würden uns unsere Enkel preisen und beneiden, daß wir zu deiner neuen Herrlichkeit beigetragen haben! —

Ein sicheres Unterkommen.

„Nun sind wir eingeschrieben, trefflich equipirt und marschfertig. Aber wo bleiben wir, wenn wir als Freischärler nicht angenommen werden sollten oder kein Unterkommen finden?

„Deßhalb seid außer Sorgen — wenn das erste Glied niedergeschossen und geblieben ist, so tretet Ihr an seine Stelle; und da bleibt Ihr auch, das ist gar keine Frage. Also vorwärts — Marsch!“

Scenen aus den Märztagen von Berlin.

„Läßt du des Eisen liegen, niederträchtige Krete! Hier wird nich geklämmt, hier wird barrikadirt; wir sind keene Spitzbuben.“

„Da geht hinein und holt Euch, was Ihr an Schießwaffen vorfindet, aber wehe dem, der sich an einer Stecknadel andern Werthes vergreift, ich schieße ihn auf der Stelle nieder!“

„Wir haben als brave Berliner Bürger, als deutsche Männer gefochten! Wüßte der König, was für treue und tapfere Herzen unter solchen zerlumpten Kitteln schlagen, er würde uns zu seiner Leibgarde machen!“

„Ich bin zwar nicht unbedeutend verwundet, aber doch noch stark genug, um arbeiten zu können; — lassen Sie das Geld den Wittwen und Waisen der Gebliebenen zukommen.“

Invalide. Was draus gehst aus'n Gros, oder net? —

Dichterin. Alter grauer Diener des Mars, laß meinen Fuß wandeln auf dem grünen Teppiche der Natur!

Invalide. Wos Teppich? — Das ist koan Teppich, des ist a Wies'n, und wonn's jetzt net glei rausgehts, nach a werdts pfaend't a no.

Scherz. Hoho, wat böst du förne versonkene König? —

Ernst. Hoho, ich bin der Ernst; ein Mahner in dieser verderbten Zeit. Ich rauche nicht, ich schnupfe nicht, und esse nichts Gekochtes. Und — hör' zu! — dann ertrage ich wohl 100 Grad Kälte.

Scherz. Und wovon lebste denn? — Hoho!

Ernst. Hoho, vom Eintrittsgeld!

„Volk und Militair sind eins, sollen einig sein!“

— Macht Raum dem Flügelschlag einer freien Seele! —

Gefährliche und schwankende Stellung eines deutschen Ministers.

„Pass' auf! jetzt schieß' ich den Lieutenant!"

„Da spare Deinen Schuß! Durch die Uniform dringt keine Kugel; die hab' ich gemacht, und wenigstens vier Pfund Watte hineinnähen müssen, und durch den Kopf kommt sie gar nicht, denn da hat er ein Brett vor!"

„Infame Polizei! Pflanzt Einem die Bäume mitten im Wege!“

Tischgebet.

Gib uns unser tägliches Brod, auch womöglich ein Fläschchen Wein — ein junges Huhn mit Döpperbsen — — und bewahre uns vor Allem vor die Russen. Amen.

Freundschaftlicher Rath.

„Ich rathe Ihnen, Herr Wasserberger, lassen Sie Ihre Nachstellungen bei meiner Frau unterwegs! Und wenn Sie Ihre republikanischen Gesinnungen derselben durchaus einflößen wollen, muß ich Sie bitten, so lange damit zu warten, bis ich dabei bin.“

„Bitte um Entschuldigung — ich wollte blos bei Ihrer Frau anfragen, ob sie demokratisch-monarchisch, oder —“

„Ich sage es Ihnen noch einmal: zu Hause lieb' ich strenge Anarchie; und sollte ich das Vergnügen haben, Sie dorten zu treffen, so werde ich Revolutionär, und Ihnen dann meinen ganzen Despotismus einzukeilen suchen!“ —

„Die Annonce kostet 7 Sgr. 6 Pf.“
„Wat kosten? Männeken, mer han jo Preßfreiheit!“

Sonntagsreiter.

„Aber mein Bester — ich gebe ihm ja mein Ehrenwort, daß ich nichts Versteuerbares drin habe!“

„Ihr Ehrenwort in Ehren, aber wenn Sie den Koffer da nicht aufschließen, wird er aufgeschnitten!“

„Herrrrr!!! wenn ein Jarde-Offizier uf Ehre sagt, so ist's eben so gut als ufgeschnitten!“

„Was bin ich schuldig?“ — „Ja Heer, wä kann dat wesse; ech krieg fönf Groſche.“

Herr Bürgermeiſter v. B. reicht ſeine Entlaſſung ein, weil er den Bewegungen der Zeit nicht mehr folgen kann.

Ein ächter Volksvertreter.

—„Heifsen Sie Müller?"—
—„Khm-khm, Ja-jawohl."—
—„Gut, wir haben Sie schon lange auf dem Strich; also sind Sie der Lumpacivagabundus der in verwichener Nacht bei Schlosser Schwarz den zwei Centner schweren Ofen von der Bolker- nach der Citadelstrasse getragen, und den Nachtwächter Heidemann tödlich verwundet hat!"—
—„Khm, khm, aber mein Gott- ich gehe ja schon — seit zwei Jahren nicht mehr aus dem ——"—
—„Thut nichts. Das Signalement pafst, im Namen des Gesetzes sind Sie arretirt — und damit Marsch!"

Lith. Inst. von Arntz & Co. in Düsseldorf.

—Ne Pitterchen, das ist aber viel zu viel!—

—Das hat mein Mutter och gesagt da sagt aber der Vater, dem Freſssack kann mer ja sei Lebtag nit g'nug schicke.—

H. RITTER.

Bürgermeister. _ Durchlauchtigster Herr und Fürst! Es grüfsen Dich Hunderte! es grüfsen Dich Tausende! es grüfsen Dich Hunderttausende _ _

Fürst _ _ Die Gesellschaft wird mir zu grofs; ich habe jetzt keine Zeit zu verlieren, bitte grüfsen Sie wieder, aber **jeden einzeln**. _

Ein Stück Literatenleben.

Novelle von **Alexander Günther.**

1.

Wenn irgendwo ein Jüngling ist, der Lust hat, sich einmal aus dem Grunde in der Geduld zu üben, dem weiß ich keinen bessern Rath zu ertheilen, als — Feuilleton-Literat zu werden. Wenn dieses nicht hilft, dann gibt's kein Mittel. Daneben aber darf er kein Feind von Fallimenten sein; denn ein Journalist, der nicht alljährlich den Muth hat zu einem Bankerott, dem geht eine gar wesentliche Eigenschaft ab, ich darf vielleicht kühn behaupten, daß er nicht für's Fach geboren ist.

Das Genie bleibt nicht selten unter dem Scheffel sitzen, wenn es nicht durch Connexionen an's Licht gezogen wird, oder wenn es sich nicht selbst durch eigene Intriguen auf die Beine hilft; ich mache das klar an der Geschichte eines Freundes, die hier anhebt.

Seiner ersten Novelle mangelte nichts mehr, als der Schritt zum Smollis mit dem Preßbengel. Seine Bekannten ließen es nicht an der Zusicherung fehlen, daß er ein Meisterwerk vollendet und munterten ihn auf zur Veröffentlichung.

Sei es nun, daß August, wie ich den jungen Novellisten nenne, den Gehalt seiner Erzählung selbst erkannte, da

„— — — — kein Autor so gering und klein,
Der nicht dächt', etwas Recht's zu sein," —

oder daß er sich von seinen Freunden bestimmen ließ, den Anlauf zur Presse zu wagen, — er hatte die Kühnheit, zu den Tausenden hinzutreten, von denen am Ende nur zehn in ihrem Leben die Unsterblichkeit nicht einbüßen, die wenigstens bei jedem einzelnen ein Homerisches Alter erreichen sollte.

August ließ die Geschichte vom Stapel laufen nach der Redaction A. Nach vierzehn Tagen traf die Antwort ein, aber auch die Sendung kam zurück. Man schrieb ihm in wenigen und einfachen Worten, daß Tages zuvor mehrere Novellen von renommirten Schriftstellerinnen eingetroffen wären, die das Feuilleton für eine geraume Zeit für sich beanspruchen würden, so daß man unmöglich im ersten Jahre auf eine andere Arbeit, wenn sie sogar die vorliegende an Gediegenheit überböte, Rücksicht nehmen könnte.

Die Novelle trat die Reise nach B. an; es erging ihr aber auch dies Mal wie dem Peter in der Fremde, bald war sie wieder da mit dem Bescheid, daß sie zwar gelungen genannt werden dürfte, aber man erwartete für die nächste Woche den neuesten Roman der Gräfin O. W., um ihn dem Feuilleton einzuverleiben.

C. wollte die Arbeit ohne Honorar aufnehmen, da sie von dem Grundsatze ausgehe, nur Damen zu honoriren und viele Männer es sich zur Ehre zeichneten, gratis in den gewählten Damenzirkel aufgenommen zu werden.

D. gab dem jungen Literaten den Rath, sich der Politik zuzuwenden, da würde er sein Glück sicher nicht verfehlen, in der Erzählung wäre für den Mann weiter kein Unterkommen, da die Frauen sich des Feldes zu sehr bemeistert. Mit diesem Vorschlag verband man das Anerbieten, August zum stehenden Correspondenten zu engagiren.

Dagegen hatte sich aber bei ihm eine entschiedene Antipathie festgesetzt, seit er ein politisches Vergehen, wo er die Vorzüge einer Republik herausstrich, mit drei Monaten Gefängniß abzubüßen hatte.

E. behielt das Manuscript ein halbes Jahr lang und erst das dritte Mahnschreiben machte dasselbe wieder flott.

F. meldete, daß man die Vorzüge seines Productes durchaus nicht verkenne, es aber unmöglich dem Drucke zulassen könne, da augenblicklich noch drei Uebersetzungen aus dem Französischen vorlägen, die leicht das Blatt für zwei Jahre besetzen dürften.

So fuhr die Erzählung im Lande herum bis

zur Redaction Y., von wo sie nicht wieder zur Zurückkehr zu bringen war. Es bemächtigte sich jetzt Augusts ein fürchterlicher Zorn gegen die inländischen Frauen und gegen die ausländischen Literaten. Er kündigte beiden Parteien die Fehde an und seine Recensionen trugen in der That den Stempel der Originalität im Antlitze, man erkannte sie wenigstens als begründet an, wenn man auch den hier niedergelegten Rath nicht befolgte. August wurde kühner. Er unterfing sich, ein Sendschreiben an unsern guten Michel zu verfassen, daß er die schreibenden Damen vom Pult in die Küche oder an die Wiege schicke und die ausländischen Erzeugnisse interdicire. Ob er den alten Jungen bedräuete! der hat's nicht einmal gelesen, er legte die Epistel ad acta, d. h., er nahm noch Anderes hinzu, machte sich ein Pfühl daraus und schläft jetzt bereits schon mehrere Jahre sanft darauf.

Schriftsteller mußte er werden und er löste das schwere Problem, indem er sich entschloß, fürder nicht mehr gegen den Strom zu schwimmen.

Er entwarf eine größere Novelle, fügte dem Titel die so beliebten Worte: „Uebersetzung aus dem Französischen," bei und fand, ohne besondere Schwierigkeiten überwinden zu müssen, sehr bald einen Verleger und seine Erzählung Leser und Recensenten.

Erstere behaupteten, dieses Buch sei geeignet, für einige Monate zum täglichen Lesebuche erhoben zu werden, und Letztere, denen seit dem langen Zeitraume von vier Wochen keine Uebersetzung in den Wurf gekommen, fielen mit wahrer Wuth über die Erscheinung her und fuhren mit ihren anatomischen Gänsekielen, eine scharfe Waffe, aus einem Kapitel in das andere, bis das Opfer beinahe gänzlich moralisch vernichtet war.

Die Kritik geberdete sich ganz empört; einer von den Kunstrichtern schloß: „Das Buch ist so bresthaft, trägt so viele Mängel zur Schau, daß man zu glauben versucht ist, es müsse einen der berühmtesten Schriftsteller der Franzosen zum Autor haben, manche Verstöße erinnerten uns lebhaft an Dumas."

Ein anderer Todtschläger war der Ansicht, Sue könne das Buch geschrieben haben.

Nachdem diese beiden Vermuthungen erst einmal aufgestellt, bildeten die Gedankenmörder zwei Parteien und verwickelten sich in eine gar ergötzliche Polemik.

Der Recensentenhandel verlieh der Erzählung der Bedeutung so viele, daß bald eine zweite Auflage nöthig wurde.

Der Autor hatte unterdeß ein anderes Kindlein zur Welt gebracht, ein weit gesunderes als das erstgeborne und doch war dieses sein Verderben; er persiflirte nämlich hier die Anbeter sammt den Richtern seines ersten Buches, gab es ihnen zu verstehen, wer gefoppt worden.

Sein Verleger klagte ihm in gar bittern Worten, daß für seine Novelle eben so wenig ein Recensent aufzutreiben sei, als ein Leser, er hätte die Folgen vorher erwägen sollen, ehe er sich's zur Aufgabe gestellt, der Nation es zu sagen, daß er sich unterfangen, ihr eine Nase zu drehen.

Jetzt mochte es ihm zu Muthe sein, wie an jenem Tage, da ihm die Redaktion Y. die Thür verschloß. In Trübsinn versenkt, ruhte er auf seinem Musensitz, wie er sein Canapee zu benennen pflegte, zu beiden Seiten zwei hohe Schichten von Folianten. Vor ihm auf dem Tisch herrschte die gottvollste Unordnung. Die Bücher konnte man in allen nur erdenklichen Lagen antreffen; dieses lag auf dem Rücken, jenes auf dem Gesicht; eines stand auf dem Kopf, das andere auf dem Fuß; und Göthe, in einen Prachtband zusammengedrängt, lehnte gedankenvoll an einer Pyramide von Brochüren und Flugschriften, die sein Gewicht mit jedem Augenblick sammt und sonders hinabzudrängen drohte. Mitten auf dem Tisch war ein Todtenkopf aufgepflanzt, dessen Schädel das Dintenfaß barg, was sich zwar etwas verwegen ausnahm, auch wohl grausenhaft, wenn die Schirmlampe ihr Licht herabstrahlte auf den bräunlichen Knochen; aber neu finden wir es durchaus nicht, da das Schreiben aus anderer Leute Köpfe eine Thatsache ist, die Niemand weiter zu bestreiten wagen wird.

Um den Mittelpunkt reihten sich bunt die verschiedenartigsten Gegenstände; hier ein Cigarrenrest, da ein Papierfragment mit einem Gedankenspahn oder einem begonnenen Gedicht; weiter ein Brief, auf dem sich die, einen grünen Löwen repräsentirende Tabacksdose, mit einem Fuße auszuruhen die Kühnheit herausgenommen. Auf dem Fußboden wandelte man über Zeitungen hin und hatte hier und da zwischen Bücher durchzubugsiren. Die Wände waren mit Bücherbrettern bekleidet, zwischen denen hin und wieder das Portrait eines berühmten Mannes durchlungerte oder eine Landkarte Platz genommen.

Am Fenster stand neben einer reich blühenden Balsamine eine Vase mit den Trümmern eines Bouquets, welches an den letzten Lenz erinnerte. Inmitten dieses Babels saß August in jene unangenehme Stimmung versenkt, der man sich in den ersten Stunden nach einem unangenehmen Vorfalle vergebens zu entringen strebt; lange starrte er mürrisch vor sich hin, bis sich endlich seine Stirne glättete, die Brust sich hob und um den Mund sich

jene Züge lagerten, die der Ironie Zeugniß ablegen.

„Gut," sprach er halblaut zu sich selbst, „ich werde Literatin."

Er wurde Schriftstellerin. Die Ausführung hatte der Schwierigkeiten nicht eben viele zu überwinden, es handelte sich ja nur um den Namen einer adeligen Dame; wir nennen ihn schlicht Auguste.

August hatte zwar, während seine erste Erzählung durch's Land reiste, der Muße genug, einige andere Arbeiten zu vollenden; aber er hatte die Dichter-Caprice, seine erste Novelle wieder hinaus zu senden und zwar zur Redaction A. Er fügte folgendes Schreiben bei:

„Geschätzter Herr Redacteur!

So viele Damen schreiben, sogar verheirathete; wenn diese damit keine Sünde begehen, dann wüßte ich nicht, warum ich mir nicht auch das unschuldige Vergnügen bereiten sollte, mich ein wenig mit den Musen zu beschäftigen. Ich bin zwar schon einige Zeit öffentlich oder auch nicht öffentlich aufgetreten, d. h. ich machte als Anonyma einige literarischen Plänkeleien in einem Tagesblatte, das aber nicht aufkommen konnte, da zu viele Männer daran arbeiteten und die Anstrengungen der Mitarbeiterinnen fruchtlos machten; daher ließ ich das Grauchen im Halbdunkel und beschloß, mich in einem andern Blatte zu tummeln.

Ich machte einen Trott und einen Galopp; ersterer ging zu den Musen und hatte die Geburt einer Novelle zur Folge und der andere bringt mich spornstreichs zur Redaction Ihres geschätzten Blattes, um Sie zu bitten, daß Sie Ihre Zeitschrift fragen, ob sie nicht die Güte habe, meinem Kindlein als Gevatterin zu stehen bei der schwarzen Taufe.

Sie haben so manche Literatin unter ihre Aegide genommen und zur Berühmtheit groß gezogen; vielleicht haben Sie auch ein Stückchen Wohlwollen für die übrig, die sich glücklich schätzen würde, wenn Sie sich nennen dürfte,

Ihre

Auguste!"

2.

Der Schlag war geschehen, die Funken flogen und der Zunder hatte Feuer gefangen. Nach acht Tagen traf schon folgende Antwort ein:

„Mein werthes Fräulein!

Wir schätzen uns sehr glücklich, in Ihnen eine solche Mitarbeiterin gefunden zu haben; wir freuen uns, unserm großen Leserkreis nach mehren mittelmäßigen Erzählungen einmal wieder etwas Ausgezeichnetes leisten zu können. Sie sind zur Novellistin geboren, in jeder Periode macht sich Ihr Beruf geltend. Ihre Arbeit ist bezaubernd! wir werden uns daher beeilen, dieselbe dem Druck baldigst zu übergeben, es ist uns hoffentlich schon am Sonntage möglich, sie zu beginnen. Dann erlauben Sie mir die Freiheit, daß ich selbst Ihnen die erste Nummer überbringe.

Meine Schwester, die auch zuweilen den Musen ein Stündchen weiht, trägt großes Verlangen, die Bekanntschaft der Dame zu machen, die eine so schöne Erzählung schrieb. Sie sind darum gewiß so gütig, mir es zu gestatten, daß mich Laura begleite.

Ueber wenig Tage habe ich die Ehre, die persönlich kennen zu lernen, der ich, da sie mir noch unbekannt war, meine Hochachtung schon zollte.

2c. 2c. 2c."

Die Geschichte war wirklich hübsch und fatal zugleich! daß der Mann auch auf die Idee gerathen, ihn zu besuchen! August saß in der Klemme. Sollte er verreisen? das Reisen macht sich bei noch unberuften Literaten in vielen Zeiten nicht. Hätte der Befehlshaber von der Presse statt der schönen Worte gleich das Honorar übersandt, dann hätte er am bestimmten Tage die Literatin nicht daheim getroffen. Auf August lastete des Schicksals Tücke schwer.

„Er starret hin vor sich voll Jammer
Und neiget tief das edle Haupt."

Sein Genius sandte ihm endlich doch einen rettenden Gedanken. Seine beiden Schwestern, — die zur Zeit noch eine Jungfernwirthschaft führten und nicht wenig stolz auf den Doktor waren, wie sie ihren Bruder allen Ernstes nannten, wiewohl er nimmer promovirte, — sollten ihm beistehn in seiner Noth.

Als er den Schwestern einen Besuch abgestattet hatte, war er wieder frohen Muthes, der Sonntag beunruhigte ihn nicht weiter.

Am Sonntag Nachmittag rollte ein Phaëton heran vor August's Wohnung. Die wohlgenährte Hauswirthin erschien, wechselte einige Worte mit einer Person im Wagen, wornach ein Herr und eine Dame ausstiegen. Jene schritt diesen so eilig voran, als es ihr ihre physische Natur immerhin gestattete, und öffnete auf der Bel-Etage angekommen, die Thür, welche in August's Studierstube führte.

Die Fremden traten in ein Gemach, mit dessen Einrichtung wir oben unsere Leser bekannt machten; August schien ausgezogen, einer Dame das Feld zu räumen, so verändert erschien das Zimmer.

Vom Tisch war der Todtenkopf, die Tabatiere und das angerauchte Tabacksröllchen verschwunden; nur einigen Saffianbänden war es gestattet, auf der kostbaren Decke zu ruhen neben einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Riechfläschchen und Pomade- und Schminkdöschen. Die Tagesblätter waren vom Boden gefegt und die Büchergestelle mit der anderweitigen Bekleidung der Wände waren hinweggeräumt mit Ausnahme einiger Gestelle, die vermittelst seidener Schnüre befestigt; diese trugen die elegantesten Bücher zur Schau. Wo die Balsamine stand, zeigten sich einige der schönsten Fuchsia neben den niedlichsten Monatsröschen; die verwelkten Frühlingskinder waren endlich zur Bestattung gekommen, den kostbarsten Herbstblumen auf die Vase ihr Recht zu übertragen.

August war ausgezogen in ein — weibliches Costüm.

Die Fremden traten ein, Wolken von Wohlgerüchen umfingen sie. „Sie sehen, Fräulein Auguste," begann der Redacteur, „wir konnten es uns nicht versagen, mit Ihnen persönlich zu verkehren, wir mußten mit Ihnen in nähern Umgang treten."

„Sie machen mich erröthen, Herr Redacteur," antwortete Auguste mit einer fast männlichen Stimme, „diesen Erfolg, dessen meine Novelle sich bei Ihnen zu erfreuen hat, hatte ich mir nicht entfernt verheißen, Sie erweisen mir der Güte zu viel."

„Treiben Sie die Bescheidenheit nicht zu weit," gegencomplimentirte der galante Preßheld, ein etwa dreißigjähriger Mann, „Sie müssen es selbst gestehen, daß Ihre Schöpfungen die gewöhnlichen weit überragen, wenigstens werden Sie die Güte haben, mir, da ich so Mancherlei zur Durchsicht empfange, ein Urtheil zuzugestehen, und ich muß es Ihnen offen bekennen, daß — — —."

„Bekennen Sie lieber nichts," unterbrach Auguste ihren Besuch mit einem schelmischen Lächeln, „Sie sind beschäftigt, mich stolz zu machen!"

„Gut, Frl. Auguste, mein Lob kann Ihr Wille zum Schweigen bringen, aber anders ist es mit dem der Leser; ich bin versichert, daß der Enthusiasmus, der sich hier erheben wird, nicht so leicht verstummen wird. Um eines nicht zu vergessen, gestern schrieb mir der Herausgeber des Fortuna-Almanach, er habe erst für den kommenden Jahrgang drei Damen-Novellen, ob ich ihm nicht eine Schriftstellerin von Ruf in hiesiger Provinz wisse, die sich geneigt zeigen werde, ihm eine Erzählung gegen ein, ganz dem Talente entsprechendes, Honorar zu verfassen. Natürlich dachte ich gleich an Sie und wenn Sie es mir erlauben, dann schreibe ich morgen schon die Zusage."

Es ist klar, daß Auguste dawider durchaus nichts einzuwenden hatte.

Darnach schloß man einen Contract, in welchem sich Auguste verbindlich machte, vierteljährig wenigstens eine Novelle für das Blatt gegen ein schönes Honorar zu liefern.

Als der Kaffee servirt wurde, war die Bekanntschaft schon zu jener Innigkeit gediehen, welche sich bald geltend macht, wo man sie herbeizuführen ernstlich gesonnen ist. Als im Verlaufe der Unterhaltung das Gespräch von der Belletristrik zur Politik überging, wurden Bruder und Schwester unwillkührlich zur Bewunderung hingerissen und zu dem Geständnisse, daß sie bis dahin noch

bei keiner Dame einen so tiefen Blick in der Staatswissenschaft angetroffen, — — Auguste wurde Correspondentin des von ihrem Besuch herausgegebenen politischen Blattes.

Auffallend mußte die Aufmerksamkeit erscheinen, die sich die drei erwiesen. Der Redacteur war so zart, so weich, man dürfte frei behaupten, so verliebt in Auguste, daß es dieser nicht entgehen konnte, und doch schien sie es nicht bemerken zu wollen, sie äußerte mehr Wohlgefallen an ihrer Nachbarinn, der sie aber jene Scheu beigebracht zu haben schien, welche sich eines Menschen bemeistert, dem ein geistig Ueberlegener begegnet.

Die Zeit des Besuches war abgelaufen. Man lud Auguste ein, in der nächsten Woche denselben zu entgegnen. Sie versprach's. Der Redacteur und seine Schwester fuhren ab.

Auguste holte tief Athem, richtete sich empor und redete zur eigenen Person: „Jetzt ist die Erlösung endlich gekommen! Das war eine heiße Stunde! Jener Ritter, der drei Stunden im Mönchshabit stak, den Priester zu spielen, der einen viertel Tag keinen von seinen zahlreichen Flüchen und Schwüren durfte verlauten lassen und der beten sollte, was doch in seinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen war, — dieses Mannes Probe war nicht schwieriger wie die meine. Weg mit dem Tand!"

Man darf darauf rechnen, daß die Befehle, welche man an sich selber richtet, schneller und pünktlicher vollzogen werden als sonst.

Die Haartour, von einem reichbesetzten Perlenbande durchschlungen, und das goldene Stirnband lagen am Boden, das blauseidene Kleid flog hastig auf einen Stuhl, die kostbaren Damenpantoffeln sprangen, der eine unter die Commode und der andere auf das Bücherbrett, als wüßten sie, daß es nicht gerathen wäre, in der Nähe dessen zu beharren, der sie von dannen trieb.

Nach drei Augenblicken war Auguste wieder August geworden, der sich die Hände rieb wie jemand, der von sich glaubt, etwas recht Großes vollbracht zu haben.

Verlassen wir einen Augenblick den Gang der Erzählung und wandern wir eine Weile in dem Innern des Schriftstellers August umher. Als derselbe allein in seiner Stube war, warf er sich mit verschränkten Armen in einen Stuhl und ging ganz aus der Gegenwart heraus in das Gebiet der duseligen Wieland'schen Philosophie. Seine Gedanken verwirrten sich dermaßen, daß er selbst lange Zeit nicht wußte, ob er Mann oder Weib wäre. Bald träumte er von einem Heere anbetender Freier, die mit schönen Redensarten auf ihn eindrängen, bald fühlte er sich im Tanze hingerissen, bald drückte ihm einer zärtlich die Hand. Betroffen legte er die Rechte an seinen Busen, wie eine schüchterne Jungfrau. Auf einmal aber wieder suchte er alle seine Kräfte zusammen zu nehmen, um sich wieder als Mann zu fühlen. Wie weit ihm dies gelang, ist schwer zu beschreiben. Er empfand als Dichter die ganze Welt beider Geschlechter in sich, er empfand noch mehr, er empfand den Kampf und die Vereinigung derselben so, daß er öfter hingerissen wurde, sich selbst eine Liebeserklärung zu geben und von sich selbst einen Korb zu nehmen. Der Leser wird dies unwahrscheinlich finden, aber ihm war so. Die ersten aufkeimenden Liebesgedanken einer Jungfrau pflückte er in dem Garten seines eigenen Herzens. Es war ihm zu Muth, als hätten alle Poeten der Zopfzeit ihre zärtlichen Saamenkörner in denselben ausgestreut. Dann auf einmal brauste der politische Dichtersturm der Gegenwart an ihm vorüber, und Freiligrath und der in Worten so muthige Herwegh sausten ihm durch die Haare. Es war ein gewaltiger Zustand, ein Zustand dichterischer Befruchtung, wie er vielleicht bei unsern erhabensten Poeten noch nie vorgekommen. Noch einmal erfaßte er seine ganze Kraft, noch einmal rief er sich selbst zu: „Erwache." Dann sprang er auf und schrieb folgende inhaltsreiche Strophe nieder:

„Wenn das Gleiche sich vernichtet
Und Ungleiches sich vermengt,
Hat die Phantasie gerichtet
Und die Wirklichkeit verdrängt:
Denn es liegt in Aller Wesen,
Jedes aus sich selbst zu lesen."

Dabei schwebte dem Dichter etwa folgendes Raisonnement als Fackel in dem oft seltsam verwickelten Labyrinthe des bewegten Gemüthes vor; das Unbestimmte zeugt nicht selten das Bestimmte, während das Bestimmte in seiner Begränzung oft nur einen unbestimmten einseitigen Eindruck in der Seele zurückläßt, in Folge dessen eine äußerliche Lähmung der Ideenentwickelung einzutreten pflegt, so daß der Leser auf den prosaischen Standpunkt der subjectiven Anschauung stehen zu bleiben genöthigt ist. „Es gibt Augenblicke, in denen der Mensch dem Weltgeiste näher ist, als sonst," — dies durchschauerte und beruhigte ihn.

Kehren wir nun zum Gang der Begebenheiten zurück.

Den nächsten Sonntag hatte August zu seinem

Besuche anberaumt. Am Morgen in aller Frühe war er in voller Beschäftigung. Er stand vor dem Spiegel, mit der Solingerin die Spuren seines Bartes für den Tag so viel als möglich zu verwischen, was nicht sehr schwierig war, da die Zeit von 22 Jahren noch nicht hingereicht trotz Madagaskar et Comp., seinem Barthaar Stärke und dunkele Farbe zu verleihen. Das Kinn war nun glatt wie das Gesicht eines achtzehnjährigen Mädchens.

Die Schwestern traten vor und legten dem Bruder eine Schnürbrust an und entfalteten bei den Kunstproducten ein Talent, daß man, wenn sie noch einmal so alt gewesen, geglaubt haben sollte, sie hätten das an sich einstudirt; August wurde so entwickelt, daß ihn eine dreißigjährige Jungfrau dieses Schmuckes wegen unfehlbar würde beneidet haben. Darnach kam die Modestie an die Reihe und der Cül de Paris durfte gelungen genannt werden. Nachdem drei Unterröcke verbraucht und ein seidenes Kleid, das terassenförmig angelegt, angezogen, war bald Alles vorschriftsmäßig. Die Füße waren in Atlasschuhe eingekerkert, die weißen Händchen hatten seidene Handschuhe bezogen, das Gesicht war mit wunderlieblichen Rosen decorirt und das falsche Haar ergoß sich in reichen und malerischen Locken rings um den schönen Mädchenkopf; jede Spur des Jünglings war für den, der der Metamorphose nicht anwohnte, verwischt.

Hier war noch eine Falte umzulegen und dort eine zu verwischen; die Götter mögen es wissen, wie lange die Mädchen noch auszubessern gehabt hätten, wenn nicht die Aufforderung des Postillons vom nahen Stationshofe die Arbeit mit einem Male beendigt hätte. August eilte hinab. Es war an der Zeit und er mußte mit seinen Schritten etwas weiter ausholen, wie es sich eigentlich für eine Dame geziemt.

Fünf Stunden ungefähr nach August's Abfahrt stand ein Herr und eine Dame im Passagier-Zimmer des Posthauses ihrer Stadt und schienen ungeduldig auf die Ankunft eines Wagens zu harren; endlich polterte die Postchaise, welche August in sich aufgenommen, in den Hof.

Der Redacteur und seine Schwester empfingen Frl. Auguste.

„Was Sie aber, Frl. Auguste, eine noble Reisegesellschaft hatten! Wie Sie sich müssen gelangweilt haben!“ ließ sich August's Gönner vernehmen.

„Gelangweilt meinen Sie, lieber Herr Redacteur? Mein Leben war sogar einige Mal gefährdet.“

„Sie erschrecken uns, beste Freundin,“ unterbrach Laura Auguste, „doch trösten Sie uns zugleich, denn Sie haben keinen Schaden genommen, lassen Sie uns doch ihre Reiseabentheuer vernehmen.“

Laura war so schön und sie bat so artig, daß August, in diesen Zauber gefangen, keinen Augenblick anstand, ihrem Wunsche nachzukommen.

Er erzählte auf dem Wege nach des Redacteurs Wohnung — was wir für dieses Mal nur kurz andeuten — daß er in einem Wagen die Reise zurückgelegt, welcher seiner Baufälligkeit wegen durchaus nicht den Namen eines königlichen Gefähres verdient, — daß ein angetrunkener Student ihm den Hof gemacht, der aber später durch seine Gleichgültigkeit gereizt, ihn mit einem Ueberfalle bedroht, — daß sie darnach mit einem Küster, der zur Erbauung der Gesellschaft die Todtenmesse absingen zu müssen glaubte, einem gar zärtlichen Liebespaar und einem corpulenten Viehhändler gefahren, der sich mit dem Liebhaber in einen Streit einließ, was für ihn ein Attentat auf seinen Bauch zur Folge hatte und ein gewaltiges Gedränge im Wagen zu Wege brachte.

Je weniger sich August um die Beileidsbezeugungen des Redacteurs zu kümmern schien, einen desto tiefern Eindruck machte der Schwester Mitgefühl auf ihn, um so mehr, da Laura auch nicht eines jener Attribute vermissen ließ, welche vorhanden sein müssen, den Mann zum Sclaven zu machen.

Die Jungfrau wäre, wenn man so prosaisch gewesen, sie an den Maaßstab zu stellen, eher klein als groß zu nennen gewesen; maß man sie aber mit unbewaffnetem Auge, dann ließen die vollkommenen, dabei doch durchaus nicht starken Umrisse sie höher erscheinen, als sie eigentlich war. Ihr Teint war ohne Fehl, vielleicht ließ er sie zu zart erscheinen; die feinen Händchen waren zu rund, als daß das blaue Geäder das blendende Weiß mehr als kaum merklich unterbrochen hätte; so auch ihr Hals, den wir kühn zu denen der Schwäne zählen dürften, wenn uns das besonderes Vergnügen bereitete; sogar das ganze Antlitz wäre in diese Farbe getaucht gewesen, wenn nicht ein flüchtiges Roth (nicht jenes gefährliche bei zarten Constitutionen) sich auf ihren Wangen bemerkbar gemacht; die Nase war klein und frisch und der Mund weder ein- noch ausgebogen; die Augen mit den ausgeschweiften Bogen darüber, legten ein ganz eigenes Leben in diese Physiognomie, sie waren dunkelblau und groß, und in ihnen, in jeder Bewegung lag ein Gedanke, alle so mild, alle so gedämpft und tief, daß man sie in jedem Gesichtszuge wiederfand. Die Augen gerade waren

es, die in der Physiognomie den Charakter der Seele ausprägten. Wenn in diesem milden Augenpaar und in dieser zarten Gesichtsfarbe keine Poesie lebte, dann haben wir die Kühnheit, Lavater für einen Lügner und seine Physiognomik für eine Betrügerin auszugeben. Und wenn in Lauras Herz sich nicht die edelsten Gefühle zusammengefunden und wenn hinter ihrer gebleichten Stirn nicht die schönsten Ideen schliefen, dann hatte die Natur sich schrecklich verzeichnet. Auf den ersten Anblick sollte man versucht worden sein, in diesem gedankenvollen und träumerischen Ausdruck eine nicht unbedeutende Zugabe von Sentimentalität zu finden; hörte man aber eins ihrer Urtheile, dann wurde diese Meinung völlig verwischt, so durchdacht schien jedes Wort.

Das dunkelbraune Haar, welches in vollen und breiten Flechten um das Haupt gelegt, sich zu den Seiten tief hinab auf die Wangen zog, war der einzige Theil des Hauptes, welcher sich bestrebte, Lebhaftigkeit zu verrathen.

3.

August war es durchaus nicht zu verdenken, wenn es ihn mehr zur Schwester als zum Bruder hinzog, dämmerte doch jetzt gerade ein inniges Mitgefühl in diesem vollendeten Gesicht auf, welches der Freundinn galt und diese bedauerte; August versenkte sich so tief in diese beredten Augen, daß er sich endlich gestehen mußte, er sei schon im Herzen angelangt und habe sich der Art verirrt, daß er nicht voraus sehen könne, einen Weg oder Steg zu finden, diesem Grunde zu entsteigen, wornach er sich wahrscheinlich auch nicht sonders umsah.

Es mußte endlich dem Redacteur auffallend erscheinen; seine Beileidsbezeugungen hatten sich keines dankenden Wortes zu erfreuen, während August kein Auge von seiner Schwester wandte, die doch so wenig sprach.

„Meine Schwester scheint Sie so sehr zu beanspruchen, Frl. Auguste," begann er, „daß Sie den Bruder kaum bemerken; das ist recht, schließt eine recht innige Freundschaft, nehmt mich aber in den Bund auf."

August hatte natürlich dagegen nicht das Mindeste einzuwenden, die Freundschaft kam zu Stande, wurde auch mit einem Kuß besiegelt, mit einem so innigen, daß Laura ihn flugs würde verstanden haben, wenn sie vordem schon eine Freundschaft mit einem Manne bis zu diesem Punkte hätte gedeihen lassen; so aber wurde August dies Mal nicht demaskirt. Das Bollwerk, das sich über seine Brust gelagert, kam ihm auch gut zu statten, da der Schlag des Herzenshammers dadurch gedämpft wurde.

„Euer Bund ist nun fertig," meinte der Bruder, „Ihr müßt mich nicht ausschließen, Frl. Auguste, hier meine Hand!"

Auguste näherte sich ihm mit gut erheuchelter Schüchternheit einen Schritt und gestattete es ihm, daß er seine Rechte mit einem recht brünstigen Druck beschenkte.

„Lassen Sie uns den Bund besiegeln," bat der Redacteur schalkhaft lächelnd, aber doch zugleich verlegen nahend.

„Diesen Beweis ihrer Zuneigung werden Sie mir wohl zu erlassen die Güte haben. Es ist übrigens auch eine gefährliche Sache, wenn Damen mit Herren eine Freundschaft eingehen, gewöhnlich erleidet das anfängliche Gefühl Schiffbruch; darum muß ich Sie inständig ersuchen, keine weiteren Freundschaftsversicherungen zu wünschen."

Der Mann ließ sich nicht irre machen, er behauptete, daß er an der Form hänge und Alles vorschriftsmäßig vollziehe. Er zog in den Streit.

August sträubte sich zwar, aber es geschah auf jene bekannte Weise, die dem nicht mehr fremd ist, der schon mit Frauen Bündnisse schloß.

Er küßte herzlich, sie küßte herzlos und darnach schmollte sie auch noch.

„Sehen Sie, meine Befürchtung wird sich bewahrheiten," sprach August befangen erröthend.

„Wenn Sie es bereuen," erwiderte der Angeredete mit komischem Ernste, „dann muß ich mich in des erzürnten Amors Spruch fügen, wo er sagt:

„„Reuig sollst du wiedergeben,
Was du frevelnd hast entwandt;
Doch den Kuß, den sie empfangen,
Kannst du auch zurück verlangen.""

Dieses wäre vielleicht die einfachste Weise, das Verbrechen ungeschehen zu machen und habe ich nichts wider die Vollstreckung des Urtheils einzuwenden."

August hielt wieder den Athem an sich, um zu erröthen. Als ihm dieses gelungen, antwortete er: „Gießen wir ja kein Oel in die Flamme."

Dieses Thema, wo man sich gegenseitig schrecklich belog, ward durch das Eintreten eines Herrn unterbrochen, der, als die Verstellungs-Ceremonien in Schwung gekommen, sich als einen Doctor herausstellte, den der Redacteur scherzhaft seinen Minister des Innern zu benennen pflegte, weil er die städtischen Angelegenheiten für die Zeitung zu besorgen hatte.

Darnach trafen einige Frauen vom Fache ein, denen August schon hin und wieder in einer windigen Novelle begegnet war und die ohne Ausnahme in seinem Gedächtnisse gar unschmeichelhaft aufbewahrt wurden. Es wurde ihm ganz schwül

zu Muthe in dieser Aera, er war den gebildetsten Damen nie hold gewesen, hier waren deren so viele, beinahe ausschließlich nur solche, da man auch den Minister für ein Weib hätte hinnehmen müssen, wenn sein dürftiger Schnurrbart diesen Glauben nicht, wenn auch nur schwach, bekämpfte.

Die Unterhaltung warf sich auf die Literatur, die arme! Die Gesellschaft fand sich regelmäßig in jeder Woche einmal zusammen, um, wie man es nannte, „Revue" zu halten, die neuesten literarischen Erscheinungen der Kritik unter das Messer zu liefern. Man schlug den synthetischen Gang ein, d. h., die Damen besprachen ihre eigenen Erzeugnisse zuerst, wo man sich dann in fürchterlichen Lobeserhebungen zu erschöpfen pflegte; von sich ging der Cyklus zu den Schwestern über, wie man alle geistesverwandten Damen zu benennen beliebte. Hier wurde der Enthusiasmus gedämpfter, je weiter man sich entfernte und je berühmter die Literatin war. Die Literaten, die doch auch im Rechte waren, einen verwandtschaftlichen Grad zur Gesellschaft zu beanspruchen, wurden sehr stiefschwesterlich behandelt; je näher sie wohnten, auf desto unliebenswürdigere Prädicate durften sie rechnen. Sobald die Heerschau aber an Deutschlands Gränze angelangt war, wechselte der Schwester-Verein die Brille, die Gläser ließen Alles duftig und grün erscheinen, und das besonders im Westen.

Das Mal begann man mit der Novelle des anwesenden fremden Fräuleins. Man hatte sich es bald gemerkt, welche Aufmerksamkeit dieser vom Präsidenten (der Schwestern) erwiesen wurde und begriff es, daß diese Dame trotz ihrer Ueberlegenheit als Schwester behandelt werden müsse, wenn anders man es nicht vorziehe, den Protector zu erzürnen, durch dessen Gunst doch allein für diese Literatur-Schmeißfliegen der Weg zum ewigen Leben ging.

Frl. Sentimenta hatte das zuerst begriffen und wiewohl sie noch einen triftigen Grund mehr zum Haß gegen August zu haben glaubte, so brach doch, um sich ja keine Blöße zu geben und ihr furchtbares Lästergelüste nicht laut werden zu lassen, in eine glänzende Kritik aus; aber anders sprechen als denken strengt an und besonders eine Dame. Als Sentimentas Kritik ihre Höhe erreicht, war der Kampf schwierig geworden, den sie gegen das Herz unternahm, nach kurzen nacheinander folgenden Unterbrechungen verstummte sie plötzlich; ihr Gesicht hatte sich vor und nach dunkelblau gefärbt.

August hatte sie im Verlaufe ihrer Rede unterbrochen lächelnd angeschaut und als sie schloß, d. h., als der eingedämmte Aerger ihr die Kehle zuschnürte, da sprang er schnellfüßig hinzu, ergriff ihren Kielführer mit den Worten: „Ich bin Ihnen zu großem Danke verpflichtet, muß Sie aber zugleich bitten, sich für die Folge nicht mehr so sehr anzustrengen, Sie könnten sonst leicht einmal Schaden nehmen, wenn Ihr liebendes Herz sich gegen den Verstand in eine so beredte Lobhudelei ergießt."

Das war stark. August hatte kaum geschlossen, da lag Sentimenta im Arme der Ohnmacht, d. i., sie schloß ihr blitzendes Auge, sank auf's Sopha und regte sich nicht, nur ihr Busen, der seine Carrière vom 14. zum 18. Jahre beinahe völlig zurückgewandert war, begann zu arbeiten, als sei er 12 Jahre jünger; es war die Leidenschaft, welche hier die Brust hob. Schrecklicher Gegensatz, wenn die Brust der Jungfrau im Morgenroth webt, wenn sie auflebt in das Abendroth getaucht!

Welche Seligkeit birgt für den unverderbten Jüngling die Stunde, in welcher er sieht, wie die Brust seiner irdischen Gottheit wogt, wie der Busen, der noch nie entweihte, kämpft mit allgewaltigen Gefühlen, die zu mächtig werden und nach langer Gefangenschaft sich der Haft zu entringen streben, — süßer Kampf, wonnevoller Augenblick! zum ersten Male das ungestüme, aber noch heilige Wogen an der eignen Brust zu empfinden, wo Busen an Busen kämpft, wo Himmelsahnungen gleich elektrischen Funken ausströmen und sich zur Flamme einigen, welche nie erlischt, welche hinüberleuchtet in das Greisenalter und das beginnende Dunkel erhellt, welche vielleicht der Finsterniß des Grabes spottet!

Wie verschieden hebt sich die Brust der Jungfrau, wenn sie, selbst eine Blume, dreißigmal des Lenzes Blumen dahinwelken sah, ohne daß ihrem Herzen ein Blümlein entsprosset, oder wenn sie ein Blümlein nach dem andern im Kindesalter sich entblättern sah, — kurz, wenn die Menschenblume inne wird, daß sie es wohl nie zum Blüthenstand bringen wird, dann gleichet die Jungfrau der Herbstzeitlose; sie klammert sich ängstlich an die schwächste Hoffnung und wehe dem, der zwischen sie und ihre Hoffnung tritt, ihr Busen fängt an zu arbeiten, er steigt und wogt; aber es ist nicht die Liebe, welche da schafft, Haß und Wuth steigern sich zur äußersten Potenz. Am Busen nimmt man dieses nicht wahr, aber auf dem Antlitz; denn das braune Roth gehört der Liebe nicht.

(Schluß folgt.)

Schleswig-Holstein'sche Freischärler.

B. „Herr Jes! ik jlobe gar, det is 'ne Bombe?“

H. „Dösbaddel! mehnst du denn, dat se uns mit Appelzinen un Berliner Pannekoken smieten wart!“

„Bruderherz! Du wirst nicht auf das Volk schießen?“

„Ne wahrhaftig nich, wenn's — wenn's nich jrad' commandirt wird.“

„Ich weiche keinem Flegel aus!“
„Aber ich!“

„S' is doch a wahre Schand d' Leut bei Nacht an'zbettln!“
„Verzeihen's, Ew. Gnaden, i bettl' auch am Tag.“

„Herr Lieutenant, ich hab' 2 Franzosen gefangen.“
„Bring' sie her.“
„Ja sie wollen mich nicht loslassen.“

Mitternacht.

„Alle Teufel, Herr, wer sind Sie, was wollen Sie hier?“
„Ich, — ich — wollte ins Haus daneben.“

Berliner Märzregen des Jahres 1848.

Chemisches Feuerwerk.

Illuminations-Lämpchen.

Ehrenpforten.

„Na Franz'l 'ch han doch nix vergesse?“
„Eya, Vatter, de hast d'Mutter noch nit geprügelt.“

— Ihr habt also gehört, Hans, daß der Angeklagte uns Richter und die Herren Advokaten Spitzbuben genannt hat. —
— Jawohl und er hat noch dabei gesagt, daß er es uns schriftlich geben wollte. —
— Nun, ließet Ihr es Euch denn schriftlich geben. —
— Nein, wir haben's ihm schon so geglaubt. —

„Ich hab' ihn gestern von Haus zu Haus laufen seh'n. Hat er'n Gewerbschein?“

„Wat Jewerbschein?! — Ick fordere man bloß Intressen ein.“

„Madam, ick habe gehört, daß Sie een Dienstmädchen suchen. Nu wollte ick mir Ihnen präsentiren; ick sehe mehr uf gute Kost und hohes Salair als uf Behandlung.“

Die wahren Proletarier.

Apollo und die Musen gehen betteln im Jahre des Heils 1848.

„Ich bin das verdammte Hundehalten in der Kaserne von jetzt an müde. Von Morgen kommt mir vom Feldwebel an abwärts kein Hund mehr in die Kaserne.“

„Ei du Sticksteiweoos warum trummelste denn immer noch, deß Feuer iß jo schun lang aus?“

„A waß, aus odder nit aus. Jetz haw ich emol die Trummel umhenge, un do muß ooch getrummelt wern.“

„Du Schlingel, du Spitzbub! läste de Aeppel liegen, ich will dich lehren, Aeppel stehlen.“

„Halt de Muhl! Ehr sollt fruh sinu, dat ehr öhr Aeppel quitt wäht.“

— Hausknecht, sobald's dunkel wird, umwickelt er die Deichselspitzen an seinen Wagen mit Stroh, wie's die Annere aach gemacht hawe. —

— Warum? —

— Warum? Damit sich die wohlweisen Herrn Rathsherrn, wann se heut Owend de ihne ihrigte Schoppe getrunke hawe, sich beim Haamgehn nit ihre werthe Bäuch einrenne. —

Wie die Wiener ihren Kaiser suchen.

„Sie erlauben's, verzeihen's Herr Tiroler, haben Sie vielleicht unsern lieben Ferdinand nicht gesehen?“

Deputation.

— Majestät, wir wollen 1. Preßfreiheit! —
— Daß ein Jeder drucken lassen darf was er will. —

— 2. Redefreiheit. —

— 3. Und dann wollen wir wissen, wo die Steuern bleiben, die wir bezahlen? —

— Dann aber Majestät, muß der Fürst Metternich fort. —

Bescheidung.

— Wos is denn des? —
— Do haben's ganz recht. —

— Jo, des mein i a, do haben's a scho wieder recht. —

— Jo, do haben's ganz recht, do hab i a scho oft dra dacht, wo die hikumme, des müßte mer wiße, do haben's ganz recht. —

— So glauben's das? Jo, der Metternich muß fort, — aber i glaub nit, daß ersch thuat, — frogen's erst emol. —

Die Erdäpfelkrankheit hat sich in diesem Jahre auf die Reichsäpfel geworfen.

Hauptmann der Ronde: (kurzsichtig, in die Wachstube eintretend.) „Guten Abend, meine Herren! Es freut mich, Sie alle so pünktlich hier zu sehen. Nur auf diese Weise können wir die Ordnung aufrecht erhalten! — Ich statte Ihnen im Namen des Magistrats meinen wärmsten Dank ab. Fahren Sie so fort, und der Staat muß sich glücklich schätzen, Männer sein nennen zu dürfen, die, Alles Andere vergessend, nur das stets im Auge behalten, was den Fortgang fördert. — Denn Einigkeit macht stark."

Die deutsche Flotte, durch die bedeutenden Beisteuern schon stark herangewachsen, erwartet ruhig den Angriff der dänischen.

Lith. Inst. v. Arnz & Co in Ddorf.

Oestreichs Adler in den letzten Zügen liegend, wird von seinen Stiefkindern geplündert und verlassen.

Deutschland
im Jahr
1871.

43

Deutschland im Jahr 1848.

Ein Stück Literatenleben.

Novelle von **Alexander Günther.**

(Schluß.)

Frl. Sentimenta hatte ihren Geburtstag zufolge eines ärgerlichen Gerüchtes schon dreißig und einige Mal gefeiert, was sie selbst aber nimmer glauben wollte. Ihre Jugendliebe war gestorben und derartige Todesfälle folgten noch einige, wornach sie beschloß, eine Männerfeindin und Gelehrte zu werden, zwei Dinge, welche für eine Dame eben so schwer als unnatürlich sein mögen. Schriftstellerin wurde sie zwar; aber zu einer Feindin des andern Geschlechtes vermochte sie sich nicht zu erheben; denn als der Redacteur, dem sie wesentliche Dienste leistete, ihr mehr Aufmerksamkeit erwies, als wie eine Männerfeindin wünscht, schien sie gar nicht unfreundlich und abstoßend, — bald rang sie offenbar nur noch nach Gelehrsamkeit d. i., nach literarischem Ruhme. Je sanguinischer ihre Hoffnungen waren, desto empfindlicher mußte sie verletzt werden, als sie in August eine gefährliche, eine überlegene Nebenbuhlerin zu finden glaubte, — das wars, was ihr den Busen schwellte!

Der Zustand des Frls. brachte in der versammelten Damenwelt einen allgemeinen Aufstand zu wege; da aber Alle die feineren Unterschiede einer Kunst- oder Natur-Ohnmacht sehr wohl aufzufinden wußten, legte sich der Aufstand bald wieder. Die kritischen Vorträge hatten wieder begonnen. August hatte zum höchlichen Staunen der Gesellschaft bis jetzt nur wenige Beiträge zur Unterhaltung geliefert. Als sich endlich die kunstrichterlichen Schleusen geschlossen und Frl. Sentimenta es unbequem fand, länger ohnmächtig zu sein, weßhalb sie das Erwachen durch die geeigneten Maßregeln vorbereitete, da erbat sich August das Wort.

Zum allgemeinen Anstoß der vornehmen Damen zog er ein zierliches Cigarren-Etui aus dem Busen und leitete sein Beginnen mit den Worten ein: „Bei unserem Ringen nach Freiheit dürfen mir nicht auf halbem Wege innehalten. Wir haben an der Literatur einen so thätlichen Antheil genommen, daß die Männerwelt uns ihre Beistimmung nicht mehr versagt und dabei unsere Absicht, sie vom Ruder zu verdrängen, kaum ahnt. Wir streben, wiewohl viele unseres Geschlechtes noch unbewußt, nach Mündigkeit, wir wollen unabhängig sein. Dazu ist aber mehr erforderlich, als einen Roman zu verfassen, die Männer dürfen nichts mehr vor uns voraushaben; was sie sich erlauben, dürfen wir nicht unterlassen. Das war von jeher meine Ansicht. Als sich die Idee bei mir festsetzte, mich zu den ersten Damen unserer Nation zu gesellen, da machte ich mir es erst völlig klar, was eigentlich im Hintergrunde unseres Strebens aufgepflanzt ist, und ich fand das Wort „Emancipation" mit großen, wenn auch für den Haufen mit noch hieroglyphenartigen Lettern zusammengesetzt. Wollen wir uns neben den Mann stellen, dann müssen wir zechen, Cigarren rauchen, singen und poltern.

Mit dem Rauchen habe ich begonnen und dieser Zerstreuung habe ich sicher den Erfolg meiner Erstlings-Novelle zuzuschreiben; denn nennen Sie mir einen großen Literaten, der nicht diesem Kraut huldigte; ich glaube sogar, daß dem alten Homer die Pfeife ein nicht unbekanntes Werkzeug war und ich könnte, wenn das nicht zu lange aufhielt, diese Ansicht aus Stellen, die das dunkel andeuten, erhärten. Ich rauchte daher und wie weit ich es schon in dieser Kunst gebracht, werde ich nun darzuthun suchen."

August zündete darnach eine Manilla an und schuf die kräftigsten blauen Wolken, die der vollendetste Raucher würde beneidet haben. Sie zogen langsam zum Lichte, umgaben dasselbe und stiegen dann auf, andern die Nachfolge zu gestatten.

Der Redacteur war entzückt. Er, der auch kein Feind der Tabacksröllchen war, blies bald den Rauch vor sich hinaus und es währte nur wenige Minuten, da hatte sich eine undurchdringliche Wolke über die Tafel und die Gesellschaft gelagert, aus welcher sich von Zeit zu Zeit ein unterdrücktes Husten merklich zu machen suchte.

August setzte seine Theorien fort, sprach viel über Sporen, Reitpeitschen, Hosen, Pferde und Gasthofbesuchen, was sammt und sonders bei den Zuhörerinnen keinen unfruchtbaren Boden fand; der häufige Zuspruch zum Glase bekräftigte es, daß man gesonnen sei, die Theorie in der Praxis zu versuchen.

August's Blick entging das nicht. Er ließ noch einige Bemerkungen folgen hinsichtlich des Rauchens, besonders die, daß der Anfang nicht aller Schwierigkeiten bar sei, dann bot er sein Etui rund und siehe! alle Damen, selbst Sentimenta, zogen eine Cigarre. Laura nur rauchte nicht. August's Beginnen schien sie zu verletzen.

Er sprach wieder. Die Scene, welche sich nun entwickelte, bot einen wahrhaft grotesken Anblick! Die Schwierigkeiten der Rauchelemente stellten sich bei den Frauen bald ein; aber diese zeigten bei

dem Kampfe einen Muth, der einer weit besseren Sache würdig gewesen wäre, — sie trotzten der Macht der betäubenden Blätter mit seltener Ausdauer, einige trieb ihr Heroismus sogar so weit, sich eine zweite Cigarre auszubitten. Sie dampften beharrlich weiter, unverwandt mit ihren Blicken, die stets starrer wurden, an August hängend, der die Vorzüge des Rauchens begeistert aus einandersetzte; sie studirten mit größerm Eifer und es möchte schwer zu entscheiden sein, was mehr zu ihrem nun schnell nahenden trunkenen Zustande beigetragen, der Wein, die Cigarre oder die Rede.

Die Natur begann bereits den Sieg über den Willen davon zu tragen, die Wolken folgten wieder rasch und stark, das Husten fing an indiscret zu werden, als August eine Dose hervorzog, deren Inhalt zufolge seines Versprechens den Angriff des Rauchtabaks abwehren sollte; aber der Schneeberger beschäftigt sich bekanntlich mehr mit der Nase als mit der Lunge; jetzt entstand ein wahres Nieß- und Hust-Concert.

August hatte seine Rache an den Literatinnen auf die Spitze getrieben. Wir lassen den Vorhang vor der Comödie sinken.

4.

Acht Tage später finden wir ihn auf seinem Zimmer. Man sah es dem nahen Garten an, daß der Sommer schon weit vorgerückt war. Die Linden vor der Mauer waren in jenem Uebergang, der das Ermatten der Natur andeutet, das Grün der Blätter war schon gedämpft; aus den Zweigen der beiden Eschen sprachen jene melancholischen Geistertöne mit tieferer Trauer wie sonst; die Pfirsichstämme, die die Mauer ringsum bekleideten, zeigten die schönsten, goldkugelichten Früchte; und drüben im Dorfe sah man um den schieferbeschlagenen Glockenthurm Schwalbenschwärme ziehen, glaubte sie durch die helle Luft zwitschern zu hören, wie sie zu einander sprachen von der nahen Reise über das Meer.

August schrieb. Er war regungslos. All' sein Leben schien in seine Rechte zu strömen, die nimmer ruhte, und auf sein Antlitz war jene Selbstzufriedenheit ausgegossen, die vielleicht jene Verklärung versinnlicht, welche der Talmud der Christen dem menschgewordenen Gottessohne auf Tabor beilegt, eine Schönheit, die nach einer der schönsten Lehren des Christianismus sogar dem von der Natur verwahrlosten Körper zu Theil werden soll, wenn die Parze den Faden trennt.

Dreimal hatte es schon gepocht; der Schreiber hatte nichts vernommen, auch das nicht, daß die Thür sich geräuschlos öffnete und Frl. Laura eingetreten war. Augusts Geist war noch zu thätig, rastlos sprudelten die Gedanken, rastlos suchte er sie zu bannen und festzuhalten.

Die eingetretene Jungfrau befiel zuerst Verwirrung, dann Staunen; sie wähnte die Freundin zu finden und gewahrte einen Mann. Sie konnte nicht irre gegangen sein, das Sopha, das Fenster, der Blutfink im Bauer, sie hatte das Zimmer nicht verfehlt; aber der Mann? Und auch dessen Zügen war die frappanteste Aehnlichkeit mit der Freundin nicht abzusprechen, nur daß der Ausdruck männlich, unbeschreiblich schöner und tiefer erschien.

Er war schlank gebaut, saß aufrecht und nur sein Haupt mit den dunkeln Locken neigte sich sanft nach vorne über den Tisch. Das Roth seiner Wange war nicht stechend, man sah es demselben an, daß die Begeisterung dieser Stunde seine Schöpferin gewesen und in seinen Augen leuchtete ein Feuer, ein gar hehres, wie es vielleicht nur die Musen anfachen.

Laura war in einer peinlichen Lage. Sie machte ein Geräusch; August schrieb. Sie trat einige Schritte vor; er sah nicht auf.

„Mein Herr," ließ sie sich jetzt schüchtern vernehmen, „wohnt hier nicht die Literatin Frl. Auguste?"

Das Wort weckte ihn.

„Du bist es, liebe Freundin!" redete er sie, sich erhebend, an, „die Arbeit hatte mich so gefesselt, daß mir Dein Erscheinen entging; doch Deine Stimme brach den Gedanken."

Laura schaute ihn erstaunt an. Jetzt erst entsann sich August, daß sein Anzug dem Erkennen entgegen arbeite, er mußte sich entdecken.

Sie horchte gespannt der kurzgefaßten Erzählung des Freundes und konnte sich zuweilen nicht enthalten, ihm ihre Bewunderung zu erkennen zu geben über die geschickte Weise, welche er bei seiner Rolle entfaltet hatte; sie drückte ihren Beifall unumwunden aus, da ihr Sinn für Romantik einen nicht untergeordneten Rang behauptete, und weil die Intrigue, welche fast keinem Weibe gebricht, nicht ohne Spende an ihr vorübergegangen; aber als er geschlossen, bemeisterte sich ihrer jene Verlegenheit, welche junge Damen befällt, wenn sie sich allein in der Gesellschaft eines Herrn befinden. Sie gab ihre Verlegenheit kund und äußerte den Wunsch, für den Nachmittag einen Gasthof der Stadt zu beziehen; August dachte zu zart, als daß er sich dem widersetzt hätte, nur sprach er die Bitte aus, sie recht bald besuchen zu dürfen.

Nach einer beträchtlich englisirten Stunde sprach er schon bei ihr ein. Anfangs zeigte sich

Laura noch etwas befangen, doch währte es nicht lange und die Verlegenheit schwand theilweise.

August erlangte ihre Beistimmung, daß der Bruder noch in dem Wahne zu erhalten sei, er habe es mit einer Literatin zu thun. Was die Schwester gegen den Bruder mit August verband, wird erhellen, wenn wir anführen, daß es zwischen den Geschwistern seit einiger Zeit zum Bruch gekommen, da er einen ihr verhaßten Liebhaber, den Minister, begünstigte und ihm Hoffnungen auf sie machte.

Er erkundigte sich darnach, wie der Schwesterbund gegen ihn gestimmt sei.

„Verzeihen Sie mir's, Herr August! ich war Ihnen damals recht böse, als Sie den Damen die verrückten Köpfe noch mehr verrückten. Sentimenta allein ist zur Rache gegen Sie aufgelegt, weil sie glaubt, Sie ständen im Begriff, ihr das Herz des Bruders zu entfremden; die Andern halten Sie trotz der bösen Nacht nach der Rauchparthie für eine der geistreichsten Damen Deutschlands. Sobald die Nachwehen verschwunden waren, begannen sie ihre Exercitien wieder, in denen sie große Dinge für die Mündigkeit zu erringen glauben."

„Erlauben Sie, meine Freundin, daß ich Sie unterbreche, eine von den Schwestern, ihr Name entfiel mir, schien jede meiner Irrlehren sich tief ins Herz zu prägen, wie benimmt sie sich? An Größe überragt sie alle Andern."

„Ah! Sie erkundigen sich nach der Schwester Julie, die sich jetzt Semiramis nennen läßt. Sie irrten sich nicht: denn bei keinem Weibe fand eine unnatürliche Lehre wohl je einen so fruchtbaren Boden wie bei dieser. Am zweiten Tage nach jener Soirée erschien sie am Nachmittage in den Anlagen wahrhaft närrisch costümirt. Ihre Locken waren der Scheere des Friseurs verfallen; auf dem geschorenen Haupte wiegte sich ein Männerhut; unter dem Amazonenkleide lungerten farbige Beinkleider hervor und über dasselbe hatte sie einen dunkeln Frack angelegt; denken Sie sich die Sporen an den Stiefeln, die Reitpeitsche in der Hand und die Havannerin im Munde, dann ist das Gemälde vollendet von der Riesendame auf einem gewaltigen Rappen."

„Was sagte denn ihr Gemahl dazu, was die Stadt?" fragte August.

„Der Regierungsrath sitzt unter ihrem Pantoffel, er schüttelte bedenklich sein Haupt, als sie das Pferd bestieg, aber er schwieg. Nicht so nachsichtig war das Volk. Die Schuljugend und der Straßenpöbel war bald flott und trabte hinter dem neuen Wunderthier, welcher Name seine Abstammung aus dem Jan-Hagel ableitete, jubelnd her.

Das belehrte sie nicht, sie wurde nur verwegener und suchte, wie sich der Apostel ausspricht, in der Schande die Ehre. Am andern Tage ritt sie in der Begleitung zweier Schwestern, die sich auch einige Lorbeeren vom Zaune zu brechen gedachten, wieder aus. Durch den Auflauf, den sie Tages zuvor herbeigeführt, war die Polizei rührig geworden, die hinter der Narrheit irgend ein politisches Motiv verborgen glaubte, — das würdige Kleeblatt wurde in einer gemessenen Entfernung verfolgt.

Die strebsamen Damen waren noch nicht weit geritten, als sie schon wieder ein zahlreiches Gefolge um sich versammelt sahen. Der Knäuel wurde immer verwickelter, und schon hatte sich der Troß eine gute Strecke durch die Promenade gewälzt, als man eine Gesellschaft junger Männer, die ihr phantastisches Aeußere als Künstler bezeichnete, einholte. Diese ließen ihren Witz spielen, dem der Pöbel seine Beifallsbezeugungen nicht einen Augenblick versagte. Der gereizten Semiramis Reitgerte pfiff durch die Luft und traf einen Maler, den das Volk allgemein achtete.

Man riß sie vom Pferde; der Maler berührte sie nicht, nur ihre Nase, auf welcher sich darnach ein himmelblauer Streif zeigte.

Unterdeß war auch die Polizei herangerückt und ließ sich den Vorfall berichten. Die Handfeste suchten sich der Räthin zu versichern, wodurch sich ein neuer Kampf entspann. Während die Amazone mit der Peitsche focht, schworen die beiden Andern zum Hasenpanier und ritten eilig davon. Semiramis unterlag dem Heere. Sie hatte sich den Athem hinweggekämpft; ihr Antlitz war hochroth unterlaufen in Folge der Anstrengung; von der Stirne liefen große Wasserperlen nieder. Sie zog ihr Batisttüchlein und fuhr mit demselben über die Nase hinauf zur Stirn, dann hielt sie einen Umzug durch das ganze Gesicht; als sie aber das Tuch senkte, o Jammer! der Sitz ihrer Seele war himmelblau gefärbt."

„Der Maler hatte ihr wohl," unterbrach August nochmals die Freundin, „Berliner Bläue auf die Nase gestrichen?"

„So ist es," fuhr Laura fort, „man jubelte zuerst, darnach, als sie eine Stimme der Zauberei beschuldigte, weil sie in höchstens zehn Minuten dreimal die Farbe gewechselt, (kreideweiß, scharlachroth und himmelblau,) nannte man sie eine Hexe, die ihre höllischen Künste aufbiete, sich dem Arme der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen, und schlug vor, ein Auto-da-Fee zu veranstalten. Man suchte sie darnach wirklich den Polizisten streitig zu machen und wer weiß, was sich ereignet

hätte, wenn sich die Maler nicht ins Mittel gelegt und die Zauberei erklärt hätten. Nun ließ man die Polizei mit ihrem Fang abziehen. Welches Aufsehen die Räthin in der Stadt erregte! aber zur Vernunft war sie noch nicht gekommen. Ihr Gemahl fand sie fürchterlich gereizt, als er ihr am selben Abende noch ihre Freiheit erwirkte. Am andern Morgen schon in ehester Frühe ritt sie durch die Stadt; ihr Gesicht schien zu sagen:

„„Schicket ein Heer!
Ich fürchte es nicht.““

Man verlachte sie und ließ sie ziehen, jetzt schert man sich schon nicht mehr um sie, wenn es heißt: „Da kommt die Dame von Mancha!“ Die andern Schwestern bewundern ihren Muth, billigen aber ihr rasches Vorschreiten auf dem Felde der Emancipation mit nichten, da sie dem Krähwinkler Sturmmarsch: „Immer langsam voran,“ huldigen.“

Daran knüpften Beide ein Gespräch über den lächerlichen Frauenfortschritt. Gegen den Schluß bemerkte August: „Es gereichte mir zur besonderen Freude, zu gewahren, daß Sie nicht diesem unsinnigen Streben beipflichten, ich hatte Ihnen das bald abgemerkt; meine Hochachtung haben Sie sich an jenem Tage völlig gesichert, da Sie an meiner Seite die andern Frauen verachteten und mir zu zürnen schienen, ich sagte mir im Herzen — — — —.“ August stockte.

„Was meinen Sie, Herr August, es ist draußen so schön, wenn ich Ihnen eine Promenade vorschlüge?“ fragte Laura, befürchtend, die Gedankenstriche möchten verständlicher werden.

Er ward durch ihr Erröthen überzeugt, daß sie ihn bereits verstand, las aber auch zugleich in ihrem verlegen flehenden Blick, daß er schon besitze, um was zu werben er eben im Begriffe stand. Er führte sie hinaus in das Wiesenthal.

Sechs Wochen sind eine kurze Spanne Zeit, auch wiederum viele kleine Ewigkeiten, wie man es just anzunehmen beliebt. Ich will durchaus denen nicht widersprechen, die da behaupten, daß die Zeit eine Schnecke sei mit Langeweile auf den Fühlern, besonders, wenn sie an einem Morgen zehn Conditoreien durchwandert, Ruhe zu suchen, die sie eben so sicher am Nachmittage in zehn Caffés noch nicht finden werden, als sie dem Schicksale nicht entgehen, zwanzigmal von demselben elenden „Literatenleben“ incommodirt zu werden, — die armen Leute sind im Rechte: die Zeit ist ein gewundenes Schalthier.

Bei August aber liefen wir an, falls wir den Satz auf die letzten sechs Wochen anzuwenden versuchten.

Im Fluge waren diese Tage über ihm hingefahren; denn beinahe jeder Tag ließ ihn einen neuen Triumpf feiern.

Zwei seiner Novellen hatte der liebende Redacteur unmittelbar nach einander folgen lassen in seinem Blatte; bei seinen politischen Artikeln mußte der Minister des Innern ein Scheingefecht ins Leben rufen, wo es dann nicht ferner verborgen blieb, daß hier eine Dame den Diplomatiker auf so ausgezeichnete Weise spiele; er hatte es ferner der Empfehlung seines Protektors zuzuschreiben, daß eine andere Redaction von Bedeutung ihn um sein Mitwirken ersuchte; der Fortuna-Almanach feierte in diesen Tagen auch sein Geburtsfest und erschien in diesem Jahre besonders stattlich geschniegelt, der neuen Mitarbeiterin zu Ehren, über deren Novelle sich die Journalistik in ihrem Lobe beinahe hinter Athem posaunte; und August ließ ein Bändchen Erzählungen erscheinen. Was soll ich mehr anführen? Sein Ruhm war in so runden und lauten Tönen durch die Posaune der Kritik gestoßen worden, daß die Thore zu den meisten deutschen Blättern wankten, wie einst Jericho's Mauern, ihm den Eintritt zu gestatten.

Das war nicht Alles; neben dem Ruhme führten diese wenigen Wochen ihm auch ein liebendes Wesen zu.

Der Redacteur war auch ganz Liebe. Er ließ sogar das Heirathsprojekt zwischen seiner Schwester und dem Minister fallen, was diesen so aufbrachte, daß er die Stelle im Ministerium niederlegte.

5.

Der Herbst war nun in seinem Ringen mit dem Sommer fertig geworden. Die Bäume starrten wehmüthig in die melancholischen Nebel; Alles, was sonst laut jubelte in der Natur, war fortgezogen oder verstummt, nur der Bach im Thale sprach noch; aber seine Rede tönte nimmer froh. Ueber der Stadt, die Laura und der Bruder bewohnten, lag ein Herbstnachmittag. Während dieser mürrisch hinter dringenden Arbeiten saß, machte jene mit August eine Promenade. Herbstliche graue Nebel segelten träge über die entkleideten Fluren dahin, es war Alles öde, nur nicht die Herzen der Spazierenden; denn sie hatten aufgehört, sich wie Freundinnen zu lieben.

Als Laura sah, daß die Intrigue gegen den Bruder mehr und mehr reifte, in demselben Grade

wie ihre Herzensgeschichte mit der Pheudofreundin eine bestimmtere und festere Gestaltung annahm, da kam ihr Herzchen doch zuweilen aus dem Takt; doch fand August keine großen Schwierigkeiten zu bekämpfen, wenn es galt, ihre Scrupel zu beseitigen. Ist ja die Jungfrau so bald bereit zu kleinen Sünden gegen die, so ihr sonst nahe standen, wenn eine heiße Liebe dadurch gefördert werden kann!

Beide hatten die Promenaden außerhalb der Stadt betreten.

„Wie schnell doch der Sommer dahinstirbt!“ sprach Laura unter Anderem zu August, „Noch vor wenigen Wochen, wie schön war es da in der Wiese, wie munter hüpfte der Bach im Thale unweit Deines Wohnortes, welche Wonne zwitscherten uns damals noch die Sänger im dunkeln Gebüsche in's Herz, und jetzt! Der Bach schleicht träumend über den Kies, der Vogel ließ von seinen wunderholden Waldweisen, Alles ist so still, nur die sterbenden Blätter seufzen unter den Füßen, die sie in ihrer Ruhe aufstören; Alles will rasten, Alles einschlafen! Dieser Wechsel bringt dem Menschenherzen recht trübe Gefühle.“

„Das ist ganz natürlich,“ nahm August das Wort, „unsere Ideen leiten ihren Ursprung stets von der Körperwelt ab, dann mag sie unsere Seele weiter spinnen. So ergeht es, wenn der Herbst der Natur ihre Gruft gräbt, in welche er alle Kinder des Lenzes und Sommers zum Schlummer hineinschickt, wobei der Baum bebt und ängstlich sein Haar hinabschüttelt und die Sänger auf den nackten Aesten vor Schreck ihre Lieder abbrechen. Wir sehen Alles um uns her sterben und gedenken unseres Geschickes, das eben so dunkel ist wie die geheimnißvolle Natur. Wir möchten so gerne durch's Grab in die Zukunft schauen; aber unser Blick ist nicht hell genug für dieses Dunkel, dann muß unser Gedanke wohl trübe werden. Doch warum so traurige Betrachtungen an diesen Herbst knüpfen? Ist er es nicht, der meine kühnen und zweifelhaften Träume wahr machte? Ist er es nicht, der mir in Dir einen Engel zusandte, der in mein Herz eine Blume pflanzte, die ewig blüht in den frischesten Farben? Oder bin ich allein glücklich?“

„Du bist nicht glücklicher, guter August, wie ich,“ antwortete Laura mit Mund und Arm, „aber oft beunruhigt mich der Gedanke, was da folgen werde, wenn der Wahn meines Bruders schwindet. Wird er und der geäffte Bund der Schwestern nicht Deinen Ruin heraufbeschwören?“

„Lasse nur keine Sorgen aufsteigen vor der Stunde der Entdeckung, theueres Mädchen, das

möge meine Sache sein, etwaige feindliche Absichten zu vereiteln, mein Plan zum Gegenmanöver ist schon vollendet, ich werde sie schon so einzuschüchtern wissen, daß sich darnach keine Seele weiter damit befaßt, mir zu schaden.

Aber etwas Anderes nun! Sobald unsere Liebe kein Geheimniß mehr ist, wird sich Deines Bruders Zorn ob der Kriegslist zwischen uns zu stellen suchen; wie gedenkst Du Dich alsdann zu verhalten? Wirst Du dann auch den Muth besitzen, in die Reihen derjenigen zu treten, die Vater, Mutter und Bruder verließen, die nichts zurückzuhalten vermochte, die es überhörten, als man ihnen Fluch statt Segen verhieß, wirst Du mich überzeugen, daß Dein Gefühl die äußerste Höhe erlangte?"

„Müssen wir denn den schlimmsten Fall annehmen?" antwortete sie. „Ich hoffe, der Bruder wird sich besänftigen lassen, wenn wir ihm vorab unsere Neigung verschweigen, ihm erst mittheilen, was Dich zu dieser Handlungsweise antrieb, daß Du ihn nur habest hinter das Licht führen müssen, um Dir eine bescheidene Stellung unter den Arbeitern in der Literatur zu erringen und sichern; dann warten wir noch ein Jährchen und suchen ihn erst ganz zu besänftigen, ehe wir ihm unsere Liebe gestehen."

„Daß würde ich unbedingt gut heißen, wenn nur halb vorauszusehen wäre, daß es so kommen werde; aber das wird's nie. Dein Bruder ist einmal zu sehr für die Damen-Literatur eingenommen, als daß er es erlaubte, daß sich ein Mann einschwärzte, um so weniger, wenn dieser sich erdreistete, seine Schützlinge aufzuziehen; dazu kommt noch ein Umstand von Bedeutung. Wird er es je vergessen, daß er mich im Beisein der Schwestern und Anderer mit einer gar zarten Aufmerksamkeit behandelte, daß er mich unter vier Augen förmlich anbetete? Er vergißt das nicht, auch noch darum nicht, weil ich und seine Vernunft ihn überzeugen werde, daß es nicht gerathen sei, den Bruch vor der Welt in Scene zu setzen. Dann wird es sich ereignen, wie es oft zu ergehen pflegt, daß, wenn der Zorn den nicht treffen kann, der ihn kommen hieß, er sich auf Unschuldige wirft, — auf Dir wird sein Unwille ruhen! Er wird mich Deinem Herzen zu entfremden sich bestreben und seinen ausgeschiedenen Minister ersuchen, seine Stelle wieder zu bekleiden. — Wozu wirst Du Dich dann entschließen?"

Laura schaute ihn flehend an, ihrer zu schonen; ihr Blick barg der Liebe so viel in sich, daß August keinen Augenblick mehr über den Inhalt ihrer Antwort im Zweifel sein konnte, sein Herz erweiterte sich und schlug höher; aber wie wir es oft gewahren können, daß der Glückliche stets nach neuen Beweisen verlangt, daß die Liebe nimmer zufrieden sein will, so zeigte es sich auch hier.

„Ich weiß, wie sehr Du mir geneigt bist," fuhr er fort, „aber warum versagst Du mir es im Worte, was ich ahne? Warum sagst Du mir nicht, daß Du mich in's Leben begleitest, wenn Dein Bruder und Vater die Thür schließen zwischen Dir und mir?"

Der Pfad hatte eben die Liebenden in ein Föhrenwäldchen geführt. Laura schwieg noch immer, doch sprach die gesteigerte Röthe, die sich über ihre Wangen ausgoß, für sie.

„Nicht wahr, ich täusche mich nicht?" fragte er, „Du folgst mir, wohin ich Dich führe."

Die Jungfrau war überwältigt, sie sank an seine Brust. Das war ihre Antwort. Er verstand sie.

„Also wirklich, unsere Seelen wären unauflöslich an einander gekettet, welche Ereignisse uns auch die Zukunft bringen mag. Welches Glück wird unserer warten, wenn die Hindernisse beseitigt und des Priesters Wort keine Trennung mehr duldet! Möchten bald die Tage kommen, in denen Du Dich überzeugen wirst, daß Deine Liebe sich des Glückes nicht zu viel ausmalte."

Laura sank wieder an August's Brust, beide schwuren sich wieder, was sie sich schon oft verhießen, — unwandelbare Treue bis zur Gränzscheide des Erdenlebens.

In der Zeit, welche zwischen dem letzten Falb- und Grün-werden des Waldes liegt, hatte August eine solche Thätigkeit entwickelt, daß er als Literatin in den meisten Staaten Deutschlands mit Auszeichnung genannt wurde und sein Ruf schon jene Bedeutung erlangt, welche dem Schriftsteller seine Existenz verheißt.

Nach wenigen Wochen sollte sein Gönner das Geheimniß erfahren.

August saß daheim und war eben mit einem Briefe an die Geliebte beschäftigt, als er aus jenem stillen Frieden, den die schriftliche Unterredung mit der Braut in's Herz senkt, durch das Anmeldeklopfen eines Besuches aufgerufen wurde.

Der Redacteur trat ein! Anfangs erging es ihm wie vormals der Schwester. Doch die örtlichen Verhältnisse! und lag nicht ein Brief auf dem Tisch, dessen Ueberschrift Laura hieß! Es fuhr ein Blitz durch seine Gedanken, — dann war es wieder dunkel, es war unglaublich, so konnte man sein Vertrauen nicht mißbraucht haben! Dieser Herr konnte nicht jene Dame sein, er traute seinen eigenen Augen nicht!

August hatte sich indessen gefaßt. Er trat Laura's Bruder entgegen, bot ihm die Hand zum Gruß und sagte: „Sie sind wohl noch im Streite, ob Sie die Freundin verfehlt oder nicht; doch es ist an der Zeit, daß Sie in das Geheimniß eingeweiht werden, vor Ihnen muß fortan die Freundin als Freund erscheinen, — ich bin die, der Ihr Besuch gilt."

„Also irrte ich dennoch nicht, Sie sind Frl. Auguste," stammelte der nun völlig verwirrte Preßheld, „woher kommt es dann, daß Sie sich in die Kleider meines Geschlechtes gesteckt?"

„Sie haben mich mißverstanden, Freund; mich vor Ihnen völlig zu demaskiren, muß ich Ihnen offen bekennen, daß ich nie dem andern Geschlechte angehörte, — ich bin von Geburt an ein Mann gewesen."

„Ein Mann?—" sagte der Mann gedehnt, — „stets ein Mann," und wer diese Worte gehört hätte, die Modulation, mit der sie gesprochen wurden, der sollte gemeint haben, daß der Redacteur von einem großen Unglück befunden worden.

Er fiel vor und nach durch alle seine Himmel herunter, vielleicht noch durch mehrere, als uns Mahomed, der Seher, aufzählt; er fiel, im Falle kämpfend mit seiner Liebe; es war nur ein böser Mann gewesen! Es war in der That empörend!

Wenn bei nicht durchaus edlen Naturen die Liebe die Schwindsucht bekommt, dann ist's sicher keine andere, als die galoppirende und diese Herzenskrankheit äußert sich durchweg in sehr malitiösen Anfällen, die sich als Zorn, Wuth und Rache verkörpert zeigen.

„Wie, mein Herr! Sie konnten es wagen!" tobte der Wuthentbrannte endlich, „mich so zu hintergehen, daß ich Ihnen behülflich war, um die deutsche Leserwelt das Narrenseil zu schlingen? Sie konnten den Muth haben, mit mir einen so niederträchtigen Scherz einzufädeln? Ich werde das schrecklich zu ahnden wissen!"

„Lassen Sie sich besänftigen, Freund," bat August, der auf diesen Wuthausbruch gefaßt gewesen.

„Was? Ihr Freund!" unterbrach der Gereizte August.

Dieser wollte sprechen, er wurde unterbrochen; er wagte noch einige Versuche, die sämmtlich von den Zornanfällen des Redacteurs vereitelt wurden, endlich schwiegen beide, ersterer, sich zu sammeln und letzterem Zeit zur Ruhe zu gönnen, welche nun auch erschien, wenn man den Zustand so benennen darf, wo die Röthe des Zornes der Leichenfarbe weicht, wo das Blut in den strotzenden Stirnadern wieder flüssig wird, — Ruhe ist's doch nicht! Die Bedächtigkeit hat nur den Zorn verkleidet, im Herzen, da stürmt es noch! Hier formt sich die Wuth zu überlegten Racheplänen. August war zu Worte gekommen. Er erzählte, daß man ihn nur zurückgewiesen, weil er kein Franzose, nicht einmal ein deutsches Weib gewesen, wie er da aus Aerger dem Publikum eine eigene Arbeit als Uebersetzung aufgebunden, und — — —.

„Trug nicht dieses Buch den Namen: „Der Schleichhändler?" ward August unterbrochen.

„Das war mein Buch." antwortete er.

„Also diesem großen Betrüger stehe ich gegenüber?" brauste der Redacteur, „jenem großartigen Schurken, der Deutschland äffte, die Kritik irre leitete und mehrere Journale in's Burleske zog, mit dem — — —."

„Sprechen Sie das Wort nicht noch einmal aus, Sie werden beleidigend!" fiel ihm August in's Wort.

„Wie," nahm jener wieder die Rede hastig auf, „Sie erkühnen sich noch, mir Vorschriften über meine Ausdrucksweise zu ertheilen? Es soll anders kommen, ich werde Sie, der Sie den heil. Nationalgeist so gröblich beleidigten, vor das Forum der Oeffentlichkeit zerren, daß Sie für immerdar gerichtet sind."

„Sie werden sich mäßigen," begann darnach August wieder, „und mich als Literatin fortbauen lassen an meinem Ruf."

„Es wird meine Hauptaufgabe sein, den Ruf, den Sie durch mich empfingen, wieder zu zerstören, das schwö— — —."

„Schwören Sie nicht," unterbrach August seinen Feind, „bis ich geredet, wenn Sie einen Meineid fürchten; wenn Sie vernommen, wozu mich Ihre unsinnige Wuth zwingt, dann wird Ihnen der Gedanke zur Rache verleidet sein. Sie wollen die Binde von den Augen der Nation hinwegnehmen, das kann Ihnen nicht mißlingen; Sie wollen mir ferner meinen Ruhm, den ich meinem Streben und nicht Ihnen zu verdanken habe, in welchem Wahne Sie irrthümlicher Weise befangen sind, streitig machen, das wird fehlschlagen. Werde ich nicht Epoche machen, wenn man in mir einen so ausgezeichneten Intriguanten kennen lernt? So etwas ist in der Literatenwelt noch nicht gehört worden; das Interesse, welches sich schon an mein Auftreten knüpft, wird ein noch allgemeineres werden."

„Machen Sie mir kein Hocuspocus vor, ich kenne das und würde ohne meine Hülfstruppen

schon Ihre Vernichtung herbeiführen. Denken Sie daran, wie es Ihnen bei dem ersten Winkelzug erging! Ich enthülle den zweiten und Sie werden erliegen."

„Ich führe Ihnen aber den Beweis, daß ich siege!" antwortete August mit keckem Vertrauen, „Merken Sie auf!

Eben führte ich Ihnen an, daß ich vor wenigen Jahren eine Novelle bei sehr vielen Redactionen coursiren ließ. Sie waren der Erste, der mir die Arbeit mit dem Bemerken remittirte, daß ihr hinsichtlich der Tüchtigkeit nach allen Richtungen nichts entgegen stehe, als ein Heer von schriftstellerischen Damen, die Sie in Sold genommen. Bei andern Redacteuren machte ich dieselbe unwürdige Erfahrung. Ich sann auf Rachepläne. Da man in den Scherz mit der Pheudo-Uebersetzung nicht einging und mich fallen ließ, sann ich auf eine neue List; ich verkleidete mich zum Weibe und siehe! man erhob mich zur Tagesgöttin. Das Alles dürfen Sie dem Volke in ihren Journalen als Anklage gegen mich vorführen.

Sie schickten mir meine Arbeit zurück, weil ich das Unglück hatte, als Mann geboren zu werden, schickten eine Arbeit zurück, die Sie nach zwei Jahren mit einem unsinnigen Enthusiasmus begrüßten, als mich die Klugheit gelehrt, Ihnen weis zu machen, Sie hätten eine Glace-Handschuh-Erzählung vor sich. Reicht das noch nicht hin, Sie lächerlich zu machen, dann werde ich unmöglich meinen Zweck verfehlen, wenn ich die Schwestergesellschaft, die in Ihnen ihren Stifter erkennt und die ich durch meine Emancipations-Ideen zum Narrenbunde desorganisirte, in einem Pamphlet persiflire."

Der Angeredete zeigte sich anfangs verlegen, doch bald entgegnete er mit Besonnenheit: „Gut, Sie dürfen mich für wenige Tage eine lächerliche Figur spielen lassen. Ich nehme den Kampf an."

„Es ist besser, wir verständigen uns," wandte August ein.

„Es bleibt dabei," antwortete jener hartnäckig, „wir kämpfen."

„Nichts ändert Ihren Vorsatz?"

„Er steht fest in Ewigkeit."

„Amen!" sagte August in seinem tiefsten Tone, „dann muß ich der Welt in Zeit von drei Monaten einen Roman bieten mit dem picanten Titel: „„Wie der Mann einen Mann zum Eheweib wünscht.""

„Herr! Sie könnten?" — Die Wuth des Redacteurs war keiner Gradation mehr fähig. „Sie könnten? — Sie würden — — — so unverschämt sein," — schrie er in abgebrochenen Worten.

„Dem Publikum eine wahrhaftige Geschichte zu erzählen," vollendete August.

Da stand der Mann wie vernichtet! Das hatte er nicht erwogen, als der Rachewunsch in ihm sein Haupt erhob. Als ihn der Schreck wieder zur Rede kommen ließ, empfahl er sich mit den Worten: „Sie haben gesiegt, jeder gehe seinen Weg."

Er war fort.

6.

Schon drei Jahre war er fortgewesen. Das Jahr Sechsundvierzig hatte nur noch einige Tage abzunutzen bis zum lustigen Fasching. Es war ein recht närrischer Abend. Der Sonne hatten die Schneewolken den ganzen Tag blutwenig Zeit eingeräumt, niederzuschauen in die Gesichter, den feierlichen Ernst zu gewahren, welcher sich allenthalben geltend machte, so daß man hätte glauben sollen, Jedermann sei mit den höchsten Gedanken beschäftigt, wo man doch nur bedacht war, wie der würdige Geselle Carneval zu empfangen sei.

Es war, wie gesagt, Abend. Der Himmel hatte die Wolken zur Hand genommen und puderte die ganze Stadt so beharrlich, daß man gerne die Straßen mied. Die Miethwagen würden geräuschlos vorübergerollt sein, wenn nicht die Pferdeglöckchen, die gar hell klangen, deren Geschäftigkeit verrathen hätten.

Eben klang es wieder rührig heran, bis das Glockenspiel vor meiner Wohnung innehielt. Bald darauf klopfte es bei mir an. Ein Herr und eine Dame traten ein, mir zwei jugendfrische und freudige Gesichter zu zeigen, zu denen ich aber in meiner Erinnerung kein Conterfei aufzufinden wußte; doch bedurfte es nur einiger Fragen und Antworten, da hatte ich meinen Jugendfreund August wieder erkannt.

Wir waren viele Jahre getrennt gewesen. Ich vernahm nur sehr wenig von ihm, während er zuweilen in den letzten Jahren durch meinen Namen, — wenn der auftauchte, um bald wieder durch die hülfsbeflissene Hand eines Tapezierers hinter irgend einer Tapete zu verschwinden, — an mich erinnert wurde.

„Du hast, lieber August," redete ich unter Anderem zu ihm, „zuweilen erfahren, wie ich meine Mußestunden zubringe; von Dir wurde mir in den letzten fünf Jahren keine Nachricht zu Theil."

„Und doch habe ich Ursache," antwortete er,

„anzunehmen, daß ich Dir mehr begegnete, als Du mir, — unter einem erborgten Namen; aber ich trage Bedenken, Dich in meinen letzten Lebensabschnitt einzuweihen, er ist ereignißreich und mit zu vieler Romantik durchwebt, so daß ich fürchten müßte, Du könntest der Versuchung nicht widerstehen, mich zum Helden und meine liebe Laura zur Heldin in einer Novelle zu benutzen."

Ich bestürmte den Freund nicht lange vergebens; das Versprechen, sein Incognito nicht zu stören, machte ihn mittheilsam.

Er begann, was der Leser schon weiß. Von der letzten Scene lautet die Geschichte weiter:

„Als mein jetziger Schwager zu Hause anlangte, merkte Laura sehr bald, daß es zwischen ihm und mir einen Auftritt abgesetzt habe und seine Erzählung bestätigte ihre bange Vermuthung nur zu schnell. Da sie vorab ihre treue Liebe noch tief in ihrer Brust verschließen mußte, wiewohl der Bruder ihr Gefühl ziemlich bestimmt ahnte, hatte sie viel zu erdulden, besonders schmerzten sie jene Ausfälle im häuslichen Kreise, die mir galten und um so bitterer geriethen, als er sich nicht getraute, mich öffentlich anzugreifen; aber sie ertrug die Schmerzen, die an ihrem Herzen nagten, — die Liebe nahm zu.

Wir waren in einen Briefwechsel getreten. Wer es je erfuhr, welche unüberwindliche Festung eine Correspondenz um eine Neigung aufführt, wird es mir glauben, daß unser Verhältniß bald den Grad der äußersten Innigkeit erlangte; die Worte, die wir uns sagten, waren so innig und zart, so voller Poesie, und die Treueschwüre waren gebannt, sie verschwebten nicht in der Luft, standen zu jeder Zeit fest vor der Seele!

Ein Brief, die Worte des Abends beim einsamen Scheinen der Lampe auf die Blätter ausgegossen, gleichsam ein Hauch der Seele, enthält jene edle Sentimentalität, deren eine tiefe Liebe zu ihrer Existenz bedarf; welche Wonne ruft er wach in der Seele, welches Glück senkt er in das Herz der Geliebten! Und bei ihm ist es nicht anders! Er hat das geliebte Schreiben, das ihm der Morgen brachte, den Tag über schon oft mit seinem Blick überflogen; spät, am Abende, tief in der Nacht zieht er es wieder hervor; des Mondes Strahl vermählt sich mit dem des Lichtes auf der heiligen Urkunde, auch bei ihm wird das Gefühl weicher und hehrer und seine Schwüre sind tief empfunden, er bricht sie nie!

Dieser Zauber hielt uns fest umschlungen, auch dann noch, als der Redacteur einen meiner Briefe auffing und erbrach; die Folge davon war fürchterlich. Am dritten Tage erhielt ich einen Brief, in welchem Laura mir ansagte, daß unser Verhältniß von den Verwandten gestört sei, es sei ihr unmöglich gewesen, den Vater noch ferner zu betrügen und den Bruder zu hintergehen, sie habe sich entdeckt. Da Beide die Neigung nicht gut geheißen und sie nicht Kraft genug besitze, des Vaters Fluch dem Segen vorzuziehen, habe sie sich entschlossen, wenn auch mit schwerem Herzen, mich zu vergessen.

Welchen Schmerz mir das bereitete und welche Verachtung am andern Tage schon in meiner Brust gegen die Gefühle des andern Geschlechtes einzogen, versuche ich nicht zu schildern, — ich antwortete nicht einmal. Wie ich mich aber wunderte, als nach acht Tagen ein zweiter Brief bei mir eintraf, indem mir Laura kurz mittheilte, daß Vater und Bruder sie hart bedrängten mit dem Minister.

Natürlich nahm ich diese flüchtige Mittheilung als Ironie auf, nahm den vorigen Brief, kleidete ihn in ein Couvert und ließ ihn ablaufen, ohne auch nur ein Wort von meiner Hand beizufügen.

Drei Tage darnach schickte ich ihr ein anderes Schreiben unerbrochen zurück.

Vierzehn Tage später hatte ein Fremder einen adreßlosen Brief an mich abgegeben. Er war von Laura und hub mit einem sanften Vorwurf an, daß ich auch nur einen so unwürdigen Verdacht über ihre Treue hätte aufkommen lassen können.

Der Bruder hatte die täuschende Aehnlichkeit, welche zwischen seiner und der Schwester Handschrift herrschte, benutzt, mich zu hintergehen. Das Blatt war nicht zur Hälfte beschrieben, enthielt aber innige und überzeugende Betheuerungen ihrer Treue; den Schluß bildete die Mittheilung, daß sie von einem kleinen Unwohlsein betroffen worden. Diese Nachricht war so kurz, so unbestimmt und die Schrift so unsicher, daß ich keinen Augenblick schwankte, die Krankheit in ihrem Umfang zu ahnen.

Welche Selbstanklage mir mein Gewissen ins Herz schrieb und wie ängstlich ich weiteren Nachrichten entgegenharrte!

Sie verbrauchte noch einen ganzen Mondwechsel, ehe sie mich benachrichtigte, daß die Krankheit, welche ihr Leben aufzuzehren drohte, nun endlich jede Befürchtung überflüssig erscheinen lasse. Ob auch darnach der Minister wieder mit seiner Bewerbung erschien: sie scheiterte an der unerschütterlichen Treue meiner Laura. Sie war jetzt nicht mehr das schüchterne Mädchen, ihr Wille hatte nach der Herzenskrankheit jene Stärke erlangt, die wir häufig bei sonst sanften und stillen Jung-

frauen sich gewöhnlich rasch und entschieden entwickeln sehen, wenn man ihr Gefühl bekämpft.

Sie blieb mir drei Jahre treu, eine lange Zeit für die Liebe, wenn sie Stürme erlebt; aber sie wankte nicht, denn sie wußte, daß jetzt bald der Segen des Priesters unsere Leiden beendigen sollte. Im letzten Jahre ging ihr Vater, nachdem er sie der Vormundschaft eines harten Onkels empfohlen, heim. Da wir nun weiter Niemanden das Recht zuerkannten, zwischen uns zu treten, veranlaßte ich, sobald ihr Alter uns kein Hinderniß mehr bot, jene Schritte, die in dergleichen Fällen heilsam sind und bald, vor acht Tagen, hatten wir unsere Verbindung vollzogen trotz dem Grimme des Bruders, der vor einigen Monaten Frl. Sentimenta zur Frau Redactrice erhob."

„Welches Ende hat denn dein Damen-Emancipations-Versuch erlebt?" fragte ich. Die Schwestern hatten sich bald von der Narrheit erholt, nur Semiramis nicht. Sie trieb den Unfug noch eine Zeitlang zur Belustigung der Stadt, dann war sie eines Morgens spurlos verschwunden. Bis jetzt sind nur Gerüchte über sie in Umlauf gerathen. Zuerst soll sie in Paris, dann in London und darnach in Berlin den Salon in Aufruhrzustand versetzt haben und während dieser Zeit abwechselnd mit Literaten, Offizieren und Männern von jedem Kaliber die leichtsinnigsten Herzensgeschichten angezettelt, soll in den letzten Tagen einen steinalten Souverain ins Schlepptau genommen, sich frisch geadelt, ins Ministerium gesetzt und viel Spulium angerichtet haben."

August hatte seine Erzählung geschlossen. Er blieb während den Carnevaltagen in Köln mit seiner jungen Frau; sie waren beide zum Beneiden glücklich. Einen ihrer heitersten Augenblicke machte ich mir zu Nutzen, ihnen die Zustimmung abzugewinnen, die Geschichte ihrer Liebe in eine Erzählung eingerahmt dem Drucke übergeben zu dürfen. August entgegnete mir: „da die Erzählung, in welcher der Novellist sich selbst als Helden vorführt, häufig nicht zu seinen besseren Arbeiten zu rechnen ist, muß ich wohl darauf verzichten, mich selbst und meine liebe Frau abzuschreiben, und da ich auch die peinliche Lage eines Erzählers zu würdigen weiß, wenn er eine Geschichte in sein Herz einschließen muß, so will ich Mitleid mit Dir haben, wenn Du mir das Versprechen gibst, keinen Namen, keinen Ort und keine Thatsachen auszuplaudern, welche den Blick in mein Geheimniß auch nur entfernt anbahnen könnten."

Ich versprach's und wer von meinen Lesern g'aubt mich der Lüge zeihen zu können? Vor wenigen Monaten lud mich August zu einem Festchen ein, welches man als Nachspiel zur Hochzeit oder als ein etwas verspätetes Dessert zum Hochzeitschmaus betrachten dürfte, bei welcher Festivität man mich mit der Rolle überraschte, den Pathen bei einem Literatensprößling zu spielen.

Das Paar hatte seinen Wohnort gewechselt, Niemand in der Stadt wußte von Augusts Beschäftigung, nur der Posthalter, dessen Verschwiegenheit er zu gewinnen wußte. Einige meinten, er sei ein großer Rentner und so unrecht hatte man nicht, da er bei den Prozenten, welche ihm sein geistiges Kapital auswirft, um seine Zukunft nicht besorgt sein darf, auch dann nicht, wenn sein Geheimniß entschleiert dasteht.

Reorganisation auf der breitesten Grundlage mit Gott für König und Vaterland.

Großes Oratorium der neuerstandenen Reaction.

Die Reaction
(tritt auf, erst ganz klein, kaum sichtbar.)

Ha, des Teufels möcht man werden,
So gedrückt zu sein auf Erden,
Sehen darf man sich nicht lassen;
Selbst Gensdarmen, Polizisten,
Scheinen mich als Antichristen
Ewig fort und fort zu hassen.

Chor der gestürzten Minister.
(Aus der Ferne.)

Nicht verzage, nicht verzage!
Kömmst Du einmal erst zu Tage,
Bist geboren noch so klein —
Bald gedeihst Du wie ein Schwein,
Wenn die deutschen Eicheln reifen,
Und die Philisterwinde streifen,
Heulend Angst und frostig kalt
Durch den hohen deutschen Wald.

Reaction.
(Arie.)

Niemals, niemals werden Rosentage
Meiner Jugend Dasein lichten,
Bei des Fortschritts wildem Schlage
Muß am Ende ich verzichten
Auf die vielen schönen Dinge,
Die mir unterm Bodelschwinge
Und dem großen Metterniche,
Und in Eichhorns frommer Küche,
Und unter andern großen Herr'n,
Die gepflegt mich kindisch gern —
Einst gelächelt goldbebrämt. —
Ach ich arme schwache Kleine —
Ach ich weine, weine, weine
Hier im Stillen,
Wider Willen!

Chor der Geheimräthe.
(Flüsternd.)

Liebes Kind aus hohem Stamme,
Komm zu uns, wir sind dir Amme,
Wollen stärken Dich nach Kräften
Hörst Du nicht das leise Flüstern
In den langen dumpfen, düstern
Hallen der Beamtensitze? —
Flöten ist es, süßes Flöten,
Wie das erste Morgenröthen,
Deinem Dasein soll es klingen;
Horche, Horch! es muß gelingen,
Wenn wir treu zusammenhalten,
Du die Junge, wir die Alten.

Chor der Offiziere.

Donnerwetter schlage drein!
Dies verfluchte Bürgerpack
Will jetzt Herr im Staate sein. —
Die Kanaille schreit von Presse

Und von Konstitution —
Alles dies sind nur Excesse,
Möchten selber auf den Thron —
Doch, uns soll der Teufel holen!
Wir schlagen drein, und
Wird's auch nicht befohlen.

Reaction.
(Erhaben gerührt.)

Welche Freunde! o ich hoffe,
Hoffe, hoffe, hoffe, hoffe,
Hoffe, hoffe, hoffe, hoffe,
O, ich hoffe! —

Chor des Adels.

Hoffe, Du aus reinem Blute,
Hoffe mit dem Rittermuthe
Angestammter Adligkeit — —!
Sieh', die Zeit hat sich vergessen
Und vergriffen an Maitressen,
Und an alten Wappenschilden —
Und an alten, hohen Rechten — —
Aber sieh', es wird sich bilden
Gegenüber dieser Schlechten
Bald ein mächtiger Verein —
Sei willkommen — trete ein.

Mehrere Könige.
(Terzet.)

Bruder, hörst Du?
Was sagst Du nu?
Ich glaube — ich hoffe — ich warte —
Am Ende fällt glücklich die Karte —!

(Arie.)

O hätten wir nur nichts versprochen!
O hätten wir nur nichts versprochen!
O hätten wir nur nichts versprochen!

Die Reaction
(erhebt sich mächtig.)

Ha Getreue,
Kommt auf's Neue —
Kommt muthig an!
Wir wollen zu Angst und Grauen
Das Gestürzte wieder erbauen —
Kommt, bringt nur die Steine heran —
Wir wollen es kleistern und binden,
Wir wollen es besser begründen —
Als einst es die Alten gethan.
Mit Lügen, Betrug und mit List
Mit Orden und Geld
Vermag, wie von früher Ihr wißt,
Man viel in der Welt.

Der Preußenverein
(bläst Sturm.)

Trara! Trara! nur drauf und dran —
Ein wahrer Preuße fängt nicht an

Beim Fortschritt — Gottbewahre!
Ein wahrer Preuße denkt zurück
Und hält es für ein großes Glück,
Kömmt niemals er in's Klare.
Trara! Trara nur drauf und dran,
Ein wahrer Preuße fängt nicht an
Beim Fortschritt — Gottbewahre.

(Arie. Mit russischem Accent.)

Glücklich ist ein Sklavenleben
In idillisch schöner Ruh' —
Etwas Prügel auch darneben
Und was Dummheit auch dazu —
Beides friedlich zu genießen,
Schön vereint mit einer Stelle —
Der die Thaler sanft entfließen
Als Gehalt, wie Well' an Welle:
O wer möchte dies verkennen,
Nicht vor Landesliebe brennen.

(Recitativ.)

Brüder, die Ihr Euch verwirrtet —
Die politisch Ihr Euch irrtet —
Und die Freiheit mit dem Leben
Wollt erstreben
Hoch auf Teufels Barrikaden — —
Kehrt zurück, empfangt die Gnaden,
Und erkennet, Reu durchdrungen,
Daß Ihr dennoch — nichts errungen —!

Das Geld-Philisterthum

(aufathmend.)

Wer hätte das gedacht!
Noch in voriger Nacht
Hing der Himmel voller Communisten,
Die mit geilem Gelüsten,
Nach unsern Geldsäcken blickten,
Und die Dolche zur Theilung zückten:
Nun auf einmal, o Lust!
Fällt von der Brust
Mir ein schwerer Stein —
Denn die alte Ordnung tritt wieder ein.
O, Ordnung du, die Zinsen trägt,
Die Eines stets zum Andern legt,
Und Alles aufbewahret,
Die Hab' und Gut zum Wachsen bringt,
Das Einem das Herz im Leibe springt,
Du scheinst nicht mehr gefahret.
O Ordnung, Zinsen, Hab' und Gut
Euch grüße ich mit frohem Muth,
Und wünsche jedem, der anders denkt,
Daß man ihn an den Galgen hängt.

Reaction

(in Riesengestalt.)

Heran! Heran! Ihr groß und klein —
Die Ihr mit mir wollt halten,
Ich will fortan Eu'r Führer sein;
Der Ruf: Es bleibt beim Alten!!
Es soll zum Siege — zum Profit
Uns leiten sicher Schritt vor Schritt.

Chor der gestürzten Minister.

(Hetzend.)

Heran! Heran! Ihr groß und klein,
So schnell, wie nimmer möglich,

Werden wir erst wieder Minister sein,
So geht es Euch unsäglich —
Entweder schlecht, entweder gut,
Wie Ihr Euch jetzt aufführen thut.

Chor des Adels.

Heran, heran, Ihr Ritter all'
Mit adlich alten Leibern,
Die Ihr da lebt in Schloß und Stall,
Mit Hunden, Pferd' und Weibern;
Ihr Bastarde, so reich an Zahl,
O kommt, sonst geht es uns fatal,
Man will, uns zu beschämen
Die Adelsrechte nehmen.

Chor der Stabsoffiziere.

Ihr Fähnrichs und Ihr Lieutenants,
Ihr dürft uns nicht verlassen,
Es gilt die Ehre unf'res Stand's,
Auch Euch wird dies erfassen,
Was uns jetzt trifft,
Dereinst wie Gift —
Wir sollen Steuer bezahlen
Und künftig nicht mehr prahlen.

Der Preußenverein
(zieht heran. Chor.)

Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein,
Und stürzt darob das ganze Deutschland ein,
Was gilt es mir,
Ich trinke weißes Bier
Und will ein Preuße, alter Preuße sein,
Stürzt auch ganz Deutschland drüber ein!

Chor der Gensdarmen.

Man hat uns gerufen —
Dem Himmel sei Dank!
Um wieder an den Stufen
Des Thrones entlang
Zu wachen, zu fangen,
Literaten zu bangen,
Wo möglich mit Zangen
Und Banden und Stangen.
Wir kommen geritten
Und was wir gelitten,
Wir werden es rächen!

Dumpfer Soldatenchor
(aus der Ferne.)

Sind wir Bürger?

Sind wir Würger?
Schweidnitz, Schweidnitz, Schweidnitz!

Chor von Politikern
(aus der Ferne.)

Gibt es eine Reaction im Land'?
O, man kömmt fast vom Verstand!

Reaction
(stolz. Erscheint in Gestalt eines Drachens mit Krebsscheeren und Krebsschwanz.)

Ich fühl' es jetzt, ich werde siegen!
Die Kinder zieht man auf mit Wiegen,

Mit Singen und zuletzt mit Brei!
Man wiegte mich nur kurze Zeit,
Und zog mich groß mit all' dem Leid,
Das über's Land gebrochen;
Den Brei thut man jetzt kochen
Für mich und für des Volkes Maul,

Das Schreien uns zu stillen —
Jetzt muß ich mich enthüllen,
Jetzt bin ich groß und frech und dreist
Ein Drache, der die Zähne weist,
Jetzt will ich mich verwandeln
Und statt zu klagen, — handeln!

„Sie wären geborner Amerikaner?"

„Jes Mylady!"

„Haha, Sie glauben wohl, wir hätten Cooper nicht gelesen und wüßten nicht, daß die Eingebornen Rothhäute sind."

So etwas kommt wirklich nicht wieder!

Unerhört! ! !

Da ich von den bedeutendsten Handlungen Waaren in Commission übernommen habe, und nach dem diesjährigen abgehaltenen Markte beabsichtige Banquerott zu machen, so verkaufe ich, um aufzuräumen, sämmtliche fremde Waaren unter dem Fabrickpreise.

Als: Shawls, *à la Turky* 8½ Sgr. pr. Dutzend.
Cattun, eine Stunde Wegs lang, — zu 3 Sgr.
Seidene Strümpfe und Kleider, *resp.* Baumwolle, pr. Ballen 10 Sgr.
En gros oder Partieweise nach Maaßgabe der Abnahme von 15 Thlr. 20 Thlr. zurück.

Düsseldorf, den 1. April 184—. gez. **Strohwitsch.**

Ein junger Mann, mit den besten Zeugnissen versehen, der den Angenehmen zu spielen seit mehreren Jahren mit dem glänzendsten Erfolg betrieben hat — dabei aber sein Vermögen einbüßte — sucht ein sicheres Unterkommen.

Derselbe sieht mehr auf gesellschaftliche Spiele und gute Verköstigung, als auf eine, seinem Berufe zuwiderhandelnde Beschäftigung. Hierauf Reflectirende u. s. w.

Freie Wahl.

Der Eine. (heimlich.) Hier ist meine Börse, Sie stimmen für die Republik.

Der Mittlere. Yes!

Der Andere. (heimlich.) Nehmen Sie diesen Thaler, aber wie abgesprochen, Sie stimmen für Demokratie!

Der Mittlere. Yes! (von Einem zum Andern sich wendend,) Also Re — De — pu — mo — blik, — kra — tie. Und wir haben Alles, was wir wünschen.

Reaction.

„Ooch College?“

„Ei wuhl. Sunst zog ich mit 'r Orgel 'rum, itze ober hob ich mich uf Almosen bangsioniren lassen.“

„Camerad, **Du** sollst es bei mir fortan sehr gut haben, aber **Sie Herr** soll der Teufel holen.“

„Aber meine Herren, was bedeutet denn dieser Lärm so spät in der Nacht?“

„Entschuldigen Sie, Herr Polizei-Inspector, wir haben uns etwas verspätet, wohnen hier nebenan im dritten Stockwerk und bitten Sie gefälligst um eine Leiter, da wir die Hausschlüssel vergessen haben und unsere Wirthsleute nicht gern aufwecken mögen!“

Phasen eines Lieutenants.

„Die lange Abwesenheit Ihres Herrn Gemahls muß Ihnen doch recht lästig werden?!“

„Je nun, man muß sich nur immer zu beschäftigen wissen.“

Bescheidenes Anliegen.

„Ich wollt' den Herrn Oberförster gern bitten, wenn Ihr Eure Gartenhecke schneiden laßt, die Hasenströpf' in Acht zu nehmen, die ich gesetzt hab'."

Gesuch um eine neue Stelle.

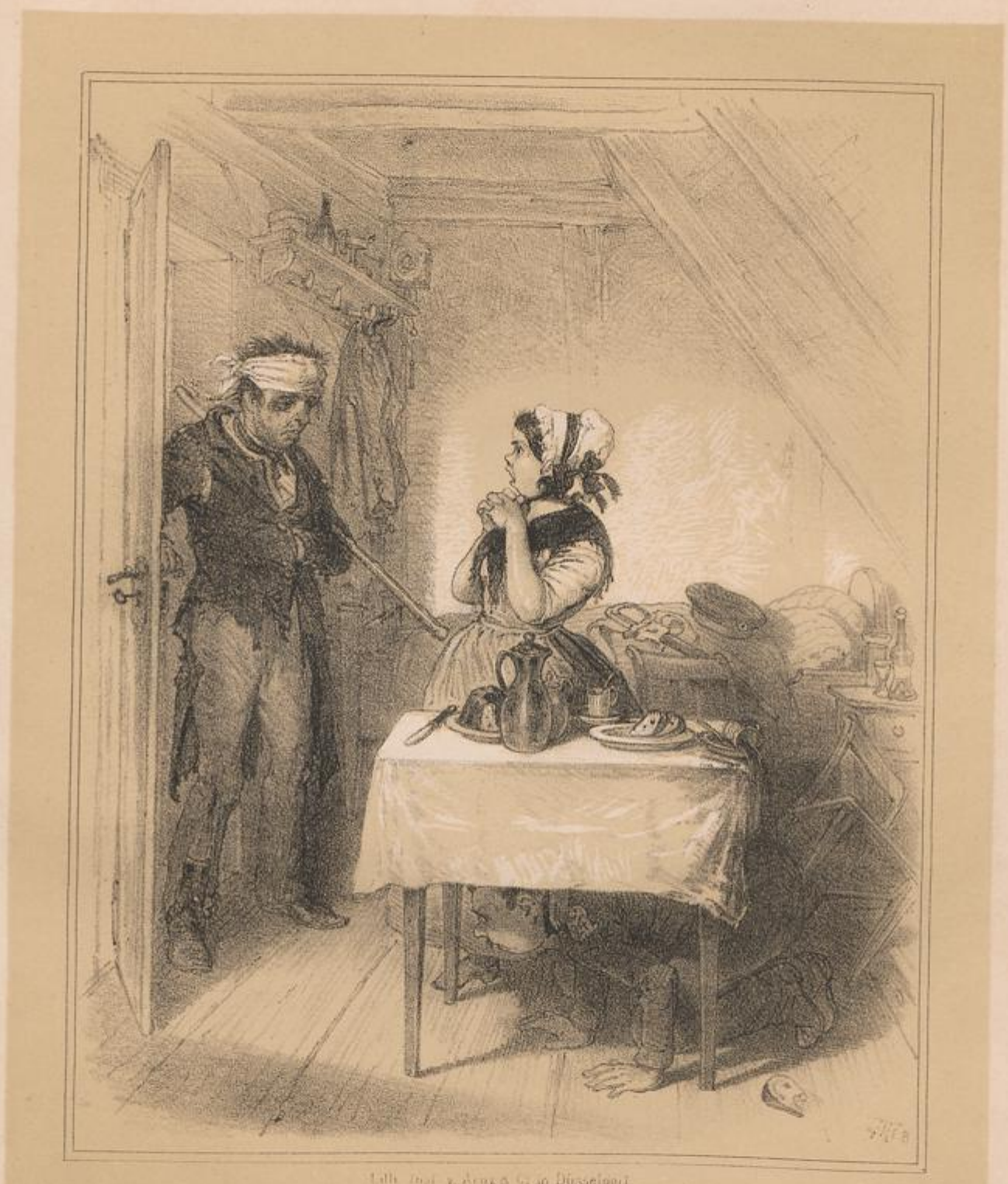
Ein Comptoirist, der wegen großer Zerstreuung, oft halbe Seiten wegzuradiren genöthigt war, und darin eine bedeutende Fertigkeit erlangt hat, sucht in diesem Fache unter angenehmen Bedingungen anderweitige Beschäftigung, da sein Prinzipal an den Wasserpocken gestorben ist.

Adresse: Andreas Cratoir.
Mühlengasse Nr. 7
in Elberfeld.

Barrikade am Louisenplatz.

Nach der Natur gezeichnet von Th. Hosemann.

Berlin vom 18. zum 19. März.



Sie Ach Herrjes, mein Mann! _ ne, ick sage doch, watt der Mensch mir vor'n Schreck injagt. Ich denke du liegst ganz ruhig in'n **Friedrichshein**.

Er Ne alleweile noch nich, ick wurde man blofs durch'n **Mifsverständnifs** en bisken länger in Spandau ufjehalten.

Lith. Jost von Arntz & Co. in Düsseldorf.

Märzbier.

Reisender. Jk was nit, lieber Fröud, dat Bier bekömmt mir ganz schlecht.

Wirth. Dann wett' ik droff, dat Sie 'ne Aristokrat seind.

Reisender. Wie so?

Wirth. Ja, sehen Sie, dat diesjahrige Märzbier hät dat an sich, dat alle Aristokraten et nit vertragen können.

Die Puppe ist ausgekrochen.

Das Lied vom Tabak.

Kommt liebe Leutchen her zu mir
Und setzt euch um den Tisch,
Und trinkt mit mir
Ein gut' Glas Bier —
Und raucht dazu Tubak.

Wenn's edle Tubakskraut nicht wär',
Ständ mancher Krämerladen leer,
Der früh und spat
Sein' Nahrung hat
Von allerlei Tubak.

Ein tragbar Ding ist der Tubak,
Trägt's mancher große Herr im Sack;
Stahl, Stein und Schwamm
Sind immer beisamm'
Beim edeln Rauchtubak.

Aus ird'ner Pfeife raucht Minheer,
Der wohlgenährte Hollendér
Raucht Variland
Aus der ersten Hand
Und Portrico = Tubak.

Zwei Handwerksburschen auf Reisen sein
Und haben nur der Pfeifen ein,
So rauchen sie
Per Compagnie
Aus einer Peif Tubak.

Dem Kutscher fehlt das Mittelstück,
Er steckt in'n Wassersack 's Elastik
Und ziehet keck
Durch Schmeer und Dreck
Tölikaten Rauchtubak.

Der Bub' zum Rauchen noch nicht reif,
Stiehlt seinem Vater Tubak und Pfeif'
Und freut sich sehr
Hinter der Stadtmauér
Auf eine Pfeif' Tubak.

Der Soldat, der einsam auf der Wacht
Hat an sein fernes Lieb gedacht. —
Der arme Gesell
Zum Trost stopft schnell
Sich eine Pfeif' Tubak.

Die Marketenterin in den Krieg thut ziehn
Wohl hinter den Zaldaten hin;
Ihr Kind sie säugt

Und dabei räucht
Sie eine Pfeif' Tubak.

Der treue und fleißige Nachtarbeiter
Raucht sein Päckchen A B-Reuter;
Wie hielt auch das
Die arme Nas'
Aus, ohne Rauchtubak!

Der Maler malt er noch so fein,
Läßt er doch nicht das Rauchen sein.

Hat er kein Geld
Pumpt ihm Herr Feld
Den nöthigen Rauchtubak.

Der Student kann eh'r ohne Latein
Als ohne lange Pfeife sein;
Kanon und Flauß
Sieht nobel aus
Bei einer Pfeif' Tubak.

Der Matros, den Sturm überstanden kaum,
Raucht aus der Pfeif' von Meeresschaum —
Auf dem Verdeck
Des Herrn der Beck —
Eine gute Pfeif' Tubak.

Der Invalid' auf einem Bein
Läßt dennoch nicht das Rauchen sein,
Er spritzt mit Kraft

Durch die Zähn' den Saft
Vom edeln Rauchtubak.

Der bärtige Türk, der meint er sei's,
Er schlägt die Bein wohl kreuzesweis,
Hat Zeitvertreiber
Und viele Weiber
Und raucht auch noch Tubak.

Am wenigsten raucht der Franzos
Er raucht ein klein Zigärrchen blos!

Er hat ganz recht,
Es wird ihm schlecht
Bei einer Pfeif' Tubak.

Der Chines' auf seinem kuriosen Sitz,
Der raucht aus einer Bernsteinspitz
Trinkt Thee, raucht O-
Pium und so
Von feinem Kröltubak.

Der Postillon nicht schlafen kann,
So zündet er 'ne Pfeife an;
Und mit Effekt
Ins Maul er steckt
Eine simple Pfeif' Tubak.

Doch wer im Rauchen ist hocherfahren,
Der rauchet nur Habannazigaren,
Er hat vom Tubak
Doppelt Geschmack,
Er raucht und kaut Tubak.

Sie sollen ihn nicht haben, nein!
Den freien deutschen Rhein.
Ueber kurz oder lang
Treibt sie der Gestank
Von einer Pfeif' Tubak.

Gespräch mehrerer Hauptwähler. Anno 1858.

A. So hatte das Sonntagsblatt des freien Sibiriens doch Recht. In China ist die Republik erklärt und in Pecking eine provisorische Regierung eingesetzt.

B. Wohin wenden wir nun unsere Wirksamkeit, nachdem alle Könige weggejagt sind?

A. Dumme Frage! Jetzt gilt es den lieben Gott abzusetzen.

B. Dazu müßten wir erst Emissäre nach den andern Gestirnen des Universums schicken.

A. Warum nicht! Eben so wohl wie man zu einer Seereise süßes Trinkwasser mitnimmt, so wohl kann man dem Luftballon einen Privatschlauch voll irdischer Lebensluft anhängen.

B. Der Congreß müßte auf dem Saturn zusammentreffen; der Ring desselben gäbe passendere Deputirtenplätze ab, als die Paulskirche.

A. Es ist aber nicht wohl thunlich, daß alle Himmelskörper vertreten sind, besonders bei direkten Wahlen.

B. Der Mond wird mediatisirt, und der Republik Erde einverleibt, das versteht sich.

A. Wen aber machen wir vorläufig zum Präsidenten der provisorischen Weltregierung?

B. Nur keinen Freigeist du lendemain!

A. Dann kann es nur **Georg Herwegh** sein, denn der hat „**mit einem Gott gegrollt**," als dieser noch die Macht in Händen hatte.

B. Wenn sich nur keine Vendée von Pfaffen und alten Weibern für den lieben Gott erhebt.

A. Dafür sind wir Wühler. Jetzt gilt es — wühlen — wühlen! —

A. Seg' es Klos, die Servilen, wat sind dat für Lück.

K. Dat sind Kerls, die sehr viel hebben wullen, und meist sehr viel krägen.

A. Und wat sind denn die Liberalen?

K. Die wullen lieber Alles hebben.

A. Nu hat mer noch eene Sort?

K. Du meenst de Rattenkalen. Jost, wenn die, Gott bewahre, kummen sullen, denn trecke se us det Himt vum Liewe.

Der ächte Patriot.

Aufruf an alle edle deutsche Frauen. „Opfert Eure Kleinodien dem Vaterlande.“

„Sieh liebe Frau, hier steht es gedruckt. — Du weißt, ein braver Bürgergardist thut was er kann. Sei edel! Folge auch Du willig diesem Aufruf. Gib mir Deinen Trauring, damit ich ihn versilbern kann. Morgen haben wir Felddienst-Uebung und der Staub will abgespült sein. Trage auch Du Dein Scherflein bei, damit das große Werk — —“

„Zum Nichtsthun Dir gelingen möge. Heute kanonentoll und morgen kanonenvoll! Arbeite!“

„Laß mich die „volle“ Freiheit ganz genießen! Gieb mir den Ring! mir dürstet längst nach einer großen —“

„Flasche Rum.“

Heiraths-Gesuch.

Ein Wittwer in den besten Jahren, der gewohnt ist, sich täglich ein Räuschchen zu trinken, sucht eine Lebensgefährtin, die mit ihm sympathisirt.

Auf Runzeln und Sommersprossen wird weniger gesehen, als auf ein Kapitälchen von wenigstens 12,000 Thaler, da derselbe einen vortrefflichen Weinkeller anzulegen gesonnen ist, und sein Geschäft zu erweitern sucht.

Neben untersetzter Statur und blühendem Aeußeren verbindet derselbe Anstand mit Würde.

Hierauf Reflectirende wollen sich unter portofreien Briefen unter den Buchstaben X. v. Z. bei der Expedition dieses Blattes melden.

Unnöthige Vorsorge.

„Bürgergardisten! der Felddienst muß geübt werden und deßhalb wollen wir es versuchen, Geilenkirchen „im Sturm“ einzunehmen. Sorgt dafür, daß ihr Alle beim Anmarsch gehörig „im Tritt“ seid, wodurch Euch die Sache bedeutend erleichtert wird!“

„Seien Sie deßhalb unbekümmert, Herr Hauptmann, die Meisten sind jetzt schon gehörig angetrunken.“

Unterstützungs - Gesuch.

Ein Candidat der Theologie sucht, da er unbemittelt ist, seit längerer Zeit Geld, um seine Nothdurft befriedigen zu können.

Am liebsten sind ihm Zusendungen der Art in Gold, da jede andere Münzsorte das Tragen erschwert, und derselbe nur einen Rock besitzt, worin nur eine Tasche löcherfrei ist. Einsendungen bittet derselbe mit der Aufschrift zu machen

Matth. 26, 5 bis 9.

„Das, meine Gnädigste, sind Löwen, die Könige der Thiere!“
„Majestätische Geschöpfe, aber mein Gott, was riechen die?“
„Ja sehen Sie, das ist erst seit Kurzem, daß die einen so übeln Geruch haben!“

„Kerl, Er sieht ja so konfus aus, als wenn er eben aus der National-versammlung käme, und solchen Schafskopf soll man noch Sie nennen!“

Verschiedene Freiheitsansichten.

Die Freiheit ist das höchste Gut
Die fremde Freiheit achtet,
Und nicht in wildem Uebermuth
Sich selbst nur frei betrachtet.

Die Freiheit, gleich der Bibel, hat
Mit Willkühr man gedeutet,
Und oft zum eignen Vortheil nur
Mit Phrasen ausgebeutet.

Das schimpft jedoch die Freiheit nicht,
Das schimpft nur die Gesellen,
Die sich mit heuchelndem Gesicht
Wie Freiheitsmänner stellen.

Die gnädige Frau.

Ach die verfluchte Freiheit ist
Ein gar gefährlich üpp'ger Mist,
Drauf wächst in vollem Fett und Glanz
So manche ekelhafte Pflanz';

Zum Beispiel, das Gesinde läßt
Sich nicht mehr schinden und placken,
Und beugt, wenn man den Marsch ihm bläst,
Nicht mehr wie sonst den Nacken.
Lisette, die im vor'gen Jahr
Die jungen Fähnrichs lockte,
Ist Demokratin jetzt fürwahr
Und eine recht verstockte;
Louis' ist noch ein toll'res Stück,
Sie liebt die rothe Republik,
Und singt, den Bratspieß in der Hand,
Das Lied vom deutschen Vaterland.
Ich hätte sie entfernt schon lang,
Wär' ich für jetzt nicht etwas bang.

Die Nonne.

„Die Republik! Die Republik!"
Schallt es an's Kloster hier zurück,
Was mag dies wohl bedeuten?
Von Freiheit singt das Volk in Chören,
Was wird die Freiheit mir gewähren?
Verändert sind die Zeiten.
Ich weiß nicht, ob ich recht empfinde,
Ist es was Gutes oder Sünde,
Mich faßt ein Drang,
Als hätt' ich schon zu lang
In diesen Mauern hier gesessen,
Und des Lebens höchstes Gut:
Freiheitbewußter Daseinsmuth
In Sclaverei vergessen.
Ob wohl sich Alles ändern wird?
Ob wohl das Herz, das einsam irrt,
Den Freund soll finden
In der Freiheit Reich?
O Freiheit, Freiheit und ihr Sünden
Spielt meiner Hoffnung keinen Steich.

Der Philosoph.

So wären denn die Ketten all' gebrochen,
Wie ich vor Zeiten ahnungsvoll gedacht;
Was ich in Büchern weisheitsvoll gesprochen,
Es drang erleuchtend durch die finst're Nacht.
Die Freiheit ist in's Leben eingedrungen,
Von Freiheit singen klein' und große Zungen —
Freiheit im Handeln, Denken, Glauben;
Ich darf nach kühnstem Wunsch den Atheismus schrauben

Zu nie erstieg'ner Höh'!
Ich darf des Unsinns See —
Das Weltmeer von verrückten Theorien
Als Silberschwan mit Furchen kühn durchziehen;
In's tiefste Nichts hinein,
In die ew'ge Leere,
Fliegt der geworfene Gedankenstein,
Und weil er nirgends fällt,
Erkenn' ich, daß Chimäre
Das ganze Dasein und die Welt. — — —
Ich habe Freiheit, dies zu denken und zu schreiben,
Jetzt soll auch nichts mehr unergründet bleiben.

Der Erdarbeiter.

Nun Gott sei Dank!
Jetzt werd' ich bald erlöst;
Bald fahren wir nicht mehr dem Graben entlang,
Die Füße und die Beine schier entblößt.
Die Freiheit ist jetzt angebrochen
Und jene Sclaverei wird nun gerochen.
Der Bürgermeister und der Landrath können
Den Schiebkarren nehmen und die Lust sich gönnen,
Einmal zu quälen sich, wie wir gemußt,

Indessen wir uns werfen in die Brust,
Und auf dem Rathhaus zählen dann das Geld,
Und geh'n spazieren durch die schöne Welt,
Die Hände ganz behaglich in den Taschen;
Und setzen Abends uns bei vollen Flaschen,
Verzehren Braten, Krametsvögel, Kuchen!
Das wird ein Leben sein,
In Lust und Wein —
So muß es kommen — darauf will ich fluchen.

Der Teufel.

Von Freiheit schreit die ganze Welt,
Den Teufel nur hält man gefangen
Mit den verfluchten Aristokratenzangen
Von Tugend und Moral;
Ich soll allein mich in der Knechtschaft Qual
Zufrieden fühlen,
Und wie ein Kind am Gängelband
Mit Kleinigkeiten, mit unschuld'gem Tand
Hinter'm Zaune der Gebote spielen.
Gebote! — — Ha, welch' dummes Zeug —
Die Freiheit geht auf Erden um —
Und ich — ich gebe meinen Schwanz darum! —
Würden ausgerottet Kirchen, Schulen,
Daß ich nach Herzenslust
Mit jeder Menschenbrust
Könnt' sündigen und buhlen.

Der Wucherer.

Den alten Kram, ich konnt ihn nimmer leiden,
Wozu das ew'ge Unterdrücken und Entscheiden?
Was soll man mit Gesetzen,
Die nur die Freiheit uns verletzen,

Gesetze, die verbieten,
Daß einer mir Gefälligkeiten darf vergüten,
So hoch er will, wenn ich sie ihm erweise
Zu einem vorbedung'nen Preise?
Man wußte in der That
Uns in dem alten Staat
Mit polizeilichem Bedingen
Allmählig ganz um das zu bringen,
Was wir erworben uns mit Fleiß.
Das hat jetzt aufgehört
Und jeder darf bald ungestört —
So hoff' ich — Zinsen nehmen,
So hoch er kann,
Ohne sich zu schämen,
Oder gar zu bangen
Man könnte ihn, den freien Mann,
Dafür gerichtlich noch belangen.

Der Diener.

Keine Ruh' bei Tag und Nacht,
Nichts was mir Vergnügen macht,
Schmale Kost und wenig Geld
Hol' der Teufel, wem's gefällt.
Stiefel putzen, Kleider klopfen,
Alte Strümpfe eilig stopfen,
Laufen, rennen, wie verrückt,
Und dabei, wenn was mißglückt,
Angeschnauzt und angefahren,
Und zu guter Letzt beim Kragen
Noch zur Thür hinaus spedirt:
Das muß sich jetzt Alles ändern
Seit mit schwarz-roth-goldnen Bändern
Jedermann sich ausgeschmückt
Und die Freiheit uns beglückt;
Ich will selbst den Herren machen
Will nicht länger Diener sein.
Nein, nein, nein,
Will nicht länger Diener sein.

Die Prinzessin.

Jetzt also werd' ich wählen können,
Wen ich will,
Und Niemand hat das Recht, mir zu mißgönnen

Wenn ich still
Mein Herz dem Manne weihe
In ew'ger Treue,
Den ich liebe
Mit heißem Triebe.
Bis dahin mußten wir uns schon bequemen,
Den abgelebten Fürstensohn zu nehmen,
Den man aus diesen oder jenen Gründen
Für uns mocht' passend finden,
Obgleich wir selber ihn nicht kannten,
Noch weniger für ihn entbrannten.
O, Volk! wenn das die Freiheit ist,
Die du den Thronen aufgedrungen,
So sei von mir zum Gruße sie geküßt,
Denn meine Fessel wär' denn auch zersprungen. —
Ich liebe Max, den freundlichen Husaren,
Und möchte mich mit ihm bald paaren.

Der Soldat.

Meine Pfeife in dem Munde
Geh' ich aus zu jeder Stunde
Ganz wie ich will;
Sonst mußte man erst fragen,
Wollte man drei Schritt sich wagen,
Oder war man etwas knüll,
Hieß es: „Vierundzwanzig Stunden
Wird der Lümmel angebunden."

Heute nimmt man zärtlich unsre Hand,
Nennt uns „Freundchen“ und „scharmant“
Wenn wir durch die Straßen brüllen,
Und mit Schreck und Angst erfüllen
Das verdammte Bürgerpack,
Das uns lauter Schabernack
Mit der Freiheit denkt zu bringen,
Wenn die Republik sie singen.
Unser Lieutenant sagt deswegen:
„Kinder, glaubt nicht diesen Flegeln,
Sonst soll Euch der Teufel holen,
Schlagt nur drunter, und wir kegeln,
Wie der General befohlen
Heut bei Käse und bei Bier,
Liebe Jungens, kommt mit mir!“
Und die Pfeife in dem Munde,
Mit dem Lieutenant in dem Bunde
Lassen wir die Freiheit leben,
Die der König uns gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

„Diese — diese Beinkleider sind wohl jetzt Mode?“

— Ja! —

„Aber zu feinen Leuten geht man damit nicht?“

— Nein! —

— Sie wünschen eine umfassendere Volksbewaffnung! — Curios! Wir haben ja die Menge Militair. —

Der boarische Hieasl und sei' Bua.

(Altbaierische Mundart.)

A mol is' enk*) a Förschta g'wen,
Der hat scho' lang studirt,
Wiea er den Hieasl fanga kunnt,
Daß iahm die Praemi' wird.

Denn weil der Hieasl gar so keck
Der Obrigkeit hat 'trutzt,
Und weil koa' Stroafa auf den Kerl,
Und alles G'schreib nix g'nutzt,

So haben's a' großes Praemium
Ausg'setzt mit Schrift und Mund,
Für den, der wo den Galgenstrick
Lebendi' fanga kunnt'.

*) enk, euch.

Der Förschta' no' hat hin und her
D'rauf nach'denkt Tag und Nacht,
Und hat enk auf des Sakel Geld
Ganz fest scho' Rechnung g'macht. —

Wo er, im Denka ganz vertieaft,
Wiea er des Geld anwendt,
Im Wald pirscht, is' er auf sechs Schritt
An Hieasl ani g'rennt.

A Zema*) und a par Maß Wei'
Die hab'n dem prächti' g'schmeckt
Denn unter'm großen Dachbaum**) hat
Si' der sei' Tisch'l' deckt. —

Dem Förschta is's jetzt g'spassi' wor'n,
Kaum hat er frag'n kunnt,
(Vor lauta' Schrecka) wiea der Wei'
Jahm und der Zema' mundt'?

Der Hieasl ladt 'n höfli' drauf
Zum Niedersitz'n ei';
Der Zema' sagt er, war sunst guat,
Nur sollt er weacha***) sei.

Der Förschta drauf zum Hieasl sagt;
Er danket' iahm gar schö'
Er war jetzund sei' Arrestant
Und sollt glei' mit iahm geh'.

Der Hieasl aber hat ganz keck
Drauf g'antwort't und staat†) g'lacht,
Daß über'n brav'n Wildschütz ja
Stets drüber oana wacht;

Drum faller's iahm gar nimma' ei',
Daß er mit iahm wollt' geh',
So lang der über iahna' lebt,
Und iahn beschützt so schö'.

Des G'scheidest' war's, er ganget furt
So g'schwind er no' grad ka',
Bevor von Ob'n net a Blitz
Auf iahn sunst fahret' ra'.

Und wiea der Förschta jetzo grad
Von Ohng'fähr aufwarts sicht,
So schaugt a Kugelstutz'n*) ra,
S' Loch just auf iahn herg'richt't.

Vom Dachbaum aber ruaft der Bua:
Herr Förschta, geng's' z' Haus!
Sunst blos i' iahna, g'schicht's net glei'
'As Lebensliecht'l aus!

Zwanzig Schritt' kunnt' jetzt der Förschta scho'
Vom Baam weg g'loffa sei',
Da ruaft da Hieasl: Bua paß auf,
Mir fallt was G'spaßig's ei'!

Schiaß' zua und nimm di' sakrisch z'samm'
Lupf' iahm sein grüana Huat,
Daß er a Kumpliment uns macht,
Und iahms nix weita' thuat!

Da hat 'm Buab'n sei' Stutz'n kracht;
Des hat den Hieasl g'freut,
Und's Förschta Hüat'l is' vom Kopf
Na g'flog'n mächti' weit.

*) Zema, Ziemer, Rückenstück vom Wild.
**) Dachbaum, Eichbaum.
***) weacha, weicher, zarter.
†) staat, still.

*) Kugelstutz'n, Kugelbüchse.

Als d'rauf muad, wiea a' g'hetzt's Stuk Wild,
Z' Haus is der Förschta g'langt,
Sagt er: den Hieasl glaab' i kaam
Daß so bald oana fangt!

Zum nähern Verständniß der Illustrationen sei es gesagt: Der unter dem Namen der baierische Hiesel bekannte und verwegene Wildfrevler trug gewöhnlich die Kleidung eines höhern Forst- oder Jagd-Beamten oder Adligen, als welchen er sich auch meistens gerirte. Viele sehr originelle Anekdoten sind von ihm im Schwange.

Unter seiner Bande, die mehrere Hunderte betrug, und den Wildfrevel en gros trieb, befand sich ein ausgezeichneter Schütze, ein Hochländer, in gleichem Alter mit Hiesel und dessen Busenfreund; diesem wurde vom Volke der Name Bua (dem Hies'l sein Bube) beigegeben.

Als der Hiesel seine Laufbahn endigte, und nach verzweifelter Gegenwehr in einem Hause bei Lochhausen im Augsburgischen von einer Militairmacht aufgehoben und gefangen genommen wurde, traf den Buben gleiches Schicksal, er wurde jedoch pardonnirt und erscheint später als Regimentstambour, (wenn ich nicht irre in einem französischen Regimente) während sein Freund und Chef in Donauwörth durch's Rad hingerichtet wurde.

E. Frhlch.

Die Auferstehung oder Reactions-Frühling im Herbste des Jahres 1848.

— Bismillah! A jed's Land hat sei Plag'! — Wir ham d' Heuschrecken, die Preußen ham d' rothen Piepvögel! —

„Ew. Gnaden da läuft ein' Hase!"

„Wahrhaftig, trotz dem Jagdgesetz von 1848?"

„Thut mir unendlich leid, aber unabweisliche, dringende Vorlagen zur Abhülfe der eben grassirenden Hungerpest....."
„Bitte ergebenst, Herr Minister, zu deren raschen und durchgreifenden Lösung fühle ich entschiedene Kraft energisch mitzuwirken."

— Daß einem Niemand auf sein ehrliches Gesicht etwas pumpen will! —

„Ich habe Euch ja etwas gegeben.“
„„Verzeihen Se, gnäd'ger Herr, das war für's Spielen, ich bettl' aber auch nebenbei.““

Deutschland unter einem Hut.

Im Frühling war's lenzlich,
Jetzt herbstlich ist's gänzlich,
Die Hoffnung war hehre —
Wenn's lenzlich noch wäre!

Was kein Sterblicher geseh'n
Acht-und-vierzig ist's gescheh'n:
Deutschland wird auf einmal wach,
Macht's dem fränk'schen Nachbar nach.

Michel macht ein groß Geschrei,
Schleppt schnell Sabul, Flinte bei,
Macht ein gräulich bös' Gesicht,
Aber meint's so grausam nicht.

Droht den mächtig großen Herr'n,
Hat sie aber doch wohl gern;
Will nur haben, daß sie sich
Schön vertragen, brüderlich;

Daß sie recht einmüthig leben
Und er selbst submiß darneben,
Daß ihn All' mit einem Sinn
Führen an der Nase hin.

Schwitzend Michel hat gerungen;
Leider ist's ihm schlecht gelungen,
Denn der große Eintrachtshut
Manchen recht geniren thut.

Michel meint: das werd' sich geben,
Müß' auch er mit Görgen leben;
Freilich hat er nicht bedacht,
Daß er nicht zum Herrn gemacht.

Principes ganz and'rer Meinung
Seufzen ob der Zeiterscheinung,
Heben, thränend, ihre Hände,
Daß sich ein remède fände.

Was man wünscht, das muß sich schicken
Was man wagt, kann ja auch glücken:
Ist auch zum Berathen nah'
Slava und St. Loyola.

Und so wagt's ein rex zu gucken
Aus den Krempen, die ihn drucken
Hört den Michel schnarchen jetzt:
Ei, wie hat ihn das ergötzt.

Nach dem Kopf zieht er die Beine,
Springt schnell über Stock und Steine,
Macht heim, hinter'm Ofen sitzt er,
Nach der großen Angst, wie schwitzt er!

Dies Exempel, nur kaum bemerkt,
Hat der Andern Muth gestärkt,
Mählig leert der Hutkopf sich.
Michel lieb ermuntert sich.

Aha! jetzo riecht er Lunte
Reibt das Aug' mit off'nem Munde,
Schüttelt seinen dicken Kopf,
Zupft die Nas' und zieht den Zopf.

Zopf und Nas' sind wohl vorhanden
Doch Messieurs nicht, wohl verstanden!
Diese schreckenvolle Wahrheit
Wird ihm jetzt zur vollen Klarheit.

„Früher langsamst fortgeschritten,
Neuerlichs par force geritten,"
Klagt er: „bin ich wieder wo
Ich sonst saß, auf dem —."

Wehmuth übermannt ihn sehre,
Weinend denkt er an die Lehre:
Wer verpaßt die rechte Zeit
Ist blamirt in Ewigkeit.

Oktober 1848. F. Schröder.

— Er geht mir durch! —

Lith. Inst. v. Arns & Cº in Düsseldorf.

Mutter. St! Still Kinder, der Vater möchte gern Minister werden! Er ist noch der einzige übriggebliebene Deputirte, der lesen und schreiben kann und nicht Minister gewesen ist.

Kinder. Ja Mutter, dann wollen wir ihm im Voraus schon eine Katzenmusik bringen, dann meint er, er wär es schon.

Die Cölsche Fonke im Jahr 1848.

Lith. Inst. v. Arnz & Cº in Düsseldorf.

On als et Gott en gav,
Dat Keiner todt en blav,
Do heelten sich die Cölschen Fonken recht brav!!!

Beschreibung eines Belagerungszustandes.

Es war im verhängnißvollen Jahr 1848, in dem Jahr, in welchem das Volk wild wurde und dazu recht hatte und doch nur Unrecht bekam — da erwachten die Bewohner einer an und für sich guten Stadt, die aber zu viele Demokraten hatte, durch Trompetenstöße geweckt, aus dem süßen Schlaf. Was war vorgefallen? wollten die Demokraten plündern? hatte man den Regierungspräsidenten oder den Commandirenden General etwa aufhängen wollen, weil sie zu abhängig waren?

Dies war nicht der Fall, vielmehr hatten die beiden oben ehrfurchtsvoll genannten Behörden im Interesse der alten guten Ordnung und zur Vermeidung der Anarchie, die nur von Civilpersonen ausgehen kann, den Belagerungszustand erklärt. Die Trompeter ritten von hohen, sehr schön aussehenden Offizieren begleitet vor die Stadtthore und durch die Stadt und verlasen folgendes Aktenstück:

„Wir, der General Faselhanski, verordnen hiermit den gutgesinnten Einwohnern dieser Stadt zur Beruhigung der Gemüther den Belagerungszustand aus eigner Machtvollkommenheit und unter Assistenz des Herrn Präsidenten Pfannkuchen und thun Euch zu wissen:

1. Rippenstöße und Püffe werden von heute ab von den Soldaten nach Gutdünken ausgetheilt.
2. Die gesetzlichen Behörden bleiben in Kraft; wir thun aber, was wir wollen.
3. Alle politischen Vereine sind verboten, wovon nur das stehende Heer ausgenommen ist.
4. Versammlungen von mehr als fünf Personen sind untersagt, es sei denn, daß ein Familienvater mehr als drei Kinder und dabei seine Frau am Leben hätte.
5. Die Bürgerwehr ist entwaffnet und soll mit unserm Willen nicht wieder reorganisirt werden.
6. Diese Hallunken haben ihre Gewehre an mich abzuliefern.
7. Wer sich dem widersetzt, wird von den Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten so lange maltraitirt, bis er von der Anarchie abläßt.
8. Es würde mir leid thun, wenn ich einige viertheilen, hängen, köpfen oder erschießen lassen müßte, weil dies gegen den Communismus ist, dem ich mit Gott für König und Vaterland zugethan bin.

Gegeben in meiner Kaserne.

Faselhanski,
Euer General.“

Diese Proklamation machte einen ungeheuern Eindruck. Am selbigen Morgen sah man den ganzen hohen und gemeinen Adel des Städtchens in Begleitnng der gnädigen Frauen und gnädigen Kinder auf den Promenaden, um nach langer Zeit einmal wieder Athem zu schöpfen. Es war gerade, als hätte der heil. Nikolaus in der Stadt Bescheerung gehalten und alle Puppen, Männchen und Soldaten aus den Schachteln ausgepackt und aufgestellt. Welch ein herrlicher Anblick! Die andern Leute gingen herum, sahen sich das Spielzeug an und verwunderten sich. Da waren Husaren und Uhlanen zu Pferde, Trompeter, Tamboure und Fußgänger, und alle konnten sich bewegen, wie die Männchen in einer Spieluhr. Aus den Fenstern

sahen die Frauen und Mädchen, mit niedlichen Nachthauben angethan, und einige alte Philister, pensionirte Beamten und Bedientenseelen jubelten, daß es einem ganz weich um's Herz wurde.

Ein alter Esel von Geheimrath reichte seine Schnapsflasche, die er sonst selbst zu leeren pflegte, aus dem Fenster den Soldaten zur Stärkung, denn man wußte, daß sie einigermaßen bange waren. Andere Gutgesinnte vertheilten Butterbrode und Pfefferkuchen und umarmten ihre Erretter, wie im Jahre dreizehn die Russen, die man nachher ebenso verwünschte und verfluchte. Die Straßenjungen allein fühlten sich betroffen und niedergeschlagen. Sie merkten, daß sie ihre Meister gefunden hatten.

Da dachte alle Welt, die Bürgerwehr des Städtchens würde nun zu den Waffen greifen. Selbst der General dachte dies und schnitt ein bedenkliches Gesicht, drehte in einer Anwandlung von großer Courage seinen Backenbart, stampfte mit seinen kleinen Beinchen, denn obgleich er ein großer Held gewesen sein soll, war er doch gleich Prinz Eugen ein kleiner Mensch — und sprach: „Laßt nur die verdammten Demokraten kommen, ich fresse sie, wie die Heuschrecken einst Egypten fraßen."

Aber die Demokraten kamen nicht, und die Bürgerwehr kam auch nicht. Warum nicht? Weil sie wußten, daß sie auf diese Weise den General am meisten ärgerten.

Da stand nun der General mit seinen Puppen und seinen Kanonen, ließ die Soldaten bivouakiren und auf und ab marschieren, ritt auch wohl selbst mal durch die Straßen, hielt sich für den großen Alba, und war doch nur der kleine Faselhanski. Aber die Verlegenheit wuchs mit jeder Viertelstunde. Niemand wollte etwas anfangen. Die Leute gingen umher, besahen sich die Mäntel und Pickelhauben der Soldaten und sagten — nichts, denn zu nichts kann man nichts sagen. Da auf einmal riß ein betrunkener Kerl ein von der Weisheit des Generals herrührendes Plakat ab. „Gütiger Himmel!" rief der alte Herr, „wie dank' ich dir!" Sofort fielen zwei bis dreihundert Menschen über den gräßlichen Bösewicht her, schimpften, stießen, schlugen und zerrten ihn und transportirten ihn endlich

unter einer Bedeckung von zwei Kanonen, einer Compagnie Infanterie und einer Schwadron Kavallerie in die Kaserne.

Das ganze militärische Institut kam in den größten Aufruhr. Die Lieutenants und die Fähnrichs liefen hin und her, als wäre der jüngste Tag angebrochen; die Majors und Obristen bliesen in die Backen, als sollte in jenem Augenblick die Schlacht von Waterloo noch einmal entschieden werden. Aus allen Fenstern der Kaserne guckten Soldatenköpfe mit verblüfftem Ausdruck. Man sah ihnen an, daß sie so subordinirt waren, daß sie über diesen Vorfall keine eigenen Gedanken zu haben wagten. Zu welchen Betrachtungen könnte eine so außer geistige Thätigkeit gesetzte Menschenanhäufung Veranlassung geben! doch davon ein andermal.

„Was sollen wir thun?" frug der kleine General. „Sollen wir den verbrecherischen Hallunken sofort erschießen lassen?" Er mochte bei sich an Robert Blum gedacht und den großen Windischgrätz beneidet haben.

„Das ginge wohl, aber es geht nicht!" bemerkte ein witziger und gutmüthiger Oberst und setzte hinzu: „Ich denke, es wäre genug, wir setzten ihn sechs Wochen bei Wasser und Brod."

Als sich der erste Zorn etwas gekühlt und man in Erwägung gezogen hatte, daß die Sachen doch noch so und so in der Welt ständen, beschloß man den gewöhnlichen Weg beizubehalten.

Man holte einen Auditeur und nahm ein Protokoll auf. Indessen bewies sich der Mann in solchem Grade unzurechnungsfähig, daß der General folgende herzerschütternde Anrede an ihn richtete:

„Er scheint gar nicht zu wissen wo er ist! Er steht vor Sr. Excellenz dem berühmten General Faselhanski und soll für seine Schandthaten gezüchtigt werden.“ (Der Betrunkene rülpste.) „Was, er Schweinhund, will noch antworten, will sich noch auf Gründe in einem Belagerungszustande einlassen? Weiß er nicht, daß Belagerungszustand Kriegszustand ist, und im Kriege geht es drunter und drüber! Hör' er Mensch, ich bin zwar ein Communist, aber sollte er sich noch einmal eines solchen Verbrechens schuldig machen, so kriegt er eine Kugel an den Kopf! Man untersuche ihn vorab, ob er bewaffnet ist.“

Dieser gräßliche Empörer hatte wirklich ein Messer in der Tasche, an welchem die Klinge abgebrochen war. Dieses Mordinstrument wurde ihm sofort genommen und er einstweilen auf 24 Stunden in Arrest gebracht.

An diesem Tage keimten die Lorbeeren des Generals wie der junge Salat im Frühjahr. Stolzer als je gingen die Lieutenants und Fähnrichs durch die Straßen und dachten an Heinrich Heine und an die Austern und die Pflastersteine und an den Champagner und die Gossen, und die ältern von ihnen dachten an Avencement und Orden und einige daran, es bald zu einer glücklichen Pensionirung zu bringen. Böse Welt! Diese guten Jungen kannst du so verkennen, kannst sie eitle, naseweise, hohle Zierbengel nennen, denen meistens jedes tiefere Gefühl, jede wahrhaft begründete Gesinnung abgeht! O es ist traurig, so verkannt zu werden, o es ist traurig, mit so großen Ansprüchen so wenig Erfolg zu verbinden.

Traurig ging auch der General nach Bett. Seine Seele lechzte nach Thaten. „Thaten!“ rief er, „Thaten!“ und wälzte sich unruhig in den Kissen.

Am andern Morgen hatte die Bürgerwehr ihre Waffen noch immer nicht abgeliefert. Hin und wieder nur sah man einen einzelnen Menschen, dem sein Gewehr längst mehr Angst verursacht hatte, als er sich anmerken lassen durfte, schüchtern mit demselben durch die Straßen zum kleinen General schleichen.

„Mensch!“ schnauzte dieser solche reumüthige Kreaturen an, „ist sein Gewehr noch geladen?“

Zitternd betheuerte so ein armer Schelm, daß er für sein Theil nie Pulver und Blei besessen habe, daß es ihm ganz recht wäre, wenn das Pulver nie erfunden worden wäre, und daß er nichts sehnlicher wünsche, als dies Mordinstrument los zu werden.

Bei solchen Scenen kamen dem General öfter die Thränen in die Augen. „Er ist eine gute Haut!“ pflegte er auszurufen, „wenn unser König doch viele solcher Unterthanen hätte!“

Doch das übrige Volk war so moralisch verderbt, daß es die Waffen nicht bringen wollte.

„Herr Adjudant!“ rief nun der General, „holen Sie mir schnell einige Unteroffiziere her. Unteroffiziere sind die Grundsteine eines guten Militairstaates!“

Der Adjudant flog davon, die Unteroffiziere kamen und es ward ihnen der Befehl ertheilt, einen Wagen mit vier Pferden in Bereitschaft zu halten. Alsdann wurde aufgesessen und aufmarschiert, kommandirt und avancirt mit den großen Kanonen an der Spitze. So zog man von Haus zu Haus, sperrte gleichzeitig die Straßen ab und ein Trompeter blies und ein Unteroffizier rief: „Ihr die ihr mühselig und beladen seid mit königlichen Gewehren, kommt her zu mir!“

Aber die verstockten Sünder hörten nicht die Stimme des Erlösers oder, wenn sie dieselbe hörten, folgten sie ihr doch nicht, sondern antworteten: „Holt Euch die Schießprügel selbst, wenn Ihr sie haben wollt.“

Da mußten sich denn die guten, armen, geplagten Soldaten bequemen selbst nachzusehen, die Treppen zu ersteigen und sich mitunter bis auf den Söller, oder bis in den Keller zu verfügen.

Das war eine abgeschmackte Geschichte. Nichts war natürlicher, als daß den braven Leuten die Geduld riß, die bei ihnen doch nur eine immer wieder geflickte, sehr abgetragene und verbrauchte Hose war. Kurz sie wurden grob. Grob sein ist der Soldaten erste Pflicht, d. h. grob gegen den lumpigen Bürger zu sein. Vom Unteroffizier an bis zum General hindurch muß ferner der Krieger

gegen diejenigen grob sein, denen er zu befehlen das Recht hat.

Wenn nun dem kleinen General rapportirt wurde: „Auf der Straße N. N. sind die Herren Offiziere und Soldaten ausgezeichnet grob gewesen," so rieb er sich die Hände und bemerkte: „Es sind doch treue Kerle, sollen auch durch meinen Gruß auf der nächsten Parade ausgezeichnet werden."

So weit schien diese Sache der Gewehrkollecte einen freundlicheu Fortgang zu haben. Niemand wehrte sich. Die verfluchten Demokraten vertrauten mehr dem Geiste der Ueberzeugung und der Gewalt der Ideenmacht als den Gewehren, von denen sie unter den Belagerungsumständen nur einen halben Gebrauch machen zu können glaubten. Allein da trat ein dienstthuendes Frauenzimmer, die sich sonst nur um den Kehricht zu bekümmern pflegte, zu unserm kleinen General mit der Meldung, sie wisse ein großes Munitions- und Gewehr-Depot, welches sie ihm verrathen wolle.

„Verrathen, liebe Freundin, verrathen! da hat sie ganz recht!" rief der General und hätte fast ihre bleichen, etwas abgelebten Kasernenwangen geküßt, wenn ihm nicht das Bewußtsein seiner hohen Stellung eingefallen wäre. Und der gute General neigte sein ungewöhnlich langes Ohr ihrer Rede.

„Auf dem Corpsbureau, Excellenz, auf dem Corpsbureau der Bürgergarde sollen sich zehn Tonnen Pulver, zweihundert Gewehre, und viele Millionen Zündhütchen befinden!"

„Diese Bösewichte, diese Vaterlandsverräther!" donnerte der General Faselhanski. „He, Herr Lieutenant von Siehtnicht und Herr Lieutenant von Armenbach! He! hören Sie nicht, meine Herren; welche Teufelei man eben jetzt gegen uns vor hat, während Sie da draußen ruhig auf und ab spazieren und ihre Taille messen!"

Die beiden Lieutenants fuhren tieferschüttert gegen einander, „Excellenz!" rief der Eine, „Excellenz!" rief der Andere, stürzten hinein und erkundigten sich mit blutgieriger Miene, wo der Feind Position genommen, den sie sofort aufzufressen sich verschwören wollten.

Der General theilte nun Instruction aus. Drei Compagnien mußten ausrücken; alle hatten scharf geladen und der General selbst folgte — nicht ohne kommunistisches Herzklopfen — in einiger Entfernung.

Endlich kam man an das berüchtigte Corpsbureau der Bürgergarde. „Nur nicht bange!" rief der General ermunternd nach. Und siehe da, die Thür des Bureaus war fest verschlossen! Ein böses Zeichen, obgleich es noch früh am Morgen war. „Man hole den Schlüssel!" sagte der Lieutenant von Armenbach mit derjenigen Ruhe, welche großen Männern in kritischen Augenblicken eigen zu sein pflegt. Der Schlüssel war nicht gleich aufzufinden — die Scheuerfrau sollte ihn mitgenommen haben. So hieß es. Ein gefährliches Vorzeichen; „Dahinter steckt etwas!" rief der Lieutenant von Armenbach. „Dahinter steckt etwas!" schrieen sämmtliche Helden. Aufgemuntert durch diese Uebereinstimmung in den Ansichten, kommandirte der edle von Armenbach zum Angriff. „Aexte! Aexte her!" und mit einigen kühnen Schlägen wurde die Thür geöffnet, in welche man mit jubelndem Siegesgeschrei — wenn auch nicht ganz ohne Besorgniß — eindrang.

Aber siehe da! ihr guten Götter, welche Täuschung! War dies ein Munitionsdepot? Drei und eine halbe Patrone der ganze Vorrath und einige leere Hülsen und Tonnen; auch fand

man sieben, ich sage sieben gefährliche Gewehre. Was war zu machen? Augenscheinlich war hier mit gutem Gewissen nicht viel zu nehmen, und doch sollte à tout prixe etwas genommen werden. Die Verlegenheit war groß, aber große Geister bewähren sich in großen Verlegenheiten.

„Wir sollten hier weiter nichts Gefährliches vorfinden?" frug der von Siehtnicht und ließ sein blödes Auge wie eine scheue Maus nach jedem Winkel laufen; „Wir sollten so abziehen müssen? Nein, das thut kein angehender Feldherr!" rief er und stürzte sich auf einen Papierkorb, der mit unnützen Abschnitteln angefüllt war. „Hier, hier diese geheime Correspondenz, die eine allegorische Anspielung auf die Nichtigkeit der Bureaukratie enthält — man belege sie mit Beschlag, man bringe sie sofort zu Sr. Excellenz dem Herrn General — sofort!"

Dies geschah; es geschah mit der erhabensten Seelenaufwallung, der ein Lieutenant dieser Sorte fähig ist. Noch an demselben Tage berief der General einen Kriegsrath und kein Schnitzelchen Papier entging der sorgfältigsten Prüfung. Nachdem man diese Stücke einzeln nicht zu enträthseln vermochte, wurde der Versuch gemacht, sie als ein verbundenes Ganze zu Zeugen des schwärzesten Verrathes zu machen. Man holte den Hofbuchbinder und beorderte ihn mittels Kleister den organischen Zusammenhang des Verbrechens herzustellen. Der Mann klebte fünf volle Stunden lang unter Aufsicht und Leitung des Kriegsrathes. Endlich entrollte sich vor den Augen dieser hochweisen Männer eine Karte der seltensten Art. Jetzt aber standen recht eigentlich die Ochsen am Berge. Was man im Einzelnen nicht entziffern konnte, vermochte verbunden den Verstand der Verständigen zum Wahnsinn zu bringen.

„Sonderbar," sagte der General Faselhanski: „ein Verbrechen steht hier außer allem Zweifel, aber es fragt sich worin, worin besteht es?"

„Außer Zweifel!" meinten auch die andern Herren Offiziere, konnten aber weiter keine Aufklärung geben, weßhalb beschlossen wurde, das Corpus delicti nach der Hauptstadt zu schicken, wo bekanntlich von jeher viel darauf gehalten wurde, Dummheiten auf homöopathische Weise zu kuriren. Einstweilen nahm man jedoch die Arrestation eines Literaten vor, dessen Adresse sich unter den Papierschnitzeln gefunden.

Dies wirkte und die Stadt wäre ganz ruhig und friedlich gewesen, wenn nicht die Soldaten brüllend und singend in trunkenem Zustande die Straßen abpatrouillirt hätten, wovon jedoch der gute Bürger nicht im geringsten genirt wurde, weil die Soldaten Weisung hatten, nur diejenigen zu maltraitiren, welche Spuren der Demokratie, z. B. ein goldenes Bändchen, oder schwarz-roth-goldne Kokarden an der Mütze trügen.

Glücklicher Zustand! wie lange mußte man dich entbehren, du, der du dem brutalen Beamten, dem platten Geldmanne, dem stumpfen egoistischen Spießbürger eine hinlängliche Sicherheit gewährst, um nach Herzenslust über die Märzrevolution, über das Volk, über die Freiheit, über die ewigen Menschenrechte, und über den Wahnsinn der politischen Begeisterung in hohlen Ausdrücken zu schimpfen; der du Feigen das Maul öffnest und den Dummen den Glauben an die eigne Weisheit garantirst! Wie ein goldener Morgen breitetest du deine Fittige

über die Gefilde — d. h. wie ein Theatermorgen, der durch die Nachtlampen des Maschinisten auf dem Wege der Täuschung hervorgebracht wird.

Dies Bild des Morgens erinnert mich an die Abende des Belagerungszustandes.

An solchen Abenden war es still auf den Straßen, aber laut und vergnügt in vielen Häusern, in denen es vor dem Belagerungszustande still zu sein pflegte. Da klangen aus den offenen Fenstern, deren Gardinen sich seit sieben Monaten nicht gehoben hatten, die süßen Töne des Klaviers und der Guitarre und die hochnäsigen, halbverschrumpften Fräuleins des Hauses sangen: „Wenn mir dein Auge strahlet!“ während die Herren Offiziere unten die Patrouillen revidirten. Aus andern Fenstern reckten noch bis spät nach Mitternacht verschimmelte Männchen die Köpfe, um sich des Genusses der Bajonettensicherheit recht andauernd und vollständig zu erfreuen. Wieder andere Fenster sah man mit Blumen geschmückt, zwischen denen das lang vermißte Hauswappen gleich einem Heiligenbildchen aufgestellt war; endlich hatten Einige sogar in den ersten Tagen eine freundliche Illumination losgelassen. O, menschliches Herz, wie süß ist es, deinen Regungen und deinen Verirrungen zu lauschen — besonders den politischen. Es wird einem dabei so nachdenklich zu Muthe!

Kommen wir nun wieder auf den Morgen.

Eines Morgens fand man beim Frühstück folgende wohlgemeinte Bekanntmachung des Generals Faselhanski in den Zeitungen, die ihn als einen einsichtigen Gesetzgeber bekundete.

Wir General Faselhanski verordnen hiermit als unumschränkter Herr der im Aufruhr begriffenen Stadt:

Mittel gegen Anarchie.

1. Die Soldaten haben das Recht in jedes Haus einzudringen, von dem sie glauben, oder von dem ihnen irgend Jemand sagt, man hätte aus demselben einen Stein auf sie werfen wollen oder können.
2. Die Soldaten sind befehligt, die Betten solcher Häuser beliebig umzuwühlen und mit den Bajonetten zu durchbohren, falls sie Niemand im Bette vorfinden sollten.
3. Sollten dagegen sich in solchen Betten Men-

schen befinden, so sind diese sofort zu arretiren und — nöthigenfalls im Hemde — uns vorzuführen.

Dieses haben wir Kraft unserer Machtvollkommenheit der Bajonette in einer Anwandlung von kommunistischer Aufgeregtheit beschlossen.

Euer General

Faselhanski."

Am Abend desselben Tages waren sämmtliche Straßen stark von Militair besetzt, das auf irgend eine Veranlassung zu der erlaubten Execution wartete. Wirklich sammelte sich alsbald eine nicht kleine Zahl von Straßenbuben und bildeten den natürlichen Schwanz dieses aus vielen Soldaten zusammengesetzten Affen. Man schrie, pfiff und trieb allerlei Unfug, wie denn die liebe Jugend ein ganz besonderes Talent zeigt, die „öffentlichen" Lächerlichkeiten aufzuspüren und zu verhöhnen.

„Herr Soldat!" rief der Eine, „do hät ene met enem Steen geworfen!" „Dat es nit wohr!" schrie der Andere, „et wor ene fule Appel!" Dann machten alle zusammen ein solennes Buhhh! und drängten sich gegenseitig auf den bis an die Zähne bewaffneten Feind.

„Gewehr zur Attaque rechts!" kommandirte der Lieutenant, und alle stoben wie Blätter vor dem Wind auseinander.

Nichts desto weniger mußte die Straße mit Sturm genommen werden. Mit einem unbeschreiblichen Heldengefühl und einer Todesverachtung, wie sie nur bei solchen Gelegenheiten vorkommen kann, wurde, bald mit halb rechts, bald mit halb links durchmarschirt. Wo sich irgendwo ein einzelner Mensch nicht schnell genug geflüchtet, oder sich vielleicht in der Eile der Flucht an eine geschlossene Thür gedrängt, da erhielt derselbe von jedem vorbeimarschirenden Soldaten einige Rippenstöße als schlagender Beweis, daß die Soldateska nichts mit dem sogenannten Volke zu schaffen haben wolle.

„Gewehr über!" kommandirte derselbe Offizier als die Straße wiederum frei schien.

Kaum jedoch war die Gefahr minder groß, als auch sämmtliche Buben von nah und fern sich wieder rottirten und ihr früheres Spiel begannen.

Was mag es gewesen sein, das das junge Volk zu dieser Ausgelassenheit verleitete? Was anders, als die Empfindung, den Gegner in einer lächerlichen Positur zu erblicken; was anders, als die Wirkung eines, besonders der Straßenjugend angebornen Instinctes, sofort den wahren oder falschen Ernst solcher öffentlichen Demonstrationen herauszuwittern und sie durch einen leichtfertigen Witz in ihren Wirkungen zu lähmen.

Unser Lieutenant fühlte dies wohl, aber was half dies? Er wurde offenbar beleidigt, er wurde gereizt, ohne reizend zu sein. Mit ihm wurden alle Unteroffiziere gereizt. Auf den Gesichtern malte sich ein ächter deutscher Ingrimm, eine Wuth zum Dreinschlagen, die aber auch wieder etwas lächerliches an sich hatte.

Als nun gerade über diese Wuth von einigen todesverachtenden Schlingeln chikanirt wurde, gerieth der Lieutenant vollends außer sich. Er fühlte in sich die Verpflichtung, in seiner Person den ganzen Militairstand, ja die ganze Regierung und die sogenannte Krone beleidigt zu sehen. Er war mithin in hohem Grade gereizt und gerieth über diese Betrachtung in den höchsten Grad aller Reizungen.

Welche Gewissenlosigkeit dazu gehört, einen Lieutenant zu reizen, weiß nur derjenige, der solchen Helden schon einmal fluchen gehört oder ihn in aufgeregter Stimmung in den Armen einer Geliebten gesehen. Ein Lieutenant in dem Arm einer Geliebten ist das hinreißendste und zugleich abschreckendste Schauspiel, das einem gewöhnlichen Menschen nur zu Theil werden kann. Ich habe es nur einmal in meinem Leben gesehen, aber — — — man wird mich verstehen. Der fuchsbärtige Engel mit der forçirten Taille geberdete sich wie ein in einer Uniform eingeschnürter Apollo von Belvedere. Ja, er schlug die Zither — oder besser, er spielte die Guitarrre, als wäre er Jupiter selber gewesen, und sang dazu das Göthe'sche Lied von „Hangen und bangen in schwebender Pein," so daß ich niemals wieder eine größere Pein dabei empfunden. Dazwischen küßte er als Intermezzo die Geliebte unter den zärtlichsten Ausdrücken, als da sind: „Du liebe blonde Kanaille, du herzige blonde Stute — sag' einmal mein charmantes Luderchen — hast Du

mir auch von ganzer Seele liebe?" — Nach solchen Anreden pflegte er mit beiden Händen seinen rothen Bart auseinander zu legen, so daß die dicken Lippen frei wurden, um einen so recht abgeschmackten Kasernenkuß der zärtlich sich ihm Anschmiegenden zu appliciren.

Als ich dies sah, nahm ich mir vor, nie in meinem Leben einen Lieutenant zu Liebe oder Haß zu reizen. Die Straßenbuben aber hatten sich dies nicht vorgenommen, und so kam es zuletzt zu dem, was der kluge General am Morgen vorhergesehen. Plötzlich schrie man: „Ein Stein! ein Stein! Dort aus dem Hause kam er!"

Der Lieutenant war ein pünktlicher Mann im Dienst. Nicht so bald hatte er den Ruf vernommen, und das bezeichnete Haus wurde erstürmt. Die Thüre schlug man ein, drang durch den Hausgang in die Schlafstuben der Bewohner, welche als überaus ruhige Leute bereits zu Bette gegangen waren. „Was!" schrie der Lieutenant, denn die Compagnie folgte, „das Volk will sich noch wehren, will noch widerspenstig sein! Man führe das Gesindel sofort zum General Excellenz!"

Da wollte nun das Unglück, daß in diesem Hause, einsam und allein, drei alte Weiber wohnten, die ein entsetzliches Zeter und Mord anhuben. Die Folge davon war, daß zehn Minuten in der Runde alle alte Weiber nachschrieen, wie wenn ein Hund um Mittermacht die Nachbarhunde durch Gebell weckt. Wen sollten solche Ungesetzlichkeiten nicht in Wuth bringen? In welchen Zorn also der Lieutenant gerieth, läßt sich leicht absehen. Genug, die drei alten Weiber mußten, so wie sie aus den Betten gesprungen, mit zum General. Rechts und links marschirten schußfertige Soldaten und hinterher zog schwerfällig eine Kanone. — Alles hatte sich indessen bis auf die drei Malefikanten geflüchtet.

Der General war eben im Begriff in der Kaserne einen Häring mit diversen Kartoffeln als Bivouak-Brod einzunehmen. Gleich Attila ließ er sein Bedürfniß unbefriedigt und schritt zum Verhör.

„Wer von Euch dreien hat mit dem Stein geworfen?"

Die Erste: Der Saukerl hat mich aus dem Bett gerissen —

Die Zweite: Mich hat er auch herausgerissen, als hätte er mich entführen wollen.

Die Dritte: Mich hat er nicht nur aus dem Bette gerissen, als ich gerade im ersten Schlaf war, sondern der Schweinhund hat mir auch die Mütze abgezogen, und mir den Brotschrank umgeworfen, den ich Abends an's Bett zu stellen pflege, weil die eine Bettseite nicht recht nagelfest ist.

Die Erste abermals: Wenn Sie der Herr General sind, so verschaffen Sie mir meinen Unterrock — sonst soll Sie — — —

Die Zweite: Ja und meine Pantoffel, sonst soll Sie —

Die Dritte: Meinen Sie denn, es wäre erlaubt, ehrbare Frauen so um ihren guten Ruf zu bringen, daß man sie mit Gewalt in die Kasernen schleppt, da soll Sie ja —

Der General war sichtbar betroffen. Er rückte mit seinem Stuhl drei Schritte in den Hintergrund, erhob sich und sagte mit schnarrender Stimme:

„Eine offenbare Verschwörung gegen meine Person und mein Leben. Man führe dies gefährliche Gesindel sofort in den Untersuchungs Arrest. Wo soll dies — um Gotteswillen! — hin, wenn ein General in der Kaserne vor den eignen Gefangenen nicht mehr sicher ist."

Das Uebrige läßt sich schon denken. Bei so bewandten gefährlichen Umständen mußte mit schonungsloser Strenge verfahren werden, obgleich die drei schwer kompromittirten Personen heulend und weinend ihre Unschuld und Gott weiß! was Alles betheuerten.

Aehnliche Vorfälle fanden an diesem Abend in mehreren Stadtvierteln statt. Zum Troste der gutgesinnten Bürger bekam demnach die gesetzliche Ordnung und Sicherheit endlich wieder die Oberhand. Freilich war der kleine General am andern Morgen genöthigt, die Gefangenen wegen mangelnden Beweises wieder frei zu geben. Dennoch verfehlte seine Energie nicht ihre Wirkung. Bald war die Stadt ruhig wie ein Kirchhof. Vor dem Belagerungszustande kehrten Abends die Leute munter singend aus den Wirthshäusern nach Hause; Dies hatte aufgehört. Niemand fühlte sich mehr sicher

und vermied deßhalb Jeder die Straße und das Ausgehen. Davon waren nur Wenige ausgenommen, diejenigen nämlich, welche durch die Güte des Generals, der auf diese Weise den Staat vom Untergang rettete, eine Reactions-Karte zur Legitimation erhalten hatten.

Der Belagerungszustand wehrte noch vier Wochen und Niemand wußte eigentlich weßhalb. Frug Einer den kleinen General, so pflegte er zu sagen: „die Hauptaufgabe des Staatsmanns ist, dem Exceß vorzubeugen, oder die Ausführung von Excessen selbst zu übernehmen!“

Daß solche Sätze nicht für jeden gewöhnlichen dummen Menschen verständlich sind, ist einleuchtend. Eine schwierigere Aufgabe als die Verhängung des Belagerungszustandes war jedoch die Aufhebung desselben. Nöthigenfalls kann man, sobald man eine hinlängliche Anzahl von Soldaten zusammen hat, auch ohne alle Veranlassung einen solchen Zustand einführen, aber ohne Veranlassung ihn wieder aufheben, das geht schon deßwegen nicht so leicht, weil die grausige Befürchtung nahe liegt, der Lächerlichkeit die Krone aufzusetzen. Wenn irgend Jemand für diese Empfindung Zartgefühl besaß, so war es Excellenz Faselhanski. „Weßhalb“ frug er sich mit der bekannten Logik, „soll ich diesen Zustand aufheben? Welche Gründe liegen vor? Gründe!“ seufzte er, „Gründe, mich 1. meiner einmal errungenen Macht zu begeben, 2. die Stadt wieder den Ungesetzlichkeiten des Pöbels zu überlassen, während ich diese selbst ausüben kann; 3. meinen Soldaten die Beschäftigung zu nehmen, 4. dem lumpigen Bürgerpack nachzugeben; 5. nicht mehr die erste Stelle in der Sammtgemeinde zu bekleiden? Gründe liegen keine vor. Aber ich könnte einmal Gnade für Recht ergehen lassen, ich könnte mein Herz einmal wieder kommunistischen Anwandelungen öffnen — ich könnte endlich noch einen Act der höchsten Machtvollkommenheit ausüben, ich könnte: verzeihen. — So sei es denn! Langsam will ich verzeihen. Alle Tage soll ein Mann weniger auf Posten ziehen und alle Tage eine Patrouille mehr zu Hause bleiben. So thue ich etwas und auch nichts.“

So geschah es denn. Nach Verlauf von einigen Wochen stand nur noch ein einziger Mann an

einem einzigen Stadtthor, um den Belagerungszustand zu vertreten. Auch dieser eine Mann verschwand in einer dunkelen Nacht und am Morgen las man folgendes Publikandum:

„Wir haben heute den Belagerungszustand einstweilen eingezogen; sollte es uns jedoch einfallen, ihn wieder zu verhängen, so werden wir keinen Menschen darum fragen.

Faselhanski,
Euer General.“

Verschiedene Freiheitsansichten.

(Schluß statt Fortsetzung.)

Der Ehemann.

Seit achtzehn Jahren hab' ich nun ein Weib,
Und niemals kam es in die Sinne mir
Zu suchen andern Zeitvertreib;
Zu Hause sorgt' ich für die Stubenzier,
Befestigte die Bilder an den Wänden,
Schlug da und dort 'nen Nagel ein,
Und wenn es mußte sein,
Dreht ich sogar die Kaffeemühle,
Und zapfte ab den Wein in dunkler Kühle
Des Kellers; mit den Kindern war ich strenge
Und gab Ermahnungen die Menge;
Nun aber seit den Märzestagen
Bin ich komplet wie umgeschlagen,
Der Freiheit Trieb, er spuckt in allen meinen Gliedern,
Die jungen Mädchen mit den vollen Miedern
Kann ich nicht gehen lassen,
Ich möchte zärtlich sie erfassen
Bald bei der Hand, bald um die Hüfte,
Und mich in wildem Wirbeltanz,
Als unvermählter Firlefanz,
Mit ihnen durch die weiten Lüfte
In Freiheit und in Liebe schwingen!
Die Freiheit ist von allen Dingen,
Die Menschen hoch zu schätzen haben,
Die lieblichste der schönen Gaben.

Die Ehefrau.

Recht so, recht so! so muß es kommen,
Uns hatte man jedwedes Recht genommen,
Zu unterdrücken suchte man uns aller Orte,
Wir blieben kaum noch Herr vom Worte,
Als wären wir nicht Menschen wie die Männer;
Ach Gott, die Hose thut es nicht allein,
Auch unter Frauen, zart und fein,
Gibt es Kenner,
Die Kopf und Mund am rechten Fleck,
Die, wo es nöthig, frei und keck
Die Dinge bei den Namen rufen,

Und wenn es gilt, bis an die Stufen
Des Thrones steigen,
Und den Monarchen zeigen
Wo noch des Reiches Stuben auszufegen.
Wir fühlen auch der Freiheit Segen,
Obgleich wir in die Wochen kommen,
Und als die unermüdlich Frommen
Die Kirchen täglich oft besuchen;
Auch wir, wir können, wenn es sein muß, fluchen,
Und Lieder von der Freiheit singen,
Und um den Baum mit rother Mütze springen.
Was denkt das Mannsvolk doch?
Sie sperren uns wahrhaftig in das Loch,
Als wären wir nur gut zum Kochen, Braten;
Ging manches Weib nicht unter die Soldaten
Und zeigte Löwenmuth?
Und führt nicht manche ganz so gut
Wie's Mannsvolk die Feder?
Und sind wir öfter nicht so zäh wie Leder,
Wo es heißt: hier gib nicht nach?
Und haben wir nicht auch die Sprach'
In der Gewalt?
Und muß nicht Jung und Alt
Am End' sich unsern Launen fügen?
Und wir allein, sollen uns noch schmiegen
In Sclaverei,
Gleich einem Küchlein in dem Ei
Eingeschlossen in dem Ehstand leben,
Indeß die Männer sich der Welt ergeben,
Der Freiheit, Liebe, Lust, dem Wein?
Das soll nicht sein,
Dies Gottesgnädige Regieren —
Wir wollen uns, da mag es kommen, wie es will —
Und früher stehe meine Zung' nicht still —
So wahr ich Lisbeth heiß, emancipiren.

Der Schneider.

Im Februar, da herrschte noch die Mode
Als unumschränkter König;
Jetzt nach der neueren Methode
Bekümmert man sich darum wenig.
Wozu die Schranken
Dem Kleider schaffenden Gedanken?
Ist Mode nicht Censur,
Und folgt vernichtend jeder Spur,
Der freien Schneiderseele?

Ist Mode nicht das leichte Weib,
Die Großen nur zum Zeitvertreib
Sich putzt und ziert und ausstaffirt?
Wie war man damals nicht genirt,
Man mußte sich Journale halten,
Aengstlich kopiren alle Falten,
Und jeden Knopf und jeden Kragen
Von dem Papier erst übertragen.
Wie anders jetzt; mit mächtiger Scheere
Zerschnitt die Freiheit, jene hehre,
Auch diese Kette,
Und um die Wette
Entsteigen jetzt dem Geiste Rock und Hosen,
Wie niemals sie die göttlichen Franzosen
Erfunden; in jedem Kragen
Thront jetzt ein freies Selbstgefühl,
In jeder Falte, sozusagen,
Treibt Phantasie ihr loses Spiel,
An jedem Schooße hängen liebliche Gedanken;
Ob klein, ob groß —
Der Rockesschooß,
Wie lang er ist, ob rund, ob aus — und eingebogen —
Man fühlt sofort: jetzt ist er frei erwogen!
O Mensch, der du im Freiheitskleide,
Aus freier Schneiderseel' entsprossen,
Einher da wandelst in so schöner Freude
Durch Gärten, durch die Straßen über Gossen,
Wie bist du dreimal herrlich anzusehen,
Wenn aus den Falten weht ein freier Geist,
Der beweist,
Daß im März es nicht umsonst geschehen,
Daß die Barrikaden man umsonst nicht baute
Und dem Tod ins blutige Antlitz schaute.

Der Literat.

Blut! Blut! nicht Dinte —!
Ha diese alte schwarze Finte,
Womit die Kabinette ihre Schlachten schlugen,
Ich will sie verfluchen.
Blut muß ich haben, damit zu schreiben,
Sonst wird es ungelesen bleiben,
Und schrieb ich wie Jehovah selber;
Denn unter uns: es giebt noch viele Kälber
In dieser Welt,
Die, wenn man sie am Lebensmarkt aufstellt,
Dumm blöken in die Welt hinein,

Als müßte Alles, wie es ist,
Auch nun für lange fertig sein,
Indeß das dumme Volk vergißt,
Daß nur durch dieses ewige Stürzen
Des Daseins altes Einerlei
Ein'germaßen sich läßt würzen.
Wie muß ich solche Narren verspotten,
Die nicht gebraten nicht gesotten,
Nicht Vogel sind und auch nicht Fisch. —
Die Freiheit sei entweder frisch
Wie der klare Morgen, rein
Wie ein Engel aus Marmorstein,
Oder blutig wie des Nordlichts Strahlen,
Angethan mit Feuersandalen,
Und das Haupt mit Blitzen gelockt,
Daß Einem beim Anblick der Athem stockt —
Die macht mir Freude, die weckt mir Lust,
Das ist die Göttin meiner Brust,
Der möcht ich aus blutgefülltem Schädel
Ein Vivat bringen, als wär sie mein Mädel.
Mein Mädel? wahrhaftig, da fällt mir was ein,
Heut wollt' ich ja noch beim Liebchen sein,
Ein Stündchen verplaudern,
Ein Stündchen verzaudern — —
Weg Politik!
Du störst jetzt mein Glück,
Du bist ja nur Phrase
Für meine Zeitungs Frau Base;
Doch mein Liebchen fein
Ist Fleisch und Bein,
Bei der, da muß ich natürlich sein.

Der Schulknabe.

Der Vater zu Haus beständig spricht,
Es wäre gekommen der Freiheit Licht,
Und alle Menschen jung und alt
Sie würden nun glücklich bald.
Man sollte glauben nach den Worten süß,
Wir kämen jetzt ins Paradies,
Wo man mit Mandeln, Pflaumen, Apfelsinen,
Uns würde nach jeder Schulstund' bedienen.
Ich dachte schon, an einem frühen Morgen
Hätten wir gar kein Pensum zu besorgen;
Statt dessen sinnt mit jedem Tage
Unser Lehrer auf eine neue Plage,
Wird immer gröber, wird immer strenger,

Der Unterricht dauert täglich länger,
Und kürzer werden nur die Pausen —
Ich denke, mich sollt der Affe lausen!
Ist das die Freiheit, ist dies das Glück,
Von dem der Vater mit solchem Geschick
Weiß große Tiraden der Mutter zu sagen,
Daß diese sich fast verdirbt dran den Magen?
Ich weiß nicht, ich weiß nicht — ich kann mich nicht halten,
Mir scheint es, als wäre noch Alles beim Alten!

Der unzufriedene Bauer.

Da sagt mir der Doktor,
der Advokat,
Der mit dem schielenden Auge,
Der noch zwölf Gulden zu for-
dern hat,
Jetzt kämen die Zeiten, da sauge
Man nicht mehr dem Bauern
die Kräfte aus,
Da werd' er nicht mehr geschun-
den,
Es habe sich endlich gefunden,
Beim Bauer da komme das
Meiste heraus;
Wär' er nicht in der Welt,
Nichts nütze das Geld;
Die Städter, die sitzen und
schwitzen
Beim Pult und beim Buch,
Der Menschheit zum Fluch,
Verderben viel mehr als sie nützen.
Der Doktor so spricht
Mit klugem Gesicht,
Als werde mit Scheffel gemessen
Dem Bauer jetzt das Glück,
Als dürfte ihn Niemand mehr pressen;
Doch schau' ich zurück
Und wende den Kopf,
So bin ich, wie damals, noch heute der Tropf;
Was nützt mir das Reden zu Frankfurt am Main,
Was nützt zu Berlin mir das Zanken?
Drum brauch' ich mich nicht zu bedanken!
Ich fahre den Mist noch immer allein
Vom Stall auf das Feld und pflüge
Und säe und pflanze, und biege

Den Rücken mir krumm,
Muß stellen mich dumm —
Will ich mit Nutzen verkaufen;
Daß Gott sich erbarm'.
Zwar bin ich nicht arm,
Doch bin ich nicht reich und bin auch nicht frei,
Drum ist mir die Freiheit einerlei,
Ganz einerlei,
Denn immer noch muß ich bezahlen
An Steuer und an Pacht,
Drum Gott sei's geklagt!
Schweigt doch nur mit euerm Prahlen,
Ich bleib' bei meinem Haferbrei! —
Es ist ja alles mir einerlei,
Ich muß ja noch immer bezahlen.

„Hier schickt Ihnen die gnädige Herrschaft Etwas, um den nur an schwache Kost gewöhnten Magen zu erfrischen."

„Danke, danke liebes Kind, Du wirst doch auch mit zu der Sendung gehören?!"

Reorganisation der Bürgerwehr auf der Basis der Intelligenz und des Besitzes.

Freiwillige Anleihe.

Bettitzion eines brodlosen Künstlers die Zurückgenehmigung eines Gesetzes anbelangent.

Ipsit pinxit.

Veröhrte Centneralgewalt!

Vielföltige Reichsversammelte!

Als ich es hörte, so glaubte ich zu träumen aber — nein, es ist wahr — Sie geruhen, die Todesstrafe abzuschaffen.

Aber ich bin stimmberöchtigter Bürjer und frage nun: Wo so?? Denn fragen kann Jeder, aber Antworten —?

Um Ihnen meine traurigte Lage anscheulicher zu machen, gebe ich hiermit die Grundziege meiner Person:

Ich bin ein vierföltiger Künstler — ich mahle, ich dichte, ich singe und bin auch muhsikahlisch.

Meine Frau Jemahlin ist blos einföltige Künstlerin, sie ist blos muhsikahlisch, indem sie blos den Leuerkasten dreht; außerdem verkoft sie aber auch meine Lieder — Stück vor Stück 2 Silberjroschen, welches letztere unter das Fach der Inthusterei gehört. — Sie haben jetzt mir und meine Kohllegen brodlos gemacht, weil Sie die Todesstrafe abgeschaft haben und wir hinfüro nichts mehr abzumahlen und abzuleuern haben. Ich bin stimmberöchtigter Bürjer und habe mitgewählt, aberst bis dahin gingen die Inschdruckzionen nicht, welche ich dem Abgeordneten erlaubte, welchen ich die meinige Stimme gab. Ich habe jetzt noch das Recht des Interpelteraterallismus und bitte Sie also meine Bettitzion zu genehmigen.

Da ich als Künstler weis, daß die poetrische Redensart stets die Herzen erschüttert, so habe ich mein Anliegen gereumt, da nichts destoweniger schon so viele ungereumte prosalische Schriften an Sie adrehsirt werden, welche sehr langweilig sein und nicht gelesen zu werden verdienen.

Also lesen Sie gehorsamst:

Melodie: Ein freies Leben führen wir.

Wie is mich denn, wie is dich denn?
Wat haben wir verbrochen,
Daß an die Bänkelsängerschaft,
Das Unrecht wird jerochen!
Die Todesstrafe bracht' uns Brod,
Jetzt holt sie nun die Schwerenoth
In Frankefort am Maine!

Oh Deutschland! willst Du die Mohral
Denn janz zu Jrunde richten?
Ne, des wär' doch en Mordschkandal,
Gäb's keene Mordjeschichten
Was soll'n de Bänkelsänger thun,
Wenn des Jeschäft so janz thut ruhn —
Oh! Frankefort am Maine?

Ward sonsten so en Galgenstrick
Vom Leben zum Tod jebrachet,
Dann haben wir des Ding jemalt
Un en Jedicht gemachet.
Un jetzt uf en Mol heeßt es: Schwapp:
De Todesstrafe schaff'n mer ab,
Wir Frankefort am Mainer.

Des Ding is balde wohl jesagt
Un och wohl abjeschaffet,
Allein an unsern Herzen nagt
Es sehr mit aller Krafet;
Der Leuerkasten rostet in
Un bringt uns fürder nich Gewinn.
Oh! Frankefort am Maine!

Un mahl'n wir jetzt Rehvoluzion
Uf die Wachsleinewänder,
Dann schrein se: „Ih, die mach'n mer selbst!"
Die jreuligen Ufständer!
Dann blutet mich mein deutsches Herze
Un ich fühl' eenen jroßen Schmerze,
Ob Frankefort am Maine.

Aus England eene Hängerei
Hab' kürzlich ich jemalet,
Doch da hat all' das Puhblikum
Jewaltiglich schkandalet:
„Wat jehn uns fremde Mörder an,
Wenn wir in Deutschland welche han."
Nu? Frankefort am Maine?

Jetzt frag ich jeden Menschenfreund,
Ob es nicht besser wäre,
Man richtete die Todesstraf'
Recht balde wieder here.
Vor Sündern wäre mir nicht bang,
Denn Mancher is en'n Kopp zu lang
In Frankefort am Maine.*)

Es wimmelt mich die janze Welt
Voll lauter Hochverräther,
Un uf der Straß' der Zehnte is
Bestimmt en Attentäter!
Un alleweile — Attenzion!
Nu kriegen allesammt Pardon
Von Frankefort am Maine.

Oh, Frankefort! Weh, Frankefort!
Ich thu' bettitzioniren,
Daß man die Todesstrafe möcht'
Bald wieder arankschieren,
Sonst haben wir bei hellem Tag
Uf offener Straß' noch Todesschlag,
Trotz Frankefort am Maine!

Was sagen Sie zu diesem volksthiemlichen Liede, Reichsversammelte? — Hab' ich Recht oder Unrecht? Ich sehe in Dero Aller Augen, die Hühneraugen ausgenommen, dicke Thränen — Sie sind geriehrt und werden meine Bitte erhören.

Wollten Sie jedoch die Gewogenheit haben, mir und meine Kohllegen nicht Genehmigung zu erlauben, so schlage ich um und werde aus dem harmlohsen Mordjeschichtendichter ein politischer Schriftstehller, was ich Ihnen jedoch aber nicht rathen wollte, da mein Wahlspruch dann sein wird:

„Nur im Krakehl is Bürjerjlück!!
Ohne Keile keene Freiheit!!"

Was meine politische Kuhleer anbegreift, so bin ich weit linkser als die äußerste Linke und was das sagen thut, will ich nicht klar machen.

Laden Sie durch Erfüllung obigter Bitte den heißen Dank eines jetzt unglücklichen noch kinderlosen Familienvaters auf Ihre Häupters.

Mit Verbeugung ohne Erniedrigung

Lude Lulei,

Bänkelsänger, Dichter und Mitglied aller dämokritischen Vereine.
Im Namen des gesammten Bänkelgesanges.

A. B.

*) Um Mißverständerniße zu vermeuden, meine ich nur die Mörder Lichnofskys.

„Denken Sie sich nur, Herr Lieutenant von Deechkopf, der erbärmliche Schuft verlangte Genugthuung! Satisfaction! So ein Cavalier vom Misthausen. Dem habe ich's aber gesagt, auf Ehre, fragen Sie meinen Burschen!“

„Der Papagei ist schön, aber er spricht nicht.“
„Ne Minheer, he denkt aber desto mehr.“

„Nun Spitzkopf, hat man Dich endlich?“
„Es thut mir um so mehr leid, Herr Krimmel, als gerade heute mein grösstes Vergnügen, der Jahrmarkt angeht.“

— Er da, er, will er wohl gleich auseinander gehen, er! —

„Eh, garçon, u—as bring' Sie mir nicht Messer und Gabel! — Hab' ich doch schon gerufen viele Male?!“

„„Bitt' Milord sehr um Entschuldigung, wir haben hier Belagerungszustand und da ist uns Alles, was haut und sticht, weggenommen.““

„. .und hat sich der Literat Tintenklecks binnen 24 Stunden aus dem Weichbilde der Haupt und Residenzstadt zu entfernen."
„ — J—ch?! Ausgewiesen?! — Warum das?" —
„Wahrscheinlich um Ihnen auf diese Art die Vortheile der „deutschen Freizügigkeit" eclatant in die Augen springen zu lassen."

„Liebe Kinder, ihr werdet wissen, daß ihr unumschränkte Freiheit habt, zu wählen, wen ihr wollt: wählt ihr Hallunken aber jemand anders als den Herrn Baron, so — ihr versteht mich doch?" —
— „Ja wohl, ja wohl, Herr Amtmann." —

Mit Gott für König und Vaterland
Und für die Republick,
So sterben wir beide Hand in Hand
Und gehn durch dünn und dick. Volkslied.

„Der Rock ist zu enge und zu knapp.“
„Verzeihen Ew. Gnaden, er ist nach der neuesten Berliner Constitution zugeschnitten; ganz modern!“
„Aber Ihr habt im Rücken zu viel herausgeschnitten, ich kann mich nicht drin bewegen.“
„Ew. Gnaden, das ist ja eben der Witz.“

Schiffskapitain. Zur ersten Probe steige in den untern Raum des Schiffes und hole den Branntwein.
Schiffsjunge. Ist schon geschehen, Capitain, und auch schon verzehrt.

Es will der Freiheit Genius
Den Deutschen gar entfliegen:
— Herr Sperling sagt's — ei nun, so muß
Man ihn durch Krieger kriegen;
Die halten ihn dann festiglich.
Ei, Deutschland, bist du wunderlich! —

Der Sonntagsjäger. — Der erste Jagdtag.

Lith. Inst. v. Arnz & Cie in Düsseldorf.

Hausherr. Welche klare Ansicht! Ein treffliches Glas!_Apropos, was halten Sie von unsern neueren Errungenschaften ?_

Hausfreund Ich halte sie für vortrefflich und schon der jetzige provisorische Zustand berechtigt zu den schönsten Hoffnungen._

Lith. Inst. von Arnz & Cº in Düsseldorf.

— Herr Hauptmann, do han ech 6 rohde Republikaner arretert! —

— — Dann führt sie herein. —

— Ja, Herr Hauptmann, sie hant mech et Gewehr afgenohme on sind no Huus gegange; ech han se mech evver genau bemerkt, ech kenn se all! —

Die Geschichte von dem alten Geheimrath.

In Berlin in der Straße *** wohnte ein alter Geheimrath. Die Fenster seines Hauses waren bis auf eines seit undenklichen Zeiten geschlossen und dies eine von einem undurchsichtigen Schmutz und Staub bedeckt.

Schauerliche Dinge erzählte man sich von dem alten Herrn. Es gab Leute, die behaupteten, er wäre vom Teufel besessen, Andere dagegen hielten ihn für einen Heiligen.

Morgens mit dem Glockenschlage sechs Uhr warf er die Läden des einen Fensters auf, that einen scheuen Blick auf die Straße und zog sich schnell, in seinen alten Pelz gehüllt, wieder in seine einsame Wohnung zurück.

So ganz einsam war der Alte aber doch nicht. Mitunter sah man noch am späten Abend eine verschleierte Dame bei ihm anklingeln und pflegte er derselben sehr bald die Thüre zu öffnen. An solchen Tagen, so behaupteten die Nachbarn, habe ein matter Lichtschimmer den ganzen obern Stock des Hauses erleuchtet, und sei alsdann zum öftern ein seltsames Geräusch vernommen worden.

Kurz nach der letzten Berliner Revolution standen zwei langweilige und schnapsanrüchige Barrikadenhelden diesem Hause gegenüber und führten folgendes Gespräch:

„W'at meenst Du, Männeke, von diesem sonderbarlichen Kerl?"

„Ick?" sagte der Andere, „ick meen nix."

„Höre mir an!" fuhr der Eine fort. „Ick wette hundert gegen ens, dat is der ewige Jude, denn en Christenmensch würd' doch bei der höllischen Revolution von voriger Woche man emal aus den Fenstern geguckt haben."

Der Andere nickte nachdenklich mit dem Kopfe, als sich das bewußte Fenster des Hauses öffnete, der alte Herr im Schlafrock an demselben erschien und den beiden Eckenstehern mit dem Finger winkte.

In etwa erschrocken sagte der Eine: „Männeken, dat geht Dich an."

„Dat ick nit wüßte," sagte der Andere.

Da winkte der Alte nochmals und machte ein so freundliches, verzerrtes, schrumpfliches Gesicht, daß die beiden Barrikadenhelden den Entschluß faßten, doch einmal hinüber zu gehen.

Bei der Thüre angelangt, öffnete sich dieselbe, ohne daß geklingelt worden war und der alte Geheimrath trat heraus.

„Wenn dat nit der Deibel is, so kannst Du mir Bodelschwing nennen." flüsterte der Eine dem Andern zu.

„Wir wollen's abwarten," verständigte man sich.

„Liebste Leute," sagte der alte Herr, „könnt ihr mir nicht sagen, was das vor einigen Tagen für ein entsetzlicher Lärm hier in der Gegend war?"

Die beiden Mitglieder der Revolution rissen gewaltig die Mäuler auf und sahen einander an.

„Männeke," sagte der Eine, „det is richtig, lassen mer uns man zurückziehen."

„Ne, ick bitte Se," erwiederte jedoch der Andere dem Geheimrath," Se scheinen mer aber doch sehr harthörig zu sind."

Nun wurde auch der Eine muthiger und trat an den Geheimrath heran, hielt die Hand zur Concentrirung des Schalles an den Mund und schrie demselben sehr laut in's Ohr:

„Se scheinen mir abersch sehr harthörig zu sind, deß war die große Revolution von anno 1848. wo wir die Barrikaden aufgebaut!"

„Revolution?" sagte der Alte, „wo?"

„Hier in Berlin!"

„In Berlin?" schüttelte der Alte mit dem Kopfe, „in Berlin eine Revolution? Leute ihr irrt euch, ihr seid guter Laune, ihr wollt mich necken! Die treuen Berliner werden nimmermehr eine Revolution beginnen! Wo denkt ihr hin? meint ihr, ich wäre altersschwach und von Sinnen? Da kennt ihr den alten Geheimrath X. schlecht." Und schelтend zog er sich zurück und schloß die Thüre seines Hauses.

Unsere beiden Eckensteher wußten nach diesem räthselhaften Vorfall nichts Eiligeres zu thun, als in die nächste Kneipe zu gehen und einen auf die Lampe zu gießen.

Dort fanden sie den Assessor v. Schummelsberger, der seit dem 18. März sich nicht wenig um die Volksgunst bemühte. Alsbald sprachen sie ihn an und erzählten ihm in vertraulichem revolutionären Tone das seltsame Ereigniß.

v. Schummelsberger wurde betroffen und ließ sich die Sache noch einmal wiederholen.

„Also" sagte er, „er wollte nichts von unserer Revolution wissen! Sprach er nichts von dem Sturz des Ministeriums? sonderbar!"

Die Erzählung der Eckensteher war bereits in den Hintergrund des v. Schummelsberg'schen Gedächtnisses getreten, als er einige Tage nachher selbst bei dem geheimnißvollen Hause Nachts vorüber gehen mußte. Als er die geschlossenen Fenster erblickte, überlief es ihn sonderbar. Sollte diesem Manne, dachte er, etwa wie den Propheten des Alterthums oder den Sterndeutern des Mittelalters eine besondere Gabe von der Vorsehung verliehen sein? Es ist doch zu auffallend, mitten unter dem Kanonendonner und dem Barrikadenfeuer nichts von einer Revolution zu vernehmen, sondern diesen Mordscandal nur als eine kleine Unruhe, etwa eine nächtliche Ruhestörung zu betrachten.

Unwillkürlich blieb er vor dem Hause stehen. Der Himmel war von schweren Wolken umhüllt und die Straßenlaternen brannten matt. Da krachte die Thüre jenes Hauses und eine schwarzverschleierte Dame trat heraus, ging eilig den Häusern entlang und verschwand um die Ecke. Einige Minuten nachher wandelte das Licht aus dem mittleren Stock in's oberste Eckfenster. Eine Bürgerwehrpatrouille ging vorüber und erkannte den von Schummelsberg.

„Was führt Sie denn hieher?" frug der Patrouillenführer und v. Schummelsberg erzählte was er gesehen und wie ihm dieses in Verbindung mit der Erzählung der Eckensteher zu allerlei Betrachtungen veranlaßt habe. Als man so bei einander stand und sich ziemlich laut unterhielt, bemerkte einer der Bürgerwehrleute, daß in dem geheimnißvollen Hause jemand das Fenster geöffnet und aus demselben auf die Straße sehe. Nicht sobald erregte dies die Aufmerksamkeit, als der alte Geheimrath — denn er war es selbst — aus dem Fenster die Frage an sie richtete: was sie denn eigentlich vor seinem Hause wollten, worauf Einer antwortete, sie wären eine Bürgerwehrpatrouille.

„Bürgerwehrpatrouille?" frug der Alte; „gibt es denn in Berlin eine Bürgerwehr? Meine Herren" setzte er betonend hinzu, „Sie wollen mich gütigst durch Ihr Geplauder nicht ferner stören, sonst werde ich schon einige Gensdarmen zu holen wissen." Hierauf machte er, noch etwas halblaut nachbrummend, das Fenster zu und das Licht verlöschte.

„Lieben Freunde," sagte eingeschüchtert der Assessor v. Schummelsberg, „es scheint mir rathsam, der Weisung zu folgen, ich weiß zwar so recht nicht weßhalb, aber — warum sollen wir den alten Herrn länger stören." Und er wünschte gute Nacht und eilte nach Haus.

Nun ging auch die Patrouille weiter und erzählte sich unter Weges ganz abenteuerliche Dinge aus dem Leben des Geheimrathes. Einer behauptete, derselbe bewohne schon seit den Zeiten des alten Fritzes dieses Haus. Schon zweimal habe der Griesgram dem Knochenmann Tod einen Streich gespielt. Das erste Mal habe er sich in einen ungeheuern Ballen von Acten aus der churfürstlichen Kanzlei verpacken lassen, und habe es der Tod vorgezogen, lieber einstweilen auf sein Opfer zu verzichten, als diese Actenstöße durchzumausen; das andere Mal hätte der Alte sich dermaßen durch Ausklopfen seiner Bücher und Papiere in eine Staubwolke gehüllt, daß er selbst dem Tod vollkommen unsichtbar gewesen.

„Ja," sagte ein Anderer, „es ist nur so eine eigene Geschichte, daß der Alte von all' den Vorfällen in der Hauptstadt nichts gewahr geworden sein will und doch — ich weiß es ziemlich sicher —

nicht so ohne allen Besuch in diesen Tagen gewesen ist.“

„Ich traue dem Schummelsberg nicht;“ meinte ein Apotheker; „er hat mir noch gestern einen sonderbaren Streich gespielt. Ich wollte nämlich durchaus nicht für die Parade auf Sontag stimmen und erklärte außerdem, dem v. Aschoff würde ich meine Stimme nicht geben, da führte er mich auf Seite und sagte sehr brutal: ich sollte bei meinen Pillen bleiben. — Ja, Pillen, sagte ich, aber Pillen, an denen der würgt, der sie verschluckt.“

„Was soll es denn mit dem Schummelsberg sein?“ frug wieder Einer.

„Nun, was hat er hier zu stehen,“ entgegnete der Apotheker; „denkst Du, ich hätte seiner Erzählung geglaubt. Der Kerl ist bei dem alten Federfuchser auf Besuch gewesen; ich wette drauf! und der alte Narr wollte uns noch zum Besten haben. Alles Reactionäre!“

Unter diesem Gespräch kam man zur Wachtstube zurück. Hier ging es noch ziemlich munter her. Ein gewisser Baron v. Schrunkenstein hatte in einer unerklärlichen Anwandlung von Patriotismus einen Anker guten Rheinwein zum Besten gegeben. Man stieß auf ein einiges Deutschland, auf die Freiheit, auf die freie Presse und das Wohl der Bürgerwehr an. Die heimgekehrte Patrouille nahm Platz und erzählte von dem, was ihr begegnete. Als der Baron v. Schrunkenstein den Namen des alten Geheimrathes hörte, ward er aufmerksam und als er dessen sonderbare Fragen vernommen, schien er wie von einer geheimen Macht beeinflußt. Plötzlich ward er stille und nachdenklich und bald zog er sich unbemerkt zurück.

Am folgenden Morgen saß der Assessor von Schummelsberg noch beim Frühstück, als es anpochte und der Baron von Schrunkenstein eintrat. Die Herren kannten sich nur entfernt, weßhalb der Baron seinen Besuch mit folgenden Worten einleitete:

„Eine sehr eigenthümliche Angelegenheit führt mich zu Ihnen. Sie werden meinen Besuch entschuldigen, um so mehr, als ich voraussetzen zu dürfen glaube, daß unsere Gesinnungen, ich meine unsere politischen nicht so sehr von einander abweichen. Seit dem denkwürdigen Umzug unseres Königs vom 21. d. M. weiß ich gar nicht mehr, woran ich bin. Herr Urban, der gestern bei mir war, machte mich noch confuser. Sie wissen, welchen Einfluß er plötzlich bei Hofe erhalten. Nun mußte mir da vor ein paar Tagen in einer gewissen Begeisterung, der man in unserer Zeit nicht entgehen kann, das Versprechen entfallen, unserer Hauptwache einen Anker Rheinwein zum Besten zu geben, welchem ich gestern Abend nachkam. Als wir nun so etwas angeregt dies und jenes plauderten, kehrte eine Patrouille zurück, und erzählte uns von einem sonderbaren Vorfall, den Sie bei der Wohnung des Geheimrathes X. miterlebt haben sollen. Dürfte ich mir darüber eine genauere Mittheilung erbitten?“

„Allerdings, allerdings,“ entgegnete v. Schummelsberg, „der Fall war sonderbar. Sie wissen, der alte Geheimrath X. ist einer von denjenigen Leuten, die nicht viel sprechen, aber deren diplomatische Abschnitzel immer auf etwas Tieferes schließen lassen. Ich hatte ihn seit sechs Jahren nicht gesehen und kaum seiner in der Zeit irgendwo erwähnen hören. Auch ist er pensionirt, dennoch glaube ich, steht er noch in Verbindung mit dem diplomatischen Corps.“

Nunmehr erzählte der Assessor den bekannten Vorgang und schloß mit der Bemerkung, der Herr Baron könne ihm vielleicht Vermuthungen über die Person jener Dame mittheilen, welche nach ober-

flächlichen Nachrichten, eine Mündel des Geheimrathes wäre.

„Eine Mündel," sagte v. Schrunkenstein; „dann könnte sie vielleicht die Tochter der verstorbenen Generalin v. P..... sein, von der man erzählte, daß sich unter ihrem Nachlasse prophetische Notizen über die Schicksale des Hauses Hohenzollern vorgefunden hätten."

„Erinnern Sie sich noch," bemerkte der Assessor, „als der Geheimrath vor drei Jahren den rothen Adlerorden zweiter Klasse erhielt, da frug man sich allenthalben, weßhalb? und wußte nichts weiter zu erfahren, als daß er dem damaligen Polizeiminister etwas in's Ohr gesagt habe. Man brachte den polnischen Aufstand damit in Verbindung."

Das Gespräch dieser beiden Herren wurde durch einen Auflauf, welcher auf der Straße stattfand, unterbrochen. Einige hundert Arbeiter zogen mit einer schwarz-roth-goldenen Fahne vorüber, muthmaßlich nach dem Stadthaus. Die beiden Herren von der Bürgerwehr hielten es für ihre Pflicht dem Zuge zu folgen, und sich in's Wachtlokal zu begeben. Dort angekommen, fanden sie ihre Kameraden zahlreich versammelt. Es hatten bereits Conflicte stattgefunden und war in dem Tumult eine vorübergehende Dame, welche sich durch eilige Flucht in die Wohnung des Ministers hatte retten wollen, am Fuße durch einen Steinwurf verletzt worden. Das junge Mädchen, offenbar den höhern Ständen angehörend, erwachte eben aus einer Ohnmacht, als der Assessor und der Baron eintraten.

„Bringen Sie mich nach Hause, meine Herren" bat sie.

„Wo wohnen Sie?" frug der Offizier der Wache.

„In der Königsstraße."

„Dahin können Sie jetzt nicht; dort ist der größte Zusammenlauf."

„So bringen Sie mich zu meinem Onkel, zum Geheimrath X."

„Erlauben Sie, daß ich dies übernehme!" sprach der Baron von Schrunckenstein und drängte sich an sie heran. Ihm folgte der Assessor.

„Kennen Sie meinen Onkel?" frug sie dann und warf einen beobachtenden Blick auf die sich zur Begleitung Anbietenden, welche jedoch etwas betroffen schienen.

„Ich habe ihn öfter gesehen und weiß, wo er wohnt!" erwiederte von Schrunkenstein.

„So vertraue ich mich Ihnen an."

Die beiden Herren begleiteten die Dame zur Wohnung des alten Geheimraths. Dieser öffnete selbst die Thüre und wußte nicht, was er vor Erstaunen sagen sollte, als er den unerwarteten Besuch erblickte. Ueber die in Eile gemachten Mittheilungen lächelte er ungläubig, ersuchte jedoch beide Herren mit hinein zu kommen.

Soweit reichen die Nachrichten über jenen Abend. Berlin ward allmälig ruhiger und es trat der Zeitpunkt ein, wo die Nationalversammlung daselbst ihre Verhandlungen eröffnete. An dem Tage an welchem über die Wirklichkeit der Revolution gestritten, und dieselbe in Abrede gestellt wurde, fand man am Abend die Wohnung des alten Geheimrathes ungemein hell erleuchtet. Natürlich erregte dies die Aufmerksamkeit der Nachbaren und zwar steigerte sich dieselbe, als sie vergebens erwarteten, irgend einen Besuch dort einkehren zu sehen. Vielmehr gewahrte man aus einem gegenübergelegnen Hause, wie der alte Herr, zwar sehr geschäftig, doch einsam in seinen Zimmern umherwandelte, bald die Stühle, bald die Tische auf andre

Stellen setzte, sich bald vor den Spiegel stellte, um seine seit Jahren vernachlässigte Toilette in Ordnung zu bringen. Zwei junge Leute, denen durch die Lage ihrer Zimmer am meisten passende Gelegenheit geboten war, diese Beobachtungen anzustellen, sahen ferner, wie der Alte plötzlich sein Hauptzimmer ganz ausräumte und nun, wie nach dem Tact einer geheimen Musik, einen seltsamen Tanz begann und dann erschöpft in das Nebenzimmer taumelte und dort in seinen Arbeitstuhl niedersank. Diese curiose Scene würde aber wie manches Andere weniger Aufsehen erregt haben, hätte man nicht nach einer Weile den Schall eines schweren Falles, so etwa als ob ein maßives Möbel durch mehrere Stockwerke hinuntergestürzt wäre, vernommen. Das Getöse war so heftiger Art, daß mehrere Bewohner dieser Straße vor die Thüren traten und sich gegenseitig nach der Ursache erkundigten. Auch die beiden jungen Leute befanden sich unter diesen und gerade sie waren es, welche beschlossen, bei dem geheimnißvollen Hause anzuklingeln und erforderlichen Falles ihre Hülfe anzubieten, wenn vielleicht ein Unglück geschehen sein sollte.

Nicht sobald hatte man geklingelt, als allmälig die Lichter im Hause auslöschten und zuletzt nur das bekannte Eckfenster erleuchtet blieb. Schon wollte man wieder von dem Vorhaben abstehen, da öffnete der alte Herr die Thüre. Mit keuchender Stimme frug er nach dem Begehren des Besuches. Einer der Studenten, denn das waren sie, nahm das Wort und sagte: „Wir glaubten, es wäre Ihnen irgend ein Unfall begegnet, als wir vor einigen Minuten hörten, daß in Ihrem Hause etwas zusammenstürzte."

„Zusammenstürzte?" sagte der Alte; „Mir ein Unfall begegnet? daß ich nicht wüßte. Hüten Sie sich meine Herren, daß Ihnen kein Unfall begegnet; es stürzt bei mir sobald nichts zusammen." Und der Geheimrath schloß seine Thüre, wie gewöhnlich noch etwas halblaut für sich sprechend.

Die jungen Leute lachten und machten ihren Witz über den Alten und die übrigen Nachbaren schüttelten ihre Köpfe und gingen in ihre Häuser zurück.

„Wir wollen dem Alten einen Streich spielen," sagte nun der Eine von den Studenten, „wir wollen ihn noch einmal herausklingeln und ihn befragen, was er mit seiner Antwort gemeint habe."

„Das wollen wir!" stimmte der Andere bei, „und wenn er grob wird, wollen wir desto höflicher werden."

Und sie klingelten nochmals und klingelten zum dritten Mal, aber der Geheimrath mochte nicht kommen. Da ging eine Dame eiligen Schrittes vorüber und schien bei jenem Hause stehen bleiben zu wollen, wurde jedoch durch jene Beiden, wie diese bald bemerkten, verscheucht.

„Das ist die Blonde, die auch in der vorigen Woche hier hinein ging."

„Ja, sie ist es wahrhaftig!"

„Wir verscheuchen sie."

„Laß uns zurück in den Schatten dort gehen; so wie sie anklingelt, treten wir hinzu — und bitten sie, uns mit herein zu lassen."

„Es gilt!" Und verabredeter Weise traten sie zurück. Es war ein mondheller Abend und das Haus hell beschienen, so daß die beiden Freunde die nun an die Thüre tretende Dame in allen ihren Bewegungen beobachten konnten. Es war eine feine, fast magere Gestalt; ihre Hände bewegten sich mit Grazie und ihr Gang war leicht aber schüchtern. Kaum daß sie den Klingelgriff berührt hatte, so öffnete sich bereits die Thür. Gleichzeitig traten jene Beiden heran, doch schon war sie beinahe geschlossen, weßhalb sie etwas hastig und mit den Worten: „Erlauben Sie, Fräulein —" dieselbe geöffnet zu halten suchten.

Der junge Dame entfuhr ein Schrei des Schreckens. „Um Gotteswillen — wer ist da?"

„Verzeihen Sie, Fräulein, wenn wir sie erschreckt haben; wir hatten bereits einige Mal hier ohne Erfolg geklingelt. Wir müssen dringend den Herrn Geheimrath sprechen."

„Dringend?" betonte das Fräulein ziemlich gefaßt, und setzte hinzu: „es würde wohl passender sein, wenn Sie Ihren Besuch bei meinem Onkel Morgen am Tage in Ausführung bringen würden." Dabei zog sie ihren schwarzen Schleier offenbar absichtlich dichter vor. Das Mondlicht gab ihrem schon eigenthümlichen Wesen etwas Geisterhaftes, etwas geheimnißvoll Anziehendes. Es lag ein gewisser Ernst und sogar ein gewisser Muth in dem Ton ihrer Stimme. Auch beeilte sie sich keineswegs, ängstlich die Thür ohne Weiteres zu schließen. Als aber jene junge Männer unentschlossen sich einander ansahen, sagte sie eben so entschieden: „Sie werden dies bei ruhigerer Ueberlegung auch finden." und schloß die Thüre. Deutlich vernahm man nun im Innern die Stimme des alten Geheimrathes und die Worte: Nicht nachgeben, nicht nachgeben in solchen Fällen.

Neugierig und halb ärgerlich begaben sich die jungen Leute auf ihr Zimmer und setzten unter mancherlei Betrachtungen ihre Beobachtungrn aus ihrem Fenster fort. Allein die Wohnung des alten Herrn sah so ganz wie gewöhnlich aus und zeigte

sich wie täglich nur jenes bestaubte Eckfenster beleuchtet, so daß gerade dieses gewöhnliche Aussehen etwas Räthselhaftes an sich hatte.

Indessen war es spät geworden und die Freunde schickten sich an, sich zur Ruhe zu begeben. Die Nacht war stille und klar. Nur in weiter Entfernung hörte man Menschen, vielleicht eine Patrouille. Das Licht im Eckfenster verschwand, kam hin und wieder an einem der andern Fenster zum Vorschein und verlöschte endlich. Da öffnete sich leise ein Fenster im ersten Stock und Jemand sah hinaus. Der Alte war es nicht, es war eine verhüllte Gestalt, vielleicht die der Dame. Man hörte Tritte auf der Straße. Die Gestalt zog sich etwas zurück. Jemand trat unter das Fenster und machte ein Zeichen, worauf die Gestalt sich wieder herausbog und, wie es schien, einen Brief herunter ließ. Der Mann auf der Straße sprach sehr deutlich die Worte: je suis contant und eine weibliche Stimme antwortete: tout va bien! und die Scene war vorüber.

„Den verfluchten Kerl muß ich kennen," sagte der Eine der jungen Leute und sie kamen schnell überein, ihm nachzugehen, eilten hinunter und holten den geheimnißvollen Mann nach einigen Straßenwendungen ein.

„Das ist ja der v. Schrunkenstein!"

„Wahrhaftig!"

„Der Kerl hat einen Degen um!"

„Er ist ja bei der Bürgerwehr!"

v. Schrunkenstein ward jedoch an diesem Abend nicht allein von diesen beiden Studenten beobachtet. Jemand, der im Dienste einer höhern Macht stand, hatte besondern Auftrag, über ihn zu berichten. Der ganze Vorfall war fast gleichzeitig einer hochgestellten Person vollkommen bekannt. Schrunkenstein erfuhr dies durch einen merkwürdigen Zufall. Er glaubte seine Brieftasche verloren zu haben und ging besorgt zurück, dieselbe wieder zu suchen. Da hört er von zwei im Schatten der Häuser vorübergehenden Personen seinen Namen nennen. „Also" sagte der Größere, „Du hast den Baron von Schrunkenstein deutlich erkannt?"

„Deutlich!" antwortete der Kleinere, der des Andern Diener zu sein schien, „und ich sah eben so deutlich, wie sie den Brief reichte."

v. Schrunkenstein hatte seine Schritte gemäßigt, um wo möglich die Personen, welche sich offenbar um ihn mehr bekümmerten, als es ihm lieb war, zu erkennen, allein es gelang ihm nicht. Seine Brieftasche aufgebend, kehrte er in seine Wohnung zurück. Als er das Licht anzündete, fand er sie auf seinem Tische.

„War es mir doch, als hätte ich sie beim Ausgehen zu mir gesteckt!" sagte er für sich, während er sie genauer besah und öffnete. Der Inhalt war unverändert. Nur auf der Außenseite fand er wie mit einer Nadel die Worte: prévoyance eingeschrieben und wußte sich nicht zu erinnern, ob diese nicht schon früher darauf gestanden hatten.

Diese Einzelheiten wurden zwar erst in der Folge bekannt, als ein ernsteres Ereigniß die Aufmerksamkeit allgemeiner auf das geheimnißvolle Treiben des Geheimrathes lenkte. Indessen erregten die Kämpfe in der Nationalversammlung von Zeit zu Zeit im Volke eine nachhallende Bewegung, während von der andern Seite die Reaction eine progressive Thätigkeit entwickelte. Den Katzenmusiken begegneten zum öftern Serenaden bei diesen und jenen hochgestellten Personen unter Anleitung des Landwehrunteroffiziers und Hofschauspielers Schneider. Mit jedem Wechsel des Ministeriums wurden gewisse Leute, die in den Märztagen kaum aufzuschauen wagten, sondern mit einer großen dreifarbigen Kokarde am Hute ängstlich daherschlichen, muthiger und endlich gegen den Juni hin agirend. Die bei Hofe und fast bei allen höhern Personen eingetretene Geldklemme ließ ebenfalls nach und bemerkte man bei einigen sogar einen plötzlichen Ueberfluß. Am Auffallendsten war dies bei dem Assessor v. Schummelsberg und dem Baron v. Schrunkenstein. Beide waren bereits aus der Bürgerwehr ausgetreten, und v. Schrunkenstein hatte eine schon früher einmal bekleidete Offizierstelle bei der Linie wieder angetreten. Dennoch hielt er noch manchmal unter seinen früheren Kameraden freisinnige Reden, die jedoch mit Mißtrauen aufgenommen wurden. Als eines Tages unter den Linden ein Volksauflauf stattfand, war es besonders der Baron, der es wagte, sich im Bürgerrock durch das dichteste Gedränge zu winden. Da stieß er denn auch einmal auf den Apotheker, der damals bei jener Bürgerwehrpatrouille gewesen.

„Liebster Freund," sagte er, „helfen Sie mir doch die Menge beschwichtigen. Es könnte sehr schlimme Folgen haben. Ich weiß, man wird energische Mittel anwenden, die Ruhe herzustellen."

Der Apotheker erwiederte mit einiger Grobheit: „Sie beschwichtigen? Man kennt Sie, daß bringen Sie nicht fertig, so wenig wie der Teufel und der Geheimrath X."

v. Schrunkenstein wiederholte in entschiedenem Tone: „Herr, man wird es fertig bringen!" und eilte weiter.

Die schon sehr reduzirte Bürgerwehr kam an diesem Tage noch einmal ziemlich zahlreich auf die Beine und wirkte mit allem Ernste zur Herstellung der Ruhe. Allein eine gewisse trübe Stimmung

hatte sich derselben bemächtigt. Innere Reibungen, die theilweise Unzufriedenheit mit ihren Führern, die Besorgniß vor Verrath und Reaction, endlich der erkaltende Eifer absorbirten ihre Kraft. Es war wiederum in jenem schon einmal erwähnten Wachtlokal, als durch den Apotheker das Gespräch zunächst auf den hochmüthigen von Schrunkenstein, wie er ihn nannte, und dann auf den Geheimrath X. kam.

„Ich sage Euch, der Geheimrath hat die Teufelsküche in seinem Hause, in der man uns den politischen Tod braut. Den alten Kerl sollte man aufhängen! Was hat er den ganzen Tag an seinem verstaubten Pult zu thun, er, der nicht mehr im Staatsdienst ist, der für seine Unfähigkeit das Gnadenbrod frißt?"

„Unfähigkeit?" sagte ein Anderer, „da habe ich Leute gekannt, welche zu nichts gebrauchbar schienen und doch wurden sie plötzlich Regierungs- und Geheimräthe, nachdem man das Fach aufgefunden, wozu sie sich qualifizirten. Man brauchte sie nämlich zu Spionen und Speichellecker; auch Speichellecker können dem Staate durch ihr Beispiel nützen."

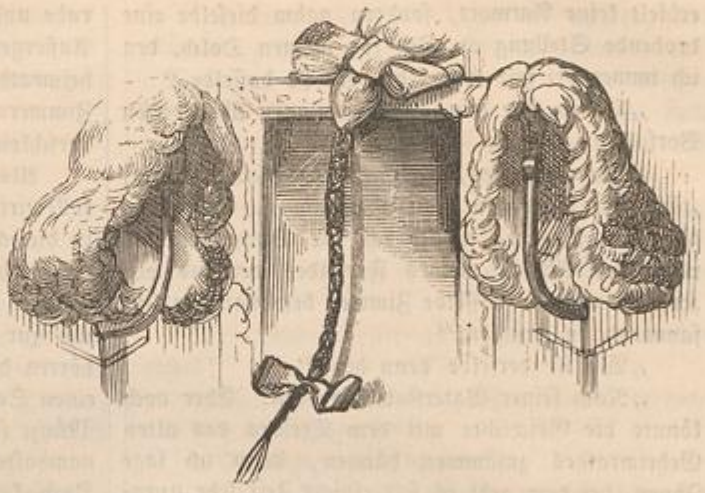
„Was mag denn der Geheimrath für eine Rolle spielen?"

„Nun," erwiederte Einer „ich glaube, sie ist wichtiger, als wir denken. In der vorigen Woche soll dreimal am selben Tage ein dichtverschlossener Wagen bei ihm vorgefahren sein, ohne daß Jemand ausgestiegen wäre. Der Alte begab sich selbst an den Wagenschlag und drückte dem drinnen Sitzenden die Hand. Er soll dabei wie ein Kind geweint haben. Allerlei Vermuthungen liefen um. Einige wollten behaupten, es wäre ein Besuch aus Potsdam gewesen."

„Hat nicht der Geheimrath in seiner Jugend in russischen Diensten gestanden."

„In seiner Jugend? der alte Kerl ist nie jung gewesen. Mein Vater behauptet, er habe vor dreißig Jahren ebenso ausgesehen wie heute, nur daß er den Zopf verloren. Diesen hat er nun freilich abgeschnitten, dagegen ihn über dem Spiegel zur fortwährenden Erinnerung zwischen zwei alten Perrücken angebracht."

Man lachte über diese Behauptung, welche man für einen Witz hielt. Auch erzählte man, es spuke in jenem Hause, in welcher Weise man ein zum öftern dort vernommenes unheimliches Getöse erklärte.



Eine Spukgeschichte brachte die Gesellschaft auf die andere und man befand sich endlich in einer fieberhaften Stimmung, wie diese bei solchen Erzählungen einzutreten pflegt. Da trat einer jener Studenten ein, dessen Persönlichkeit wir aus besonderen Rücksichten nicht näher bezeichnen dürfen, und bat mit unverkennbaren Zeichen der Furcht um den Schutz einer Bürgerwehrpatrouille, weil er durch eine geisterhafte Gestalt verhindert, nicht in seine Wohnung gelangen könne. Wenn irgend etwas geeignet war, die Gesellschaft zu überraschen, so war es dies Ansuchen unter den Zufälligkeiten des Augenblicks. Der Offizier der Wache ließ sich bestimmen, dem jungen Manne einige Wachmannschaften mitzugeben. Als er sich genauer nach dessen Wohnung erkundigte und erfuhr, sie befinde sich dem Hause des Geheimrathes X. gegenüber, steigerte dies die Spannung der Anwesenden zum höchsten Grad und Einige erboten sich, als Freiwillige die Patrouille mitmachen zu dürfen.

Der junge Mann war dermaßen aufgeregt, daß er einen entblößten Dolch in geballter Faust trug. So ging er der Patrouille voraus. Es war nicht sehr dunkel. Schon aus der Entfernung glaubte man am Eingange der bezeichneten Straße eine weiße Gestalt zu erblicken. Als man näher kam, wich dieselbe langsam zurück und verschwand plötzlich, wie es schien.

„Ich glaube nicht an Gespenster," sagte der Patrouillenführer, „hier ist etwas Anderes im Spiel."

„Ich glaube auch nicht daran" sagte der junge Mann, „aber ich versichere Sie, als ich in mein Haus wollte, trat dieselbe Figur auf dessen Schwelle und drohte mir dreimal so unheimlich mit dem Finger, daß ich mich nicht überwinden konnte, hinein zu gehen. Auf meine Frage, was sie von mir wolle,

erhielt keine Antwort, sondern nahm dieselbe eine drohende Stellung an. Ich zog meinen Dolch, den ich immer bei mir trug; da that sie dasselbe."

„Haben Sie keine Vermuthungen über diesen Vorfall?"

„Vermuthungen," entgegnete der junge Mann, „sind mir bis dahin nicht überkommen. Es würde lächerlich klingen, wollte ich die Sache mit der plötzlichen Abreise meines Freundes der bis vor Kurzem mit mir dasselbe Zimmer bewohnte, in Zusammenhang bringen."

„Wo ist derselbe denn hin?"

„Nach seiner Vaterstadt Breslau. Eher noch könnte die Geschichte mit dem Treiben des alten Geheimrathes zusammen hängen, denn ich sage Ihnen, bei dem geht es seit einiger Zeit sehr unruhig, besonders bei Nacht zu."

„Wissen Sie, was wir thun wollen," sagte der Patrouillenführer, „wir wollen uns in jenem Thorweg versteckt halten und abwarten, ob der Vermummte zurückkehrt, indessen gehen Sie auf Ihr Zimmer und sehen den Verlauf aus dem Fenster zu."

Eben wollten sie sich trennen, da ging die Gestalt vorüber und sagte mit ernsthafter Stimme:

„Euer Treiben wird bald ein Ende haben."—

Alle fuhren erschrocken zurück.

„Wir wollen sie arretiren," sagte der Patrouillenführer. Aber in wenigen Sekunden war sie aus den Augen. Bei der Patrouille befand sich ein Schneider, der die Behauptung aussprach, er habe deutlich gesehen, wie die Person sich einen dunkeln Mantel umgeworfen, wodurch sie weniger sichtbar gewesen. Jetzt hielt man die Sache auf einmal für komisch und man lachte über die Furcht des Studenten, als in der Wohnung des Geheimrathes sich das Fenster öffnete und er, wie damals, die Patrouille ersuchte, den nächtlichen Lärm einzustellen, weil er sonst die Polizei rufen müsse. Auf die Entgegnung, man mache keinen Lärm, man wäre eine Bürgerwehrpatrouille, knurrte der Alte: „was Bürgerwehr — Unsinn. — Polizei holen — wir brauchen in Berlin keine Bürgerwehr" — und schloß das Fenster.

Am folgenden Tage erzählte man von diesem Vorfall mit mancherlei Zusätzen. Auch wollte man behaupten, die Geschichte habe bei Hofe eine ungewöhnliche Beachtung gefunden. Am auffallendsten aber war es den mit den einzelnen Begebenheiten bekannten Personen, daß sowohl der von Schummelsberg als der von Schrunkenstein in den letzten Wochen einigemal bei hellem lichtem Tage in die Wohnung des Geheimrathes hinein gehend gesehen wurden. Es war wirklich in jenem Hause eine Unruhe und Beweglichkeit eingetreten, die auf etwas Außergewöhnliches deutete. So sah man den Geheimrath selbst öfter halbe Nächte lang in seinen Zimmern auf und nieder gehen; dagegen schien die verschleierte Dame verschwunden.

Als eines Tages zu einem wohlthätigen Zwecke kollectirt wurde, verirrten sich die Kollectanten auch in dieses Haus. Aber es war nicht der alte Geheimrath, sondern von Schrunkenstein, der sie empfing. Als er ihr Anliegen vernommen, begab er sich zur Treppe hinauf und die unten Harrenden hörten deutlich, wie er mehrere Thüren und endlich einen Schrank öffnete, und dort zwischen klingender Münze suchte. Er kehrte zurück und zahlte einen namhaften Beitrag im Namen des Geheimrathes. Auch knüpfte er ein gottseliges Gespräch über die bösen Zeiten an und sprach von der Nothwendigkeit der Erhaltung des religiösen Sinnes im Volke. Gelegentlich bemerkte er, der Geheimrath wäre seit einigen Tage unwohl, weßhalb er ihn, seinen alten guten Freund, der schon ein Freund seines Vaters gewesen, jetzt häufiger besuche.

Die Kollectanten wußten nicht, weßhalb ihnen die außergewöhnliche Freundlichkeit und Artigkeit des Barons zu Theil wurde. Wirklich sah man von diesem Tage an den Geheimen Medizinal-Rath in seinem eleganten Wagen öfter bei dem alten Herrn vorfahren. Der Baron pflegte die Honneurs zu machen und wurde mitunter durch den Assessor von Schummelsberg, der jetzt beim Kabinetsrath Z. arbeitete, in dieser Function unterstützt. Die Reaction hob in Berlin den Kopf immer höher. Im Sinne des alten Geheimrathes wollte man bald nichts mehr von der Revolution und der Bürgerwehr wissen. Das Ministerium Brandenburg-Manteufel trat seine Laufbahn an, hob die Nationalversammlung auf und octroyirte die Verfassung. Die Residenz und das Land befanden sich zum Theil in einem Zustande der Erschlaffung, zum Theil in dem der Betäubung durch den mit unerwarteter Energie geführten Schlag. Berlin befand sich im Belagerungszustand. Starke Patrouillen waren auf den Beinen. Obgleich die Ruhe und die Sicherheit garantirt schienen, wollten sich doch Handel und Gewerbe noch immer nicht heben. Allenthalben fehlte es an Arbeit. Da beschloß der alte kranke Geheimrath sein, seit 40 Jahren nicht neu gekleidetes Haus aufputzen und elegant anstreichen zu lassen.

Er empfing die bestellten Arbeiter persönlich, obgleich er sich nur mühsam in seinem mit Kissen belegten Lehnstuhl aufrecht erhalten konnte, und redete sie also an:

„Seid doch alle Berliner, liebe Berliner?“

„Ja, ja Herr Geheimrath!“

„Habt Ihr auch eurer Militairdienstzeit genügt?“

„Ja, ja Herr Geheimrath!“

„Und seid unserm Könige treu?“

„Ja, ja Herr Geheimrath!“

„So dürft ihr mein Haus anstreichen, aber macht eure Sache gut.“ und erschöpft sank er in die Kissen zurück, in ein heftiges Husten gerathend, welches in einem beunruhigenden Grade zunahm. Einer der Arbeiter wollte ihm zur Erleichterung den Kopf halten, als unerwartet jenes Fräulein eintrat, auf den Alten zueilte, ihm die Schläfe wusch und die Arbeiter sich entfernen hieß.

„Ob die wohl bei ihm wohnt?“ bemerkte Einer.

„Mir is et gleich,“ antwortete der Andere, „denn se kann doch bei mir nich wohnen, weil ick schon eene hab.“

„Ick möchte se och noch nich,“ sagte ein Dritter, „se es mer viel zu spinnig. Ick globe, die kratzt wie 'ne Katze. Hast Du nich bemerkt, was se für stechige Oge hat? Ne, do ist mer meine Lise lieber, die hat doch, wenn se och manchmal brummt, so was Gutmüthliches in der ganzen Haltung.“

Genug, es währte nicht lange, so leuchtete das Haus des Geheimrathes gleich einem Pallast, glänzend und sauber in dem winterlichen Sonnenschein des Dezembers. Das sonst bestaubte Eckfenster war rein gewaschen, aber ein Vorhang hinderte im Innern das Eindringen des Lichts — denn der Alte war sehr krank. Der ärztliche Wagen fuhr täglich vor. Die Dame blieb nun fortwährend in dem Hause. Ausser dem Baron und dem Assessor, sah eines Tages der Student aus seinem Fenster auch seinen frühern Stubengenossen und Freund in dasselbe hinein gehen. Man kann sich sein Erstaunen vorstellen. Vergebens wartete er mehrere Stunden lang, um ihn beim Herauskommen anzurufen. Er kam nicht. Gegen Abend pocht jedoch Jemand bei ihm an und siehe da! er ist es.

„Lieber Karl, was ist aus Dir geworden?“ rief er dem Eintretenden entgegen.

„Darum mußt Du mich nicht weiter fragen, aber ich glaube, ich kann Dir noch nützlich werden.“ antwortete dieser und fuhr fort: „Ich habe nur wenige Minuten Zeit. Wolltest Du wohl so gut sein und mir diesen Brief auf die Post besorgen. Ich muß zur Eisenbahn. Alles wird sich mit der Zeit aufklären. Mein Glück ist gemacht. Adieu!“

„Dummes Zeug!“ sagte der andere, als jener in größter Eile zur Treppe hinunter lief. „Woran ist nur der Brief? An Se. Hochwohlgeboren den Staatsprokurator u. s. w. — da steckt etwas hinter. Sollte es vielleicht dennoch noch eine geheime Polizei geben?“

Er wurde durch die eilig eintretende Frau des Hauses, eine alte Trödlerin, unterbrochen. „Ach, lieber Herr, sehen Sie doch einmal auf die Straße!“

Der Student eilte an's Fenster. „Ich sehe nichts!“

„Wie, Sie sehen den großen Leichenzug nicht und alle die Wagen?“

„Leichenzug? wo denn?“

„Sehen Sie, jetzt zieht er um die Ecke, der alte Geheimrath wird begraben; sehen Sie den Herrn Baron und den Herrn Assessor nicht und den Wagen des Königs und die aller Prinzen?“

„Auch nicht das geringste!“

„Ja nun ist alles weg! — ach das bedeutet ein Unglück!“ sagte die Alte.

Nach einigen Tagen starb der alte Geheimrath. In der Nacht vorher hörte man in seinem Hause ein ungeheueres Gepolter, denn unter Begleitung eines Militairpikets wurden schwere Kisten in der Dunkelheit auf Ziehkarren weggebracht. Da stürzte eine der Kisten zur Treppe hinunter und verursachte dasselbe Getöse, wie man es vor mehreren Monaten um dieselbe Stunde bereits vernommen haben wollte. Eilig sah man die räthselhafte Dame mit dem Lichte in der Hand durch die Zimmer gehen und, wie es schien, Gegenstände hin und her tragen. Einer der mit dem Wegschaffen der Kisten beschäftigten Leute erzählte später, er habe gesehen, wie das Fräulein bei dem Alten gestanden, ihn Vater genannt, und er oft leise Tochter gesagt, wie der Alte sich dann fieberhaft aufgerichtet und einigemal mit Zusammennehmung aller Kräfte gesagt habe: „Die Nationalversammlung mußte aufgelöst werden — das Volk hat nicht mitzuregieren — ist nimmer so gewesen — Kind bleibe treu — nicht schwarz-roth-gold — schwarz ist der Tod der Monarchen — roth das Blut — wollen die Fürsten morden — Gold wollen sie — ist der Communismus — böse Welt — ich sterbe — still — da seh ich den alten Fritz — still er winkt mir — ich kann nicht — aufstehen — Kind! lege vorsichtig — das Geld — weg — es hat mir viel — Mühe gekostet — für Dich. —“ da sei er gestorben.

Das Begräbniß erfolgte ganz in der Art, wie die Trödlerin es vorhergesehen. Seitdem steht das neuangestrichene Haus leer und schenken nur

wenige Leute der Behauptung der Nachbarn Glauben, daß der alte Geheimrath nächtlich darin umgehe.

Der Baron und der ehemalige Assessor scheinen eine große Carriere zu machen. Den jungen Mann sieht man öfter an der Seite eines hochgestellten Offiziers im Wagen. Die Dame soll nach Wien gereist sein.

Ein boshafter Spaßvogel schrieb vor einiger Zeit auf das verödete Haus mit großen Buchstaben die verhängnißvollen Worte: National-Eigenthum.

Eine weitere Aufklärung über diese geheimnißvolle Geschichte läßt sich bis jetzt mit Sicherheit nicht geben. So viel ist gewiß, der Geheimrath war tief in das reactionaire Treiben der Camarilla verflochten, und hatte seine dienstbaren Geister sowohl in Wien als Petersburg.

Kritischer Fall.

„Herr General! Trotz des Belagerungszustandes zögert das Volk immer noch die Waffen abzugeben. Die Frist ist verstrichen! Soll bombardirt werden?“

„Kreuz Bomben und Elephantenapotheke! So geben wir noch 6 Stunden Bedenkzeit, und sind die Waffen bis dahin nicht Stück für Stück abgeliefert, so — — warten wir noch ein Bischen.“

Proklamation.

„Da Sie des Vergehens überwiesen sind, das Volk durch aufrührerische Reden zum Barrikadenbau verleitet zu haben, so mache ich Ihnen hiermit bekannt, daß das Urtheil dahin abgefaßt ist, daß Sie in einer Stunde vom Leben zum Tode übergehen werden!“

„Aber Beweise! Beweise!“

„Liebster Freund, die Beweise werden nachgeliefert werden!“

Deutsche Reichspolitik.

Die deutsche Flottenfrage im Jahre des Heils 1860.

Der Selbstbeherrscher Dannemarks, der seit Anregung der quästionirten deutschen Flotte den innigsten Antheil an dieser Angelegenheit genommen und die herzlichsten Sympathien dafür wiederholt an den Tag gelegt, wird im Lenz des Jahres 1860 von der „provisorischen" Reichsgewalt förmlich eingeladen, der festlichen Ausstellung eines „projectirten Reichsmatrosen" für die zu schaffende deutsche Marine gnädigst beizuwohnen. Derselbe geruht die submisse Einladung freundlich zu honoriren, trifft auf dem Continent ein und erscheint in Begleitung zahlreicher hoher und höchster Herrschaften, die sich zu eben diesem Zwecke eingefunden, in dem festlichen mit Germaniens Trikolore geschmückten Zelte, nach Vorgang welcher erlauchten Anwesenden der deutsche (chronisch gewordene) Redeübungsverein in pleno und im geordneten Aufzuge der großen Idee der Zukunft huldigt. Während dem geruhen Se. dänische Majestät sich zu dem in großer Galla costumirten „Marineausschuß" herabzulassen und selbigem mit wahrhaft königlicher Liberalität und Großmuth eine Menge zu diesem Endzwecke mitgebrachter höchst sinnreicher Entwürfe und Pläne, zu der seit bereits mehr als einem Decennio projectirten und hinfüro noch weiter zu projectirenden Flotte höchsteigenhändig vorzulegen, als worüber der gedachte „Ausschuß" eine unmäßige Freude bezeugt.

Die deutsche Flottenfrage.

Der seit mehreren Jahren nothgedrungen constituirte „Ausschuß für Verwendung der überschüssigen freiwilligen Beiträge zur deutschen Flotte" hält eine seiner frequenten sehr bewegten Sitzungen, die leider bis dato noch zu keinem erheblichen Resultate führen konnten, während der „Ausschuß zur Verhinderung fernerer freiwilligen Beiträge für die deutsche Flotte" eine seiner oft wiederkehrenden Vakanzen dazu verwendet, sich mit Musterung der zur Förderung und Aufmunterung des vaterländischen Gewerbfleißes seit 8 Jahren herbeigezogenen englischen und französischen Hafenarbeiter einen Zeitvertreib zu verschaffen, eine Unterhaltung, die um so gerechtfertigter erscheint als die Letzteren in ihrem Bestreben, sich die bisher noch durch keine störende Arbeit behinderte Langeweile zu verkürzen, manchen Anlaß zur Belustigung gewähren. Zugleich findet eine kleine Uebung der künftigen „Marinesoldaten" statt, welche während des flottenlosen Interregnums als „provisorische Karpfenschwanz-Legion" in leichtester Armirung und Montirung mit Schwimmblasen versehen die nothwendigsten Seedienste zu verrichten geeignet sein dürften. — Nun, stolzes England, beuge Dich! —

F. Schröder.

Die deutschen Gassenhauer.

In Bildern von **Felix Alpner.**

Und als der Großvater die
Großmutter nahm:
Da war der Großvater ein
Bräutigam.

Der deutsche Gassenhauer ist älter als das heil. römische Reich. Seine geschichtlichen Anfänge verlieren sich in den Mythen deutscher Vorzeit, die für die vaterländische Literaturgeschichte nirgends einen Anknüpfungspunkt gewährt, selbst für die Tradition nur ein unerquickliches Feld geboten haben. Das Volkslied in jenen Tagen war meist ein Kriegslied, später ein Trinklied und in den Zeiten des Mittelalters, wo mit den Bräuchen des Ritterthums auch der Minnesang auf deutschen Burgen heimisch wurde — ein Liebeslied. Nur wenig ist uns aus jenen Tagen verblieben. Die Kriegslieder des dreißigjährigen Kampfes, derb in ihrer Sangweise und daher nicht für jedes Ohr geschaffen, hatten wohl den gerechtesten Anspruch auf die Bezeichnung „Gassenhauer." Selten endete ein Sing- und Trinkgelage ohne handgreifliche Demonstrationen. Der Deutsche hat stets diese gediegenen Bekräftigungsmittel im Streite geliebt — sie gehören mit zu seinen Nationaltugenden. —

Der Gassenhauer unserer Zeit ist moderner; er hat sich eingeschmuggelt in das gesellschaftliche Leben; er hat Glaceehandschuhe angezogen, um den Damen zu gefallen.

Unser Gassenhauer ist ein legitimer Sohn aus der zweifelhaften Ehe des vaterländischen Volksliedes mit der deutschen Musik. Viel verzogen in seiner Jugend, aber sonst ein lieber geweckter Junge von deutschem Schrot und Korn, muthwillig, wie alle verzogenen Kinder, witzig bis zum Muthwillen, grob, wie alle Söhne seiner Nation, und doch wieder gutmüthig, weich und sanftmüthig, thränenreich, wenn es gilt, ein armes Herz zu trösten.

Wer sollte ihn nicht kennen, den blondgelockten, blauäugigen Schelm, den Spottvogel mit dem ewig wechselnden Gefieder, der heute auf dem hochgewölbten Orchester des fürstlichen Ballsaales seinen Thron aufschlägt, morgen auf der Bierbank Witze reißt, heute dem fidelen Bruder Studio den brau-

nen Gerstensaft würzt, morgen der sittigen Jungfrau hinter dem Spinnrade die Arbeit erleichtert? — Es ist derselbe jugendliche Held, der dort als frommer Klausner den Säugling in den Schlummer singt, der Matrone die seligen Reminiscenzen einer längst verblichenen Jugend in das Gedächtniß ruft, den Großvater an die Zeit seiner ersten Liebe erinnert und — den Jüngling über den Treubruch einer wankelmüthigen Liebe tröstet.

Es gibt keinen treueren Tröster auf dem viel-

bewegten See des Lebens, als den deutschen Gassenhauer, keinen süßeren Balsam für die kleinen Leiden liebekranker Seelen, keinen muthigeren Kämpen gegen Schicksalstücke und Weltschmerz. Aus seinen reichen Schatzkammern holen wir in bittern Stunden des Lebens die Beruhigung, die Freude und den Frieden.

Wie singt der flotte Bursch, der das letzte Paroli gebogen und mit dem Glück im Spiele auch das Glück in der Liebe verloren hat? Er strömt seine Verzweiflung in dem klagenden:

„O, du lieber Augustin:
Alles ist hin." —

aus und wehrt den tröstenden Freunden ab mit dem trostlosen:

„Fordre Niemand mein Schicksal zu hören,
Wem das Leben noch wonnevoll winkt."

Er weint vor seines Liebchens Thür, doch:

„Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond."

eine Stunde später schmachtet er zu den Füßen der zürnenden Kunigunde und singt mit allem Gefühl einer seelenvollen Innigkeit:

„Ach Mädchen nur ein Blick!
Ein Druck von Deiner Hand ꝛc."

So treuer Liebe kann selbst ein grollendes Mädchenherz nicht länger widerstehen; die Verzeihung schwebt ihr schon im zweiten Verse auf den Lippen und

„Wilhelm komm an meine Seite ꝛc."

ruft sie, eine Thräne perlt auf den Glücklichen nieder. Dort schwelgen sie Brust an Brust, Arm in Arm — zwei Seelen und ein Gedanke. Aber bald wird der Arme inne, wie schwer er diese Verzeihung erkaufen mußte. Gundchen ist des siebenjährigen Brautstandes müde; sie sehnt sich nach der Haube und erinnert den Geliebten mit dem

„Schier dreißig Jahre bist du alt,
Hast manchen Sturm erlebt ꝛc."

an Versprechungen aus alten Tagen. Nur nach langem Zögern ergibt er sich dem tragischen Geschick und ruft dem romantischen Garconleben einen thränenhellen Scheidegruß zu. Der Myrthenkranz grünt in Gundchens Haar. Blumen schmücken ihren Busen und sanft singen die Freundinnen:

„Sie hat gesponnen sieben Jahr,
Den goldnen Flachs am Rocken ꝛc."

Am Hochzeitabend sammelt auch der Bräutigam die Genossen seiner Jugend noch einmal um sich. Muck der Berliner, mit dem Veilchenstrauß am saftgrünen Frack, Schwabbelhub'r, der Wiener, Warrus, der Insprucker, sie kommen Alle, selbst Ralph, der Elsasser, dem Gundchen doch sonst nie besonders grün gewesen ist. Anfangs geht alles nobel einher, denn der Berliner macht den Maitre de Plaisir und läßt keine schlechten Witze aufkommen, bis der Punsch die Zungen löst. Da eint sich Alles zum fröhlichen Gesange. Die Gassenhauer strömen schaarenweise herbei, den alten Dessauer an der Spitze, der mit seinem:

So leben wir, so leben wir alle Tage ꝛc.

jeglicher Prüderie, jeder ängstlichen Rücksicht den Garaus macht.

„Bier her, Bier her, oder ich fall' um!"

ruft Schneutzner, der Augsburger; Muck der Berliner singt:

„Schnaps! Schnaps! Schnaps!
Du edeles Getränke! ꝛc."

während der Insprucker der hübschesten Brautjungfer in dem schmelzenden:

„Mein Schatz ist eine Alpnerin ꝛc."

die Geschichte seiner heimathlichen Liebe vorjodelt. Die Fröhlichkeit erreicht nachgerade ihren höchsten Grad und macht am Ende einer Begeisterung Raum, die in solchen Augenblicken immer bis zur Rührung schön ist. Die Nationalgefühle rufen sich gegenseitig wach und der Berliner beginnt mit;

„O Berlin, ich muß dir lassen! ꝛc."

Ihm folgt der Elsasser mit:

„O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt."

bis der Wiener mit einer Stimme, die jedem afrikanischen Löwen Ehre machen würde, mit seinem:

„Es gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien,
Ei da muß doch prächtig sein, da möcht' ich hin ꝛc."

den Reihen beschließt. Und es wird hohe Zeit, daß die Gäste an den Aufbruch denken, denn der Straßburger wankt bereits unsichern Schrittes nach dem Kanapee und der Berliner weint Thränen einer wundersamen Rührung. Lärmend zieht die Schaar endlich heimwärts, noch auf der Straße des Stundenrufers:

„Hört Ihr Herren und laßt Euch sagen ꝛc."

in geeigneter Weise parodirend, während Gundchen mit dem seligen Gemahl sich in stille Gemächer zurückzieht — — —

„War's vielleicht um eins, war's
vielleicht um zwei,
War's vielleicht um zwei oder drei?"

Die Flitterwochen sind vorüber, die Stürme des Ehestandes beginnen:

„Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergehn."

In Jahresfrist singt Wilhelm Wiegenlieder; da wird's wieder lichter am ehelichen Himmel, die Freude zieht in's Haus; denn Gundchen ist ein sorgsames fleißiges Weibchen, das stets einen Trostspruch für den verzagenden Gatten bereit hält, wenn Noth und Mangel drohen. Mancher Gassenhauer läuft in fröhlicher Stunde mitunter, die Kindtaufen kehren wieder und bald eint sich ein lustiges Häuflein um glückliche Eltern. Und wirbelts dem Alten auch dann und wann im Kopfe, wenn der Lärm zu groß wird und die Buben über den Strang hauen — die sanfte Mutter weiß jeglichen Sturm zu beschwichtigen und der Vater schmunzelt schnell wieder, wenn das

„Denkst Du daran, mein tapfrer Lagienka!"

die Erinnerung an manchen tollen Streich der eigenen Jugend zurück ruft. Bald kräuseln Silberlocken sein Haar; die Kinder sind sein Trost, seine Stütze geworden, denn Gundchen führt am Tage ihrer silbernen Hochzeit, Marien, den Erstling der reichgesegneten Ehe zum Altare. — Abends geht's noch einmal hoch her, zwei liebende Paare eröffnen den Reigen:

„Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war der Großvater ein Bräutigam."

Noch einmal ist Kindtaufschmaus; Gundchen

wiegt mit seligem Entzücken den neugebornen Enkel auf dem Schooße; dann aber wird's stiller und stiller im elterlichen Hause:

„Sechzig Jahre thun nicht viel,
Bei der Liebe Possenspiel."

Bald pflanzt der Großvater den Myrthenstock auf Gundchens frisches Grab, und wankt heim in die öde Klause, lebensmüde, lebenssatt, Thränen weinend, die nur ein Leichentuch trocknen kann. Und wenn der Herbst wiederkehrt und die Blätter fallen

„Dann legt er seinen Hobel hin,
Und sagt der Welt Adieu!"

So spielen die Gassenhauer im Leben des Menschen eine große Rolle, bald Freude, bald Friede spendend, bald Schmerz bald Trauer kündend, je nachdem Fortuna ihre Gaben vertheilt, oder das Mißgeschick uns seinen Wermuthsbecher reicht.

Bei so großen, unabweisbaren Verdiensten des „deutschen Gassenhauers" darf es aber wohl unser Befremden erregen, daß er in unserer schreiblustigen Zeit noch keinen Biographen, noch keinen Historiker gefunden, der seine Geschichte, seine Charakteristik unternommen hätte. Unsere Gassenhauer sind allermeist nicht durch den Zufall entstanden; die Veranlassungen zu den einzelnen Liedern die später im Munde des deutschen Volkes sich heimischer machten, als manches Meisterwerk, das wir der Bedeutsamkeit ausländischer Literatur gegenüber vollwichtig in die Wagschaale legen können, diese Veranlassungen sind meist unbekannt geblieben. Das Historische dieser Lieder, die Thatsachen, die man uns hier im Gewande schlichter Dichtungsweise geboten hat, die Dichter, deren Talente wir derartige Schöpfungen zu verdanken haben, nicht selten auch die Componisten der deutschen Gassenhauer — das Alles ist unbekannt geblieben. Nur spärliche, unhaltbare Notizen sind darüber vorhanden, Traditionen, denen wir schon ihrer Abenteuerlichkeit halber keinen Glauben beimessen dürfen. Und darum ist es jedenfalls ein verdienstliches Geschäft, nicht sowohl den Dichtern und Componisten der „deutschen Gassenhauer" nachzuspüren, als hauptsächtlich deren geschichtliche Veranlassung zu ergründen.

Feldmarschall Radetzky und Kossuth Lajós empfangen den Orden zum vergoldeten Schaffell.
(Nach einem Originalgemälde in der K. K. Sammlung im Belvedere zu Wien.)

Schicksale eines Wurzelwichts.*)

Der Tertianer Flabbes überreicht dem Lehrercollegio eine Schülerpetition folgenden Tenors.

Im stillschweigenden Auftrage sämmtlicher Schüler Deutschlands verlangt der Unterzeichnete die augenblickliche Gewährleistung folgender Punkte:

1. Unbedingte Rauchfreiheit.
2. Allgemeine Kneipfreiheit.
3. Gänzliche Aufhebung der Conduitenliste.

Flabbes.

Statt obiger drei Punkte werden dem Tertianer Flabbes folgende Punkte gewährleistet: 1. Vier und zwanzig Stunden Carzer, 2. Unbedingte Relegation.

Flabbes schwört fürchterliche Rache.

Nachdem er den Selbstmord aus höhern Rücksichten und aus Unschlüssigkeit in der Wahl der Todesart verworfen, verkauft er seine Bücher beim Antiquar und brennt als politischer Flüchtling durch.

Flabbes kommt nach Dohlwinkel in dem günstigen Moment einer Volksversammlung. Er beschließt das Volk zu haranguiren. Kaum hat er begonnen: „Männer von Dohlwinkel!“ so erhält er von dem priveligirten Harangueur einen Tritt auf die von der Natur dazu bestimmte Stelle und wird zur Ruhe verwiesen.

Da Flabbes diesen unglücklichen Erfolg mit Recht nur seiner kleinen Statur beimißt, so beschließt er sich ein Toupee und doppelte Sohlen unter die Stiefel machen zu lassen.

Der Succeß ist vollständig, an Länge ist wenigstens ein halber Schuh gewonnen und ein imponirender Ausdruck des Gesichts erzielt.

Flabbes schreibt, um als Zeitungskorrespondent sich einige Subsistenzmittel zu verschaffen, einen streng conservativen Artikel für die neue preußische Zeitung, die gut bezahlt, einen republikanischen für die Neue Rheinische; verwechselt jedoch leider die Adressen und schickt den conservativen Aufsatz an die Rheinische.

*) Radikalen. Vgl. Dolbrücks Vorlesung über Politik zu Bonn im Sommersemester 1846.

In Folge dessen wird sein Anerbieten, Mitarbeiter der Neuen Rheinischen zu werden — abgelehnt.

Flabbes verschafft noch am nämlichen Abend seinem Unmuth Lauf bei einer Katzenmusik, wird jedoch als der Kleinste und Schwächste ergriffen und eingesteckt.

Flabbes dachte an eingekerkerte Freiheitshelden und freute sich seiner Gefangennehmung.

Kaum ist er jedoch zu diesem Resultat gelangt, als er frei gelassen wird. Tiefe Consternation.

Monolog.

Da stände ich an einem von den Augenblicken im Menschenleben, wo mein Geschick sich entscheiden würde, wenn mir irgend eine Entscheidung geblieben wäre.

3 Sgr. 2 Pf. habe ich noch, davon 1 Sgr. ab für Bier, das ich doch jedenfalls heute Abend in der Arbeiterversammlung — ha! Arbeiterversammlung! Oeffentlicher Agent der Arbeiter! Deputirter zum Arbeiterverein! 3 Thlr. Diäten! Es kann nicht fehlen — ich kann mir noch zwei Cigarren kaufen. Ich muß eine Rede halten. Wie wenn ich mir einen Bart kaufte? Ich glaube, der kostet nur 6 Pf., behielt ich noch 8 Pf. übrig, die ich zu zwei Milchbrödchen verwenden will. Proletariertribún will ich mich nennen. Ich muß eine Rede genau überlegen, nein aufschreiben will ich sie. Hätte ich doch nur noch Geld zu einer Flasche Wein!

Arbeiterversammlung in N.

Cratz. Da ich die Versammlung ins Leben getreten habe, wird man mir erlauben, mir gespannt zuzuhören. Gestattet dahero gütigst mir ein Ohr zu leihen! Die Weltgeschichte sieht auf uns und diesen Saal! Auf uns sieht die Weltgeschichte. Der Hecker ist — hat — ist in Deutschland ist der Hecker — hat — — — (Privatunterredungen erlauben dem Redner nicht weiter zu sprechen.)

Pitsch. Haltet die Mäuler oder schreit wenigstens leise, Männer von der Arbeit! Ich will euch sagen, wo wir dran sind. Ein Staat, das ist ein großes Faß, daran sitzt Einer und schenkt den Wein aus. Das wäre nun Alles ganz gut, wenn Jedem gleich viel geschenkt werden thäte. Da sitzt der aber am Faß und theilt aus, dem Einen einen Bommes von vier Quart und drüber, dem Andern ein Miserábelchen, das einem knapps die Gurgel naß macht.

Da muß Einer von uns dran, der uns auch einschenkt, Männer von der Arbeit!

Flabbes. Deutsche Männer! ich — —

Cratz. Sie Rotzjunge, scheer dich heraus, Bengel er!

Pitsch. Was hättst du gern Jüngelchen!

Flabbes. (abseits) Hätt ich mir doch einen Bart gekauft!

Flabbes geht, grollend mit der Welt, mit sich selbst und seinem Schicksale.

Da, o Wonne! entsteht ein Streit im Wirthshaus — Militair und Civil!

Rohe Soldateska! schreit Flabbes — Barrikaden!

Einige hoffnungsvolle junge Proletarier aus dem Kern des Volkes, glühend vor Begeisterung, folgen seinem Rufe. Unter mächtigen Anstrengungen wird ein Karren umgestürzt, ein Rad zerbricht — Der Eigenthümer kommt herbei, die heldenmüthigen Proletariersöhne fliehen — — —

Flabbes in der Arbeiterversammlung.

Flabbes wird ergriffen und — geprügelt. — Ein Deutscher — Freiheitsheld — geprügelt!!!

Flabbes verzweifelt an der Wohlfahrt Deutschlands und kehrt zu seinen Eltern zurück.

von

Die Mode dreier Jahre.

März 1847.

„Die Mütze steht Micheln exquisit und sitzt wie angegossen!“ —

Die Mode dreier Jahre.

März 1848.

„Wie steht mir denn zum Beispiel diese Kappe?“ —

Die Mode dreier Jahre.

März 1849.

Weihnachten 1848.

„Gnädigster Herr Papa, wann bekomme ich denn die süßen Aepfel, die Sie mir im März versprochen haben?“ —

„Liebes unverständiges Kind, die Aepfel sind heuer recht schlecht gerathen; in diesem Korbe ist etwas, um sie Dir zu ersetzen.“

„Aber, gnädigster Herr Papa, faule Fische.!.?“ —

Der Rekrut in der ersten Attaque.

Lith. v. Arnz & Cº in Düsseldorf.

Dat hät noch good gegange!

Lith Inst. v. Arns & Cº in Düsseldorf.

___ Aber um Gotteswillen, Herr Bunsler! schlagen Sie doch mal auf den Gaul, schon über 3 Stunden am fahren und noch nicht halben Weg! ___ Sehe Se, do wunnere ich mich aach esu drüber, **do sicht mer, wie sich die Zeite ännere**. Ich kann Se versichere, **vor 18 bis 20 Johr** do kunt ich mit dem selbigte Thierche in 4 Stunde von Oberwesel nach Coblenz fahre, ich sage Jhne, mit dem selbigte Thierche do. ___

Die Märzerrungenschaften.

1. Der Belagerungszustand.

In der Haupt- und Residenzstadt X. herrschte nach der einstimmigen Ansicht aller wahrhaft „gutgesinnten" Bürger und den glaubwürdigen Artikeln der „Kreuzschwerenothzeitung" vollständige Anarchie und allmorgentlich fand man an den Ecken der besuchtesten Straßen zahlreiche Plakate

hochverrätherischen Inhalts neben dem entsetzlichen Abbild gräulich bewaffneter Unholde mit Galgen und Rad schaurig gepaart; wagte es doch selbst ein Fuhrmann leerer Tonnen bei früher Tageszeit

trotz aller desfallsigen strengen Polizeibestimmungen in einer der berüchtigsten Straßen der proletariatgefüllten Vorstädte eine Axe zu zerbrechen und somit förmlich den Barrikadenbau zu provoziren, der auch wohl nur unterblieb, weil die Pläne der Rädelsführer den Schlag noch für nicht hinreichend vorbereitet glauben mochten; die klassisch gewordenen „Bassermann'schen Gestalten" wandelten, insonderheit bei frostigem, regnerischem Wetter, vermummt und eiligen Fußes über das so oft schon gemißbrauchte Straßenpflaster, ein Schrecken und Entsetzen aller „Gemäßigten" und „Gutgesinnten", die in ihren düstern Ahnungen die gewichtigen Steinplatten bereits in die höchsten Stockwerke oder zum Bau revolutionärer Bollwerke verschleppt sahen; mehrere Male trafen die seit langem verstärkten Patrouillen auf einzelne in den Rinnsteinen reglementswidrig campirende Fuseliere, die nach ausgeschlafenem Rausche wiederholt und auf's ernstlichste versicherten, nur ein ganz unbedeutendes Quantum geistigen Getränkes genossen zu haben, so daß ein allmäliges Narkotisiren der ganzen Garnison, wenn nicht gar ein chronisches

Vergiften derselben, in den schwarzen Plänen der „Wühler“ und „rothen Anarchisten“ zu liegen schien; nicht zu gedenken, daß ein Soldat, wenn auch außer Dienst, durch eine gebrannte Blasrohrkugel an einem der fleischigsten Theile seines Körpers empfindlich getroffen wurde, daß der 10 jährige Sohn eines notorischen Demokraten auf öffentlicher Promenade eine Schlüsselbüchse abgeschossen und was dergleichen drohende Vorzeichen mehr sind.

So fand sich denn endlich der menschenfreundliche und wohlwollende General v. Lautenkrebs, der bisher nur aus der Ferne ein mitleidiges Auge auf die unter der „Geißel des Pöbels“ schmachtende Hauptstadt geworfen, genöthigt, mit den todesmuthigen Schaaren eides- und pflichtgetreuer Krieger in die von „Bummlern“ und „Rothen“ terrorisirte und eingeschüchterte Stadt einzuziehen, sie von den Schrecknissen der Emeute und dem Gespenst der entsetzensschwangeren Republik zu erlösen und, um die gute und getreue Schaar von der „energischen Minorität“ der Umsturzpartei zu befreien, die sogenannten Freiheiten des Volkes auf unbestimmte Zeit zu suspendiren. Mit dem nur zu gerechten Uebermuthe des siegreichen Triumphators rückten die stolzen Schaaren in die nun pacificirte Residenz ein; der „gutgesinnte“ Theil der Bürgerschaft eilte ihm jauchzend und frohlockend entgegen und der Eifer, den noch gar nicht proklamirten Befehl der Waffenablieferung mit Lust und Liebe zur Ausführung zu bringen, hätte beinahe zu verhängnißvollen Mißverständnissen geführt, indem ein loyaler Hausbesitzer ein Geschoß von ungewöhnlicher Größe und Construction mit übergroßer Hast herbeischleppte und ein Offizier, in der irrthümlichen Meinung, es gelte activer Widerstand, schon im Begriffe war, scharf feuern zu lassen, als sich glücklicherweise das Mißverkennen der guten Absicht noch herausstellte.

Tagesbefehl.

Zärtlich geliebte Bürger der Residenz!

Ich bin euer intimer Freund, nöthigt mich nicht, es durch den Spruch zu beweisen: „Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er!“ Ihr sollt nach wie vor in unangetastetem Besitze eurer Freiheiten bleiben, hütet euch jedoch irgend Gebrauch davon zu machen! — Mit Ausnahme der Fibelbücher, Küchen- und Theaterzettel sind alle Druckschriften unbedingt verboten. Die Plakatenfreiheit besteht ungehindert, darf jedoch nur von mir ausgeübt werden. Wer irgend ein Werkzeug oder Instrument nicht binnen 6 Stunden abliefert, durch welches auf irgend eine Weise Jemanden ein Leids zugefügt werden kann, verfällt der strengsten Strafe. In Gasthäusern hat jeder Gast, um Conspirationen zu verhindern, eine Entfernung von drei Schritten von seinem Nachbar einzuhalten und jedes Wort laut und deutlich auszusprechen; auf die Straße dürfen sich überhaupt nur die begeben, welche mit einem Legitimationsschein versehen, die unumgängliche Nothwendigkeit des freien Herumtreibens nachweisen können; nur 2 und 2 unter oben angegebener Weise dürfen sich öffentlich blicken lassen, sie haben sich jedoch bei der geringsten Wahrnehmung nahender Truppen schleunigst auseinander zu begeben, widrigenfalls Feuer auf sie gegeben wird. Den einquartirten Soldaten sind ihre Wünsche möglichst an den Augen abzusehen, Beschwerden gegen dieselben sind als unstatthaft ernstlichst verpönt. Alle Verstöße gegen obige Bestimmungen werden natürlich standrechtlich abgeurtheilt: Recht muß doch Recht bleiben. Blamirt euch, werthgeschätzte Bürger, daher weder activ noch passiv; die Flinten meiner braven Truppen sind bis an die Mündungen vollgeladen und ihre Säbel schärfer denn die Scheermesser, wornach zu achten.

Mit freundschaftlicher Hochachtung

General v. Lautenkrebs.

Die Herzen aller wahren Patrioten schlugen diesem humanen Krieger entgegen, und man erwartete nun täglich und stündlich das längst versprochene Wiederaufblühen der Industrie und des Handels, welches jedoch durch unvorhergesehene Hindernisse wiederholt vereitelt wurde; die somit noch herrschende Stille im Geschäftsleben wurde wesentlich durch öftere Pulver und Bleibegnadigungen gemildert, als eines schönen Frühlingsabends auf dem Kälbermarkte im ungewissen Scheine des Neumonds eine dunkle, wie es schien bewaffnete Masse bemerkt wurde, die zum Ueberflusse sogar von Hunden umgeben. Der Zweck konnte natürlich nur die Proklamirung der rothen Republik sein. Um dem frechkühnen Beginnen gleich beim ersten Auftreten energisch zu begegnen, stürzten sich aus allen den zahlreichen nahen Wachen hinreichende Mannschaften gegen den verdächtigen Mittelpunkt, der leider! wie die genauere Untersuchung ergab, nur aus der wohlbeleibten, mit Stock und Regenschirm versehenen Person des Herrn Rentiers Dickkopp mit Hündlein und Schatten bestand, welche optische Täuschung der trügerische Mondschein genährt hatte. Doch schien es nur zu gerathsam, den besagten Herrn D. als unbedachten Veranlasser einer bedeutenden Agitation und zwecklosen Truppenbewegung gefänglich inne zu behalten, um etwaigen böswilligen Vorbedacht durch genauere und schärfere Untersuchung zu ermitteln.

Bei diesem mannhaft und überaus glücklich

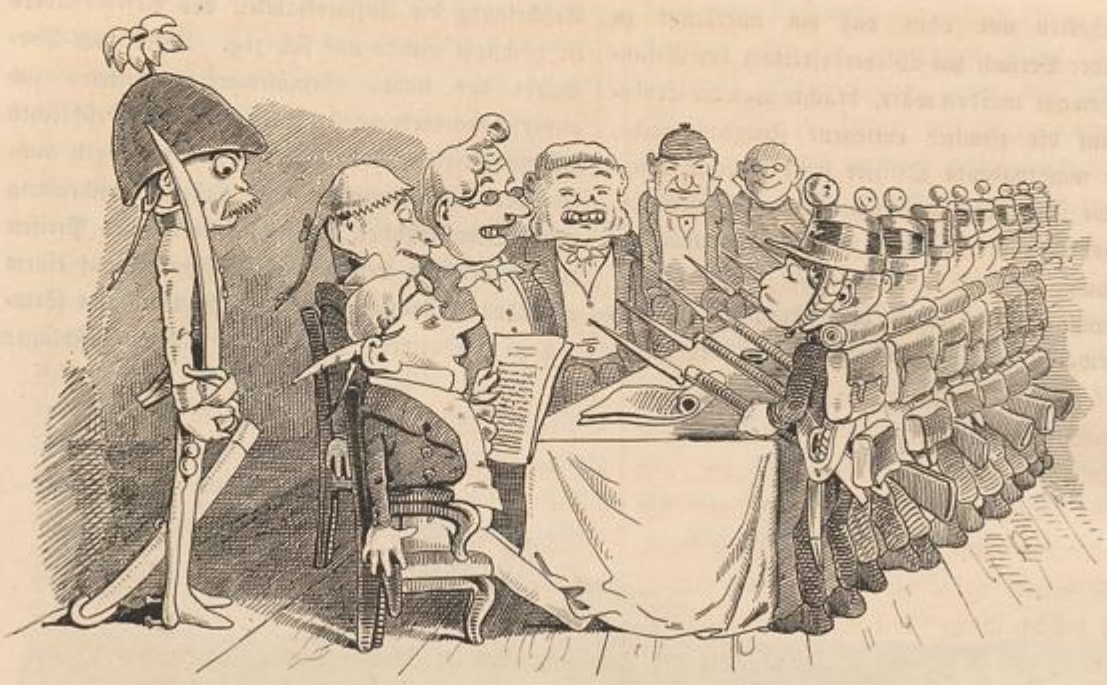
ausgeführten Coup bemächtigte man sich gelegentlich noch zweier höchst verdächtiger Individuen, wovon das eine, weiblichen Geschlechtes, wohlbeleibt, beiläufig 40 Jahr alt, unter dem Vorgeben zur dringenden Abhülfe interessanter Umstände berufen zu sein, den verfolgenden Schritten der Krieger listig zu entrinnen suchte; das andere, männlichen Geschlechts, asthmatisch, beiläufig 55 Jahr alt, unter dem Vorwande plötzlichen Unwohlseins in einem dunkeln Winkel lehnend angetroffen wurde.

Wohlbehalten und ohne daß ein allerdings zu fürchtender Versuch zur Wiederbefreiung der Gefangenen gewagt worden wäre, brachte man die Eroberung auf die ziemlich entlegene Zeughauswache, wo der wachthabende Offizier seine gerechte Wuth gegen die Ruhestörer und seine volle Anerkennung der Verdienste der wackern Vaterlandsvertheidiger aussprach.

Kaum graute jedoch der Morgen, als vor dem erwähnten Zeughause eine höchst bedenkliche Erscheinung die Aufmerksamkeit des Befehlshabers in höchstem Grade auf sich zog. Unter dem Vorwande des nahen Gemüsemarktes rotteten sich unversehens mehrere Personen beiderlei Geschlechts zusammen, ja es wagte endlich ein verwegen aussehendes Individuum in der äußern Erscheinung eines Schusterbuben durch aufrührerisches Pfeifen einer jedenfalls revolutionären Fanfare auf einem gellenden Instrumente die bewaffnete Macht förmlich zu provoziren. Jetzt wurde Allarm geschlagen

Kanonen aufgefahren und ihre Mündungen gegen den betreffenden Aufrührer gerichtet; mehrere plötzlich aus dem Thor des Zeughauses hervorstürmende Colonnen umzingelten den Tollkühnen und führten ihn in den wohlverwahrten Kerker.

Die Gemeindebehörden über den unerwartet glücklichen Ausgang dieses besorgnißerregenden Ereignisses höchlich entzückt, suchten submissest bei der obersten Militärbehörde um die allergnädigste Erlaubniß nach, dem Commandirenden General von Lautenkrebs eine unterthänigste Dankadresse votiren zu dürfen, was nach wiederholten Weitläufigkeiten endlich auf das humanste bewilligt wurde; die betreffende Sitzung fand zu allgemeinster Befriedi-



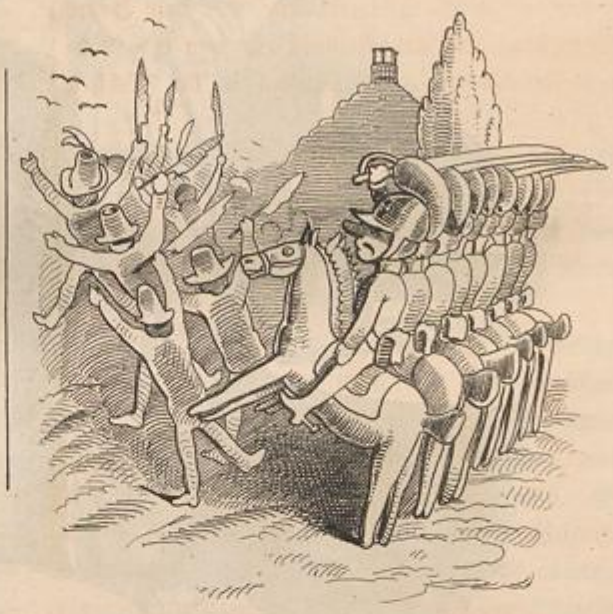
gung unter dem schernden Schutze zahlreicher Bajonette im Amtslokale statt.

Tags darauf begann das standrechtliche Verhör des vel quasi Schusterbuben, der nach kurzer Untersuchung und vergeblichem Läugnen des fluchwürdigsten Attentats für schuldig in der höchsten Potenz erkannt wurde: „als wasmaßen er eine zur Anarchie und rothen Republik führende Emeute resp. eventuell Befreiung der mehrerwähnten verdächtigen Individuen veranlassen gewollt, so wie er auch die treue und ehrenhafte Mannschaft des vaterländischen Trup-

penkorps gröblichst insultirt und beleidigt.“ Daß durch diesen Vorfall der stark genährte Verdacht gegen die neulich Incarcerirten zur annähernden Gewißheit erwuchs, bedarf wohl keiner weitern Bemerkung. Das Urtheil gegen den so höchlich Incriminirten lautete anfangs dahin, daß er von vier ausrangirten Cavalleriepferden langsam zerrissen werde, jedoch wurde er in Anbetracht seiner Jugend (er gab vor im 13ten Jahre zu stehen) zu 6 Kartätschenschüssen begnadigt, als durch welche väterliche Milde der Höchstkommandirende seinen vielen schönen Tugenden die Krone aufsetzte. Die Execution fand Tags darauf statt unter großem Zulauf Seitens der „Wohlmeinenden“ und „Bessern“ und die Regimentsmusik spielte dabei die Melodie des Liedes: „Freiheit, die ich meine“ mit vieler Präcision und Virtuosität.

Alle diese Vorgänge mußten natürlich dazu beitragen, die unbedeutenden Ungemächlichkeiten des Belagerungszustandes gegenüber den drohenden und vernichtungbringenden Schrecknissen einer unbelagerten Zukunft als kleinlich und der Erwähnung unwerth erscheinen zu lassen, man erkannte in den sogenannten Freiheiten (!?) des Volkes nur die Veranlassung zur Unzufriedenheit mit den bestehenden und daraus folgenden tumultuarischen Excessen, welche die „rothe Republik“ in Aussicht stellen und ergab sich mit froher Zuversicht in die allmälig befreundet werdende Idee, den Belagerungszustand in Permanenz erklärt zu sehen.

Zur Erleichterung der geheimen Polizei und des patentirten Spionirkorps, welches letztere durch die überaus starke Beanspruchung seiner Thätigkeit zu einer enormen Anzahl aufgeschraubt worden war, entfernte man eines freundlichen Junitages alle diejenigen, welche orthographisch zu schreiben im Stande waren, mit weiser Mäßigung und auf die humanste Art durch Hülfe einiger Cavallerieschwadronen aus dem Weichbilde der



Stadt. So wurde es denn endlich möglich, das Ideal eines idyllischen Großstadtlebens wirklich ins Dasein zu rufen; die Lug und Trug favorisirende Mäkelei des kaufmännischen Verkehrs war längst wie weggefegt, die geist- und körperaussaugenden Strapazen der Fabrikarbeiter waren beseitigt, die unnatürlichen, hypercivilisirten Genüsse der Kunst und des Luxus waren der originellen Einfachheit der Urzustände der Menschheit gewichen; üppig sproßten zarte, kräftige Gräser in den sonst von „Bummlern“ wimmelnden Straßen und anmuthig weideten glänzende Stiere und feinwol-

lige, schneeige Lämmer beim Klange anmuthiger Töne der Schalmeyen.

Des freute sich baß die bureaukratische Intelligenz und der fürnehme und hochadliche Besitz. Die Vertreter dieser nobeln Kasten versammelten sich mit Hülfe schöner Carossen außerhalb des Belagerungsrayons zum triumphirenden Festessen mit obligatem Champagner und endlich weinselig

„in den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerz und vor Freude."

den 15. April 1849.

Dr. Schröder.

„Aber bestes —"

„Kein Aber, es ist 12 Uhr und Deine Märzerrungenschaft, der Hausschlüssel, kehrt in meinen Verwahrsam zurück."

Die Revolution in der Feenwelt.

In seinem Rosengarten unter kunstvoll gezogenen Lauben saß König Carfunkulus der Erste und träumte in den Armen seiner geliebten Königin Lusandra von den Herrlichkeiten seines Reiches. Ringsum hatte der Frühling seine unzähligen Blumen und Blüthen zur Verherrlichung des königlichen Daseins erblühen lassen. Die Nachtigallen sangen seinem Ohre süße Schmeicheleien, und selbst die Sperlinge und Finken bemühten sich, ihm von der endlosen Macht seiner Krone und dem unbeschreiblichen Glücke seiner Unterthanen zu erzählen.

Der König gab sich in diesen Augenblicken stillen Betrachtungen über den Zweck des menschlichen Daseins hin und es war ihm, als wäre in ihm die Menschheit repräsentirt, als hätte sie in ihm die Höhe ihrer irdischen Bestimmung erreicht.

„Sprich holde Lusandra," sagte er, „findest Du nicht, daß wir sehr glücklich sind?"

Die Königin legte ihre zarte Hand auf den Nacken des königlichen Gatten, spielte mit seinem duftenden Lockenhaar und sagte mit unendlicher Würde: „Majestät, wir sind es, denn Du willst es."

„Ja, ich will es," fuhr der König fort, „und so lange ich lebe, soll es in meinem Reiche so bleiben."

Dann sagte er nach einer Pause, in welcher die ganze Schöpfung ehrerbietig zu schweigen schien: „Zwanzig Millionen Geschöpfe liegen gehorchend zu meinen Füßen. Sie gehorchen, weil sie müssen, und sie müssen, weil ich es will. Es gibt nichts Erhabeneres in der Idee der Weltordnung, als die absolute Herrschaft, als das absolute Königreich. Weib!" wandte er sich zur Königin, „möchtest Du wohl eine Krone ohne diesen allein ächten Diamant des Absolutismus?"

Die Königin sagte: „nein," und streichelte seine Wangen.

„Sieh," sprach der König nun weiter, „ich habe heute eine Zeitung aus dem fernen Europa gelesen; dort sieht es bunt aus, dort tritt man das Heiligste mit Füßen, dort hat der Wahnsinn

der Demokratie das Volk erfaßt und die alte, von Gott eingesetzte Weltordnung in ihren Grundfesten erschüttert."

Die Königin schauderte.

„Ja es ist ein Wahnsinn und nichts als ein Wahnsinn, ein bodenloser Wahnsinn," begann der König von Neuem.

„So laß uns davon schweigen," bat die Königin sanft.

„Du hast recht," erwiederte der König; allein mitten unter den Rosen und dem Gesange der Vögel und im Arme seiner treuen Königin konnte ihn doch der Gedanke an jenen europäischen Wahnsinn nicht verlassen. Und auf seiner Stirne erhoben sich ernstliche Falten.

Da winkte die Königin einem Pagen, der in einiger Entfernung damit beschäftigt war, Lorbeerkränze zu binden. Und der Page erschien und ließ sich auf ein Knie nieder.

„Sage unsern Prinzen und Prinzessinen, daß sie zu uns kommen," befahl die Königin.

„Und sage unsern Sängern und Schauspielern, daß sie zu uns kommen," befahl der König.

Und es dauerte kaum eine Weile, da kamen sie alle, sechs Prinzen und sechs Prinzessinnen und mit ihnen viel andre hohe Herren und Damen und zuletzt auch die Sänger und Schauspieler. Und der König und die Königin standen auf und sie sprachen mit allen und jedem, und alle waren überaus glücklich.

„Wo ist denn mein Hofnarr?" frug der König.

„Er sinnt wahrscheinlich auf neue Späße," antwortete der jüngste der Prinzen, „denn ich sah ihn vor einer halben Stunde lesend im Grase liegen."

„Man hole ihn!"

Der Hofnarr kam und der König befahl ihm einen Witz zu machen. Der Hofnarr aber wurde gegen Gewohnheit verlegen und sagte eine Dummheit. Der König aber war bei guter Laune und machte den Witz selbst und frug ihn, seit wann er denn ein Demokrat geworden wäre?

Das fuhr dem Hofnarren in die Glieder. Ach Gott, dachte er, man hat mich angeschwärzt und er wurde bleich und zitterte.

Da trat eine der Prinzessinnen zu ihm heran und schalt ihn, daß er heute so langweilig wäre, als ob er das kalte Fieber bekommen.

Als der Hofnarr noch immer keinen Witz machen konnte, reichte ihm der Page eine Ohrfeige mit dem Bemerken, er wolle seine Schellen klingen machen. Der Narr fing an zu weinen und die andern lachten, als ihm von der Ohrfeige die Mütze abfiel. Aber siehe da, was mit der Mütze zugleich vom Kopfe fiel! Ein bedrucktes Blatt Papier, eine Zeitung.

„Was wird der Narr denn da haben!" rief Prinzessin Pimpanella und ließ sich das Papier reichen.

Der König aber runzelte die Stirne mehr und mehr und befahl einem seiner Geheimräthe — denn jetzt war so ziemlich das ganze Gefolge beisammen — zuzusehen, was es gewesen sei, was der Hofnarr unter seiner Mütze verborgen gehalten.

Der Geheimrath Blumenkohl entfernte sich sofort mit dem Corpus delicti in die königliche Kanzlei und der Hofnarr fiel in Ohnmacht, was Sr. Majestät dem Karfunkulus dem Ersten so unangenehm war, daß er sich sofort aus der Rosenlaube in die königlichen Gemächer zurückzog.

Indessen ließ man den Narren liegen. Nicht sobald hatte sich der Hof entfernt, als der Hofnarr zu sich kam. Furchtsam blickte er um sich, ob er auch sicher wäre, dann schlich er in die Rosenlaube, in der vordem das königliche Paar gesessen, stützte seinen Kopf auf die Hand und hielt folgenden Monolog.

„Ich ungeheuerer Esel! Wo in aller Welt ist mein Witz geblieben? Was geht es mich denn an, wenn die ganze Herrlichkeit zum Henker geht? Wird man mich etwa mit umbringen, wenn man sie alle umbringt? Auch fragt es sich noch, ob man sie umbringt, ob man sie nicht blos einsperrt, ob man sie nicht blos verbannt. Aber, ich weiß nicht, es faßte mich eine Ahnung, eine Ahnung, als ob Carfunkulus der Erste" — — — scheu blickte er um sich, bevor er weiter sprach, und sein Körper zitterte — — „als ob Carfunkulus der Erste der letzte seines Stammes sein könnte. — Furchtbarer Gedanken! — Was soll ich thun? Wollte ich etwa zum Verräther werden? Nein! War es nicht vielmehr pure, übergroße Vaterlandsliebe, die mir den Kopf verdrehte und meinem Witz die Courage nahm? — O warte! — ja Courage — unschätzbare Courage — du sollst mich wieder zu Ehren bringen." Und noch einen Augenblick besann er sich und sein Plan war fertig.

Nachdem er seine Schellenkappe wieder aufgesetzt hatte, eilte er zum König. Muthig drang er ohne weitere Umstände bis in jenes Gemach, in welchem der König in kritischen Augenblicken die Weltgeschichte zu belauschen pflegte. Carfunkulus saß dort in der Einsamkeit auf einem purpurbehangenen Throne und schien sich eben selbst anzubeten. Als der Narr eintrat, fuhr er betroffen empor.

„Mensch, bist Du wahnsinnig?" rief er ihm entgegen.

„Nein König!" sagte der Narr mit dreister Lustigkeit, „denn mein Wahn hatte keinen Sinn, drum habe ich ihn ausgerottet und an der Sonne getrocknet; so mögen ihn Deine Pferde fressen, denn trocken ist er unschädlich. Aber meine Sinne habe ich wiedergefunden, denn es war ein Unsinn, einen zu großen Sinn für Dich, mein König, zu haben."

„Wie meinst Du das Narr?"

„Sieh, wunderbarer, großer, herrlicher König, der Du die ewige Sonne bist, unter der meine Witze gedeihen und aus dem dunkeln Schooße der Ungeburt hervorsteigen, sieh, großer König, ich las in jenem Blatt, in jener Zeitung, in welcher mein Schneider zufällig meine neuen Unterhosen verpackt hatte, daß man in Europa damit umgehe, die Königreiche zu stürzen, und daß wirklich das eine oder andere bereits unter die Füße gebracht wäre; da wollte mir das Herz vor Gram und Kummer brechen, als ich mir so lebhaft die Lage Deiner königlichen Genossen dachte, ja, und ich läugne es nicht, ich dachte sogar an Dich und Dein Reich — und da stürzten mir die Thränen über die Backen wie die Erbsen aus einem durchlöcherten Korbe und mein Witz wurde durch eine schlechtverpackte Unterhose geschlagen."

Carfunkulus der Erste warf einen prüfenden Blick auf den weinenden Narren.

„Großer König!" fuhr der Narr fort, „ich war ein großer Narr, ja ich bin es noch. In diesem Augenblicke begegnen sich zwei große Geister in ein und derselben Gemüthsbewegung. Deine hohe, edle Seele wird das Gelispel meiner Narrheit verstehen. Du bist die Ceder, ich bin der

Epheu an Deinen Füßen, aber ein und derselbe Wind bewegt unsere Seelen — meine kleine Narrenseele, Deine große Königsseele. Verzeihe, wenn mein Witz schwächer und furchtsamer war, als Deine Majestät, wenn er zu einer Zeit reißaus nahm, in der er Dir am nächsten hätte sein sollen. Verzeihe!" —

Mit diesen Worten stürzte der Narr zu des Königs Füßen. Dieser warf einen Blick auf die Thüre, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie geschlossen erschien, hob er den Narren auf und drückte ihn an seine Brust. Thränen entstürzten Beider Augen. Man reichte sich die Hand, ja man küßte sich gegenseitig. Auf einmal fuhr der Monarch zurück.

„Verräther, was hast Du mit mir gemacht?! Du hast mich an — — — ge — steckt!"

„O König!" seufzte der Narr wieder zu den Füßen des Fürsten und weinte.

„Narr! wenn Dir Dein Leben lieb ist, so lasse nie ein Gedanke der Erinneruug in Deiner Seele an das aufkommen, was heute zwischen uns vorgefallen. Ich will glauben, daß ich geträumt habe, ich will es — hörst Du?" —

„Wir haben geträumt," flüsterte der Narr, „aber — —"

„Nun?" frug ernsthaft die Majestät.

„Aber der Traum ist noch nicht — zu Ende."

Der König sank in seinen Sessel. „Narr, willst Du mich morden?"

Da flüsterte der Narr kaum hörbar: „König, ich fürchte — der Traum ist noch nicht zu Ende. —"

„Narr!" rief der König wüthend und erhob sich drohend.

Der Narr blieb auf den Knieen und flüsterte: „König, meine Liebe zu Dir läßt mich dies befürchten. — Die Welt zittert in ihren Grundfesten. Ein Erdbeben beginnt — und — vielleicht daß ein gewaltiger Vulkan zwischen Rosen und Wiesenblumen seinen Schlund öffnet."

„Narr, Du bist verwegen!" donnerte der König, „Narr, Narr!" die letzten Worte rief die Majestät so laut, daß der Narr befürchtete, sie möchten in den benachbarten Gemächern vernommen werden und so legte er den Finger an den Mund und sagte mit unverkennbarem Ernste.

„König, Dein Narr liebt Dich! Wären alle Deine Unterthanen Narren, Dein Reich sollte ewig währen."

Diese Worte machten einen sichtbaren Eindruck auf den absoluten Herrscher. Halb wehmüthig weilte sein Blick auf dem knieenden närrischen Diener, dann beugte er sich beruhigt zu ihm nieder, legte die Hand auf seine Schulter mit den Worten: „Wie die Narrheit wird mein Reich ewig sein. Wehe dem, der sich vermessen sollte, es anzutasten. Meinem Willen dient ein mächtiger Arm. Geh! sei heute Abend munter; ich werde Dich in Schutz nehmen.

Und der Narr ging und schüttelte den Kopf als er im Freien war und meinte für sich, dieser kühne Griff wäre ihm gelungen.

Indessen dies in dem königlichen Gemach vorging, hatte der erfinderische Genius der holden Lusandra die verschiedensten Befehle für den bevorstehenden Abend ertheilt. Ich muß hierbei ganz ausdrücklich darauf aufmerksam machen, wie der königlichen Gewalt des großen Carfunkulus noch ganz andere Kräfte zu Gebote standen, als unsern gewöhnlichen Königen. So z. B. hatte er ein ausgezeichnetes Hoftheater, an welchem wirkliche, nicht etwa nur so costumirte, Feen und Nymphen mitspielen mußten. An der südlichsten Gränze seines Reiches besaß er einen natürlichen Feenwald, in welchem diese seltsamen übermenschlichen Wesen vermöge der Wärme des Klimas nackt umherzuwandeln vermochten und so ihrer naturgemäßen Freiheit genossen. Ebenso hatte er mit mehreren Nymphen, welche die großen Flüße seines Reiches bewohnten, förmliche Contracte abgeschlossen, in denen dieselben sich verpflichteten bei gewissen Hoffestlichkeiten mitzuwirken. Der Leser kann sich leicht denken, welches Vergnügen dies dem hohen Publikum und besonders den Prinzen gewährte, wenn diese Damen in dem ihnen eigenthümlichen Schmucke auf den Hofbällen erschienen, und ferner, daß die Königin Lusandra gewiß keine Aufforderung unterlassen hatte, den in Rede stehenden Abend zu einem der glänzendsten zu machen,

da sie die trübe oder böse Laune des großen und edlen Carfunkulus verscheuchen wollte.

Heute galt es, die Phantasie des Königs nicht nur anzuregen und anzulocken, es galt sie vollständig zu betäuben. Sowohl der Hofmedizinalrath als die Minister hatten sich für diese Maßregel entschieden, da jedermann wußte oder annehmen konnte, wie tief die edle Seele der Majestät durch den Vorfall mit dem, sei es nun gescheidt oder wahnsinnig gewordenen Hofnarren, verletzt worden war.

Wie sehr fand man sich daher überrascht als Carfunkulus sichtbar in fast weicher Stimmung aus dem Allerheiligsten trat. Er trug, was er nie zu thun pflegte, die rechte Hand in der Hosentasche, wodurch seine Haltung etwas Legéres erhielt. Seine Augen schienen geröthet, weßhalb der geheime Hofjude und Optikus, der eine edle Dreistigkeit besaß, vortrat und ihm ein für solche Zustände geschaffenes vortreffliches Augenglas mit dem Bemerken überreichte, Se. Majestät müßten gerade in der gegenwärtigen Zeit sehr deutlich und hell sehen.

„Weßhalb?" frug der König fast ärgerlich; erschrocken und allerunterthänigst sagte der Optikus: „weil heute Ew. Majestät ein neues Stück sehen werden." Der König bemühte sich zu lächeln, rieb sich mit der Hand über die Stirne und berief seinen Hofnarren.

Der Ausdruck des Erstaunens zeichnete sich auf den Gesichtern aller Umstehenden, als er den Hofnarren nannte. Man war total aus aller Combination gekommen. Wußte man doch nichts von jener Scene, die im Allerheiligsten vorgefallen.

Der Narr erschien und ließ mit der unbefangensten Heiterkeit ganz wie gewöhnlich seiner Laune freies Spiel, neckte, was ihm zu nahe kam, ließ sich, ohne aus dem Gleise zu kommen, dafür Grobheiten an den Kopf werfen, und schonte besonders den Geheimrath Blumenkohl nicht.

Da näherte die Königin Lusandra sich dem Gemahl und ersuchte ihn, er möchte sich nach den Strapazen des Tages der Heiterkeit und dem Genusse hingeben. Alsbald begann eine rauschende Musik. Hörner und Trompeten schmetterten um die Wette, als berufe der Herr der Heerschaaren das jüngste Gericht. Auf der großen Terrasse vor dem Schlosse wimmelte es von geschmückten Gestalten, von Herren und Damen, von Künstlern, Gelehrten, Hofschranzen und Junkern. Unzählige Equipagen fuhren auf und in eine der schönsten, die mit Gold und kostbaren Metallen geschmückt war, stiegen der König und die Königin. In die nächstfolgenden die sechs Prinzessinnen und die sechs Prinzen. Dann folgten die Ritter und Grafen, die Edelleute und Edelfräulein und endlich der bunte Troß des eigentlich dienenden Personals. Der König warf einen forschenden Blick aus dem Wagen auf die Umstehenden. Alles jubelte. Das zusammengelaufene Volk warf mit Blumen und brüllte Hurrah!

Der Zug ging in das benachbarte Sommerschloß, das, auf einem Berge gelegen, lediglich dazu erbaut war, das süße dolce far niente in standesgemäßer Form genießen zu lassen. Schon hatte man sich in dem von hohen Säulen getragenen Saale und vor dem kunstvoll gearbeiteten Vorhange des fürstlichen Theaters niedergelassen, schon hatte eine Ouvertüre ausgespielt, in der der bunte, liebenswürdige Wahnsinn ausgelassener und confuser Töne seine ganze Ungebundenheit entfaltet hatte, als der Hoftheaterdirektor in einiger Verlegenheit zum Hofmarschall trat und der Hofmarschall in noch größerer Verlegenheit sich dem Prinzen Dusellius nahte und der Prinz ein ellenlanges Gesicht machte, so daß der König und die Königin es sofort bemerkten.

Der ganzen Gesellschaft theilte sich alsbald eine gewisse Unruhe und zugleich Neugierde mit. Man steckte auf die anständigste Weise von der Welt die Köpfe zusammen, um zu errathen oder zu erfahren, was geschehen sei. Ohne auch nur im geringsten etwas Schlimmes vernommen zu haben, waren bereits mehrere Damen der Ohnmacht nahe.

Indessen hatten der König und die Königin einige Worte gewechselt, die Prinzen und Prinzessinnen unter sich eine kurze Besprechung gehalten und alsbald erhoben sich die hohen Herrschaften und zogen sich in sichtbarer Verlegenheit zurück. Alles brach nunmehr, wie von einem betäubenden Schlage noch halb ohne Bewußtsein, auf. Man bestieg die Carossen und lautlos ging es zur Residenz zurück.

Was in aller Welt mochte vorgefallen sein? Die ganze Stadt war in Besorgniß. Ein dunkles Gerücht von einer Empörung ging schleichend um. Wer mochte es im Reiche des mächtigen Carfunkulus sich aufzulehnen gewagt haben? Was aber mehr noch als alles Andere Aufsehen erregte, war die außerordentliche Lustigkeit des Hofnarren, die, wie es schien, von Sr. Majestät nicht übel aufgenommen wurde. Die ganze Nacht über arbeitete der Kriegsrath in Vereinigung mit dem Könige und wurden die Sitzungen nur mitunter durch die Anwesenheit des Narren, der dem König über irgend etwas zu berichten schien, unterbrochen.

Am folgenden Morgen wußte man indessen mehr von der Sache, die sich wirklich als eben so außerordentlich wie gefährlich herausstellte. Wie man nun mit Sicherheit erfuhr, so war in dem Feenwalde des Königs eine umfassende Revolution ausgebrochen und die vereinigte aufständische Feenwelt hatte in einer Adresse dem Könige und der Königin den Gehorsam gekündigt und ihre Dienste für die gestrige außerordentliche Vorstellung in entschiedener Empörung versagt. Bereits waren von den angränzenden Districten Nachrichten eingelaufen, daß sich ein europäischer Demokrat, wie es heiße aus dem Lande Baden in Deutschland an die Spitze der Feen gestellt habe, wobei man den allen Potentaten unheimlich klingenden Namen: Hecker nannte.

Genauere Nachrichten schilderten den Aufstand in der Art, daß an den verschiedenen Zugängen des wildverwachsenen Waldes von den rebellischen Feen Barrikaden errichtet und in der Mitte des Urgehölzes eine wunderbar aussehende Festung aufgerichtet worden sei, auf deren Kuppel, die aus Rasen und grünen Zweigen bestehe, eine rothe Fahne weithin in die Lüfte flattere. Der eigentliche Grund der Empörung sollte darin liegen, daß Carfunkulus den wiederholten Eingaben der Feenwelt nicht nachgegeben habe, worin dieselben gebeten, sich künftig mit leichten Schürzchen versehen, auf den Bällen und der königlichen Bühne einfinden zu dürfen. Auf Anrathen des Ministers Flammenberg hatte die Majestät dies abgeschlagen, da der Graf in dieser Hinsicht dem Prinzipe der Oeffentlichkeit huldigte. Ferner begehrten die Aufständischen Aufhebung der Jagdgerechtsame, da sie durch das zudringliche Jagen, besonders des hohen Adels, öfter in ihren stillen Vergnügungen gestört wurden. Auch dies wurde abgeschlagen, und mit Grund dagegen geltend gemacht, daß das königliche Vergnügen dadurch beeinträchtigt werden würde; endlich wollte die Feenwelt eine selbständige Verfassung zur Regulirung ihrer Angelegenheiten haben.

Als Carfunkulus das Wort Verfassung vernahm, wurde er todtenbleich und Lusandra mußte ihm die Schläfe waschen.

„Wo soll das hinaus?“ sagte der Monarch, als er die Augen aufschlug; „Zwischen mir und der Feenwelt soll kein beschriebenes Papier als Hinderniß meiner Wünsche liegen,“ sagte er mit dem höchsten Pathos seiner Würde.

Mit den Feen wäre man nun schon fertig geworden, aber eine Staffette brachte die schlimmere Nachricht, daß der Aufstand sich bereits so weit organisirt habe, daß man die Thiere des Waldes für denselben gewonnen und sie zu Barrikadenhelden geworben habe. Fabelhaft klang es, wenn man hörte, daß nicht nur Löwen, Eber, Hirsche und wilde Katzen, nein, daß sogar Hasen, Füchse, Sperber, Elstern, Habichte, Finken und Amseln sich in höchster Begeisterung angeschlossen hätten. Von einem alten Eber, der vor Zeiten verschiedene Mal angeschossen worden war, ohne

zu erliegen, erzählte man sich, horribile dictu! er habe selbst dem König Carfunkulus dem Ersten den Tod geschworen und sich in so wilden Redensarten ergangen, wie man sie vordem nie im Reiche vernommen.

Was war zu thun? Der König erließ zuerst eine Proklamation „an seine lieben Feen," in der er sie an die Liebe und Wohlthaten erinnerte, die er ihnen seit undenklichen Zeiten erzeigt habe. Allein dieselbe fand wenig Anklang. Dann schickte er einen Reichskommissar als Vermittler ab, allein dieser Mann kehrte nicht zurück. Einige behaupteten, er habe sich durch die nackte Anmuth der ihm entgegengesandten Parlamentaire bestechen lassen und wäre übergegangen. Nun blieb nichts weiter übrig, als sich zu einem Feldzug zu rüsten. Allein

mit jedem Augenblicke wurde die Sache bedenklicher. Die Feen wußten mit der ihnen eigenen List allerlei Zaubertränklein unter die Gränzbewohner ihres Waldes zu verbreiten und schon zeigte sich da und dort die unzweideutigste Wirkung. Auch wußte man sich bald mit den Flußnymphen auf einen befreundeten Fuß zu stellen und unter ihnen eine Art von Freischaaren hervorzurufen, die sich im Schilf versteckte und mit Blaseröhren von großer Vehemenz auf die Angreifenden zu schießen drohte. Ein alter Flußgott, der sich in seiner Jugend als Turner ausgezeichnet hatte, übernahm die Leitung dieser fliegenden Corps.

Die Bestürzung im Lande war außerordentlich. Die Königin weinte und mit ihr alle Hofdamen und alle Hofschranzen und alle Lakeyen. Die Pfaffen heulten und prophezeiten das Weltende und erklärten sich bereit, den Feldzug, der nunmehr organisirt war, mitzumachen.

An einem schönen Sommermorgen rückte endlich das stattliche Kriegsheer mit klingendem Spiele aus. Alles wunderschöne Männer, von schlanker

Taille mit schönen Uniformen, welche manchen guten Thaler gekostet haben mochten. Dem König zur Seite ritt der treue Hofnarr und machte seine Witze.

„Was meinst du, König" frug er mit der Vertraulichkeit, die ihm allein zustand; „was man in der Weltgeschichte von Deinem jetzigen Heldenzuge schreiben wird?"

„Narr," sagte der König, „man wird ihn über meine andern Thaten vielleicht vergessen."

„Nein," entgegnete der Narr, „man wird Deinen Zug die rettende That Deines Jahrhunderts nennen, vorausgesetzt, daß er gelingt."

„Schweige Narr, Du bist verwegen."

„Deinetwegen!" entgegnete der Narr; „übrigens sind wir ja beide verwegen, Du, daß Du ziehest, ich, daß ich spreche."

„Narr, Du fürchtest Dich vor Weibern?"

„Nein König, aber vor dem Wahnsinn der Demokratie und vor dem Hecker."

Schluß folgt.

Lith. Inst. von Arnz & Cº in Düsseldorf.

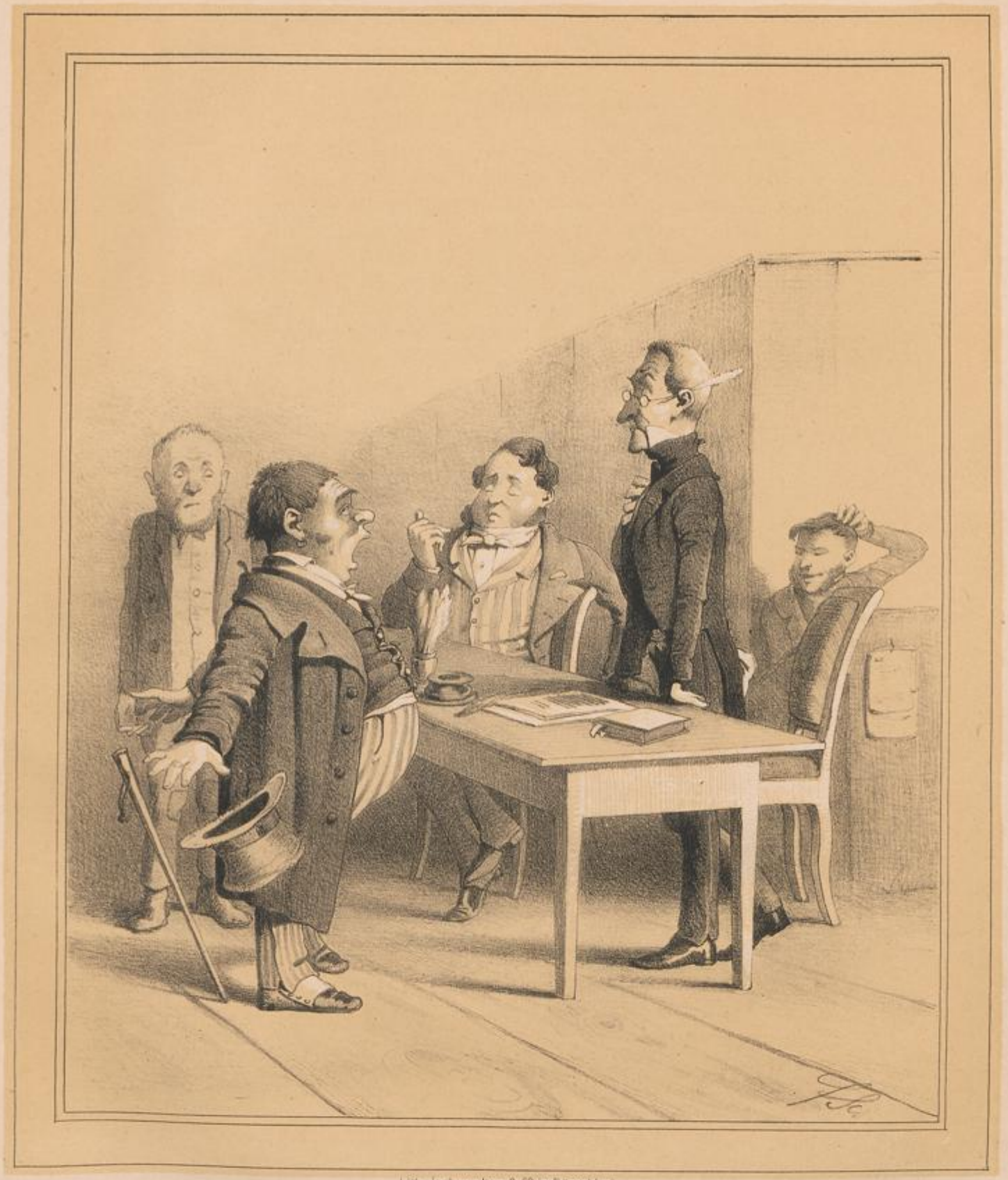
Aprilkomödie des Jahres 1849.

Für ihre huldvolle Anerkennung meiner schwachen Leistungen meinen tiefjefühltesten Dank. Die Jallerie war so freundlich mir nebst andern werthvollen Jegenständen auch diese Beruhigungsmütze zuzuwenden: es wird ihnen jedoch nur zu sehr einleuchten, daſs ich sie erst ufsetze wenn der hohe Adel und das verehrliche Publikum in den Logen und im Parterre seine jeneigte Zustimmung jejeben hat! Wünsche allerseitigst anjenehme Ruhe!

Lith. Inst von Arnz & Cº in Düsseldorf

„ Wat heulst'n kleener Hampelmann?
„— Jck habe Jhr'n Kleenen 'ne Krone jeschnitzt, nu will er se nich! —"

(April 49)



Lith. Inst. von Arnz & Cº in Düsseldorf.

Die Preſsgesetze im **März** (!) 1849.

„Aber i bitt' Jhne um Alles, was haben's mich da vor's Criminalamt bestellt?"

—Herr Pichelmeÿer, Sie sind des Hochverraths angeklagt. Der Verfasser des besagten schmachvollen Flugblattes, so wie der Verleger, der Drucker, der Setzer, der Austräger und der Papierhändler sind flüchtig geworden, so haben wir uns denn an den Lumpensammler halten müssen, der die quästionirten Lumpen bei Jhnen gekauft zu haben eingeständig ist.—

Ein kurioser Traum.

Es war einmal eine alte Base,
Die putzte sich immer die Nase,
Sie konnte vertragen kein Licht
Und ging sehr langsam von wegen der Gicht;
Doch ob sie sich auch die Nase geputzt,
Es hat ihr dennoch nur wenig genutzt,
Es blieb zurück stets ein Tröpfchen,
Wie bei gewissen Leuten das Zöpfchen.
Und ob sie einen Schirm vor den Augen auch immer,
Dennoch genirt sie des Lichtes Geflimmer,
Und ob sie für ihre Constitution
Zur Hand auch nahm die Krücke,
Sie blieb die Frau von Reaction
Und übte viel Pfiffe und Tücke.

Zu Berlin geboren,
Zu Potsdam erzogen,
Hatte sie dieses und jenes gelernt;
Sie verstand zu drehen wie ein Advokat
Die allerkrümmsten Dinge grad,
Auch wußte sie, wie man die Leute entfernt,
Die mehr noch als man selber gelernt.
Das Wissen, sprach sie, gleichet den Hecken,
Dahinter sich Schelme und Diebe verstecken;
Besser ist es, das Volk bleibt dumm,
Ist aber frumm,
Und thut sich häufig zur Kirche begeben,
Dann kriegt es die Freiheit im andern Leben.
Uebrigens war
Von hohen Ahnen sie sogar,
Und irr' ich nicht, so war die Charmante
Von General von Wrangel eine leibliche Tante.

Als nun im vorigen November
Die Fürsten wieder anlegten reine Hosen und Hemder,
Und aufhörte der leidige Krawall,
Da gab diese Alte einen festlichen Ball,
Und lud dazu die Herren Minister
Und von der Paulskirche zu Frankfurt den Küster.
Sonst waren gebeten von dort
Noch einige Männer von Wort,
Zum Beispiel Radowitz,
Der oft verschwindet wie der Blitz;
Ferner Detmold, der kleine Kartouche,
Der sich geschickt zu halten weiß hinter dem Busch

Bis der rechte Moment gekommen,
Wo sein Wirken etwas kann frommen,
Der auch die Kunst erfunden
Minister zu werden in zwei Stunden;
Ferner Herr Graevel, im Frack, dem schwarzen,
Der ein Bündniß geschlossen mit den Parzen,
Demnach sie es ihm überlassen,
Den Reichs-Lebensfaden zu fassen
Und ihn zu spinnen, dünn oder dick,
Oder ihn abzuschneiden durch Ungeschick;
Alsdann war bei der Hand
Dahlmann, der Foliant,
Der gelehrte Professer,
Der auf dem Catheder geblieben wäre besser;
Dann auch, ach!!
Sah man den Herrn von Meusebach,
And vor allen Dingen
Den guten, vormärzlichen Bodelschwingen,
Er war geladen
Um mit seinen nach vorn gedrehten Waden
Den Patriotismus Westpfahlens zu vertreten;
Endlich war gebeten
v. Vincke, der just in Berlin gewesen,
Um die octroyirte Verfassung zu lesen.
Alles Leute der tüchtigsten Art,
Die hatten sich um die Matrone geschaart.

Da klang die Musik,
Und man spielte ein Stück
Des „Heil dir im Siegeskranz!"
Und zuletzt als Schwanz:
„Das ganze Deutschland soll es sein!"
Das war eine Lust,
Wie schwellte die Brust,
Als man hinterdrein
Das: Nein, nein, nein!
Recht tüchtig setzte ein —
Ja man sang es endlich ganz allein.

Darauf die Polonaise begann,
Die führte Excellenz Manteuffel an,
Ein wahrer Engel voll Herzensgüte.
Er sprach zu der Alten: „Ihre Jugendblüthe
Bezaubert mich und löset allen Jammer,
Ach hätten wir nur keine zweite Kammer,
Dann könnte ich mit Brandenburg, dem lieben Bruder,
Behalten für immer das Staatsruder!"

Die Alte lächelte
Und fächelte
Und schmunzelte fein
Und sagte: „Sie kriegen sie doch noch klein!“
Dann putzt sie die Nase,
Dann nahm sie die Krücke,
Dann schleppte die Base mit blinzelndem Blicke
Die alternden Beine zum lieblichen Tanze,
Ihr folgten die Andern, ihr folgte das Ganze,
Dann rutschten und hutschten sie alle im Kreise,
Sie rutschten und hutschten vorüber,
Man nannte sich dort auf die höflichste Weise
Mein Trauter, mein Bester, mein Lieber!

Und als nun das erste Tänzchen zu End,
Da setzte erschöpft man sich nieder.
„Ach!“ sprach die Base, „wie mir es brennt,
Und wie mir schmerzen die Glieder!“
Und Bodelschwing flüsterte zärtlich drauf:
„Sie bewegten sich auch wie ein Pferd im Lauf,
Das muß der Gesundheit ja schaden!“

Die Alte entgegnete in Gnaden
Und putzte die Nase und schob die Krück':
„Sie, Bester, denken auch nur an mein Glück."
Dann kamen die Diener nach altem Façon
Und reichten den Thee mit etwas Bonbon.

Wer aber waren die Damen fein,
Die ringsum saßen im Kreise?
Zwar konnten sie meist nicht jung mehr sein,
Doch rangen sie all' nach dem Preise
Zu gefallen dem lieblichsten Teufel der Welt;
Man weiß ja, wie es bei Mädchen bestellt,
Sie hassen den Bösen, doch thun sie brennen,
Ihn einmal zu sehen, ihn einmal zu kennen.
Wer waren die lieblichen Damen?
Zwar weiß ich nicht alle die Namen,
Doch sah ich an ihrem Wesen,
Es waren Zeitungen, man konnte sie lesen.
Am feinsten, doch die Stirn voll Falten,
Sah die Anzeigerin aus, die aus der alten
Staatszeitung entstund,
Sie hatte einen kleinen vornehmen Mund;
Auch die Spener'sche war dort
Und führte das Wort,
Als ständ' sie bein Zeitenschifflein an Bord;
Dann — denkt euch den Wechsel der Welt! —
Auch die von Elberfeld,
Die jüngst noch auf den Barrikaden als Held,
Sie führte die alte, gottselige Sprach',
Nur sagte man ihr nach,
Sie wäre im Stillen zu haben für Geld.
Auch die von Köln, die dicke, saß behaglich
Und unterhielt sich gelehrt und sprachlich;
Sie entschuldigte sich gegen einige Tadler
Daß sie damals abgeschafft den preußischen Adler;
Endlich darf ich die Kreuzzeitung nicht vergessen,
Sie war beständig am Saufen und Fressen
Für Gott, König und Vaterland,
Und ihr zur Seite stand
Der edle Gödsche, hinlänglich bekannt.

Alle suchten sich zu quälen
Der Madame Reaction etwas zu erzählen;
Diese saß in der Mitte
Und wiederholte von Zeit zu Zeit die Bitte,
Sich ja nicht zu geniren.
Als nun vorüber das Serviren

Begann der zweite Tanz.
Die Herren Minister stellten sich in den Kranz
Und reichten mit freundlichem Wesen,
Jeder Dame und jedem Herrn einen Besen.
Die Besen nahm man zwischen die Bein', —
Es mußte so sein —
Dann fiel die Musik ein,
Und schön war es von der Alten,
Auch sie konnte sich nicht mehr halten,
Und steckte unter den Rock
Einen Besenstock.

Auf einmal — hui, welch Wunder! —
Schlägt zwölf die Mitternacht jetzunder!
Die Musikanten
Plötzlich wie vor Wuth entbrannten,
Und geigten und paukten und spielten den Baß —
Daß Alle ringsum wurden blaß.
Was ist das?
Die Musik vorauf —
So in humpelndem Lauf
Zieht der ganze Schwarm,
Arm in Arm —
Zunächst die Minister,
Am Ende der Küster,
Der Paulskirche Schlüssel
In seinem Rüssel —
Dann Götsche, der Plauderer,
Mit Bodelschwing, dem Zauderer
Und Graevel, dem Philister, —
Detmold, der Kleine,
Hält Radowitz am Beine,
Die Kreuzzeitung, halb in Fetzen,
Sucht noch zu hetzen.
Sie ziehen hinaus
Mit stürmischem Braus,
Nach welchem Haus? —
Zum Blocksberg im Tanze
Beim mondlichen Glanze
Sie schweben daher,
Wie Raben so schwer;
Sie ächzen und krächzen,
Nach Nachtluft sie lächzen,
Und die Alte singt vor,
Die Andern fallen ein —
Wie gefällt euch der Chor?

Sie ſingen: O nein, o nein, o nein,
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!
Und dann noch einmal hinterdrein,
Für ſich allein:
„O nein, o nein, o nein!“

O wären ſie doch noch auf dem Blocksberg oben,
Dachte ich, als mein Traum zerſtoben.

E.

Scenen aus dem Frankfurter Volksleben.

Fremder. Entschuldigen Sie, wohnt hier vielleicht Herr Mayer?

Holzhauer. (sich besinnend) Mayer — Mayer — de Jakob Mayer?

Fremder. Ja, Jakob Mayer.

Holzhauer. Eich waaß net; gewohnt hotter emol do. Ich will emol mein Fraa frohe. (ruft ins Haus) Lisi! Waaste net wu de Mayer wohnt?

Lisi. Mayer — Mayer — de Jakob Mayer?

Fremder. Ja, Jakob Mayer.

Lisi. Eich waaß net, gewohnt hotter emol do. Ich will emol die Settche frohe. Settchu! Waaste net wu de Mayer wohnt?

Settche. Mayer — Mayer — de Jakob Mayer?

Fremder. Ja, Jakob Mayer.

Settche. Eich waaß net; gewohnt hotter emol do. Vielleicht waas 's de Hannes. Hannes! Wu wohnt de Mayer?

Hannes. Mayer — Mayer — de Jakob Mayer?

Fremder. Ja Kleiner, Jakob Mayer.

Hannes. Eich waaß net, gewohnt hotter emol do. Schannewehche! kumm mol eraus! (Schannewehche, 4 Jahr alt kommt heraus.) Sag emol dem Herrn, wu de Mayer wohnt, mein Hämelche.

Schannew. Mayer — Mayer — de Jakob Mayer?

Fremder. Ja, mein Kind, Jakob Mayer.

Schann. Eich — waaß — net; wohnt — hotter — emol do.

Fremder. (Im Fortgehen für sich.) Dummes Volk.

Holzh. Gucke mol on. Dan will sich aach noch batzig mache. Geh er haam, leh er sich schlofe un gewwer acht, daß er unner kaan Schubkarrn kimmt. Aar Sticksteiweoos.

Volksansichten.

Rummelsberger. Na, Kinderkens, habt ihr et gehört, die Landständer hab'n mit unjeheuren Majorismus den König seinen Tittel „von Jottes Inaden" abjenommen.

Fritzsche. Sin Mordkerle das, unsere Landständer aber et is man janz recht. Warum nennen s' ihn nich janz simblemank „Wohlgeboren!" Des langt schon.

Bremmel. Da hast'e Recht, Fritzsche, wenn ich en Mal König werr, nenn ich mir blos: „Bremmel der Erste, Wohlgeboren!" oder um wenigstens enen kleenen Unterschied zu haben: „Doppelt Wohlgeboren."

Rumm. Det is Allens leicht jesagt, aber er will nu man den Tittel: „von Jottes Inaden" durchaus nich fahren lassen.

Bremmel. Aberst wenn wir nu en Mal nich anderst wollen?

Rumm. Na uns wird er jewiß nich fragen.

Fritzsche. Wir sein doch aber hinjegen konschtithutzionehl.

Rumm. J wat, die Konschtituzion is blos die Firma von enen bankerotten Hause, uf die borgt Dir keen Mensch enen Iroschen.

Bremmel. Er muß doch aber enen Irund haben, daß er den Tittel mich fahren läßt.

Rumm. Er hat jesagt; wenn se de Inade Jottes wegließen, dann langte die Schrift jar nich mehr um die Brustbilder uf die Jeldstücke und Jott müßte unbedingt dabei sind.

Bremmel. Da könnt' er ja janz enfach es Allen recht machen, wenn er druf setzte: Laßt mich um Jottes Willen die Jottes Inade.

„Zu ebener Erde und im ersten Stock!“

Oestreichische Lokal-Posse von Nestroy.

Der Bußprediger.

Verehrte Herren von Gottesgnaden,
Hochadlige Prinzen mit falschen Waden,
Gnädige Frauen mit Brillanten und Ringen,
Gnädige Fräuleins mit andern schönen Dingen,
Verehrte Bedienten und Lakeyen,
Wie kann ich mich freuen,
Die hohe Ehre zu haben
Sie heute mit Gotteswort zu laben.

Ich habe auf das grade Wohl,
Um anzubringen meinen Kohl,
Als passendes Mittel
Aus dem Evangelium Lucas das fünfte Kapitel
Und den Vers zwei und dreißig genommen;
Dort heißt es: „Ich bin gekommen
Zu rufen die Sünder zur Buß';
Bei den Gerechten ist dies Ueberfluß."

Andächtige Zuhörer! Gläubige Kinder!
Wer sind die Gerechten, wer sind die Sünder?
Ich wette, thu ich Euch fragen,
So werdet ihr sagen:

Wer anders als die Demokraten,
Die mit Wort und Thaten
Das Volk bethören
Und den Frieden stören —
Sind die Sünder,
Und nicht minder
Die Republikaner und Anarchisten,
Die in den schwarzen Listen
Der Polizei geschrieben?
Ja, meine Lieben,
Da seht ihr den Splitter
Im Auge des Hannes und des Pitter,
Ihr seht aber nicht den Balken, den Ihr geladen
In Eure Augen von Gottesgnaden.
Gewiß werde ich nicht unterlassen,
Jene Verbrecher zu hassen,
Die die Presse gleich bösen Hunden
Von der Kette losgebunden,
Die die Freiheit wollen in der Sünde
Damit jeder sein Steckenpferd finde;
Die mit der Bürgerwehr —
Aber es wird ihnen schwer —
Erstürmen möchten den Himmel,
Es sind nichts als Halunken, Lumpen und Lümmel.
Es sind nichts als Advokaten,
Literaten
Und andre Desperaten,
Und werden dereinst in der Hölle braten.
Weßhalb aber — laßt es mich aufdecken —
Befallen sie das Land wie die Heuschrecken?
Weßhalb, trotz den Bajonneten
Und den Kugeln und Laffetten,
Und trotz der Cavallerie
Ist nicht auszurotten dieses Vieh?

Ich will es Euch sagen
Und Ihr dürft Euch nicht beklagen,
Denn hier auf dem Kanzelrand
Habe ich das Recht und den Verstand,
Habe ich die Pflicht und die Frömmigkeit,
Doch es thut mir zu sagen leid!
Ihr habt gesündigt, meine Lieben,
Ihr habet Unfug und Unrecht getrieben
Auf Redouten und Bällen
Und in hundert andern Fällen;

Ihr habt, statt Eure Unterthanen zu schonen,
Vergeudet unzählige Millionen —
Während im Land
Pest und Hungersnoth entstand;
Ihr konntet die Lust nicht lassen zu naschen
Aus anderer Leute Taschen
Und habt mit Gold geprahlet,
Das man Euch in Blutgroschen bezahlet,
Und so Euch des Himmels Fluch
Aufgeladen im großen Buch.
Aber Ihr dachtet auf Euren Paraden,
Weil Ihr von Gottesgnaden
So müßte Gott Euch sein gnädig,
Wenn Ihr auch aller Tugend ledig.

O Ihr lieben Christen,
Das heißt man, das Land mit Unfrieden misten.
Das heißt man den Zorn Gottes rufen
Selbst bis an des Thrones Stufen.

Und habt Ihr nicht weiter
Erstiegen die Sündenleiter?
Ja, Ihr habt Besserung versprochen,
Als Euch an der Gurgel die Faust,
Und habt dann Alles gebrochen
Und desto toller gehaust.
Ihr habt Euch, ich schäm' mich es zu bemerken,
Mitunter betragen wie die .....

Deßhalb, hohe Herren und Damen,
Nehmet geduldig in Gottes Namen
Die Strafe, die Euch geworden von oben.
Was Ihr getrieben, es war nicht zu loben,
Möchtet Ihr Euch jetzt besser erproben,
Möchtet Ihr Euch jetzt endlich besinnen —
Sonst müßt Ihr am Ende doch noch von hinnen!

Prophezeihung.

Es wird die Zeit kommen, da wird man sagen:

In Erwägung, daß das deutsche Volk durch sein Verhalten bei den letzten Aufständen bewiesen hat, daß ihm ein sogenantes einiges und einheitliches Deutschland nicht Bedürfniß ist;

In Erwägung, daß der Volkswille Uns jederzeit heilig gewesen;

In Erwägung, daß auch die Fürsten zu der practischen Einsicht gekommen sind, daß das übermäßig große Deutschland sich am entsprechendsten durch die bisherige Anzahl von Fürsten regieren lasse;

In Erwägung, daß früher ausgesprochene Ansichten nur durch den Drang der Umstände des März 1848 hervorgerufen worden sind;

In Erwägung, daß es demnach unstatthaft ist, das Tragen von solchen Abzeichen zu erlauben, welche der Gesinnung der deutschen Nation nicht entsprechen; verordnen Wir mit besonderem Bezug auf die vorgekommenen Mißbräuche:

1. Sämmtliche deutsche Armeen legen mit dem heutigen Tage die dreifarbige Kokarde ab.

2. Die Polizei hat auf etwa noch vorhandene dreifarbige Fahnen zu vigiliren, dieselben einzuziehen und sie an einem näher zu bestimmenden Buß- und Bettage öffentlich zu verbrennen.

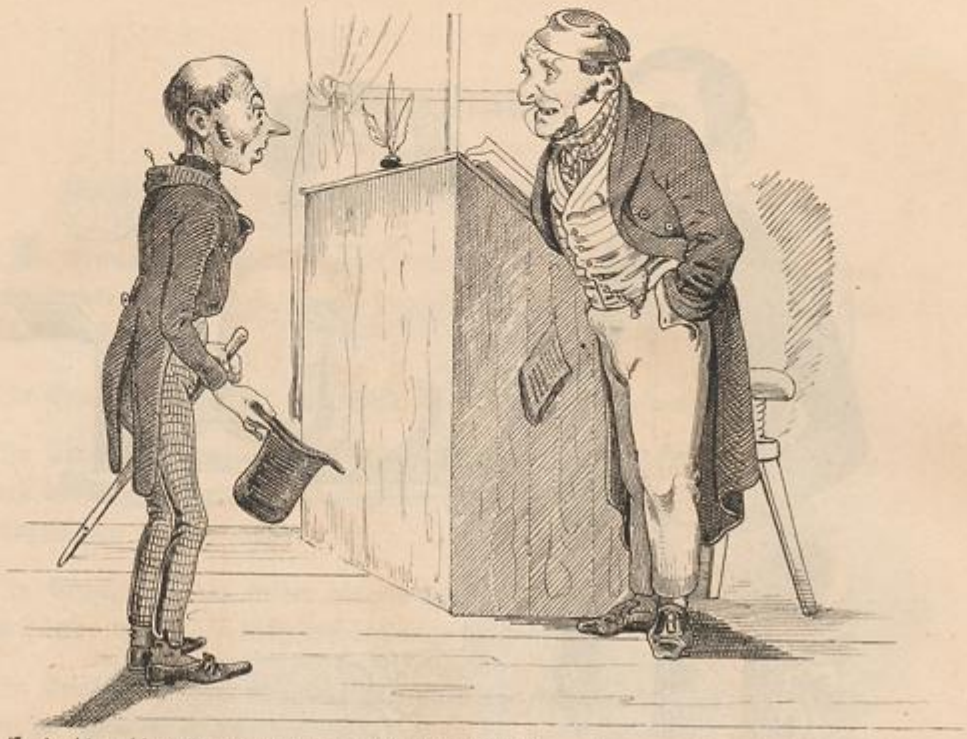
3. Wer sich zu Hause oder öffentlich mit einem dreifarbigen Bande, einer solchen Kokarde oder überhaupt einem solchen unvolksthümlichen schwarz-roth-goldenen Abzeichen erblicken läßt, wird wegen entfernten Versuches der Anregung zum Umsturze der landesherrlichen Verfassung verhaftet und vor irgend ein Kriegsgericht gestellt.

Gegeben
Nach neuerwachtem Leben,
Nach restaurirter Courage
In unserm Schloße: Blamage.

Musikalische Reminiscenzen.

„Wenn ich ein Vöglein wär und wenn ich Flügel hätt, flög' ich zu Dir. etc. etc."

Ha! das Gold ist nur Chimäre!



„Er denkt wohl unser eins hat nicht auch seine Noth!? — Kann man denn heutzutage seine paar Thaler sicher über 6 Procent anbringen?!“ —

„Na Marie, man hört ja nichts mehr?“ —
— Mütterchen, wir pausiren. —

Alles entschuldige ich leichter als Eifersucht. — Suche sie zu meiden.

Deutsche Sprichwörter.

Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.

„Na nu zieh er sich aber, sonst werd' ich'n mit de Hundelaterne 'naus leuchten!"

„Nu, wie gefällt Dir meine Flamme?"

— „Wie mir däucht hast du von mehreren Uebeln das kleinste gewählt." —

Lith. Inst. von Arnz & Cº in Düsseldorf.

— Hab's ihm ja vorausgesagt — 'ne Anleihe müssen wir nun einmal machen — **ich** wollte eine **freiwillige** von ihm haben.

Lith. Inst. von Arnz & Cº in Düsseldorf.

„Kälteste aller Junonen, wollen Sie die flammende Sprache des Herzens nimmer verstehen ? ___ "
___ Bitt' um Entschuldigung .ich kann nur ein wenig französisch und Guitarrespielen. ___

Die Revolution in der Feenwelt.

(Schluß.)

Der König schwieg gedankenvoll. Der Narr lachte und jedermann glaubte, er habe nur irgend eine Dummheit gesagt.

„König!“ sagte der Narr wieder, „ich sehe den Feind.“

Der König sah auf.

„Siehst du sie nicht die Vögel, in den Bäumen dort, die Zeisige, die Finken? hörst du nicht, wie sie von der Freiheit singen? aber es ist Wahnsinn.“

Der König schwieg und der Narr sprach weiter.

„Du hast recht, hoher König, du allein darfst frei sein, Andre wollen es auch, aber sie dürfen nicht. Wo sollte das auch hinaus? Jedes ist nicht für Alle. Diese wahnsinnigen Weiber müssen deinem Zepter wieder unterworfen werden, obgleich mancher Zepter wahnsinnigen Weibern unterworfen sein soll. Ich wette, König diese Weiber sind wahnsinnig! Wie wäre es, wenn wir ihnen eine Armee von Aerzten schickten?“

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen, mit denen der Narr den König bald ängstigte, bald ermuthigte, ihn bald schmeichelte und ihn bald verletzte kam man in die Nähe des Waldes.

Lautlose Stille ringsum. Man durchsuchte die nächsten Büsche — Alles war im tiefsten Frieden — so schien es. Da ließen die Generale die Trompeten und Hörner erschallen und die Rebellen auffordern, sich dem unüberwindlichen Carfunkulus zu ergeben. Abermals lautlose Stille. Siehe da! auf einmal ertönte eine wunderbare Musik, ein seltsames Singen und Rufen, ein Pfeifen, Lachen und Brüllen durcheinander und die Wipfel und Zweige der Bäume bewegten sich, als wollte der Wald selbst sich auf die Beine machen. Und die Zweige thaten sich auseinander und bald hier, bald dort, bald ferne, bald nahe brachen einzelne Freischaaren der Feenlegion aus den Büschen. Welch ein Anblick. Herrliche weibliche Gestalten, auf Hirschen und Rehen, auf Ebern und Löwen, das wallende, meist blonde Haar weit im Winde flatternd, in den Händen elfenbeinerne Bogen und goldene Pfeile, die Augen kampfglühend und die Busen wogend.

Natürlich wurde das herrliche Kriegsheer des großen Karfunkulus nicht wenig betroffen beim Anblick dieser Empörerinnen. Carfunkulus selbst hielt die Hand über und nicht vor die Augen, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Ja, man war so sehr von dieser ersten Attake überrascht, daß man die Position veränderte und sich etwas zurückzog. Kaum bemerkten dies die für Freiheit begeisterten Weiber als sie unter dem Klange klingenden Spieles muthig hervorbrachen, über die nächsten Büsche wegsetzten und in flüchtiger Eile einige goldglühende Pfeile unter die feindlichen Krieger sandten und schnell zurück in die schützende Waldung kehrten.

„Lieber König,“ sagte der Narr, „ich vermuthe, daß ich auch getroffen worden bin; ich verspüre hier in der Brust so sonderbare Stiche.“ dabei legte er die Hand an's Herz.

„Narr, ziehe dich zurück;“ befahl Carfunkulus, „ich will nicht, daß man diese sehr ernsthafte Angelegenheit, durch welche die Ehre meines Reiches compromittirt erscheinen würde, wenn ich sie nicht mit Nachdruck beseitigte, in's Spaßhafte gezogen wird.“

„Ach!“ entgegnete der dreiste Narr, „ziehe ich sie nicht vielmehr in's Ernsthafte? Jedenfalls wird, wie es mir scheint, bei dieser Gelegenheit das Eine oder das Andere haften bleiben. Hafteten nicht Deine eigenen Blicke an der großen, schlanken, leuchtenden Gestalt der ersten Reiterin, als wäre sie der Erzengel Michael gewesen.“

„Narr, mache nicht, daß man dich verhaftet, wenn du so heftig die Partei des Feindes nimmst; — —“

Carfunkulus wollte noch witziger werden, als aus dem Innern des Waldes abermals ein Getöse wie von Rosseshufen erklang.

„Da wird wohl die schwere Reiterei kommen.“ bemerkte der Narr.

Und wirklich, plötzlich von allen Seiten ganz so wie das erste Mal, stürzte, hoch auf buntfarbigen Rossen, eine bewaffnete Feenschaar und schwang säbelförmige Waffen herausfordernd gegen die noch immer wie in einem Traume sich befindenden Krieger. Diese Heldenabtheilung trug außer einem blutrothen Kopfputz rothe kleine Stiefel mit Sporen, die mit funkelnden Edelsteinen besetzt waren. Mit einer an's Fabelhafte gränzenden Gewandtheit schwangen sie die weißen, wohlgeformten Arme und tummelten ihre Rosse, die sie, da sie ohne Zügel waren, nur durch den Druck ihrer Schenkel bändigten.

„Ich muß gestehen,“ sagte der Narr zum Könige, „ich möchte wohl das Commando bei dieser Schaar führen.“

Unter jauchzendem Gelächter, das den Ohren des Königs als ein furchtbarer Hohn klang, machten sie kehrt und verschwanden den Blicken. Dies Gaukelspiel länger müßig anzusehen, schien jedoch Sr. Majestät unter der Würde der Krone, unter der Absicht, in der sie gekommen und endlich von zu nachtheiligem Einfluß auf die moralische Kraft der Soldaten, als daß sie es länger so ruhig hätte ansehen dürfen.

Der Edle wandte sich deßhalb auf seinem Pferde um und richtete folgende Ansprache an die Armee.

„Offiziere und Soldaten! Was ihr gesehen ist nichts als das Gaukelspiel demokratischer Umtriebe, nichts als teuflische Vorspiegelungen einer staatsfeindlichen Partei. Laßt Euch nicht irre machen. Zeigt Euch als echte Söhne des Vaterlandes. Nichts darf den gerechten Zorn eurer Waffen aufhalten, weder List noch Betrug, weder Ueberredung noch Verlockung — greift an! greift an!“

Ein schallendes Hurrah! als ob es so befohlen worden wäre, klang ihm als Antwort entgegen. Nun brach der Sturm los. Von allen Seiten geschah der Angriff gleichzeitig. Der rechte Flügel führte der dürre, etwas verlebte General von Fuchsschwanz, den linken der dicke, graue Sünder von Pustkuchen und das Centrum leitete der wilde rothhaarige und einäugige General Stoßberger, der ausnahmsweise von bürgerlichem Herkommen war. Mit dem ausgezeichnetsten Heldenmuthe drang man in das Dickicht, hieb dort die Aeste, dort die Bäume, dort die Blätter zusammen, sprang über Gräben und Sümpfe und gelangte nach kaum fünf Stunden bereits auf einen großen Wiesenplatz, der offenbar noch kurz vorher von den Feen besetzt gewesen war.

Man muß sich nur nicht vorstellen, als ob dieser Zug ohne alle Gegenwehr von Seiten der feindlichen Partei stattgefunden habe. Freilich hatten sich die Elfen selbst zurückgezogen, allein von den Bäumen schrieen und warfen wilde Katzen, Elstern, Affen, Sperber und Finken aller Art mit Steinen und Koth und sangen in wildem Fanatis-

mus das Lied von der rothen Republik. Es hat wohl nie in der Weltgeschichte ein tragischerer Moment gegeben, als dieser vereinte, verrätherische Haß darbot.

Doch, wie gesagt, man drang bis zu jener herrlich grünen Wiese vor, auf der es von unzähligen Blumen wimmelte. Es war ein großer weiter Platz, abgegränzt durch uralte, himmelhohe Eichen,

zwischen und unter denen wilde Schlinggewächse, Reben und dornige Brombeersträuche ihr naturwüchsiges Recht ausübten und seit undenklichen Zeiten ihr Wesen trieben. Süße, dichterische Empfindungen drohten sich der militairischen Gemüther zu bemächtigen und allgemein verspürte man die Neigung, hier einige Ruhestunden zu verbringen, wobei es sich jedoch von selbst verstand, daß man die strategische Vorsicht nicht außer Acht lassen wollte.

Carfunkulus selbst verließ sein Roß keinen Augenblick, sondern labte seinen ermüdeten Körper mit einigen Zügen vortrefflichen Weines, dann ließ er die Hörner erschallen, daß die Signale weit und breit wiederklangen und sein Heer aufsitzen. Allein zum allgemeinen Erstaunen kehrten die ausgestellten Vorposten auf den Ruf der Signale nicht zurück.

„König" sagte der Narr, „die Sache scheint mir bedenklich. Ich wette meine Narrenkappe gegen deine Krone, daß die Kerle übergegangen sind."

Wirklich waren jene Männer spurlos verschwunden.

„Ich rathe dir König," flüsterte der Narr, „schicke die Aeltesten vorauf; die Uebergegangenen waren zu jung. Wir haben es mit einem Feinde zu thun, dessen Aussehen gefährlicher ist als dessen Ausschlagen und dessen flache Hiebe größern Schaden anrichten als dessen scharfe."

Der Narr hat so Unrecht nicht, dachte der König, aber was war zu thun? Ein prüfender Blick auf seine Getreuen überzeugte ihn, daß er in diesem kitzlichen Fall eben nicht zu viel Vertrauen haben dürfte.

Diesen höchst peinlichen Zustand vermehrte die Nachricht, daß von außen ein anderes seltsames feindliches Heer im Anzuge sei. Bekanntlich hatten die Wassernymphen sich dem republikanischen Bunde angeschlossen. Diese erschienen nun unter Anführung des schon genannten alten Flußgottes und begannen einen Guerillas-Krieg im Rücken der königlichen Armee.

„Soldaten" sprach Carfunkulus, „jetzt oder nie! Es gilt mit eurem Könige zu siegen oder zu fallen. Laßt euch nicht bethören! haltet Stand!"

Der Narr lachte über diese Anrede so ungebührlich, daß Carfunkulus seinem Pagen befahl, ihm eine Maulschelle zu geben.

„Gnädigster König," sagte der Narr, „dein Page hat für dich ausgelegt, bleibe ihm in diesen zweifelhaften Kriegszeiten nicht lange schuldig."

„Narr, mein Credit ist größer als du denkst." entgegnete Carfunkulus.

Während so der witzige Narr und der witzige König mit Worten fechteten, bereiteten sich die Feen auf einen Ueberfall vor.

In der großen Feenfestung war ein unbeschreibliches Treiben und Leben, obgleich die Nachricht der Kölnischen Zeitung, daß Hecker aus Baden den dortigen Aufstand leite, eine ganz unbegründete war. Man hatte im Gegentheil eine Reichsregentschaft aus den drei schönsten und muthigsten Weibern der Feenwelt ernannt und diesen

das Wohl und Wehe für die Zeit des Kriegszustandes in die Hand gegeben. Ich wünsche, es wäre dem Leser vergönnt gewesen, einmal einen Blick in diese Bevölkerung zu thun. Unsere Volksversammlungen, wie wir sie früher halten durften, waren nichts gegen dieses Getreibe. Besonders zeichnete sich eine jugendliche, politische Schwärmerin aus, die fast beständig auf der Rostra stand und mit glühenden Worten und heftigen Geberden zur Ausdauer und Tapferkeit ermahnte, während andere zur Besonnenheit riethen, und vor allem darauf drangen, erst dann das schwere Geschütz ihrer ganzen Zauberkraft aufzufahren, wenn sie die feindliche Armee hinlänglich geneckt hätten. Mit edlem Pathos sprach ein schwarzbraunes Mädchen von der Seeligkeit der Freiheit, von der höhern Bestimmung der Feen und legte die schöne Hand mit einer solchen Macht der Ueberzeugung auf ihre Brust, daß vielleicht selbst Herr von Gerlach nicht hätte wiederstehen können.

Seltsam nahmen sich zwischen diesen lieblichen Gestalten die wilden Bestien aus, die auf die verschiedenste Art beschäftigt waren, ihre angeborne Bewaffnung noch zu verstärken. So sah man einen alten Löwen auf einem Steine sitzen und sich bemühen, an seinem langen Schweife einige Stacheln und Kugeln anzuheften; besonders die Hirsche waren thätig, die Enden ihrer Geweihe zu spitzen. Füchse trieben sich zu Tausenden herum und übten sich an den Bäumen, wie sie dem Feind in's Gesicht zu springen vermöchten. Dabei erklang ein anhaltendes Singen und Musiciren, worin die Thiere sämmtlich einstimmten. Am beliebtesten war folgendes destructive Lied:

Wir brauchen keinen König
Und keine Minister,
Wir brauchen keinen Pastor
Wir brauchen keinen Küster;
Wir brauchen kein' Gensdarmen
Und keine Polizei,
Wir leben in dem Walde
Als Feenmädchen frei.
Wir leben in den Schlössern,
Die wir uns selbst erbaut,
Durch deren zarte Wände
Die Sonne auf uns schaut.
Wir wollen den Carfunkul nicht,
Der hat uns lang gequälet,
Drum haben wir zum großen Kampf
Die Hand und Brust gestählet.

Refrain: Die Freiheit und die Republik,
Die wachsen auf den Zweigen,
Und wer es uns nicht glauben will,
Dem wollen wir es zeigen.

So also sah es in beiden Heerlagern sehr gefährlich aus. Indessen neigte sich der Tag zu Ende und König Carfunkulus ward gezwungen, das heißt nur durch die Umstände, nicht durch irgend eine weltliche Macht, mit den Seinigen zu bivouakiren und Lagerfeure anzulegen. Seine Krieger sangen, wie dies bei Kriegern der Brauch, wilde Schlachtenlieder und ein vorläufig von dem Hofcomponisten Katzendarm gefertigtes „Heil dir im Siegerkranz!“ und lagerten dabei in malerischen Gruppen an der Erde. Da ging der helle Mond über dem dunkeln Walde auf und übte einen gewissen sentimentalen Einfluß auf die Gemüther der Singenden und Saufenden. Carfunkulus selbst erhielt durch einen Eilboten von der Königin Lusandra zu gleicher Zeit ein zierliches Billetdour, welches sie vor Schlafengehen an ihn geschrieben und worin sie ihn in feinen

französischen Wendungen dringend bat, sich den Lockungen der Feenwelt nicht zu sehr blos zu stellen. — Der Ueberbringer berichtete außerdem, daß es ihm nur mit Mühe gelungen sei, in das

Heerlager zu gelangen, weil Irrlichter und Kobolde in unzähliger Menge ihm den Weg zu versperren gesucht hätten.

König Carfunkulus lächelte und sagte: „Mein tapferes Kriegsheer soll dieses nackte Gesindel schon zur Ordnung bringen.“ Allein offenbar sprach er diese Worte mit einem gewissen vorherrschenden Vertrauen auf den Himmel aus. Dann rief er seinen Narren und wechselte geheime Worte mit demselben. Der Narr verschwand und der König hielt folgenden Monolog:

„Ich weiß nicht, was mich auf einmal überkömmt. — Nie war es mir so zu Muthe. — Es ist mir so, als blase mich ein bisher nicht gekannter Luftzug an. — Wunderbare Welt, du kömmst mir plötzlich viel beweglicher vor als sonst; — so etwa als ob, statt wie sonst im Kreise, du dich jetzt in einem Walzer bewegtest. — Sollte der alte Jude Salomo recht haben, daß Alles — selbst eine Königskrone — eitel ist? — Da liegt nun der größte Theil meines stattlichen Kriegsheeres und schnarcht, wie dies gemeinere Menschen im Schlafe zu thun pflegen. — Ich wache wie Hannibal, wie Cäsar. — Ich möchte etwas Großes in diesem Augenblicke unternehmen — ich fühle mich außergewöhnlich aufgeregt. — Soll ich es wagen, soll ich das feindliche Lager beschleichen? — Aber halt! ich habe ja meinen Narren schon auf Rekognoscirung ausgesendet. — Doch er könnte schwach, er könnte närrisch sein. — Ich will selbst hin. — Das Mondlicht zieht mich so wunderbar an, ich möchte durch die Lüfte schweben. Aber was würde meine Lusandra sagen? Weiber schweigen, wo Staatsbedürfnisse sprechen! — So sei es denn!“

Und tiefer drückte die Majestät die königliche Mütze mit dem goldenen Reif in die Stirne, schlug den Mantel um seine Schultern und ging langsam seitwärts zwischen hohen Eichen und Birken. —

Alles war stille, mäuschenstille, kein Blatt an den Bäumen regte sich, kein Frosch quakte, kein Vogel zirpte, keine Eidechse bewegte sich. Gab es denn Niemand in der weiten Schöpfung, der ahnte, daß ein König ohne Gefolge, einsam zur Nachtzeit, von einem seltsamen Geiste getrieben, durch einen mondbeschienenen Wald ging? —

Genug der König ging einsam, denkend, spähend und muthig durch den stillen Wald. So gehend mußte er natürlich immer weiter kommen und endlich gewahrte er die schon beschriebene Feenburg schimmernd in der Ferne. Alles schien im feindlichen Heerlager noch wach und lebendig. Besonders schallte vom Mittelpunkte her ein fröhliches Gelächter, das von Zeit zu Zeit in ein wahrhaftes Gejauchze ausartete. Carfunkulus wurde von einer Ahnung beschlichen. „Wie wenn es der Hofnarr wäre, der diese Ausgelassenheit veranlaßte?“ sagte er zu sich selbst und schlich behutsam hinter einigen Büschen her näher hinan. Der Jubel kam, wie es schien, aus einem großen, phantastisch geschmückten Zelte. Obgleich es sehr hell war, da unzählige Lichtchen sowohl zwischen den Zweigen der Bäume, als im Grase und bei den Zelten brannten, so gelang es ihm doch, unbemerkt bis dicht hinan zu kommen, weil der leichte Waldnebel beim hellen Vollmondschein einen Schleier bildete, der den Umriß der Gestaltungen nur undeutlich erblicken ließ.

Aber wie groß war das Erstaunen des edlen Carfunkulus! Auf einem Thronsessel von rothem Sammt erblickte er hier in Gestalt dreier reizenden Feen die provisorische Regierung der Aufständigen und ihnen zur Seite saß sein Hofnarr, die muthwilligsten Späße loslassend und dabei eine so ritterlich dreiste Stellung behauptend, daß der König kaum seinen Augen und Ohren traute. Doch was sprach denn der Narr, was erzählte er, was für Witze machte er, daß diese weiblichen Wesen sich wie toll geberdeten, sich todtlachen wollten?

Ja, lieber Leser, das war es, was unsern gewaltigen Carfunkulus fast zu Boden schmetterte: der Narr glossirte seinen königlichen Herrn und Gebieter, machte seinen ritterlichen Hochmuth, seine Haltung, seinen Gang und seine Sprechweise nach und nannte ihn endlich den Narren seines Hofnarren. Doch dabei ließ er es nicht. Gewisse kleine Neigungen und stille Sünden desselben gab er, ergötzlich ausgeschmückt und mit zarten Anspielungen versehen, zum Besten, erlaubte sich sodann für seine Person alle erdenklichen Galanterien und Späße gegen die begeisterten schönen Wesen und geberdete sich mit einem Wort, als liege die

Regentschaft der Feenwelt nunmehr in seinen Händen.

„Könnte ich dem Hallunken jetzt nur einen vernichtenden Blick zu werfen," dachte der erboste Carfunkulus. Aber es gelang ihm nicht, viemehr stieg die Sonne des Hofnarren mit jeder Sekunde höher, die Begeisterung, die man ihm zollte, gränzte an Verehrung, bei Vielen an Liebe.

„Ich trage darauf an, daß wir ihn mit unter die provisorische Regierung aufnehmen!" rief eine blonde, schwärmerische Schöne.

„Ich trage dagegen an, ihn nicht aufzunehmen!" rief eine andere, eifersüchtig auf die vorherige Sprecherin blickend.

„Aufnehmen! Aufnehmen!" rief die Menge, dann plötzlich eine Stimme: „er ist ein Aristokrat!"

Da schlug der Hofnarr ein helles Gelächter auf, erhob sich und hielt eine glänzende Rede über das Wesen der Demokratie und die goldenen Freiheiten der Feenwelt, welche einen so gewaltigen und erschütternden Eindruck auf die hunderttausende von Versammelten machte, daß man am Schlusse derselben nicht nur ein dreimaliges hellklingendes Hurrah! ertönen ließ, sondern ihn umarmte, küßte und ihn im eigentlichen Sinne auf Händen trug.

„Er sei unser Präsident!" wurde einstimmig gerufen.

Da konnte sich Carfunkelus nicht mehr halten. Er stürzte hinter dem Zelttuche hervor, das ihn bis dahin verdeckt hatte, zog sein Schwert und drang mit dem Rufe: „Ha, Verräther, du bist des Todes!" auf den Narren ein.

Alles wich zurück. Ein Moment allgemeiner Bestürzung.

„Carfunkulus!" riefen dann hundert Stimmen auf einmal sich vom Erstaunen erholend.

Der Narr hatte sich ihm gegenüber gestellt, die Arme übereinander geschlagen.

„Ich befehle dir" sprach er mit theatralischem Pathos, „deine Waffe einzustecken!"

Carfunkulus schwang das Schwert; der Narr lachte laut auf und warf sich stolz in die Brust.

„Nehmt ihn gefangen, uehmt ihn gefangen!" tönte es aus dem Volke.

Indessen hatte die provisorische Regierung eiligst Maßregeln getroffen und ehe Carfunkulus sich weiter rühren konnte, sprang ein halbes Dutzend Kobolde herbei, faßte ihn unversehens unten bei den Beinen und der König stürzte mit einigem Getöse auf den natürlichen Schwerpunkt.

„So," sagte der Narr, „ich will ihn jetzt gleich in das Verhör nehmen."

Carfunkulus machte Anstrengungen sich loszureißen. Einige der muthigsten der Feen, unter andern das schon erwähnte schwarzbraune Mädchen, eilten herbei, suchten ihn zu beruhigen und hielten ihm Arme und Beine fest.

„König Carfunkulus," begann der Narr, „wie kömmt es, daß wir dich hier erblicken?" Der König schwieg, über die Dreistigkeit des Narren außer Fassung gebracht.

Dieser fuhr fort: Ein tieferes Gefühl in meiner Brust, herauf beschworen durch den Geist der Demokratie, dem die edle und liebenswürdige Nation der dich hier umgebenden Feen huldigt, hat mich getrieben, mich an die Spitze derjenigen Partei zu werfen, welche allein in deinem Reiche den Muth hat, deiner absoluten Herrschaft entgegen zu treten, derjenigen Partei, welche mit Liebenswürdigkeit und Schönheit zugleich die Tugend des Heldenmuthes besitzt, für das höchste Gut eines jeden Wesens, für die Freiheit in edler Begeisterung die Waffen zu ergreifen. — Du hast diese Partei mit der Gewalt der Waffen zu unterjochen gestrebt, du hast dich nicht gescheut, dein tyrannisches Schwert selbst gegen das schönste Geschlecht der Erde zu ziehen — du hast dich nicht gescheut, in boshafter Absicht in die heiligen Haine der übermenschlichen Feenwelt zu dringen, du hast dich spähend eingeschlichen, wo du nicht siegend einzugehen vermochtest. Das rächende Schicksal hat dich gestraft. Du bist unser Gefangener. Wir werden dich mit aller einer edeln Nation entsprechenden Humanität behandeln, wenn du dich uns unbedingt ergibst und dein Schicksal zu tragen weißt."

„Ich gebe mein Ehrenwort" sagte der König zu der Umgebung, „ich will der Feenwelt Alles gewähren, was ihr mit Recht zukömmt, aber laßt mich jetzt los, daß ich diesem Erzhallunken, der

hier den Rebellenchef spielen will, eins versetze, wie es ihm von Gottes- und Rechtswegen gebührt." Dabei suchte er sich von seinen anmuthigen Gensdarmen loszuwinden.

„Haltet ihn, haltet ihn!" riefen unzählige Stimmen. „Was bürgt so ein Ehrenwort? nichts, gar nichts!" Da trat der Narr näher zu Carfunkulus und sagte lächelnd: „Lieber König, ohne deine Soldaten bist du nichts und mit deinen Soldaten bist du etwas und doch nichts. Bei uns und für uns bist du jedoch Alles, so lange wir dich in Händen haben. Was nun dein Wort betrifft, so laß das nur, altes Haus; was dir jetzt passirt ist schon manchem ehrlichen Manne geschehen, drum ergib dich in die Umstände."

Als Carfunkulus abermals sich loszureißen suchte, entwaffnete man ihn mit vieler Behendigkeit und führte ihn mit großem Anstande zu einem gepolsterten Sitze, mit dem Ersuchen, sich niederzulassen, bis die Regentschaft einen weitern Beschluß gefaßt habe.

Was wollte der Gefangene machen? Mit verbissenem Ingrimme setzte er sich. Neugierig, wie alle weiblichen Wesen sind, drängten sich nun die Schönen und Schönsten an ihn heran, ja, suchten ihn mitleidig über seine Lage zu trösten. Indessen hatte die Regentschaft, an deren Spitze nun de facto der Narr getreten, beschlossen, ihn so lange als Kriegsgefangenen zu behalten und auf keine Weise auszuwechseln, bis er der Feenwelt ihre ursprüngliche Freiheit gewährleistet, seine Truppen zurückgezogen und keinerlei Tribut von dem selbstständigen Reiche je wieder zu fordern verspreche.

In Anbetracht, daß der hohe Gefangene sichtbar ermattet und von Schlafmüdigkeit heimgesucht erscheine, ward er unter Bedeckung von vierundzwanzig Kobolden und achtundvierzig bewaffneten Schönen in eine Felsenhöhle abgeführt, welche früher einem alten Wassergotte zum Sommeraufenthalte gedient hatte. Bei der Thüre standen zwei als Freischärler dienende Löwen auf Wache, welche abwechselnd von wilden Katzen abgelöst wurden. Nun bliesen einige dazu beauftragten Eulen allmälig die Lampen aus und bald war es für kurze Zeit stille im feindlichen Lager, denn die Feen sind nichts weniger als Langschläfer.

Als nun am Morgen Aurora aus den Fluthen stieg, fanden sich die im königlichen Heerlager versammelten Ritter und Gemeine verwaist.

„Wo ist der König? wo ist der Hofnarr?" hieß es allerwege. Natürlich war jede Nachforschung vergeblich. Niemand hatte eine Ahnung von dem, was geschehen war, niemand wußte, was anzufangen, noch was man von dieser Wendung der Dinge denken sollte. Endlich gewann die Muthmaßung die Oberhand, der König habe sich in Begleitung des Narren in Folge eines zärtlichen Schreibens der Königin nächtlicher Weile zur Hauptstadt begeben, um neben den Pflichten eines Feldherrn auch die eines Gatten zu erfüllen. Man nahm dabei irgend eine Verspätung, wie solche wohl hätte denkbar sein können, als muthmaßlich an, beorderte jedoch aus Vorsicht einen Eilboten an das Staatsministerium, um Erkundigung und Heeresbefehl einzuholen.

So standen die Sachen, als die Vorposten eine annähernde Bewegung des Feindes meldeten. Wirklich erklangen bald die Hörner, begleitet von einem fernen Schreien und Brüllen der Thiere. Was war zu machen? Aus der offensiven Stellung mußte man sich in die defensive begeben und dieses um so mehr, als man die Absichten und Ansichten des so plötzlich verschwundenen Monarchen zu wenig kannte und zugleich zu allerunterthänigst zu handeln gewohnt war, um selbst in kritischen Augenblicken etwas auf eigene Faust und nach eigener Klugheit zu thun. Man führte also in möglichster Eile Batterien und Wälle auf und verschanzte sich, so viel es die Mittel zuließen. Siehe da! Da waren sie schon wieder die schönheitstrahlenden Gestalten, die herrlichen weiblichen Wesen auf Rossen und Hirschen mit Lanzen und Degen und Bogen und Aexten bewaffnet. Alles staunte und mancher gemeine Kriegsmann riß das Maul auf, als wäre das glückliche goldne Zeitalter angebrochen, in welchem bekanntlich die Vögel gebraten und zugeschnitten angeflogen kommen. Was aber steigerte das allgemeine Erstaunen zum Entsetzen? Was machte selbst die ruhigsten Köpfe, die bornirtesten und die klügsten schwindeln? — Es war der Anblick des Narren, der an der Spitze der Feenregierung, hoch zu Rosse, im Gesichte ein

satanisches Hohnlächeln, eine Aufforderung an das königliche Kriegsheer ergehen ließ, sich sofort auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Schon drohte ein allgemeines Gelächter der ersten Bestürzung Platz zu machen, als der ehemalige Hofnarr seiner Aufforderung die Bemerkung anklebte, daß König Carfunkulus von den Feen gefangen worden, als er muthmaßlich in unsittlicher Absicht nächtlicher Weile das Lager beschlichen habe, und daß derselbe nunmehr sich in sicherem Verwahrsam befinde, welchem er nicht eher entkommen würde, bis er in Vereinigung mit dem hohen Staatsministerium die Feenfreiheit verbrieft und ihnen eine jetzt allerwärts übliche Constitution verliehen habe.

„Carfunkulus gefangen?" ertönte der dumpfe allgemeine Ruf. „Unser König, unser Feldherr, unser Unüberwindlicher, der so schön zu sprechen, der so herrliche Reden zu halten wußte, gefangen!" riefen andere Stimmen.

„Aber was mag er denn im Lager haben thun wollen?" frugen Einige.

„Ei zum Teufel!" sagten die Offiziere, die wie alle Offiziere zu fluchen verstanden, „er wird sich selbst haben von der Sachlage überzeugen wollen."

„Das kommt davon," bemerkte ein alter Feldwebel, der zeitlebens gern auf kleine Vortheile ausgegangen, „das kommt davon, wenn die Könige überall selbst die Nase hineinstecken wollen, wenn sie ihren Beamten nicht recht trauen."

„Wie aber" bemerkte eine Marketenderin, „mag unser Narr zu dieser Rolle kommen? Sollte er zum Verräther geworden sein? sollte er nicht vielleicht diese Rolle nur deßhalb spielen, um den gefangenen König zu retten?"

„Sie waren vielleicht zusammen hingegangen;" bemerkte eine zweite.

„Ich weiß überhaupt nicht, was der große Carfunkulus seit einiger Zeit mit ihm immer so geheimnißvoll zu schaffen hatte. Sollte er vielleicht irgend eine Neigung — — —"

„Verfluchtes Weiberpack," rief ein edler Haudegen dazwischen, „muß immer etwas zu kuppeln oder zu verdächtigen haben."

Indessen was war zu machen? Zunächst beschickte man sich gegenseitig mit Unterhändlern, allein das Resultat fiel wiederholt ungünstig aus, da die Abgesandten der Feen eine so wunderbare Ueberredungsgabe besaßen, daß den Königlichen nichts weiter übrig blieb, als sich ebenfalls als Verbündete in das feindliche Lager zu begeben. — Endlich kam ein grauer Hauptmann, den die Jahre bedeutend ruhig gemacht hatten, auf den Vorschlag, durch eine parlamentärische Deputation den König selbst um die Ansicht zu befragen, wie es in der so ungemein kritischen Lage am zweckmäßigsten zu halten sei. Ehe jedoch die Deputation erwählt war, denn das Lager hatte eine republikanische Gestalt seit der Gefangenschaft des Königs gewonnen — langte aus der Residenz nicht nur Nachricht, sondern die Königin selbst, in höchstem Grade betrübt und besorgt, mit dem ganzen Hof, sämmtlichen Räthen und Unräthen, sämmtlichen Kammer- und Augendienern an. Was tiefer noch den Busen der hohen Fürstin bewegte, konnte man nicht undeutlich aus einzelnen Ausrufungen errathen.

„Wie, mein königlicher Gemahl bei den Feen?" sprach sie von Eifersucht bewegt. „Er muß befreit werden und kostete es unser Königreich."

Man hielt hohen Rath. Die Edelsten der Krone, kenntlich an den ernsthaften Mienen, der stolzen Haltung und theilweise an den dicken Bäuchen traten unter dem Vorsitze der Königin zusammen, erwogen alle Umstände und in Erwägung, daß die Feenwelt einen sehr bedenklichen Grad revolutionärer Energie zeige, daß dieselbe ferner bis jetzt noch keinen Gebrauch von den ihr zu Gebote stehenden Zauberkräften gemacht, sondern sich nur auf die Demoralisation der Armee beschränkt habe, was am meisten ihre demokratische Richtung bekunde; daß es endlich unzweckmäßig erscheine, durch einen militärischen Gewaltstreich dieselbe zu occupiren, da man in Erfahrung gebracht habe, wie sich dadurch in jüngster Zeit einige europäische Regentenhäuser bedeutend geschadet, beschlossen dieselben diplomatische Wege zu betreten und mit List dasjenige sicherer zu erreichen, was auf eine andere Weise vielleicht zum Schaden des ganzen Reiches fehlschlagen dürfte. Sobald von der List die Rede war, gewannen die Weiber die Oberhand und auf den Rath der Königin wurde zuerst das

Augenmerk darauf gerichtet, den verrätherischen Hofnarren wieder zu Pflicht und Gewissen herüberzulocken.

Der Plan wurde entworfen und folgender Maßen beliebt. Die jüngste und schlankste der königlichen Hofdamen mußte sich dazu entschließen, sich ihrer Kleidungsstücke zu entledigen und dafür ein leichtes Röckchen, wie solches in der Feenwelt Mode, anzuziehen. Nicht ohne einiges Widerstreben ging diese Verwandlung vor sich, welche jedoch nach dem Urtheile des ganzen Offizier-Corps sich zum Vortheile der Hofdame erwies. Diese erhielt nun die Instruction, sich in das feindliche Lager zu schleichen und dort alles aufzubieten, die Aufmerksamkeit, respective die Neigung des Hofnarren zu erregen, denselben alsdann mit allen der Liebe zu Gebote stehenden Mitteln zu umstricken und endlich entweder, je nach den Umständen in einen Hinterhalt zu locken, oder, falls er sich dazu geneigt zeige, mit Glanz in das königliche Heerlager zurückzuführen. Indessen sollte alle Vorsicht angewendet werden, die beiden feindlichen Armeen, so viel es immer möglich, außer Berührung zu lassen, damit ein weiterer nachtheiliger Einfluß auf das diesseitige Heer nicht statthaben könne.

Die Hofdame kam auch glücklich in das feindliche Lager und erkannte dort sehr bald, welches Ansehen, ja welche innige Zuneigung sich der frühere Hofnarr bei dem Feengeschlecht erworben und hätte schier auf den Erfolg ihrer Sendung verzichtet, wenn nicht ein besonderer Umstand hinzugetreten wäre. Vergebens hatte diese Dame von Zeit zu Zeit zärtliche Blicke in Verbindung mit gefühlvollen Stellungen dem Gegenstande ihrer Intrigue zugeworfen, vergebens hatte sie jede Gelegenheit wahrgenommen, mit ihm einige bedeutungsvolle Silben zu wechseln, als derselbe von ungefähr bei ihr vorüberging, über einen alten Baumstumpf stolperte und der Länge nach dermaßen an die Erde fiel, daß er noch eine Weile auf dem Rasen fortrutschte und seine Nase Spuren seines Sturzes davontrug. Da war sie — während alle andern Umstehenden in ein muthwilliges Gelächter ausbrachen — die einzige, welche sofort mit den Mienen liebevoller Besorgniß hinzusprang, um ihn aufzuheben. Der Narr drückte ihr dankend die Hand, sie drückte dieselbe wieder und fühlte dabei, wie ihn unverkennbar noch eine andere Empfindung durchrieselte. Die Uebrigen konnten noch immer nicht aus dem Lachen kommen, denn zu possierlich hatte sich der dahinrutschende Narr in den Augen der jungen Schönen ausgenommen. Wie kränkend eine solche Situation ist, wird wohl schon mancher Leser an sich selbst erfahren haben. Um so mehr hatte die Theilnahme der verkleideten Hofdame die ganze Aufmerksamkeit des Hofnarren erregt.

Klug genug entfernte sich alsbald unsere Schöne wieder, von zeit zu zeit ihre Blicke auf das Opfer ihrer List richtend. Bald kam es denn dazu, daß, als sie scheinbar unabsichtlich einsamere Waldwege einschlug, ihr der Narr folgte, sie mit einer Liebeserklärung bestürmte und zu ihren Füßen um Gegenliebe bat. Aus guten Gründen rief die Schlaue mit Heftigkeit: „Halt edler Mann, stehen Sie auf, stehen Sie auf! was machen Sie aus mir? was würden die Andern sagen, wenn sie dies sähen? was für ein Schicksal würde uns vielleicht durch die provisorische Regierung zu theil werden?“

„Durch die provisorische Regierung?“ sagte der Narr: „dazu gehöre ich ja selbst.“

„Ach,“ entgegnete sie, über deinem Haupte schwebt ein verhängnißvolles Schicksal. Eine geheime Verschwörung — — — aber ich darf nicht sagen — sahst du nicht, wie sie dich bereits schadenfroh verhöhnten?“

Der Narr war wie vom Blitz getroffen; allein das vertrauliche, zärtliche Du entschuldigte ihn für den ersten Schreck und schon wollte er den Kuß ewiger Liebe auf ihre Lippen drücken, als sie einige Schritte zurücktrat und sagte:

„Aber was soll mit uns werden? hier ewige Liebe? hier können wir nimmermehr bleiben — aber wohin?“

„Was hat man denn, holdseliger Engel, mit mir vor?“ frug der Narr.

„Ich darf, ich darf es nicht sagen — aber es ist schrecklich! —“

„O, ich bitte, ich beschwöre dich!“

„Man will dich verwandeln! —“

„Mich verwandeln? und worin?“

„O ich kann es dir nicht sagen, erlasse mir die schrecklichen Worte.“

Dem Narren fuhr ein Schauder durch die Glieder.

„Worin? ich beschwöre dich, — ist es noch Zeit zu fliehen? —“

„Allerdings, so höre denn. Man traut dir nicht, man will dich nur gebrauchen, man sagt, Verräther würden mit der Zeit wieder Verräther; dennoch müsse man sie benutzen, aber dann beseitigen. Wie du weißt, besitzen die Feen wunderbare Kräfte. Durch diese will man dich in — in — in einen Esel verwandeln.“

Unwillkürlich griff der Narr nach seinen Ohren und die listige Schöne fuhr fort:

„Denke dir, wie schmerzlich mir dein Schicksal wäre, wenn ich zusehen müßte, wie du täglich unter Schlägen Heu zu fressen gezwungen würdest.“ Und sie hielt ihre Hand vor die Augen, als ob sie weinte.

„Aber was nun zu thun?“ entgegnete der Narr, dem es ernstlich schwül geworden war.

„Entfliehen!“ antwortete die Hofdame mit aller naiven Verstellung, derer solche Damen fähig sind und blickte dabei verschämt auf ihr kurzes Röckchen.

Das war zu viel für den Narren. Entzückt sprang er in die Höhe, klatschte in seine Hände, drehte sich um sich selber und rief mit dem Humor seines Standes: „Es gilt, es gilt! Wir machen einen Geniestreich — wir reißen aus — ziehen uns in die tiefste Tiefe des Waldes zurück — und gründen dort eine neue Kolonie!“

Natürlich gefiel dieser Vorschlag unserer Schönen nicht in dem Grade, wie dies der Narr erwartet oder doch gewünscht hatte.

„Das geht nicht,“ bemerkte sie schlau, „denn so weit auch der Wald reicht, geht die Macht der Feen; Alles würde uns verrathen, die Bäume, die Blumen, die Vögel, die Eidechsen, ja sogar die Maulwürfe. Wie wäre es, wenn wir in's feindliche Lager übergingen? dort würde man uns mit offenen Armen empfangen.“

„Schwerlich,“ meinte der Narr, „denn sieh, liebes Kind, man wird mir allerlei zur Last legen, und mich beschuldigen, den König beleidigt und verrathen zu haben und würde mich —“ hier machte er eine Bewegung mit der Hand gegen den Hals.

„Aber du könntest dein Vergehen vielleicht wieder gut machen und dich zugleich an den Feen für ihre meuchlerische Absichten auf deine Person rächen. Wir könnten z. B. vorher den König befreien.“ — —

„Da geht mir ein Gedanke auf.“

„Nun?“

„Ich will thun, als hätte ich nur diese Rolle gespielt, um dem König im Geheimen beizustehen. So geht es. Lasse mich nur machen. Mein guter Genius wird mich nicht verlassen.“

Unter zärtlicher Umarmung trennte man sich mit der Absprache, sich in der nächsten Stunde an derselben Stelle wiederzusehen und küßte sich unter süßem Gelispel von künftigen schöneren Augenblicken. Die intriguante Seele des Narren hatte neuen Spiritus erhalten und mit eben so vieler Kühnheit als Gewandtheit begab er sich in das Gefängniß des Königs Carfunkulus. Wie sich leicht denken läßt, empfing ihn dieser nicht sogleich auf die freundlichste Weise. Verachtend traf ihn anfangs sein zorniger Blick. Allein der Narr ließ sich nicht irre machen, entwickelte ein herrliches Lügengewebe von seiner immer edlen Absicht, die er nur aus Klugheit habe verbergen müssen und rückte zuletzt mit seinem Befreiungsplan heraus. Da stellte sich der König endlich überzeugt, ließ ihm nicht nur volle Verzeihung angedeihen, für die ungehörigen Redensarten, die er sich zum Schein habe erlauben müssen, sondern versprach ihm Ritterschlag, Würden und Ehrenstellen, wenn er seinen Vorsatz glücklich ausführte.

Wonneberauscht und der kühnsten Pläne voll flog er zurück zu seiner vermeintlichen Fee, welche ihn bereits erwartete.

„Es gelingt, es gelingt, liebste, unaussprechlich Schöne, du Schönste der Feen, paradiesisches Gewächs, wie es nur in einer Götterwelt gedeihen kann!“

Natürlich brauchte die verkappte oder vielmehr entkappte Hofdame ähnliche Ausdrücke, gestattete jedoch dem nunmehr leidenschaftlich erhitzten Narren keineswegs alle diejenigen Gunstbezeugungen, welche er sich auf Abschlag erbat, ohne jedoch dasjenige zu verschmähen, was sich ihr Angenehmes bei dieser Staatsaffaire darbot. Genug, die Stunde der Entführung einerseits und der Befreiung ander-

seits ward festgesetzt und es schien, daß Alles nach Wunsch ablaufen würde.

Freilich hatte der Narr vordem noch eine wesentliche Aufgabe zu lösen. Es galt, die Wache vor der Höhle des Königs zu beseitigen oder zu gewinnen. Letzteres war um so gefährlicher, als die betheiligten Vögel und darunter besonders die Elstern keine Garantie für ihre Verschwiegenheit zu bieten schienen. Der Narr versuchte deßhalb das Erstere und erreichte es mit Hülfe eines vortrefflichen Punsches, den er in aller Eile zu brauen wußte, da er bereits früher am Hofe des Carfunkulus wegen der Bereitung dieses Getränkes sich einen gewissen Ruf erworben. Sowohl für die wachhabenden Feen und Kobolde als für die Waldthiere war dieser Trank etwas Neues und Kostbares und so genossen sie desselben immer mehr, bis sie endlich betäubt und berauscht einschliefen.

Ungeduldig harrte Carfunkulus der Stunde seiner Befreiung, um so mehr, als er im Herzen dem Narren keineswegs traute, noch ihm jene Worte und Scenen vergessen hatte, in denen er von ihm auf das Schwerste beleidigt worden war. „Laß mich nur erst frei sein, dann sollst du und die Feenwelt erfahren, was ich vermag; dann sollt ihr eure Tücke und Bosheit bereuen, sollt für den Verrath eures Königs gezüchtigt werden!“ Indessen erschien der Narr um die bestimmte Stunde mit seiner Geliebten am Arme und sprach: „König Carfunkulus, ich bin es, der dir die Freiheit und dein Reich wiedergibt. Noch einmal versprich mir hier im Beisein dieses göttlichen Wesens, daß du mir mein früheres Verhalten, das lediglich in deinem eigenem Interesse geschah, nicht nachhalten willst, wenn du frei bist.“

Der König versprach dies und man machte sich auf, erstieg glücklich den nächsten Hügel, um von da aus vielleicht die Richtung zu erkennen, in welcher sich das königliche Luger befand. Es war eine pechrabenschwarze Nacht. Der Hofnarr und seine Geliebte stolperten bald gegen Bäume und Sträuche, bald gegen die geheiligte Person des Königs, bald gegeneinander. Endlich gelangte man bei einem Thal an und glaubte in der Ferne einen Lichtstreifen, von den Lagerfeuern herrührend, wahrzunehmen. Die Hofdame stieß einen Freudenruf aus und klatschte in die Hände. Auffallender Weise ward dieser Ton sofort in der Nachbarschaft erwiedert. Alle erschraken. „Halten wir uns hier stille;“ sagte Carfunkulus, der besorgt wurde, das Unternehmen möchte, so nahe dem Ziel, noch mißlingen.

Der Vorschlag kam zu spät. Eine feindliche Patrouille, welche bereits längere Zeit im Stillen die Fliehenden verfolgt hatte, ohne sie zu erkennen, war dicht auf deren Fersen. „Halt!“ rief ein schauerlicher Kobold, „oder ich schleudere euch glühende Steine auf den Pelz!“ — Carfunkulus, der sich bereits seiner königlichen Macht wieder bewußt geworden war, sprang jähzornig gegen das kleine Ungethüm an. „Lotterbube,“ rief er und zog sein Schwert, „stirb oder fliehe!“

„Carfunkulus!“ kreischte fast heulend der Kobold und plötzlich hundert Stimmen von nah und fern mit ihm. Endlich hallte der ganze Wald nur von dem Namen Carfunkulus wieder. Ein ferner Donner wurde vernehmbar. Dann zogen Irrlichter und leuchtende Nebelstreifen wie matte Blitze durch den Wald, immer heller, immer flammender werdend. „Wir sind verrathen!“ rief der Narr ängstlich.

„Wir schlagen uns durch!“ sagte Carfunkulus.

„Ach, sie bringen uns um!“ seufzte die Hofdame.

„Da fällt mir etwas bei,“ sprach der Narr, „du kannst doch, geliebtes Kind, jedenfalls auch einige Feenkunststücke; wende sie an, stehe uns bei.“

„Ich?“ sagte betroffen die verkleidete Hofdame, „ich nicht. Die einzelnen Feen vermögen dies nicht alle.“

Ehe der Narr sich von seinem Schreck erholen konnte, rollte ein goldener Wagen mit der Regentschaft der Aufständigen heran. Die Präsidentin führte in der rechten Hand ein großes silbernes Horn. Als sie die drei Flüchtlinge erblickte, erfaßte sie ein gerechter Eifer.

„Feiglinge!“ rief sie, „also durch List und Verrath wollt ihr euch retten;“ und sie setzte das Horn an den Mund und blies die bekannte Oberon'sche Melodie. Alsbald begann der Wald sammt allen Bäumen und Büschen zu tanzen. Immer heftiger wurde der Wirbel. Endlich tanzten Carfunkulus, die Hofdame und der Narr ebenfalls in den seltsamsten Bewegungen, in unsinnigen

Sprüngen. Mehr und Mehr breitete sich der Wirkungskreis der Horntöne aus, je länger und schmelzender die Präsidentin blies. Bereits begann man im königlichen Heerlager auch die Wirkung zu spüren. Man erwachte, man taumelte hin, man taumelte her und je deutlicher die Töne wurden, desto heftiger zuckten sämmtliche Beine zum Tanze. Niemand blieb verschont, nicht die Königin, nicht der dicke General Pustkuchen, nicht der schlaue Fuchsschwanz noch Stoßberger. Man wußte nicht, sollte man lachen oder weinen, fluchen oder singen. Bald aber wurde das Vergnügen lästig. Die Glieder ermüdeten, die Sinne wurden betäubt, man taumelte ermattet an die Erde. — So geschah es vor und nach Allen, bis Niemand mehr auf den Beinen war. Welches Geschnaufe und Athemholen nun! „Ach Gott!“ seufzte dieser, „ich sterbe!“ jener.

Da kam die Feenpräsidentin immer näher auf ihrem goldenen Wagen mit weißen Schwänen bespannt und hielt in der Mitte des ermüdeten feindlichen Heeres. Ihr zur Seite führte man Carfunkulus, den Narren und die verfluchte „Spionin“ wie sie die Hofdame nannte.

Der ganze Plan war entdeckt, der Narr sowohl als seine Geliebte entlarft. Beide sahen sich verwundert an, doch mußte endlich der Narr zu seinem Abenteuer lachen. Großmüthig wurde mit Carfunkulus unterhandelt. Seine Kraft schien gebrochen. Er gab fast in allen Punkten nach und mußte zuletzt noch in ein Hoch! auf die Freiheit der Feenwelt einstimmen. Alle ihre Anforderungen wurden gewährt. Nachdem Carfunkulus eine pathetische Rede gehalten, worin er seine Versprechen bekräftigte, wurde er befreit. Der Narr nahm Reißaus; die Hofdame erhielt sämmtliche Carfunkulus'sche Orden und stiftete später einen Treubund. Das tapfere Kriegsheer begnügte sich mit Lobsprüchen. Und Friede war wieder im Lande und die Königin Lusandra schlief wieder bei ihrem Gemahl.

Man hätte nun glauben sollen, die Feenwelt wäre auf Grund eines königlichen Wortes für ewige Zeiten mit einer demokratischen Constitution versehen gewesen. Allein Prosit die Mahlzeit! Sobald die Erinnerung an das Geschehene einigermaßen durch die Zeit verblichen war, besann sich Carfunkulus eines Andern, nahm seine sämmtlichen Zusagen zurück und behauptete: er wäre nur gezwungen worden. Gegen den Hofnarren erließ der König eigenhändig einen Steckbrief, in dem er ihn allerdings richtig, einen „Erzhallunken“ nannte. Als der Narr denselben im Ausland zu lesen bekam, rief er aus: „Brüderchen, Brüderchen, du bist boshaft!“

Wie lange sich die Feenwelt die Reaction gefallen lassen wird, wissen wir bis jetzt nicht anzugeben.

R. R.

Uebung im Rechtschreiben.

Glaubensbekenntniß

eines „conservativen"*) deutschgesinnten**) Kandidaten, abgelegt in einer Vorversammlung von Wahlmännern der zweiten Kammer, am 17. Juli 1849.

Meine Herren, erfahren Sie zu dem Beginn,
Wie, was, von wo und wer ich bin!
Ich zähle jetzt einige 40 Jahr,
Mein Vater in N. N. Beamter war,
Zur Zeit als der Unterthanenverstand
Einfältig, beschränkt noch Geltung fand.
Ich gesteh' es mit stolzem Gefühle ein:
Ich bin Mitglied vom — Preußen-Verein;
Meine Gemahlin, 6 Kinderchen und
Ein Säugling sind alle im Treue-Bund;
Die Neue Preußische Zeitung allein
Darf nur in meine Wohnung hinein.
Eine Erbschaft brachte mir den Genuß,
Die Welt zu bereisen zu Pferd und zu Fuß,
Es gibt auf der Karte nicht einen Ort
So klein er sei, ich war schon dort.

Meine Herren! — zu meinem Nutzen und Frommen
Hab' Alles ich in mir aufgenommen,
Es wäre deßhalb, meine ich, Schad'
Wenn ich durchfiele als Kandidat!
Nach meinen Begriffen, muß die Kammer bestehen
Aus Männern die nicht zu viel vorwärts gehen,
Den „Fortschritt," ich glaube, ein Jeder hat
Ihn seit dem vorigen Jahre satt! —
Wir werden, mein' ich, uns besser stehn,
Wenn wir ein Bischen noch rückwärts gehn,
Nur so zertreten wir, — so oder nie
Die jetzt nur schlummernde Demokratie;
Wir wollen im Lande jetzt Frieden und Ruh

*) Wir bemerken „conservativ" im Sinne der Neuen Preuß. Zeitung ꝛc. ꝛc.
**) Im Sinne der Wiener Zeitung ꝛc. ꝛc.

Um jeden Preis, er kömmt uns zu!
Wir haben umsonst auf der Bürgerwacht
Der Nächte gar viele zum Opfer gebracht,
Und wer, ich bitte, wer könnte beschreiben,
Die Sorge um unsere Fensterscheiben!
Der Katzenmusiken nicht zu gedenken
Und der ewigen Furcht vor dem Henken. —
Die Constitution, glaub' ich, welche ist da,
Verleitet so gern zu alotria,
Zum Interpelliren und dergleichen mehr,
Drum schaff' man sie ab wie die Bürgerwehr.
Die Constitution, das sieht jeder ein,
Ist doch für „Gutgesinnte" nur Schein.
„L'etat c'est moi," so heißt es noch heut,
So mög' es auch heißen auf lange Zeit,
Und wer dem König dies Recht ficht an
Ist wenigstens ein schlechter Unterthan.
Zu Abgeordnete sollte man eigentlich wählen,
Beamte und Krieger, auf die man kann zählen,
Daß sie immer auf der Regierungsseit' —
Es kostete dann viel weniger Zeit,
Und gäb' nebenbei des Redens nicht viel,
Führte mit einem Worte zum Ziel.
Ich fürchte jetzt nicht die Rothen und Wühler,
Die sind für uns todt, doch leben die Schüler,
Die Gagern, die Dahlmann, die Welker et Co
Die Gegner des jetzigen Status quo.
Wohlan, meine Herren, die Schwerter heraus,
Hie Preußen! hie Gotha! beginne der Strauß.
Gottlob, vorüber ist jetzt die Zeit
Der schwarz-roth und goldenen Einigkeit,
Es muß, meine Herren, ich freu' mich's zu sagen,
Nur der Soldat die Kokarde noch tragen,
Und ist es ihm nicht, ich frage Sie frei,
Als ob er dadurch gebrandmarkt sei?

Des Reiches Verweser er sitzt in Gastein,
Des Reiches Minister, sie schlafen am Main,
Des Reiches Regentschaft, sie studieret bereits
Den Kuhreigen auf den Bergen der Schweiz.
Apropos von der Schweiz, ich wag' es zu sagen,
Die dürfte eine Reorganisation vertragen,
Es gibt ein Sprüchwort, das heißt: der Hehler
Ist eben so schlimm, als der schlimmste Stehler,
Drum wenn uns die Schweiz noch ferner genirt,
Wird sie von 10,000 Mann occupirt.
Baden ist ruhig und Schleswig-Holstein
Kann schlagen sich mit den Dänen allein,
Wir sind nicht willig Rebellen zu lehren
Gegen den Herrscher die Fäuste zu kehren.
Da Dänemark nicht mehr die Küsten bedroht,
Thut uns jetzt auch keine Flotte mehr Noth,
Schaffe man dafür, jetzt wo man's kann,
Ritter-Akademien und Garden an.
Seh' man nach Osten nicht, nach West,
Denn dies ist das wahre Demokraten-Nest.
Rußland und Oestreich und Preußen im Bund,
Beherrschen den ganzen Erdenrund,
Um solchen Preis und um solchen Kauf,
Wer gäbe dafür nicht die Freiheit auf?
Dies, meine Herren ist ehrlich mein credo,
Dem Ministerium geb' ich mein veto
In allen Dingen, ich halt' es für Pflicht,
Nur, meine Herren, in einem nicht.
Die Einkommensteuer, nimmt so man sie an,
Nur gesetzliche Plünderung heißen kann.
Was hat denn der Staat nach dem Gelde zu fragen,
Das mir einst mein Vater notariell übertragen.
Die Mittel-Klasse, die Arbeiterbrut,
Ist's die so schwer auf dem Staate ruht,
Die mögen denn auch, wie es Recht und Pflicht,
Vom Einkommen geben, wir aber nicht.

Sie sehen meine Herren, daß viel in der That
Seit vorigem März sich gebessert hat,
Und will ich in Ehrfurcht den Namen nicht nennen
Deß, der die Ursach! Sie werden ihn kennen!
Wir stehen Alle in seiner Hand!

* * *

Mit Gott für König und Vaterland!

Anmerkung. Der Kandidat wird mit großer Majorität gewählt. Die offiziellen Berichte der Wahlen ergeben, daß zwei Drittel der Abgeordneten zur zweiten Kammer ebenfalls — — mit großer Majorität gewählt wurden.

Reorganisation der Berliner Bürgerwehr.

„Herr Friedr. Wilh. Schulze, neun und vierzig Jahr alt, Sie sind einrangirt in die dritte Compagnie zweiten Bataillons —"

„Ne, jutes Männeken, — mit diese Errungenschaft bleiben Se mich von Leibe —"

„Aber das Gesetz befiehlt!"

„Wat Jesetz, ick were bis an Seine Majestät jehen —"

„Kann Ihnen nichts helfen, der König als constitutioneller Monarch kann nichts mehr gegen das Gesetz thun." —

„Nann — des Bejnadijungsrecht hat er doch immer noch!" —

Eigenthümliche Situation.

„Hör' mal, ich will Dir was ins Oehrchen sagen! Mama hat der Tante nicht gesagt, Du wärst ein häßlicher alter Kerl, und wenn sie Dich heirathete, so wäre das nur weil Du viel Geld hättest."

Schmeißt mich der Wirth zur Thür hinaus der Lumpenkerl, und sagt, sein Haus wäre für solchen Schweinhund zu gut, es ist aber noch nie ein ehrlicher Kerl bei dem über die Schwelle getretey.

Musikalische Reminiscenzen.

„Liebchen Ade!“
„Morgen da geht's in die wogende See.“

Selbstgefallen.

Wenn So mir meine Mutter sähe!!

Bange machen gilt nicht.

Eine Parabel.

Es war einmal ein cholerischer alter Mann, der in frühern Zeiten lange der Angesehenste im Dorfe war und noch darauf sich viel zu Gute that. Nun war er aber schwach und gebrechlich

geworden und sein Ansehen nahm ab, was ihn sehr verdroß. Der alte Mann hatte viele Kinder, die wildesten, ungezogensten des ganzen Dorfes, die machten ihm viel zu schaffen, zerrten, neckten und zwickten ihn so, daß er oft nicht wußte, wo ihm der Kopf stand, oder ob er überhaupt noch einen hätte. Des Gelärms war überviel, unter einander schlugen sich die Rangen oft fast breiweich und kehrten das Haus unterst zu oberst. Um dem Unwesen zu steuern, benahm er den Kindern alle Freiheit, behandelte sie grausam und hart, und endlich, da er sah, daß seine Autorität dahin war, ließ er einen Popanz machen, einen großen Wuwutz, der sollte ihm helfen die Kinder regieren. Das half ihm aber nicht viel, denn die wilden Buben lernten bald einsehen, daß der Wuwutz nur ein Strohmann mit einem Kürbiskopf sei, und so grimmig er die Zähne fletschte, doch nicht beißen könne; so blieb derselbe Zustand und der Alte war in großer Noth nach wie vor. —

Er hatte einen Nachbar, einen jungen, frischen, kräftigen Kerl, der hatte Haus und Hof in Ordnung und 8 Kinder, die aber frei und gut gezogen waren, so daß er seine Freude an ihnen hatte und sich auf sie verlassen konnte. Eines Tages kam derselbe zum Alten, und wie er so vor ihm stand in der Fülle seiner Manneskraft, da schwoll dem Alten der Neid-Kamm, er dachte der frühern Zeiten, als er noch der Erste und Stärkste im Dorfe war, und das machte ihn giftig und boshaft. Er, der seine Kinder selbst nicht erziehen konnte, tadelte die Erziehungsweise seines Nachbars und ergoß sich in Spöttereien über die „Anmaßung junger Gelbschnäbel alte ehrwürdige Leute bei Seite schaffen zu wollen." — Er mäkelte erst hier, dann dort, dann fiel er mit bittern Worten über den jungen Nachbar her und ließ endlich seinen Zorn und Neid in den gemeinsten Beschimpfungen und Lästerungen (man vergleiche hier die neuesten Oestreichischen Zeitungen) aus. Ja, als das alles seinen Gegner nicht aus seiner Ruhe und aus seinem Selbstbewußtsein brachte, glaubte der alte schwachköpfige Mann, er habe nun gefunden, womit er dem jungen Manne Schrecken einflößen könnte, er holte seinen — Wuwutz! Der junge Mann aber belächelte die Thorheit des Alten, drehte sich um und sagte nur im Fortgehen: „Alterchen, Alterchen! Bange machen gilt nicht!" —

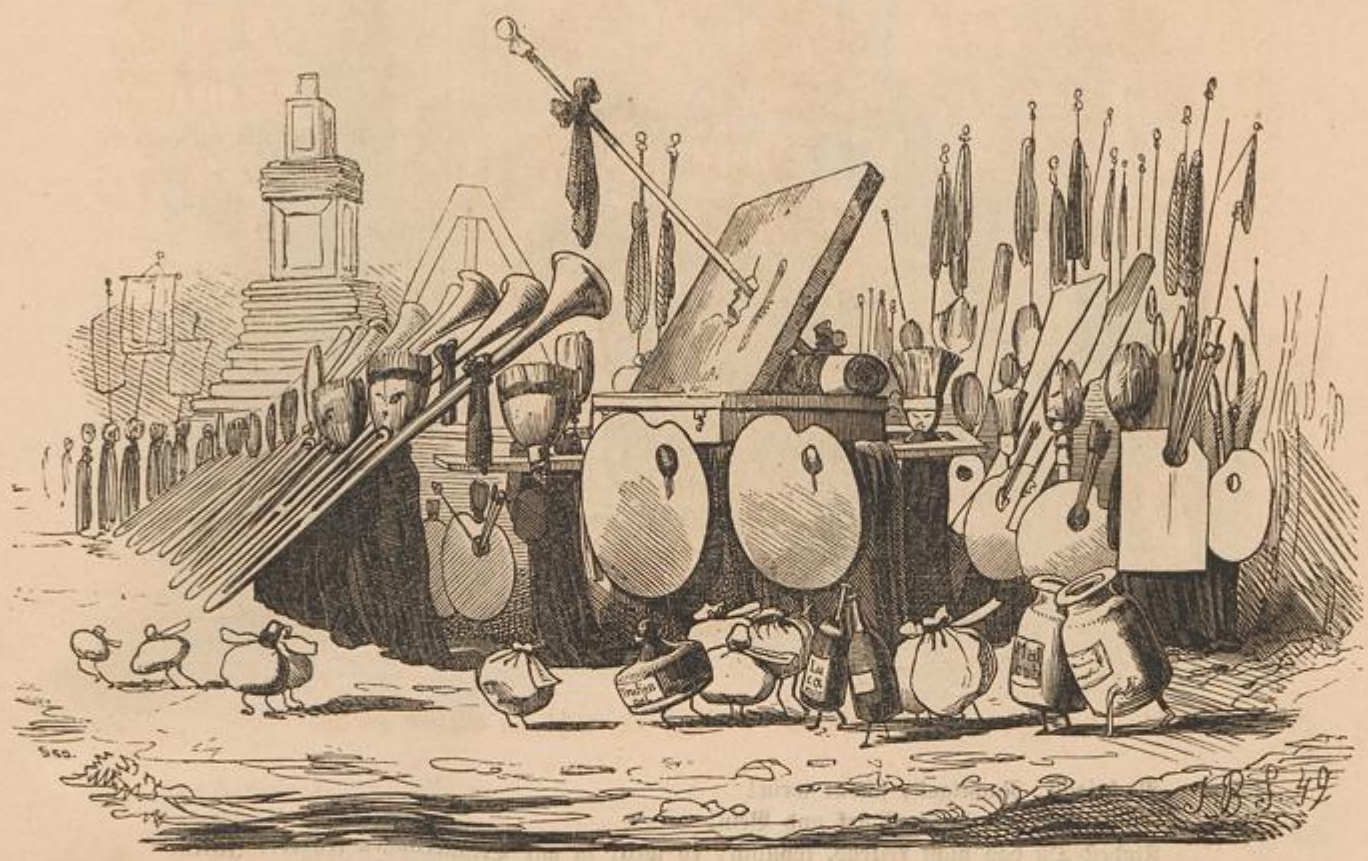
Portrait des Mannes, welcher berechnet, wie viel ihm zufällt, wenn das Domainengut verkauft wird, auf dem glücklicherweise sein Haus steht.

„Hol' der Teufel die Daguerreotypien! — Sieht man nicht aus wie ein Pavian?!“ —

Das verunglückte Rendez-vous.

„Nichts als ein widerwärtiger Zufall!“
(bei Seite.) „Wie kann nur ein solches Meloneugesicht Eroberungen machen wollen?“

417



Ahnung.

Dumpfer Töne dumpfes Klingen,
Ernster Sänge dumpfes Singen,
Dumpfen Sanges ernstes Schwingen
Schwinget dumpfe Grabeslieder,
Dumpfig hallend traurig wieder,
Fahrend Jedem durch die Glieder.

Wer wird dort, zum Tod' ermattet,
Auf der Bahre hinbestattet,
Die von Flören dumpf beschattet?
Pinsel seh' ich traurig wallen,
Dumpf hör' ich Trompeten schallen
Und der Wehmuth Seufzer knallen.

Blasen seh' ich, Farbenblasen,
In des Schmerzes dumpfem Rasen,
Auf des Kummers Wiese grasen;
Was sind das für runde Zeichen,
Der Palette thun sie gleichen,
An dem Sarge, der von Fichen?

Durchgebrochen, herzdurchstochen
Liegt die Kunst als todter Knochen
Auf der Bahre, dumpf umrochen;
Armer Hülle Rosenfülle,
Schöner Laune Blumengrille — — —
Ach, wie seid ihr nun so stille!!

Sind es Geister, sind es Wesen,
Sind es Menschen, sind es Besen,
Sind es Türken, Calabresen?
Sagt, wer sind die Trau'rgestalten,
Die den ernsten Umzug halten
In des Umwurfs weiten Falten?

Geister sind es stiller Ahnung,
Und mit dumpfer ernster Mahnung
Zeigen sie der Zukunft Bahnung,
Daß der Kunst Vernichtung blühet,
Wenn des Friedens Stille fliehet
Und das Umsturzfieber glühet.

Deßhalb dieses dumpfe Klingen,
Dieser Sänge ernstes Singen,
Dieser Töne dumpfes Schwingen — —
Deßhalb schwingen Grabeslieder,
Dumpfig hallend traurig wieder
Sich durch unsre dumpfen Glieder.

Worte und Gedanken.

Tante. Nachtigall, Nachtigall, schone mein!
Du schlägst mir durch Mark und Bein! — —
Findest Du das nicht reizend, idyllisch? es weckt in mir Erinnerungen früherer Zeiten.

Neffe. Ich könnte stundenlang Ihnen zuhören! — Kosegarten war immer mein Liebling, doch glaubte ich nie, daß er durch Ihren Vortrag so gewinnen würde. — —
(Eine geschlagene Stunde sitze ich hier und höre der alten Närrin Gewäsch — während die Cousine, um nicht zu stören, ins Nebenzimmer verwiesen ist! —)

„Wie heißt dieser Buchstabe, Wilhelm?"

„Ja von Ansehen kenn' ich ihn schon lange, aber seinen Namen habe ich vergessen."

Worte und Gedanken.

Kunst-Protector. Aber liebster Freund, durch die hohle Hand gesehen scheint mir die Verkürzung des linken Arms nicht völlig richtig und der große Zeh outrirt; ändern Sie dies und das Bild ist magnifique!

Künstler. Ich bewundere Ihren Scharfblick, der selbst Fehler entdeckt, die dem Künstler entgangen sind; ich danke Ihnen herzlichst für die Correctur.

(Der eingebildete Tropf, hätte er mir das Bild nicht bestellt, ich hätte ihm bewiesen, daß er weniger von der Kunst versteht als meine Waschfrau.)

Schnelle Gelegenheit ins Ausland, besonders nach der Schweiz und Amerika empfiehlt

Wolfgang Republik

aus Baden.

Verrath.

Die Wasserlilie kichert leis':
„Ich muß Euch ein Ding verräthen,
Ich muß Euch verrathen, was gestern Nachts
Zwei junge Verliebte thaten.

Die kamen mit Vetter und Basenschaft
Den Strom hinunter geglitten,
Die saßen, weil Lauscher im Boot, ganz still,
Mit auferbaulichen Sitten.

Sie tauchte die Hand in's Wogenblau,
Den klopfenden Puls zu kühlen,
Er wollte zur selben Zeit einmal
Nach der Wärme des Wassers fühlen.

Und unter dem Wasser begegnen sich
Verstohlen die beiden Hände,
Und fliehen sich und fangen sich —
Es nimmt das Spiel kein Ende.

Die Basen haben nichts gemerkt
Von der glücklichen Liebesstunde,
Ich aber hab' es wohl geseh'n
Tiefher aus dem lauschenden Grunde."

A. Kaufmann.

Lith. Jnst. von Arnz & Cº in Düsseld.

Ein spezivischer Mitgottfürkönigundvaterländer bereitet seinen Haushalt zur Aufnahme in den Treubund vor, indem er ihm die Prinzipien der Neuen Preussischen Kreuz-Zeitung einzuflößen sucht.

Lith. Inst. von Arnz & Cº in Düsseld.

Rundgemælde von Europa im August MDCCCXLIX.

(Weihnachten 1848.)

Lith. Inst. von Arnz & Cie in Düsseldorf.

Frankfurter Christbescheerung.
(Weihnachten 1848.)

Die Knurrigen und die Schnurrigen.

Schon in den ältesten Zeiten machten sich zwei Grundlinien in der Philosophie geltend, welche noch heute als solche überall wieder zum Vorschein kommen. Wer kennt nicht die beiden Philosophen des Alterthums, von denen der eine über Alles lachte und der andere über Alles weinte? Also das lachende und das weinende Prinzip.

Die Philosophie ist offenbar dazu bestimmt, den Menschen glücklich zu machen, sein vielfach getrübtes und im allgemeinen dunkles Dasein, wenn auch nur mittelst eines spärlichen Flämmchens zu erleuchten. Es kann also demnach wohl kaum die Frage, welche Philosophie die einzig richtige, die alleinseligmachende sei, aufgeworfen werden. Und doch — da der Anfang der Aufklärung, so wie der Anfang des Bewußtwerdens das Zweifeln ist — wollen wir auch hier zweifeln, diese Zweifel jedoch sofort auf empirischem Wege zu bannen suchen. Da das uns zunächst Liegende jedesmal das Faßlichere ist, so wollen wir uns bei der Untersuchung dieses Gegenstandes auch zunächst in der Gegenwart halten, id est: uns nicht in die verblichenen Tage längst vergangener Zeiten verirren, denn das Irren wird uns ohnedies niemals ausbleiben, wie dies Leibnitz, Kant, Hegel, Schlegel, Bauer und selbst der große Strauß hinlänglich und sonnenklar bewiesen haben.

Es fragt sich demnach, weßhalb ist die lachende Philosophie besser als die weinende? Ja weßhalb? Wir könnten uns hier in allerlei transcendentale Betrachtungen einlassen; wir könnten von Erschaffung der Welt, oder was noch gründlicher wäre, bei der Zeit anfangen, in der der liebe Herrgott selbst noch ein kleiner Junge war und als Vorübung Männchen aus Brodteig machte, wie er sie später in größerem Maßstabe in Lehm ausführte; ja, wir könnten noch weiter bis in die chaotische Leere zurückgehen, wo weder Logos noch Logik, sondern nur das unsichtbare und unfaßbare und unhörbare und unschmeckbare Lebensfludium das noch nicht vorhandene All durchsäuselte. Aber wozu? „Sei kurz und bündig" pflegte einer meiner Lehrer zu sagen, „damit man dich begreife." Dabei war er selbst jedoch meistens in seinen Erklärungen so lang wie ein Bandwurm und so verworren wie ein Knäuel Garn einer verliebten Jungfrau. Doch ad rem.

Wenn wir einem Menschen auf der Straße begegnen, der die Unterlippe hängen läßt, die Augenbraunen zusammenzieht, die Augen selbst

gleich einer Blindschleiche nur auf der Erde herumkriechen läßt, dabei einen Buckel macht und bei dem die Hände bis unter die Kniee schlaff herabhängen, so denken wir zunächst: was ist dies für eine unerfreuliche Erscheinung! Sollte er wirklich auch ein Ebenbild Gottes sein? Was mag ihn so verunstalten, sein Wesen so jämmerlich unselbstständig machen? Es kann sein, daß so ein Mann nichts weiter als ein verkommener Schafskopf ist, es kann aber auch sein, daß er das Resultat einer weinerlichen, knurrigen Philosophie abgibt. — Begegnen wir dagegen einem Menschen, der frei

und fröhlich seine Augen zum Himmel emporschlägt, dessen Gesicht einen heitern Ausdruck hat, dessen Arme und Beine in entsprechender Bewegung sind, der vielleicht dabei ein Liedchen summt und uns freundlich einen guten Morgen! zuruft, so ist uns dies nicht nur ein behaglicher, sondern ein sehr erquicklicher Anblick. Freilich kann dieser Mensch auch nebenbei ein dummer Teufel, ein Narr, ein Hanswurst sein, allein er ist sicherlich jedenfalls mehr Mensch als der andre, vielleicht sogar ein schnurriger Philosoph. Diese allgemeinen Züge beweisen also eigentlich nichts weiter, als daß beide Erscheinungen möglicher Weise einen philosophischen Kern zulassen. Von dieser unmöglich anzugreifenden Voraussetzung ausgehend, können wir indessen durch besondere Charaktere nun dasjenige beweisen, was wir gerne beweisen möchten, daß nämlich die lachende Philosophie vor der weinenden den Vorzug hat, daß die schnurrigen Menschen bessere Philosophen als die knurrigen sind.

Z. B. der Bierwirth zum goldenen Esel ist ein knurriger Philosoph und nebenbei ein dicker unbehaglicher Mensch. Seine Augenbraunen stehen wie Schweinsborsten steif und dicht in horizontaler Richtung, seine Stirn ist voller unregelmäßigen Erhöhungen, wie ein ausgehacktes Kartoffelfeld, seine Wangen gleichen erfrorener Wäsche, sind faltig und hart, seine Lippen kleben sprachlos an einander, als wären sie in der Buchbinderpresse gewesen. Tritt einer in den goldenen Esel ein, verlangt Bier oder Schnaps, so hebt der Wirth eine Hand oder nach Umständen ein Bein und befiehlt so der Magd, den Gast zu bedienen. In seltenen Fällen steht er selbst auf und geht an den Schenkschrank. Will dem Gast seine Art und Weise nicht recht behagen, oder schmeckt ihm das Getränke nicht, oder ist er ohne Ursache grob oder betrunken, so erhebt sich der Wirth langsam, faßt ihn an den Kragen und wirft ihn ohne ein Wort zu sagen

zur Thüre hinaus. Dabei wird er nie zornig, übereilt sich nie, verändert sein Gesicht nicht. Ebenso bleibt er sich ganz gleich, wenn die Wirthsstube voll lachender Gäste ist, ebenso wenn unerwartet eine Prügelei losgeht. In letzteren Fällen geht er schweigend zur Thüre, öffnet sie und schiebt jedesmal den zunächst Befindlichen hinaus,

wiederholt dies Manöver, bis die Stube so ziemlich leer und der Friede hergestellt. Kömmt es nun wohl, daß ein Fremder eintritt, der sein Wesen noch nicht kennt und ihm einen guten Morgen oder guten Abend bietet, so wendet er ohne zu antworten den Rücken, stellt sich an's Fenster, als ob Niemand da wäre oder liest die Zeitung.

Offenbar liegt dieser seltsamen Weise nichts weiter als das Prinzip der knurrigen Philosophie zum Grunde, denn der Wirth zum goldenen Esel ist kein Esel. So hat er niemals sich verliebt und sich auch niemals verheirathet, so hat er nie einen Pfenning zu viel gewechselt, nie Bürgschaft übernommen, hat sich nie verschlafen und nie seine Thüre zur Nachtzeit offen gelassen. Einmal ist es vorgekommen, daß der Pfarrer ihn besuchte, um ihn zur Rede zu stellen, weßhalb er seit sieben Jahren die Kirche nicht besuchte. Da nahm er seine Mütze ab und sagte: „Setzen Sie sich, Herr Pfarrer.“ und frug dann den geistlichen Herren, weßhalb er niemals in den goldenen Esel komme. Natürlich antwortete ihm dieser mit weisen Lehren und Sprüchen, die der knurrige Philosoph ruhig anhörte, worauf er jedoch am Schlusse erwiederte: „Herr Pfarrer, ich habe aber einmal keine Lust und das andre Mal weiß ich ja, was ich da zu hören kriege und drittens lasse ich mich nicht zwingen.“ Dann schlossen sich seine Lippen für immer über dies Capitel und der Pfarrer mußte abziehen.

Sehen wir dagegen seinen Nachbar, den Wirth zum Pfropfenzieher. Er ist ein kleiner, nicht eben dicker aber auch nicht magerer Mann, von etwas knolliger Nase, geschlitzten, klugen, funkelnden Augen und trägt den rechten Mundwinkel beständig lächelnd in die Höhe gezogen. Sein ganzes Wesen verkündet eine heitere Beweglichkeit. Selten hat man ihn verdrießlich, noch seltener grob gesehen. Dennoch quält auch ihn wohl mitunter der trübe Geist der Melancholie. Dann zieht er sich jedoch für kurze Zeit zurück, nimmt seinen Vorrath von weisen Sprüchen und jovialen Einfällen zur Hand und bannt seinen Unmuth mittelst der lachenden Philosophie. Wollen aber alle Einfälle nicht ziehen und läuft er Gefahr seinem Dämon zu unterliegen, so wendet er das letzte

Mittel an, indem er ohne alle Ursache eine gewaltige Lache aufschlägt. Gelingt diese auch nicht gleich anfangs zum Besten, beim zweiten oder dritten Ansatz gibt es sich indessen und endlich lacht er von Herzen, wenn er bedenkt, daß er eigentlich ohne Ursache lachen will. In einer solchen Situation pflegt er mit beiden Händen seinen krausen Kopf zu fassen und sein Haar mit allen zehn Fingern kreuz und queer zu durchfurchen und so auch äußerlich seinen guten Gedanken zu Hülfe zu kommen. Denn der Wirth zum Pfropfenzieher hat wirklich Gedanken. So denkt er öfter: Wie ist doch Alles dummes Zeug in der Welt; das Dümmste ist aber, sich durch Dummheiten Anderer unterkriegen zu lassen.“ Oder er denkt: Der Mensch lebt nur einmal — jeder ist seines Glückes Schmidt — mit Courage kömmt man weiter als ohne dieselbe — ein Narr, der sich über Dinge grämt, die nicht zu ändern sind. Oder er denkt: Ich bin doch pfiffiger als ihr alle, denn ich nehme jedes Ding von der besten Seite, oder mache doch zum bösen Spiel ein gutes Gesicht, da bleibt mir denn doch etwas. Genug,

unser Freund weiß sich zu helfen. Entsteht zum Beispiel in seiner Kneipe Wortwechsel und Gezänke, so tritt er unvermuthet dazwischen und präsentirt seine Tabacksdose; hilft dies noch nicht, so läßt er ein komisches Donnerwetter los, wobei er ein so lächerliches Gesicht schneidet und so tolle Vergleiche zum Vorschein bringt, daß die Aufmerksamkeit der Parteien sich vom Thema des Streites auf seine Person wendet. In bedenklicheren Fällen nimmt er den wüthendsten der Streiter bei Seite und fragt ihn vertraulich, ob er nicht Zeit habe, mit ihm eine ganz neue Sorte vorzüglichen Franzbranntweins zu probiren. Dabei denkt er denn: Besser ein Gläschen Branntwein zum Besten gegeben, als Scandal im Hause und die Wirthschaft in Verruf.

Männer von Fach könnten vielleicht einwerfen, das sei mehr Temperament als Philosophie. Allein dem ist nicht so. Es hat dem Besitzer des Pfropfenziehers ein förmliches Studium gekostet, seine Lebensweisheit systematisch zu ordnen und zu befestigen. — Aber wir wollen sehen, ob nicht andere Beispiele unsere Behauptung noch besser vertreten, wobei wir jedoch gerne zugeben, daß sowohl zur lachenden als zur weinenden Philosophie, sowie zur Philosophie überhaupt ein gewisses Temperament gehört.

Da lief so z. B. unter andern verkehrten Jungen in dem Dorfe, in dem ich das Licht der Welt erblickte, ein kleiner, bucklicher Bursche untermit, der für seinen Stand die lachende Philosophie ziemlich weit ausgebildet hatte. Der arme Teufel ging meist ohne Schuhzeug und immer ohne Strümpfe. Der Wind pfiff durch die Nähte und Löcher seiner Jacke und zersauste sein Haar. Er sah mager und mitunter hungrig, nimmer aber verdrießlich aus, oder wenn er auch so aussah, so war er es doch eigentlich nicht.

Der Junge hieß Mathis nnd alle Welt kannte ihn als einen schlauen Burschen. Gab es irgendwie Händel, entweder unter der lieben Jugend selbst oder mit der Polizei, so wurde Mathis, wenn er nicht in der Nähe war, was meist der Fall, schleunigst geholt. Körperlich konnte der arme Schelm nicht viel ausrichten, dagegen war seine Zunge ein scharfes Schwert und sein Humor unverwüstlicher Natur. Da wußte er sich denn mit Witz und edler Dreistigkeit vorzudrängen, die Verhandlungen in die Hand zu nehmen und endlich der schlimmsten Affaire noch eine gute Wendung zu geben. Am Ende hatte er das Lachen auf seiner Seite. Dabei wurde er selten boshaft, sondern meist war es eine schalkhafte Gutmüthigkeit, verbunden mit einer absichtlichen Anspruchslosigkeit, welche den Ausschlag gab. „Es ist doch alles nichts in der Welt," pflegte er hinterher zu sagen, „und um Nichts sollten wir uns lange zanken?"

Dann setzte er sich auf seinen Lieblingsstein bei der Straßenecke, schlug seine magern Beine übereinander, sah sich den Himmel, die Wolken, die Häuser, seine Kameraden und die vorübergehenden Leute an, wollte sich zu seinem Buckel bald noch einen zweiten lachen oder knüpfte resignirende Betrachtungen an über die kostbaren Kleider der daher spazierenden Damen und Herren.

War dies etwa nur Temperament? Nein, es war regelrechte schnurrige Philosophie. Mathis, obgleich er nur einen dürftigen Schulunterricht genossen, hatte sich dieses und jenes Wissen von Lebensverhältnissen und andern Dingen angeeignet und manchen Nachmittag im Rasen gelegen und darüber nachgedacht. Zum Schlußstein seines

Gebäudes nahm er sich den Spruch Salomonis: Alles ist eitel, und verarbeitete ihn auf seine Weise und so umsichtig, daß er für ihn ein treffliches Präservativ gegen manche trübselige Annäherung wurde. So arm Mathis war, so niedrig seine Lebensverhältnisse, so unselig sein Dasein, so hatte er sich doch eine gewisse Sicherstellung gegen die schärfsten Pfeile des Schicksals durch seine schnurrige Philosophie errungen.

Was aber nützte dem knurrigen Rath von Pimpelsnuß seine weinerliche Philosophie? Er war ein grundgelehrter Mann, hatte sich durch Plato, Sokrates und Aristoteles, durch Voltaire, Leibnitz, Rousseau und Kant, durch Hegel und Hermes, durch Bauer und Strauß und durch unzählige andere

gelehrte Philosophen mühsam und gründlich durchgefressen und wurde dabei täglich dürrer, täglich mürrischer und einsilbiger, täglich befangener und schiefer in seinem Urtheil über sich und andere Menschen. Bei den gewöhnlichsten Dingen des Lebens wußte er nicht wo und wie er sie anfassen sollte, ob mit oder ohne Handschuhe, ob am Kopfe oder am Schwanze. Vor lauter Philosophie war er unfähig zu lieben, zu lachen, zu heirathen, unfähig sich zu derjenigen Stimmung zu begeistern, welche der Mensch bedarf, um eines der natürlichsten und nothwendigsten Geschäfte zur Erhaltung der Menschheit zu verrichten. Bei den unwichtigsten Dingen brachte er es aus übergroßer Vorsicht, den Frieden zu erhalten, zu den widerwärtigsten Streitigkeiten, aus denen sich nun bei ihm folgerichtig die bittersten Betrachtungen über die Verderbtheit des Menschengeschlechtes entwickelten. Für seine Gesundheit war er aus philosophischen Gründen dermaßen besorgt, daß erschütternde und aufreizende Todesgedanken und alle Eventualitäten des Jenseits die Verfassung seines Unterleibes gänzlich zu untergraben drohten. Wirklich starb er vor der Zeit, jedoch mit Hinterlassung eines sehr gelehrt geschriebenen Werkes über die Kunst, sich das Leben so angenehm als möglich zu machen. Der Herr Rath hätte dies auch wirklich seinen Verhältnissen nach vermocht, wenn er es nur darnach angefangen hätte.

Wie anders machte sich dagegen der Polizei-Commissar Schnüffelinsky. Sein Amt hätte ihn gewiß vermögen können, sich den Knurrigen beizugesellen. Allein sein klarer Blick in die Verhältnisse des Lebens, ja, was bei einem Polizeimanne eine Seltenheit ist, seine Humanität bestimmte ihn zum Gegensatz. „Es ist nun einmal nicht anders," pflegte er zu sagen, „es muß auch Schelme, Spitzbuben und Vagabunden geben. Sollen diese Hallunken, außerdem, daß sie der Gesellschaft unbequem sind, mir auch noch das Leben verbittern?" Und mit lachendem Gesichte unterzog er sich den schwierigsten Verhören, und bei den ernsthaftesten Exekutionen versüßte er nicht selten durch einen guten Einfall sogar dem armen Delinquenten seine peinlichen Stunden. Dabei ging er nie weiter, als das Gesetz erheischte und war nebenbei wohlwollend und unterstützend gegen diejenigen, welche durch Unglück und unglückselige Verhältnisse in den Bereich seiner Amtsthätigkeit gebracht wurden. Kehrte er mitunter aus einer heitern Gesellschaft nach Hause, so fiel ihm das Schicksal des einen oder andern solcher Personen oft schwer aufs Herz. Dann kam es wohl, daß er noch am späten Abend so einen armen

Teufel zu sich citiren ließ und sich aus purer Menschlichkeit mit ihm über die Mittel und Wege berieth, wie er nach ausgestandener Strafe sich für das bürgerliche Leben rehabilitiren könnte. Oefter stellte er denn erbauliche Betrachtungen über die tausend Kniffe und Pfiffe, über die Gewandtheit und Schlauheit der Verbrecher an und ließ, unbeschadet seiner Amtswürde, seiner schnurrigen Philosophie freien Lauf. Solche Betrachtungen und Erfahrungen theilte er nachher in vertraulichen Cirkeln zur allseitigen Unterhaltung mit und sein Refrain war: Wenn die Welt doch keine Polizei nöthig hätte! — Sein Amtskollege dagegen der ehmalige Feldwebel, steif und brutal, wollte täglich vor Aerger und Ingrimm bersten. Er kam dazu, in jedem Menschen einen Spitzbuben, Demagogen oder Fälscher zu vermuthen und wünschte nichts sehnlicher, als jeden auf den leisesten Argwohn hin einstecken zu dürfen. Grob bis zum Exceß, lieblos bis zum Ideal, dünkelhaft wie ein Truthahn machte er sich alle Menschen zu Feinden und haßte sie, wie er glaubte, aus Amtspflicht. Er konnte stundenlang die Straßen durchwandern und im Innern alle ihm geläufigen Feldwebelflüche loslassen und sich in die finstersten Betrachtungen über die Niederträchtigkeit des Menschengeschlechtes vertiefen. Niemand in der Welt schien ihm gerecht und tugendhaft als derjenige, der eine Polizeimütze und einen Polizeikragen trug. Seine knurrige Philosophie ging so weit, daß er sich einen Pudel hielt, der in Ermang-

lung schwerer Delinquenten von Zeit zu Zeit ein ausführliches Verhör bestehen mußte, aus welchem sich alsdann die gräßlichsten Verbrechen ergaben, wofür er bald mit Peitschenhieben, bald mit Fußtritten regalirt wurde. Eine ähnliche Einrichtung hatte er in seiner Familie getroffen. Jeden Morgen vor dem Frühstück und jeden Abend vor dem Schlafengehen wurden Weib, Kind und Dienstmagd protokollarisch vernommen und ihnen Fragen über

Giftmischerei, Entwendung, Todtschlag, Hochverrath vorgelegt und ihnen nach Maßgabe der Gemüthsstimmung irgend eine Quälerei zugefügt. Nachher wurde gemeinsam Betstunde gehalten und auf den Knien dankte der gerechte Mann seinem gütigen Gott, daß er ihm ein Amt verliehen, in welchem er zum Segen der Menschheit zu wirken vermöge. Die Seinigen mußten ebenfalls dem Himmel laut und inbrünstig danken, daß er ihnen die Gnade gegeben, von einem etatsmäßig angestellten Polizeikommissar auf dem Wege der Tugend mit den geeigneten Mitteln erhalten zu werden.

War dies ein Philosoph? wird man fragen. Ja, er hielt sich dafür, denn er hatte seine ganze Welt- und Lebensanschauung in ein System gebracht, dem entsprechend er consequent handelte. Ehe wir uns jedoch auf weitere Schlüsse einlassen können, müssen wir noch einige Beispiele prüfen.

Der dicke Notar Knoll war ein Mann von starkem Umfang, von bedeutender Größe, von mächtiger, gebogener Nase, stechenden Augen und derben Gesichtszügen. Sah man ihn so über die Straße wandeln, dann hätte man glauben sollen, daß er zu den ernsthaftesten Männern seiner Zeit zu zählen wäre. Mit gewichtigen langsamen Schritten ging er des Weges und Niemand würde in ihm die Schalkheit vermuthet haben, der er mit Liebhaberei huldigte. War er es doch, von dem eine Menge der ausgelassensten Lieder herrührte, welche weit und breit durch den Mund des Volkes Wiederklang fanden, die so ziemlich zu allen Drehorgeln des Bezirkes gesungen wurden. — Notar Knoll setzte seine Stärke darin, die muthwilligsten Späße mit dem ernsthaftesten, ja grimmigsten Gesichte ins Werk zu setzen und blieb in seiner Ruhe, selbst wenn seine ganze Umgebung in das lauteste Gelächter ausbrach. Was aber war der eigentliche Zug seines Wesens? Er verachtete das philisteriöse Getreibe des täglichen Lebens, ohne ein anderes Remedium dagegen auffinden zu können, als den gutmüthigen Scherz, der gleichwohl öfter denjenigen nicht zu sanft berührte, der von ihm betroffen wurde. Ungemein erheiternd wirkte es auf ihn zurück, wenn er erfuhr, wie tausend Anekdoten von seinen lustigen Schwänken durch das Land liefen und wie seine Lieder eine ungemeine Verbreitung fanden; dann schmunzelte er vor sich hin und sagte kopfschüttelnd: „Nun, nun, ich trage doch redlich mein Theil dazu bei, den widerlichen Helden Griesgram aus seinen Positionen zu vertreiben.“ Es läßt sich nun allerdings nicht leugnen, daß mitunter die Argumentationen seiner schnurrigen Philosophie etwas materieller Natur waren, trotzalledem entsprangen sie aus einer tiefern Erkenntniß. Gleich dem großen Friedrich, der da gesagt haben soll, der Mensch wäre mehr zum Postillon als zum Gelehrten geschaffen, pflegte er zu sagen: Der Menschheit ist die Narrheit eines Hanswursten zuträglicher, als die Weisheit eines Murmelthiers.

Es würde mich über die Gränzen meiner Aufgabe führen, wollte ich hier mehrere seiner Eulenspiegelstreiche mittheilen; einer derselben wird schon genügen. Eines Tages befand sich unser Notar Knoll mit einigen Geschäftsfreunden auf Reise in einem sehr engen und unbequemen Postwagen, wie solche früher zur Abbüßung der Sünden in Gebrauch

waren. Da gesellte sich zu ihnen ein Passagier, dessen Plauderhaftigkeit und Aufdringlichkeit gar nicht zu beseitigen war und die Geschäftsfreunde erkannten, daß, würde dieser Mensch den ganzen Tag über ihr Gesellschafter bleiben, sie kein vernünftiges Wort verhandeln könnten. „Ich will ihn schon wegbringen," sagte Knoll und fing, als er die nächste Station herankommen sah, eine schauerliche Erzählung an, wie er vor neun Jahren einmal von einem tollen Hunde gebissen worden, wie ihn zwar der Schlüssel des heil. Hubertus gegen einen vollständigen Wuthausbruch geschützt habe, wie ihn dagegen noch jedesmal am Jahrestage dieses schrecklichen Unglückes eine ganz auffallende Beißlust befalle. „Heute gerade ist," fuhr er fort, „der Jahrestag; erschrecken Sie deßhalb nicht, wenn mir eine solche Neigung ankommen sollte, ich werde mich zu bezähmen suchen." Der lästige Gesellschafter erschrak auf das heftigste. Als nun das Stationsgebäude immer näher rückte, öffnete unser Knoll von Zeit zu Zeit plötzlich den Mund, sah den Reisegefährten scharf an und machte endlich auch so, als ob er ihn beißen wollte. „Postillon! Postillon! halt! halt!" schrie dieser entsetzt, sprang Hals über Kopf aus dem Wagen und lief, als ob ihn der böse Feind verfolge. „Zugefahren, Schwager!" sagte Notar Knoll, und nunmehr konnten die Reisenden in Ruhe ihre Geschäfte besprechen. — Genug davon. Notar Knoll liebte und übte, wie ich hinlänglich bewiesen habe, die practische Anwendung der schnurrigen Philosophie.

Was ist aber nun weiter noch zu beweisen? Was lehrt die Empirik nach Entwicklung dieser Beispiele? Daß die kopfhängende, knurrige Philosophie noch niemals der Welt Heil gebracht, daß sie im Gegentheil dazu geeignet ist und nachgewiesener Maßen dazu beigetragen hat, des Menschen Brust mit Zweifel und Beengung zu füllen, während die schnurrige Philosophie uns über alle Zweifel erhebt, einen frischen Blick in unsere Weltverhältnisse gestattet, die Brust erweitert und den Menschen stärkt, Manches leicht zu ertragen, was ihn unter der lähmenden Einwirkung der knurrigen Philosophie zu Boden drückt. Es unterliegt keinem Zweifel, was auch immer die Kirchenväter sagen mögen, die Welt ist nicht dafür da, daß der Mensch sich darin ärgere und quäle, sondern damit er sich, so gut es eben angeht, darin freue. Ein solcher Grundsatz hat mindestens eine gewisse Zweckmäßigkeit für sich, während jede andere Philosophie nichts weiter ist, als ein geheimnißvolles Wichtigthun mit extravaganten Behauptungen, welche unfruchtbarer sind, als Dornsträuche im Winter. Da stellt man lange Untersuchungen über Seyn und Nichtseyn, über Erkenntnißvermögen, Vernunft, Verstand, Wesen und Unwesen, über Absolutes und Relatives ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc. an — und was hat die Menschheit davon? nichts als knurrige Philosophen, die zwar zu sprechen vermögen, daß niemand sie versteht, die sich dagegen kaum selbst die Hosen zuknöpfen oder ein Butterbrod streichen können, die um einen Apfel zu pflücken, den Baum mit der Wurzel ausgraben, die, um leben zu können, sich vordem als Leichname seciren lassen möchten.

Freilich gehört zu jeder dauerhaften Philosophie ein consequentes System; da ich nun heute nicht dazu aufgelegt bin, ein solches auszuarbeiten, wollen wir dies bis auf ein andermal lassen.

Professor Dr.

Momente aus dem Leben großer Zeitgenossen.

Der Präsident macht einen Bericht
Im März 1848, darin er viel spricht,
Was in der Provinz für ein schlechter Geist,
Weßhalb er dieselbe täglich bereist
Und sein ernstes Gesicht läßt sehen,
Damit die Leute in sich gehen.

Im April
Steht ihm der Verstand still,
Doch betheuert er an allen Orten
Mit Geberden und Worten,
Daß er der neuen Ordnung ergeben,
Für die er will sterben und besonders leben.

Er versichert in Folge dessen
Dem Obrist der Bürgerwehr, ihn nie zu vergessen;
Er sei sein Freund von ganzem Herzen,
Diesmal thue er nicht scherzen.

1849 im Januar
Wird der Himmel etwas klar;
Da geht der Präsident wieder breit
Und sieht verachtend auf die Bewegung der Zeit.

Einige Monate nachher
Erhält er ein Reſcript, inhaltſchwer,
Vom Miniſter, das hat ihn nicht erbaut;
Es heißt, er habe zu wenig vertraut
Der Macht der Bajonnette und dem Heer,
Das macht ihn bekümmert ſehr.

Und im Dezember ejusdem
Wird es ihm plötzlich bequem,
Er erhält ſeinen Abſchied in Ruh
Und eine Penſion dazu.
Nun thut er verbotene Bücher leſen
Und behauptet, er ſei zu liberal geweſen.

Endlich ſpielt ihm der Tod einen Streich,
Das war der Provinz ganz gleich
Doch auf ſeinem Grabſtein iſt zu leſen,
Daß er ein großer Staatsmann geweſen,
Der ſich in jede Lage gewußt zu ſchicken
Bis zu den letzten Augenblicken: —
Der Edle wurde viel verkannt
Vom bornirten Unterthanenverſtand. —

2.

Der Regierungsſecretair Spitz
War ein Mann von vielem Witz,
Drum merkte er gleich in den erſten Tagen,
Daß die Revolution nicht viel zu ſagen,
Und man würde ſehr bald mit Kniffen und Pfiffen
Den conſtitutionellen Fels umſchiffen;
Drum blieb ſeine Haltung ſtolz wie immer
Auf der Straße, am Pult und im häuslichen Zimmer.

Indeſſen an ihn die Weiſung ergeht,
Da er ſich doch auf's Exerciren verſteht,
In die Bürgerwehr ſich aufnehmen zu laſſen,

Damit die gemeinen Klassen
Nicht allein die Waffen in der Hand.
Spitz bewundert den hohen Verstand
Seiner Vorgesetzten und mit savoir – faire
Nimmt er auf die Schulter das Gewehr,
Macht Wache, Patrouille und Parade mit
Und man sieht es an seinem Schritt,
Er diente als Feldwebel in der Linie mit.

Darauf erfährt er aus einem geheimen Rescript,
Daß es künftig keine Bürgerwehr mehr gibt,
Daß es im Gegentheil überall
Soll werden wieder, wie es früher der Fall;
Da erkennt er den reactionären Wind
Und freut sich darüber wie ein Kind.

Für seine Gesinnung wird in der That
Er bald auch zum Regierungsrath,
Er weiß sich drob gar nicht zu fassen
Und geht wie ein Truthahn über die Gassen,
Stolz und strack,
Und beständig fein im Frack.
Auch macht er täglich geheimen Bericht,
Was in dem Lande alles geschicht,
Und flickt mitunter dabei ein
Wie Vieles könnte besser sein,
Z. B. wie statt die Kammern zu berufen
Es besser sei, wenn an des Thrones Stufen

Man anbringe eine kleine Bank
Drauf würden diejenigen sitzen zum Dank,
Welche aus Gnade man könnte befragen
Ob sie dem König vielleicht etwas zu sagen.

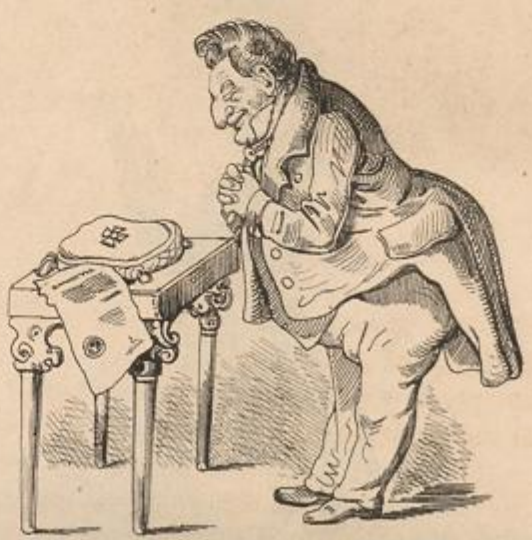
Schon hoffte er auf ein Dutzend Orden
Und wäre beinahe Präsident geworden,
Da kömmt ihm aber von ungefähr
Ein Adeliger in die Queer.
Da wird er zum erstenmal stutzig
Und nennt im Stillen den Minister „nichtsnutzig."
„Ist das der Dank für meine Treue?

Ha, käm' doch die Revolution auf's Neue!"
Dies alterirt ihn dermaßen,
Daß er muß zu Ader lassen.

Darauf wird er alt und krank
Und bekömmt einen gedrückten Gang,
Sein Bauch fällt ein und schlaff werden die Waden,
Und er verzweifelt an alle Gnaden,
Schafft sich an eine Brille
Und verbirgt unter einer freundlichen Hülle
Den Aerger, der ihn öfter befällt,
Wenn er zurücksieht auf die undankbare Welt.

So geht er siebenzehn Jahre herum
Und wird zuletzt bucklig und krumm,
Man heißt ihn das alte Regierungsräthchen
An dem gehorsamen Dräthchen.
Sehr gern erzählt er von den Tagen,
In denen er die große Revolution helfen schlagen.
Die Nachwelt sagt von ihm nicht
Daß er gewesen ein großes Licht.

3.



Bürgermeister von Pummelsberg erhält einen Orden
Und ist dadurch sehr glücklich geworden.
Die Bürgerschaft meint er hätt' noch nicht genug
Und bringt ihm einen Fackelzug;

Da weint er von seinem Balkon
Und spricht in schluchzendem Ton:
„Es ist der schönste Moment meines Lebens
Und ihr bringt ihn mir nicht vergebens."

Im Jahr neunundvierzig rückt vor sein Haus
Das Volk mit Sturm und Gebraus',
Wirft ihm die Fensterscheiben ein
Und schreit: Heraus mit dem dicken Schwein!
Er verläßt bei diesem undankbaren Worte

Das Haus durch eine Nebenpforte,
Und geht nach einer fremden Stadt,
Tiefsinnig über das Unglück, das ihn betroffen hat.
Es war dies die größte Fortschrittsthat,
Die er jemals unternommen hat.

4.

Herr Braller, der Advokat,
War Jederzeit ein Mann der That,

Vor dem März war er strenge
Und brachte ohne Nachsicht eine Menge
Leute an den Bettelstab,
Wenn seine Partei ihm das Geld dazu gab;
Nach dem März jedoch, gleich Saul,
Bekehrt er sich durch That und Maul,
Trat auf die Seite der Volkspartei,
Und wollte das Herz ihm brechen entzwei,
Sah er, wie dem armen Geschlechte
Vorenthalten wurden die politischen Rechte.
Es empört ihn dies dermaßen,
Daß er anfängt zu rasen,

Fast verliert den Verstand
Und rennt mit dem Kopf an die Wand.

Aber er thut sich doch nicht weh,
Sondern denkt: Ach Herrje!
Man muß klug sein in der Welt
Und alles kömmt darauf an, wie man sich stellt.
So trinkt er mit dem Proletarier Bier

Und zu Hause macht er sich ein Plâsir
Mit Champagner, Bordeaux und Punsch;
So geht ihm alles nach Wunsch.
Er tritt auch bald in die Nationalversammlung ein,
Da bemerkt er aber, o Pein!

Daß noch Viele sind dort,
Welche Meister vom Wort.
Das macht ihn sehr betroffen,
Denn er gesteht sich jetzt offen,
Daß er nicht das einzige Genie ohne Zweifel,
Und wünscht die Andern alle zum Teufel.

Darauf begegnet ihm eines Abends spät,
Als er eben nach Hause geht,
Der Teufel und bemerkt ihm darüber:

„Sehen Sie, mein Lieber,
Ich würde Ihnen gerne auf der Stelle
Einen Gefallen erzeigen, aber in der Hölle
Hab' ich der Genies schon eine solche Menge,
Daß ich mit dem Platz komme ins Gedränge.
Auch möchte ich nicht gerne in Conflict gerathen,
Mit den hohen deutschen Potentaten;
Das wäre mir fatal,
Von wegen dem entente cordiale."
Er sieht den Teufel verächtlich an
Und spricht: „Sie erbärmlicher Mann!
Hätte ich ein Tintenfaß zur Hand,
Ich schmiß es Ihnen an Ihren Verstand,
Wie Martin Luther es einst gemacht."
Dann wünschte er eine gute Nacht.

Als nun die Freiheitsglorie aus
Und die Nationalversammlung nach Haus
Getrieben wurde durch Soldaten,
Da ist mancher edle Mann gerathen
Ins Unglück, der mit treuem Herzen
Dem Volke lindern wollte seine Schmerzen,

Und ihm geben wollte eine Gegenwehr,
Daß man es nicht drücke allzusehr.
Mit solchen lief denn auch Dr. Braller,
Und schrie am lautesten, jetzt fall' er
Und seine ganze Existens
Für sein Volk, für die Nation!
Aber im Stillen mit mürrischem Ton
Wünscht er dem Gesindel die Pestilenz,
Das ihn durch sein Gebrüll verführt,
Daß er sich selber ruinirt.

Viele meinen, er würde in seinen alten Tagen
Noch einmal Orden und Titel tragen
Dieweil er bei Zeiten umgeschlagen.

5.

Lieutenant von Flederwisch war schon als Kind
Sehr militärisch gesinnt;
In diesem Alter war er rund und dick
Hatte aber bereits einen Feldherrnblick,
Eine Generalsstimme,
Und zeigte sich öfter in edlem Grimme

Wenn er den Hund oder die Katze durfte quälen,
Oder der Dienstmagd etwas befehlen.

Früh ward er Kadett
Und schlief statt in der Wiege im Bett;
Da nannte man ihn im Hause „Herr Sohn,"

Und schon,
Obgleich noch ein dummer Junge,
Besaß er eine geläufige Zunge,
Sprach bei den Mädchen von Liebe,
Dressirte einen Jagdhund durch Hiebe,
Und wußte Artigkeiten zu sagen,
Wofür man ihn hätte hinter die Ohren sollen schlagen.

Und täglich ward er länger
Und in den Hüften zusehens enger;
Auch bekam er einen Bart,
Zwar anfangs noch zart,
Doch mit der Zeit
Gereicht er ihm zur Freud'.
Darauf ward er mit einiger Müh
Lieutenant bei der Infanterie.
Da verstand er von allem am Best'
Knapp anzuziehen Rock und West',
Dadurch ward er bei den Damen beliebt
Und hat auch manches Rendez-vous verübt.

Doch that er sich mitunter auch vergessen
Und machte mit den Dienstmädchen Karessen,
Nannte sie: „Liebes Luderchen, schönstes Kind!"
Und wie solcher Namen noch viele sind.
Dann fragte er nicht nach Adel und Gnaden,

Aber wohl nach Taille und Waden,
Ließ sich leutselig herunter,
That verliebt, witzig und munter,
Und blieb als Ritter von Herz und Kopf
Immer galant auch bei Besen und Topf.

So glänzet dem Krieger ein friedlicher Stern,
Da kömmt auf einmal ein Engländer von fern,
Beleidigt den Helden durch spöttelndes Wort
Und begiebt sich alsdann nach Hause fort,
Setzt sich auf das Schiff mit ruhigem Blick
Und reiset per Dampf nach England zurück.
Was nutzt es dem Lieutenant, daß er mit Macht,
Griff nach seinem Degen, als ging es zur Schlacht?
Was nutzt ihm sein zorniges, funkelndes Aug'?
Der Engländer spricht: „Es ist nicht mein Brauch

Das Duell ist ja nur dummes Zeug,
Ich laß mich nicht ein auf Kinderstreich."

Als dies die Herren Offiziere vernommen,
Daß es zu keinem Duell gekommen,
Wollten Sie nicht dienen länger mehr
Mit dem, der beleidigt worden so schwer,
Bis er nach alter Ritter Manier
Sich wieder erworben der Ehre Zier.
„Wo ist nur der Schuft?"
Herr von Flederwisch ruft,
Dann nimmt er zusammen seine sieben Sachen
Und thut sich auf nach England machen;
In London, da hofft er den Lump zu treffen,
Der seine Ehre so wagte zu äffen.
So geht er auf's Dampfboot mit Löwenmuth,
Es lechzt seine Zunge nach englischem Blut,
Sitzet andern Leuten zum Schreck
Mit bloßem Degen auf dem Verdeck.

In England fragt er die kreuz und queer
Nach dem Capitain Bruxelmann hin und her,
Da hört er endlich nach sieben Wochen
Derselbe sei wieder aufgebrochen,
Nach Indien sei er zu Schiff;
Das bekümmert ihn tief.
Er schreibt deßhalb an seine Kameraden,
Man möge ihm doch in Gnaden
Die Reise nach Indien erlassen,
Denn er habe gar kein Geld in den Taschen,

Auch sei es ja noch ein Zweifel,
Ob er dort treffe den „verdammten Teifel."

Das Offiziercorps aber thut schreiben,
Es müsse bei seiner Ansicht bleiben,
So lange er sich nicht geschlagen,
Müsse es ihm jede Gemeinschaft versagen;
Denn sie alle wären fleckenlos,
Hoch und niedrig, klein und groß.
Es war rührend anzusehen,
Wie die Männer all' so rein dastehen.

Lieutenant von Flederwisch
Will auf diese Nachricht frisch
Nach Indien; jedoch in Ermangelung von Geld
Geht er vorher zum Juden, der ihn nicht prellt,
Sondern gegen fünfzig Prozenten
Sich verschreiben läßt seine Renten.
Nach vielen Strapatzen kömmt er
Endlich in's Land der Indier.
Dort hat er von dem Gesandten vernommen,
Daß er etwas zu spät angekommen,
Indem der Capitain vor einigen Tagen
Den Weg nach China eingeschlagen.
„Hol der Teufel!" spricht der geplagte Wicht,
„Das verfluchte Ehrengericht;
Ich muß, ich muß mich schlagen,
Und sollt' ich auch einen Andern kriegen beim Kragen!"
Da geht zufällig vorbei
Ein Wilder ganz nackt und frei,
Der zeigt ohne allen Respekt
Dem Lieutenant Dinge, die man sonst bedeckt.
Solches empört denselben so sehr,
Daß er sich nicht kann halten mehr,
Er faßt den armen Tropf
Ohne weiteres beim Schopf;
Dieser aber nicht faul

Schlägt dem Lieutenant auf das Maul,
Und erhebt ein wildes Geschrei.
„Gut," spricht der Lieutenant, „es sei!"

Er zieht seine Plempe und stellt sich bereit,
Der Wilde läßt ihm aber nicht Zeit,
Versetzt ihm eins über die Backe,
Daß es gab ein erschrecklich Geknacke.
„Kreuzschwerenoth!“ flucht der Held,
„Der kömmt wie bestellt.“
Dann läßt er sich verbinden und verschmieren
Und seinen Paß zurück visiren.

Mit einer Narbe auf dem Gesicht
Präsentirt er sich dem Ehrengericht.
„Hier, meine Herren, diese Wunde
Erhielt ich von dem englischen Hunde,
Aber ich brachte ihm dafür drei
Auf einmal bei.
In Indiens Sand, zwischen Stein und Gestrüppe,
Liegt jetzt sein Gerippe.
Denken Sie sich, als ich nach Indien kam,
Ich dort vom Gesandten vernahm,
Er hätte sofort reißaus genommen,
Als er gehört, daß ich angekommen.
Ha, dacht ich, vielleicht kann es dir gelingen,
Ihn noch zurückzubringen.
Richtig! ich treff' ihn noch auf den Wegen,
Ich wurde aber ganz verlegen,
Denn, um nicht erkannt zu sein auf der Stell',
Hatte er sich ausgezogen bis auf das Fell,
Splitternackt.
Denken Sie sich, wie abgeschmackt!
„Steh' Feigling!“ rief ich ihm zu
Und hatte keine Ruh,
Bis er sich mit mir geschlagen —
Sie können die Sekundanten fragen —
Uf Ehre! — Mich soll der Teifel holen,
Das heiß ich Einem das Fell versohlen!“

Das Ehrengericht darauf spricht so:
„Sie sind ein Lieutenant comme il faut!“

„Wegen ihrer Feinheit, Dehnbarkeit und Zartheit ist von jeher die französische Sprache als die des Hofes und der Diplomatie gebraucht.“ Splitnagel II. cap. 14.

„Aberst gnädige Frau, ich bitte! Wie können Sie von mir denken!? — Die Damen toujours avant la lettre!“*)

*) Ideenverbindung: *Lettre, Ledder, Leiter, Treppe.*

Juriſtiſches Examen.

„Wie zeigt ſich unſer gebeſſerter Rechtszuſtand in Deutſchland?“
„Daß wir in allen Staaten gemeinſchaftliches Recht beſitzen.“
„Wie nennt man letzteres?“
„Das Standrecht.“

O Amor! Amor! wo ſind deine Pfeile geblieben!?

„Na, mein lieber Freund, wie geht es Ihnen denn?“

„O — Herr Schoolmeſter — det geit mi heel ſlecht — mien ool Perd iſt ſtorben — un mien ool Ehegeſpons ook.“ —

Worte und Gedanken.

„Nicht wahr, Herr Ohm, es ist besser etwas lebendige aufgeräumte Kinder haben, als schläfrige sogenannte gut erzogene? Wir lassen der Natur freies Spiel!“

„Ja, ja die Natur ist die Hauptsache und ein Bischen Wildheit! wir waren ja auch jung.

(Das erste und letzte Mal, daß ich mich von solchen ungezogenen Kobolden quälen lasse.)

Herr. Sie sollten sich doch schämen, bei so rüstiger Gesundheit betteln zu gehen.

Bettler. Ja Hehrr det is mich selfst hart jenog! Ich bin aber aus moralischen Rücksichte früh gehirothet, un bin Vamilienvater von fünf unjezogenen Kindern, die konnte mich sonst jenog no Huuß bringe, dat ich mich um nüks zu kümmern bruchte, aber seitdem emohl dat Zutrauen verloren jejangen is, do muß ich mich leider als selfst bemühen.

„Net wahr, Herr Amtscopist, des sind de Krebs und de Zöpf', was mer Reactionäre nennt?"

„Larifari! Reactionär kömmt her von „re," des heißt „wieder," und Actionär; es sind also reiche und verständige Leute, dene ihre Actien wieder gut stehen."

„Klagt man doch aller Orten, daß die Märzerrungenschaften sämmtlich wieder in die Pilze gehen: ich werde meine da hinten wohl behalten müssen!" —

Worte und Gedanken.

Schüler. War denn der Jakob nicht sehr böse, daß er den armen Esau so betrog, und sehr bang, da er sich nachher so vor ihm fürchtete?

Hauslehrer. Jakob war der Liebling Jehovahs, Esau nicht — schreib weiter. —

Schüler. (Und der Jakob war doch ein schlechter Kerl und ich halt's mit dem Esau, daß ist so'n rechter Kossuth.)

Bedienter. Ach Jott, Sie schneiden sich, Herr Bresemeier, det ist nischt Neues, det is allens Makulatur vor's Inpacken, ick habe et hier in die Buchhandlung gekooft.

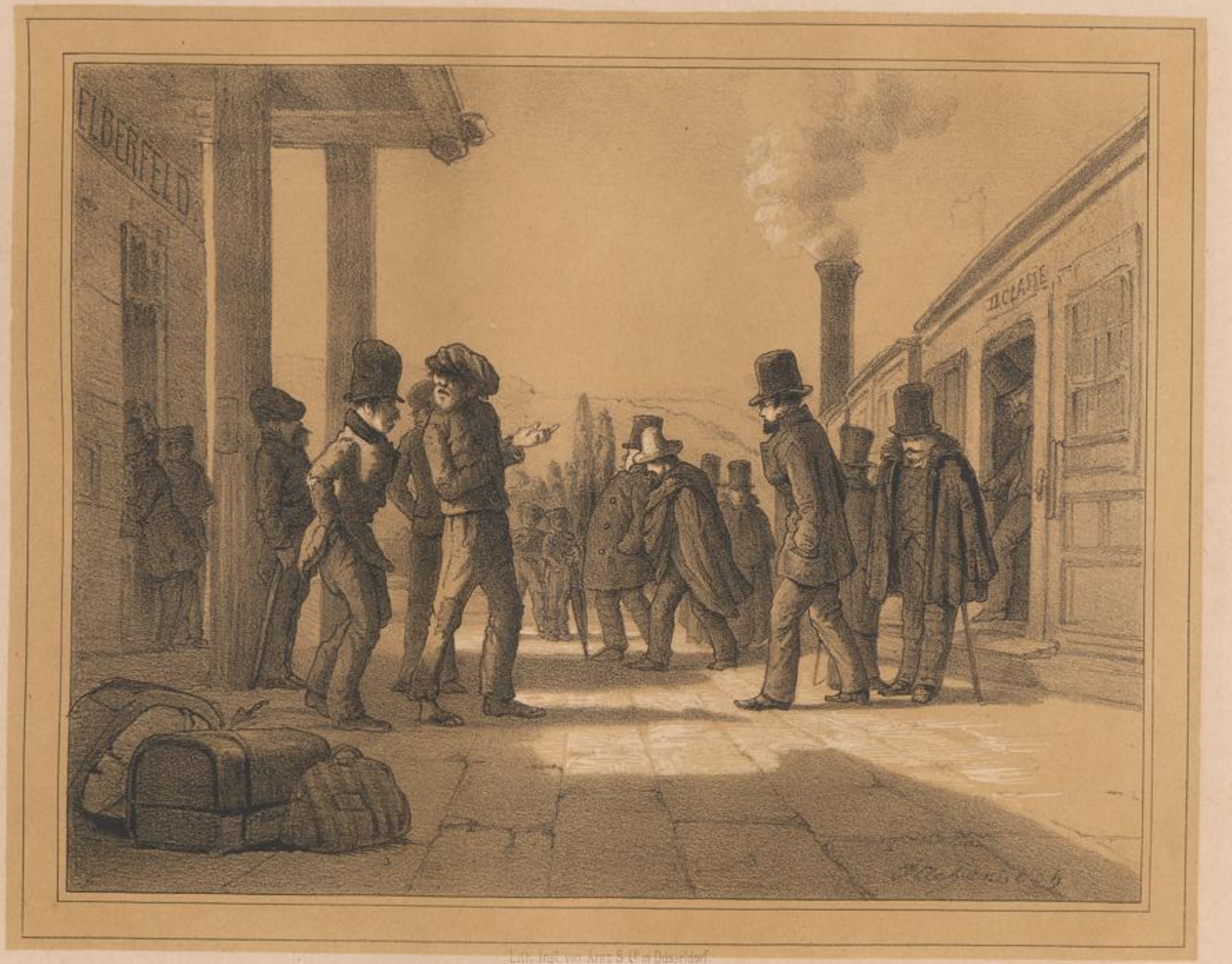
Bresemeier. J Herr Je! det sind ja lauter schöne Zeitungen!

Bedienter. Ja, det weeß ick ooch nicht, worum se det Makulatur immer noch bedrucken.

Süsse Rückerinnerungen.

Lith. Inst. v. Arnz & Cº in Düsseldorf.

_ Was mögen sie jetzt daheim anfangen! das Ann-Marie hat die Erdäpfel auf'm Feuer und dann giebt's'nen Speck-Pannkuchen und ein Maas Bier und ein Federbett, brrr! _ Das Vaterland sieht uf Euch, sagt der Major, ja **sehn**, in'ner solchen Nacht!!!



Lith. Inst. von Arntz & Cº in Düsseldorf.

Sind dat Düsseldorfer Demokrate?
Dat sind jo ganz ordentliche Leut! —

Lith. Inst. v. Arntz & Cº in Düsseldorf.

—— Nu, meine Herren, kaafe Se mer 'ne National-Versammlung ab, Stück vor Stück 6 Kraizer.—

—— Ah bah, geh haim, was se werth is, wisse mer wohl, awwer sag' uns emol, was se uns kost?!—he?—

Carl Gottlieb Schwefelbachner's kosmopolitischer Enckkasten

mit naseweisen und vorlauten Volksbemerkungen versehen.

Schwefelbachner singt:

Ihr Leite tretet näher 'ran
Un seht Euch die Jemälde an.
Ick singe Allens — falsch un wahr,
Wie jrad die Zeit et bietet dar.
Und Keener braucht sich zu schöniren
Denn Jeder darf hier oponiren.

Singt weiter:

Det hier is een historsches Bild
Wie Sie bemörken werden;
Es wimmelt nämlich Allens druf
Von Menschen un von Pferden.

Hier links die lahme, dürre Frau
Mit ihren bittren Mienen,
Is eene Oktro = Konschtuzjon,
Die unlängst is erschienen.

Un rechts, janz rechts der dicke Mann
Mit seiner spitz'gen Mütze,
Det is — — — nu ja, wahrhaftig nich —
S'is — — nich der ole Fritze.

Det Volk von hinten, vorn, links, rechts —
Na — kurz von allen Seiten
Det schreit mant immer: Viehsad hoch!
Un kommt bald um vor Freiden.

Störenfried. Na, mir scheint et vielmehr, als ob det Volk de Hände über den Kopp zusammen schlagen thäte.

Schwefelbachner. Entschuldjen Se mich jehorschamst, det is wohl nur een Zufall un liegt blos an den Maler.

Störenfried. Stille, Männeken, ick denke, det soll wohl mehr als bloser Zufall sind, et is Malise.

Leisohr (heimlich zu Schnappauf.) Kennst'n den mit det lose Maul?

Schnappauf. O ja, ick kenne ihm.

Leisohr. Weeßte wat, Schnappuff, den dehnunzieren wir.

Schnappauf. Nee, det lohnt sich jetz jar nich mehr de Mühe, blos eenen lumpigten Dhaler vor eene Dehnunzazjon —

Leisohr. Mant immer zu; ick denke mich, die Menge muß et bringen.

Schwefelbachner singt:

Hier is een Bild, sehr eenfach zwar,
Alleen nich minder wichtig,
Dem Zöpter dient et zum Modell
Un Viele finden's tüchtig.

Von nun an will man dieser Form
Den Vorzug immer jeben.
Det Bild is treu un obendrein
Jezriffen aus det Leben.

Lüffke. Na, det jeht mich ooch über meinen Horizont, det is ja een Zopp, aberst keen Zöpter.

Schwefelb. Haben Sie et denn nich jehört, et is erstens blos eene Sprachabstammung un zweetens een Modell.

Lüffke. Entschuldjen Se jütigst, wat is'n det een Modell?

Schwefelb. Een Modell is unjefehr so viel wie eene Allegorie.

Lüffke. Un wat is'n eene Allejurie?

Schwefelb. Eene Allegorie is unjefehr so viel wie een Modell.

Lüffke. Ah so, nu verstehe ick Ihnen schonst.

Schwefelbachner singt:

Det hier is een sehr jroßer Mann
Der Kaiser aller Reußen;
Er macht een schreckliches Jesicht,
Als wollt' er Eenen beußen.

Un dieset Buch, wat vor ihm liegt,
Det macht ihm sehr besorget,
Weil dadrinn ufjeschrieben steht,
Wat er bis jetz verborget.

„Mein Schwager,“ sagt er, „is een Mann
Der jeht nich durch de Lappen;
Ick hoffe auch, ick thu' ihn nie
Uf solchen Weg ertappen!“

„Det Jeld, wat ick nach Wien jeborgt
Bringt wenig Interessen.
Ach Jott! Wär noch der Metternich,
Dann wollt' icks schonst verjessen.“

„Doch hier Potztausendsapperment!
Der König der Franzosen,
Der jing, ach! durch de Lappen mich
Sammt seine rothen Hosen.“

„Hier steht er nu mit jroßer Schrift:
Funfzig Milljonen Gulden!
Doch leider Jottes sind det nur
Janz faule, faule Schulden.“

„Am Besten is et, wenn ick lösch,
Jleich diese drei Register,
Denn alle Förschten haben jetz
Zu pfiffige Minister!!“

Störenfried. Det muß Eener sagen — zu pfiffige Minister! Ha, ha, ha, ha, ha!

Wichling. Mich scheint et ooch, als werr der Kaiser een Bisken uf den Holzwege, wenn ick an unsere Minister denke.

Apitz. Na, un unsre Minister!

Bepitz. Un unsre!

Cepitz. Un unsre!

Depitz. Un unsre!

Epitz. Aber unsre erscht!

Fepitz. Un unsre ebenfalls erscht recht oh kontrehr!

Gepitz. Et is Allens noch nischt nich jejen unsre!

Hapitz. Un jejen unsre!

Ipitz. Un jejen unsre!

(Unter den Zuhörern sind die Herren Apitz bis Zetpitz derselben Meinung*).)

Schwefelb. Mit Ihre jütigste Erlaubniß un ohne allerhöchsthohe Jenehmijung werde ick jetz die Ehre haben, Ihnen zwei Bilder aus die neue welthistorische Jeschichte vom Kriege mit Dehnemark vorzuführen. Beede jehören der niederländischen Schule an, wat ick aberst jehorsamst nich mit der niederträchtigen Schule zu verwechseln Sie zu ersuchen mir die Freiheit nehme.

Störenfried. Na, Schwefelbachner, mant los, anjefangen. Zu wat plagen Se uns noch mit eene schlechte Vorrede.

Schwefelb. Ick wollte mich nur eene schlechte Nachrede ersparen.

Schwefelbachner singt:

Wie Sie schonst wissen thut allsetzt
Herr Friedrich, Nummer Sieben,
Im Königreiche Dehnemark
Regieren zu belieben.

Der sagte einst zum Admiral:
„Jetz nimm mich een'ge Schiffe
Un jieb den stolzen, deitschen Volk
Een Paar recht derbe Pfiffe.“

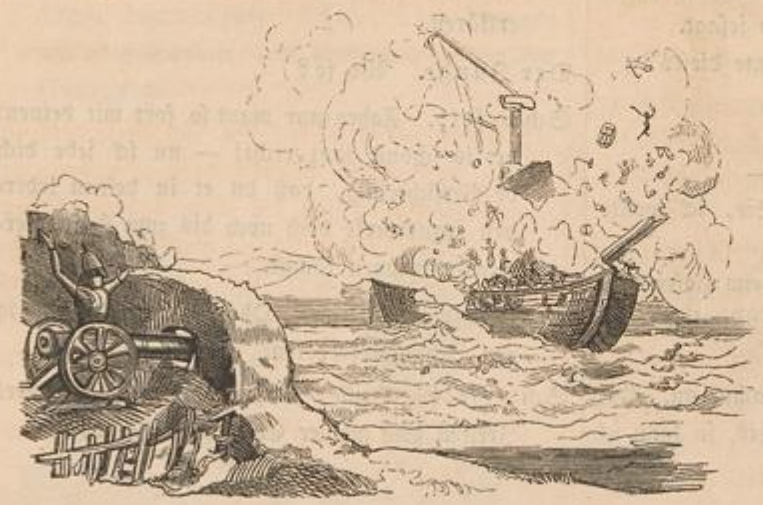
Der Admiral sagt! *Oui!* un kommt
Zu Schiff nach Eckernpferde
Des er, wie er sich ausgedrückt,
Erst noch zermalmen werde.

Alleene, aberst un jedoch
So war et nich bestimmet,
Weil er uf eene Sandesbank
Mit seinen Schiff gekimmet.

Worauf nun ooch in aller Eil
De Deitschen voller Einheit
Die Flotte schießen in den Jrund
Mit rascher Unjemeenheit;

So daß der sel'ge Christijan —
So hieß det Schiff — der Achte
In kurzer Zeit mit Mann und Maus
Pautz! auseinander krachte.

*) Also doch einmal Einigkeit in Deutschland.
Anm. d. Setzers.



Der Jefion ward angepackt
Und rasch gemacht zur Prise;
Doch paßt nur uff, daß Deitschland noch
Sehr beißend findet diese.

Querkopf. Wat? Ihr Lied is schonst aus — un wat soll dieser melancholerrische Schluß?

Schwefelb. Lassen Sie mir dieset eenen Andern als Ihnen erklären, von Ihnen werde ick mißverstanden.

Schnappauf. Na, so erklären Sie et mich.

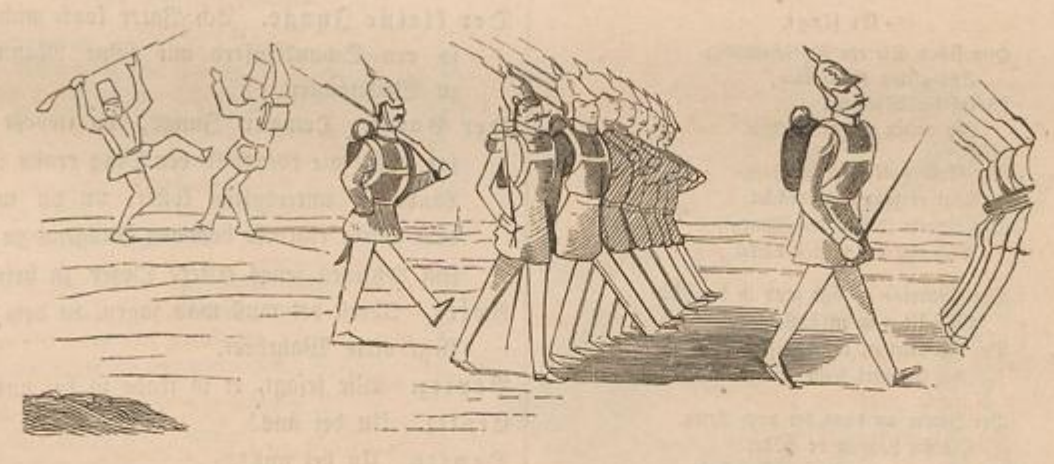
Schwefelb. Wohlan, so will ick es Ihnen in de Ohren flüstern, daß janz Deitschland et hören soll! Bei eenen so schmähligen Frieden muß doch janz gewiß Deitschland noch die Schiffe bezahlen! Oh pfui, pfui, pfui!

Schnappauf. (drückt den Hut in das Gesicht, wickelt sich enger in seinen Mantel und murmelt für sich:) Leuerkasteninbewejungssetzer! Du bist fürchterlich! Morgen bist du arröthirt.

Schwefelbachner singt:

Doch dieset hier is noch een Bild
Des letzten Dehnenkrieges.
Es heeßt: Der Deitschen Retirad
Trotz ihres letzten Sieges.

Herr Friedrich, Dehnenkönig — ist —
Ick weeß et janz jenaue!
Verwandt mit eenen deitschen Fürscht,
Wenn nich mit dessen Fraue.



Nu sagt der Ferscht: (ick nenn ihn nich,
Ick förchte de Jesetze!!! —)
„Et is nich recht, wenn man zu sehr
De armen Dehnen hetze."

„Drum ziehe, Deutschland dir zaruck,
Du wirst dir zwar blamiren,
Doch möchte ick de Freundschaft nich
Vom Dehnenferscht verlieren.

Jetz sehen Sie des deitsche Heer
Allhier nach Hause jehen,
Un so wat — saget Alt und Jung —
Hat man noch nie jesehen.

De Dehnen in den Hinterjrund,
Die freuen sich von Herzen,
Daß ihre Sieger (s'is ne Schand)
Den Aufenthalt verkörzen,

Ein Junge. Na, det is mant schonst janz recht, mei Meester hat et ooch jesagt.

Schwefelb. Janz recht? Wer sagte dieses?

Der Junge. Ick habe et jesagt.

Schwefelb. Wer sind Sie?

Der Junge. Ick bin Lehrjunge —

Schwefelb. Ah, entschuldigen Sie, ick wollte sagen: Wer bist du?

Der Junge. Ick bin Lehrjunge beim Hofriemermeester, un mei Meester is Mitglied vom Treibunde.

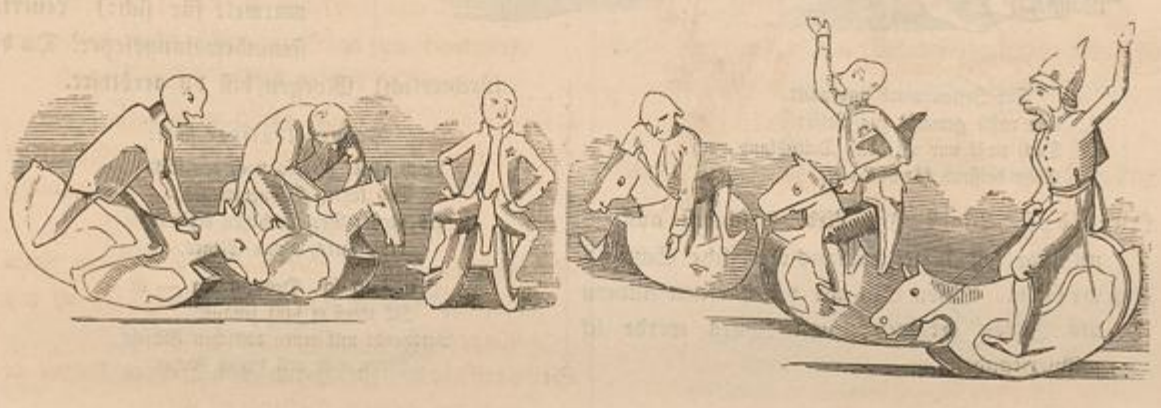
Schwefelb. Is er? J, sieh eenmal an. Ja, wenn dein Meester Hofriemer is, so kann ick mir na nu ooch deine politische Meenung erklären.

Der Junge. Wo so?

Schwefelb. Fahre nur mant so fort mit deinen: det is schonst janz recht! — un ick jebe dich de Versicherung, daß du et in deinen ledernen Handwerke ooch noch bis zum Hofriemermeester bringen kannst. —

Ein kleiner Junge. Oh Jemine, det is ja een Schaukelpferdeken.

Schwefelb. Stille, junger vorlauter Deitscher! Ireifen Sie meiner Erklärung nich vor.



Er singt.

Hier sehen Sie een Fortschrittsbild
Aus vielen Kabinetten,
Woruf die Ministerii
Jetz reiten um de Wetten.

Der Erste hat det Kultusfach
Wat er janz niederdrücket;
Der Zweete (det is der Finanz!)
Sich mit den Ersten bücket.

Der Handels- — sitzt grad in der Mitt
Un hält noch uf Balanse,
Der Auswärt'ge, der schläft fast ein;
Ihn kümmert keene Schanse.

Der Inn're un dann der vom Krieg,
Die sin hoch in de Höhe,
Un schrein aus vollen, vollen Hals,
Der: Puff! un Jener: Wehe!

Un wenn des Volk die Leite sieht
So uf dem Pferde schaukeln,
Dann sagen se: Ei, det jeht rasch!
Un Keener denkt an's Jaukeln.

Inzwischen bleibt det jute Pferd
Stets uf derselben Stelle,
Un die's verstehn, die nennen det
Die — diplomat'sche Schnelle!

Der kleine Junge. Ach Vater koofe mich ooch so een Schaukelpferd mit so'ne Männekens zu Weihnachten.

Der Vater. Dommer Junge, du weeßt noch jar nich, wie theuer so een Ding eenen janzen Lande zu unterhalten kostet, un du mutheſt dem Vater eines so dommen Jungens zu, diesem Letzteren jenes erstere Opfer zu bringen?

Apitz. Aberst det muß man sagen, in dem Bilde liegt viele Wahrheet.

Bepitz. Wie jesagt, et is jrade so bei uns.

Cepitz. Un bei uns!

Depitz. Un bei uns!

Epitz. Un bei uns!

Fepitz. Un bei uns!

Gepitz. Un bei uns!

Hapitz. Un bei uns!

(Unter den Anwesenden sind die Herren Apitz bis Jetpitz derselben Meinung*).)

*) Zweiter Beweis einer möglichen und thatsächlichen Einheit Deutschlands. Anm. d. Setzers.

Schwefelb. Doch dieses ist een Bild aus der ältern bizantinischen Schule, aber hinjegen nichtsdestoweniger von bleibender historischer Wichtigkeit.

Er singt:

Hier sehen Sie den Jroßsultan
Uf seinen Disahn sitzen,
Nachdem er sich een Dampfbad nahm
Un thut noch sehre schwitzen.

Sein Freund, der Kaiser Nikolaus,
Hat nämlich ihm jerathen,
Daß er sich soll in russischen Dampf
Des Tages dreimal baden.

Un jern jehorcht der Jroßsultan
Dem strengen Russenkaiser;
Denn Nickel is een strenger Mann
Wie alle Nickelläuser.

Der Mann, der bei dem Sultan steht
Det is der Herr Jehsandte,
Der jeht derekt nach Frankfurt
Am Main im deutschen Lande.

Der Sultan gibt ihm Inschdrukzjon
Wie er sich soll enehmen,
Uf daß de terksche Pforte sich
Braucht seiner nich zu schämen.

„Du wohnst," sagt er, „im Weidenbusch,
Un ißt," sagt er „im Schwane.
Un paßt hübsch uf, wenn Ener schimpft
Uf Terken un Sultane."

„Na," fragt Jehsandter, „wenn se nu
Uf uns recht rehsoniren?"
„Dann," sagt der Sultan, „schimpfste mit,
Des darf Dir nich schönіren."

„Un sag een scheenes Kompelment
Doch an den Herrn von Jägern.
Ick acht ihn sehr und freute mir,
Könnte ick mir ihm verschwagern.

Querkopf. Un wat sagt denn na nu Jagern, wenn er det Kompelment hört, da er doch schon längst jar nischt nich mehr in Frankfurt is?

Schwefelb. Davon schweigt immer noch die Jeschichte, weil der terksche Jehsandte noch jar nich in Frankfurt anjekommen is.

Querkopf. Noch nich anjekommen? wie kommt denn dieses?

Schwefelb. J Jott, er hatte sich in Konschtantinnobel aus Versehen uf den Omnibus nach Frankfort an de Oder einschreiben lassen un sein Versehen erst in dieser Stadt jemerkt.

Querkopf. Na, dazu jehört ooch viel.

Störenfried. Bitte recht sehr, hochgeöhrter Sprecher, dazu jehört sehr wenig — nämlich — Verstand.

Schwefelb. Er is aber nach den neuesten Nachrichten, freilich etwas zu späte, jetz uf den Wege nach Frankfort am Maine.

Störenfried. Zu Herrn von Jagern kommt er ooch um eenen Posttag zu späte.

Schwefelbachner singt.

Hier sehen Sie den Metternich
Just dort in England angeln;
Uf eenmal kriegt er eenen Brief
Von seinen Freund, Herr Rangeln.

Der schreibt ihm: „Bruder, weeste wat,
Et is nöch nischt verloren,
Et jiebt bei uns noch sehre viel
Erschrecklich lange Ohren."

„Paß nur mant uf, eh noch een Jahr
Von Heut an wird verjehen,
Dann werden wir, ick wette druf,
Dir hier in Deitschland sehen."

„Du jlobst et nich, wie kunterbunt
Hier Allens wird jetrieben.
Na nu adjes, een Kompelment
An Alle, die wir lieben!"

Der Metternich springt in die Höh
In seiner jroßen Freude
Un sagt: „Es jiebt in Deitschland doch
Noch rechte jute Leute!"

Da thut die Angelruthe sich
Uf eenmol sehre bücken;
Er zieht — un zieht den Stockfisch 'raus,
Den sie allhier erblicken.

Querkopf. Sagen Sie eenmal, Schwefelbachner, hat denn jener Stockfisch ooch eene politische Bedeutung?

Schwefelb. Allerdings.

Querkopf. Un welche, wenn ick mir die Freiheit dieser Frage nehmen darf.

Schwefelb. Der Stockfisch, det sind Sie.

Querkopf. Icke? Entschuldigen Sie, beleidigen Se mir nich, ick habe Ehrjefühl un bin een Deitscher.

Schwefelb. Nebenbei aber trotzdeswegen immer noch een — Stockfisch!

Volkssouveränität

Schwefelbachner singt:

Det is een Bild, wat jeden Mann
Un jede Frau muß rühren,
Un wer den Kopp noch nich verlor,
Der kann ihn noch verlieren.

Querkopf. Det nehmen Sie mich aber ooch nich übel — Sie nennen dieset een Bild? Et is ja nur een Strich.

Schwefelb. Ick bitte um's Wort, Herr Querkopp, halten Sie einstweilen Ihre Sprachorgane un lassen Sie mir aussingen.

Er singt:

Wohl hoffte mancher immer noch
De Zeiten würden besser,
Alleen der Hoffnung Morjenroth
Wird blaß un immer bläßer.

Un diesen selb'gten dicken Strich,
Den habe ick gezogen
Durch eene Hoffnung, die bis jetz
Uns jrauliglich betrogen.

Querkopf. Na, hören Se, det is nich wahr.

Stillgrimm. Wat, des were nich wahr? Nee, der Leuerkästner hat janz Recht, aberst dieses is eben des Unjlück der Kön — — Völker wollt ick sagen, deß sie de Wahrheet nich hören wollen.

Schwefelb. Aberst erlooben Se, Jütigster, ooch Sie haben Recht, aberst diese Phrase is nich mehr janz neue un ooch nich von Ihnen.

Stillgrimm. Allerdings nein! Aberst ick wollte ick hätte se jemacht, ick würde stolz druf sind.

Leisohr. (heimlich zu Schnappauf.) Hast Du des jehört? des is Hochverrath, den dehnunziren wir ooch. Siehste, drei Mann dehnunzirt à eenen Dhaler macht drei Dhaler! Ick sage et ja immer: De Menge muß et bringen.

(Die Menge zerstreut sich.)

(Schluß folgt.)

Muck und Hanne.

Eine ungereimte Romanze nach dem Altspanischen.

Ach wie blus der Wind so schaurig
Achtzehnhundertfünfundvierzig!
Und wie war so graulich kalt es
Achtzehnhundertfünfundvierzig
In Berlino!

Mehr als Einer — Hundert — Tausend!
Haben den Verstand verloren,
Und nur die, so keinen hatten,
Waren sicher vor der Kälte
In Berlino.

Und aus Hinterpommern war ein
Grenadier auch im Quartiere,
Der so schmuck, so groß, so lieblich,
Wie gar selten nur die Pommern
In Berlino.

Und aus Torgau wieder war ein
Kindermädchen auch im Dienste,
Die so schmuck, so fein, so lieblich,
Wie gar viele Kindermädchen
In Berlino.

Muck — so hieß er; Hanne hieß sie,
Und sie hatten sich gesehen
Einst in Moabit und liebten
Sich jetzt schon seit sieben Monden
In Berlino.

„Muck," so sagte gestern Hanne,
„Komm mich doch mal Morjen Abend,
Unjefähr so um halb Neun Uhr,
An de Hausthür meiner Herrschaft
In Berlino.

War am fünften Tag im Jänner,
Wo die Hann' den Muck bestellte.
Kalt war's, daß die Hunde heulten,
Aber Muck erschien zur Stunde
In Berlino.

Wartet eine Viertelstunde —
Dann noch eine — wieder eine — —
Ist schon müd und steif gefroren,
Doch er harrt noch immer treulich
In Berlino.

Und er setzt sich vor die Hausthür
Seiner Liebsten. — Unglücksel'ger!
Oh! bejammernswerther Pommer!
Wirst erfrieren — ja, erfrieren!
In Berlino.

Endlich naht die Langersehnte.
In der Hand trägt sie ein Päckchen;
Sieht den kalten Pommer sitzen
Schüttelt ihn nnd ruft: „Wach uf nu!"
In Berlino.

Aber Jammer! Denn nicht regen,
Nicht bewegen will der Muck sich,
Wie auch Hanne schmeichelnd flüstert:
„Mach mich keene schlechten Witze!"
In Berlino.

Muck blieb kalt — — er war erfroren!
Und im übergroßen Jammer
Wußte Hann' sich nicht zu helfen
Noch zu rathen. Nein! — sie weinte
In Berlino.

„Wat soll ick alleen uf Erden!"
— Rief sie schluchzend — „ick will sterben!"
Und sie nahm das kleine Päckchen,
Packt es auf und weint noch stärker
In Berlino.

Ein Paar dicke, woll'ne Strümpfe
Waren drinn, für Muck bestimmet.
Und sie nimmt sie jetzt — und — würget
Greulich sich damit zu Tode
In Berlino,

Ach! da lagen sie nun Beide,
Todt und friedlich still beisammen.
Leute gingen jetzt vorüber,
Schauderten und — blieben stehen
In Berlino.

Beide wurden fortgetragen,
Fort in eine Todtenkammer,
Wo es warm, doch still und schaurig
War — und dort ließ man sie liegen
In Berlino.

Mochten dort gelegen haben
Wieder eine volle Stunde,
Da thaut Muck, der schöne Pommer,
Auf und sieht sich um mit Schaudern
In Berlino.

„Na, wo bin ick? Droom ick, wach ick? —
Ne, weeß Jott! Det is ja Hanne!"
Und er rüttelt sie, doch bleibt sie
Todt und stumm, die sich erwurgte
In Berlino.

Pommern selten leicht begreifen;
Auch der Muck mußt' sich besinnen,
Aber endlich ist's ihm deutlich,
Wie sich Hann' für ihn getödtet
In Berlino.

„Wat soll ick alleen uf Erden?"
— Rief er gähnend — „ick will sterben!"
Und er nimmet seinen Säbul
Schlägt den Kopf sich ab höchsteigen
In Berlino.

Heute noch gehn Nachts um Zwölfe
Muck und Hanne gräulich spuken;
Hanne mit dem Strumpf am Halse —
Muck trägt seinen Kopf im Arme
In Berlino.

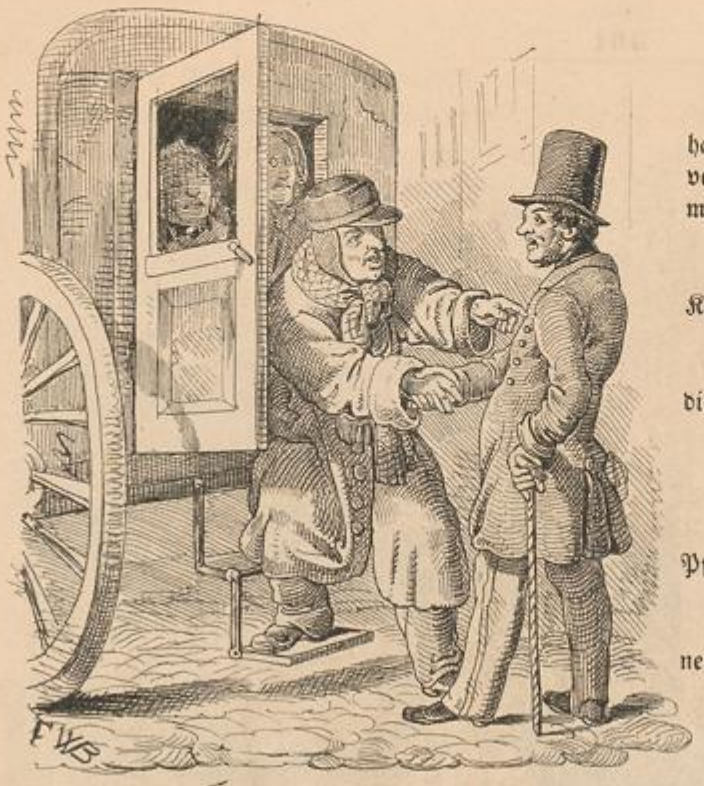
Was daraus zu schließen:

In der Kälte laßt, ihr Mädchen!
Nicht zu lang den Liebsten harren,
Und ihr Männer! schlagt wie Muck nicht
Gleich so rasch den Kopf Euch ab dann,
In Berlino und wo anders!

„Um Vergebung, mein Herr, welches ist das schnellste Beförderungsmittel von hier nach Cöln, Dampfschiff oder Eisenbahn?“

„Ich würde Ihnen zu Keinem von Beiden rathen, die schnellste Gelegenheit ist unstreitig der Telegraph, und da ich in der Kölner Zeitung eben lese, daß dieser seit dem 1. October dem Publikum eröffnet ist, empfehle ich Ihnen die Benutzung desselben.“

„Herr je! hätte ich nie gedacht, daß ich per Telegraph fahren würde!!“



„Also Du wohnst jetzt in Potsdam?“

„Seit'n halben Jahr. Du weeßt, ich habe jetzt'n Frau un'n Kind un bin ooch verheirathet — na det mußte sehen! Besuche mir man bald!“

„Ja aber wo wohnste denn da?“

„O det kannste leicht finden; weeßte de Krummen Jasse? —“

„Ne! —“

„Oder det Wirtshaus zum alten Irenadier? —“

„Ne! —“

„Oder de Schandarmen-Wache? —“

„Ne! —“

„Aber den langen Jottlieb mit die dicke Pfeife vor die Dühr weeste doch? —“

„Ne! —“

„Na siehste, da wohne ick just jrade daneben.“

Demokrat. Na sagst du auch mit deinem v. Gerlach, daß der olle Fritze keene Religion nich gehabt hätt, du oestreichisch-russischer Kreuz-Zeitungs Ritter?

Reactionär. Ich werde es meinem Vater sagen, daß es wirklich noch Demokraten gibt, du sollst meine Antwort im „Zuschauer“ finden, revolutionäre Kröte!

„Gott vergelt's Ihne tausendmal."

„Nu, was thu ich dodermit, do hab ich sechzeh Gulde verzick."

---

150 Thaler Belohnung!!

Demjenigen, der mir beweisen kann, daß ich jemals eine schwarz=roth=goldene Kokarde getragen habe.

Johann Meier

Mitglied des Treubundes und Lehrer an der Kinder=Verwahranstalt zu T.

Was ist „Octroyiren?“

(Eine Zeitfrage.)

A. Na nu sage mich nur eenmal, wat heeßt denn det eegentlich: okdrohieren.

B. Det Wort stammt wenn ick nich janz irre, von det Iriechische ab, un wat et heeßt, kann ick Dich uf deitsch nich sagen, aberst wat et unjefähr bedeitet. Hast Du een Fünfsilberjroschenstück bei Dich.

A. Jlücklicher un unbejreiflicher Weise!

B. Na siehste, det nehme ick jetz un jebe Dich davor andre landesibliche Münzsorten.

A. (Das empfangene Geld nachzählend) Eens, zwee, drei — Wat! Det sind ja blos drei Silberjroschen sechs Pfenninge. Du hast mir mit mein Fünfsilberjroschenstück angeführt.

B. Angeführt? Jott bewahre, ick habe Dich nur davor eene andre Münzsorte okdrohjirt!

Lith. Inst. von Arntz & Cie in Düsseldorf.

Die letzte freie Wahl.

Wähl' ich die Eine, werd' ich geruthet,
Wähl' ich die Andre, so werd' ich geknutet.
Da hol' der Teufel das Wählen –
Man will uns ja doch nur quälen.

Lith. Inst. von Arnz & Cº in Düsseldorf

Herrein, meine Herren, herrrrrr—ein! Es ist noch Zeit; Sie kennen die grausige Geschichte vom Bürgermeister Tscheck und von dem Republikaner Hecker auch, aber Sie haben noch nicht gesehen die gräßliche Bösewichterin **Germania**, *welche ertappt worden ist, als sie alle Fürsten, Könige und Kaiser vermördern wollte. Dieselbe ist an der französischen Grenze eingefangen worden und haben Se Majestät der Kaiser von Russland die Gefälligkeit gehabt, mir dieselbe zu überlassen! Herrein meine Herren, herrrr–ein. Es ist die größte Merkwürdigkeit, die blutgierige Person zu sehen, wie sie jetzt von ihren Gewissensbissen gequält wird und dabei ein sanftes und betrübtes Gesicht macht. *In einem besondern Cabinet wird auch die deutsche Reichsverfassung gezeigt, welche ein falscher Paß war, womit sie durchbrennen wollte; aus besondern Gründen wird jedoch nur Erwachsenen über 60 Jahre der Eintritt gewährt. Nur herrein, gleich wird die Bösewichterin mit blutigen Knochen gefüttert. Allons.*

Lith. Jnstitut. von Arnz & Co in Düsseld.

Das große Insiegel des deutschen Reichs.

Die Jdee zu diesem mit antiker Simplizität entworfenen Siegel, welche durch das Echtdeutsche und Ursprüngliche der Erfindung und Darstellung alle die zahlreichen Conkurrenzen zu verdrängen im Stande war, gehört einem noch jungen Künstler aus Cassenwalde, Habakuk Sadebaum, an.—

Lith. Inst. v. Arnz & Cº in Düsseldorf.

Lith Inst v. Arnz & Cº in Düsseldorf.

Wollen Sie nicht so gefällig sein und sich der Einigung Deutschlands anschliessen ? — —

Lith. Institut von Arnz & Cº in Düsseldorf.

Scene aus dem Paradies.

Geni'r ich Jhne, dann sagen S'es,
dann geb' ich Jhne eins ins Gesicht.

Wahlumtriebe.

Lith. Inst. v. Arnz & Cº. in Düsseldorf.

Democrat.

Constitution heißt Zwangsarbeit, Constitutionelle Monarchie heißt: Einführung der Jesuiten, Militärherrschaft, Volksunterdrückung, Sclaverei, Frohndienst. Stimmen Sie mit den Demokraten!—

Constitutioneller.

Democratie heißt Königsmord, Aufhebung der Gesetze, Pöbelherrschaft, Mord, Tod und Vernichtung. Stimmen Sie mit den Constitutionellen!—

Lith. Inst. von Arnz & Cº in Düsseld

Lampenputzerpolitik.

„Schall ik die mal wat säggen, Stoffel—wenn Ungern und Bemdinski und Polen dichter bei Sleswigholsteen legen dähn—so wören de Dänen ok all lang doot!—"

Lith. Inst. von Arns & Cº in Düsseldorf.

„Arretiren Sie gleich diese Person. S'is man der „Vater meiner Geliebten, er will mir die größte „Märzerrungenschaft," wie man zu sagen pflegt, er will mir das Associationsrecht verkümmern!"—

708/37 100 7/8
I 6.65
4/1

STÄDT. BÜCHEREIEN
DÜSSELDORF